KUNSTWART

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Juliheft 1910

Weltausstellungen. Von Johannes Buschmann 1

Byron. Von Friedrich Kuntze 7

Lose Blätter: Aus Luise Algenstädts „Von Amts wegen" 11

Rundschau: Tausendgucker (H. Scharrelmann) ▪ Kleinstadtromane (W. Rath) ▪ Kopisch (W. v. Scholz) ▪ Peinliche Aufrufe (K. Bicheroux) ▪ Hoftheater und Staatstheater (Avenarius) ▪ Berliner Theater (Fr. Düsel) ▪ Vom Freilichttheater Hertenstein ▪ Vom Tonkünstlerfest in Zürich 2 ▪ Mohammedanische Kunst (G. M. Richter) ▪ Die Pfullinger Hallen (P. Klopfer) ▪ Vom restaurierten Bürgel (R. Pannwitz) ▪ Auf dürrer Heide (K. Hermann) ▪ Studenten und Verantwortlichkeit (Avenarius) ▪ Salome vor den Geschworenen ▪ Der Strafrechtsentwurf 1 (K. Polenske) ▪ Die europäische Einheit (O. Corbach) ▪ Mutterschutz (A. Salomon) ▪ „Die Reisetoilette der Dame" ▪ Mindest- und Normallehrstoff (G. A. Crüwell) ▪ Volksbelehrung durch Bilder (A. Bonus) ▪ „Neue" Sprüche von Goethe 20

Bilder u. Noten: L. v. Hofmann, Heiße Nacht; W. Thielmann, Begräbnis; Hochzeitsabend in der Schwelm; A. Eckener, Schwimmdock; sechs Abb.: Die Pfullinger Hallen; im Text: vier Zeichn. von W. Roegge aus dem „Deutschen Spielmann" ▪ Bodino, Tempo di Menuet; Bornttau, Nach dem Regen (Dänisches Volkslied)

XXIII MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY 19.

Vorwärtsstrebende

können selbst bei nur 8—9jähriger Volksschulbildung in höchstens 2 Jahren gründlich zum Hochschulstudium (Universität und Polytechnikum) vorbereitet werden. Diese Tatsache gründet sich auf ein modernes Schulsystem mit homogenen, nach Vorkenntnissen und Individualität fächerweise abgestuften Klassen. Als grösste und besteingerichtete Spezialschule der Schweiz bieten wir die weitgehendste Garantie für die möglichst konsequente Durchführung dieses ökonomischen Prinzips. Eigener hygienischer Schulneubau. — Externat und Internat. 850 Schüler (Herren und Damen) innerhalb 5½ Jahren. Unübertroffene Erfolge.
:: Prospekt gratis durch ::

Institut Minerva, Zürich (Schweiz)

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen

Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert soeben erschienen, gratis

INH. MAX O. BERZ . STUTTGART.

Schriftstellern

bietet günstige Gelegenheit zur Veröffentlichung guter Arbeiten in Buchform
der Verlag f. Literatur, Kunst u. Musik,
Leipzig 51.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen, die auf Grund hier abgedruckter Anzeigen erfolgen, auf den KUNSTWART zu beziehen.

□□□ Kunstwartverlag GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN □□□

Meisterbilder - Vergleichmappen

Ratschläge, die vom Kunstwart herausgegebenen „Meisterbilder fürs deutsche Haus" anzusehen, von FRANZ DIEDERICH' Preis 50 Pfennig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Dreiundzwanzigster Jahrgang, viertes Viertel
Juli bis September 1910

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.23:4

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an.

Größere Aufsätze

Weltausstellungen (Buschmann) 19 1
Byron (Kuntze) 19 7
Goethe-Gesellschaft (Rath) 20 65
Gustav Mahler (Göhler) 20 69
Ein Mädchendienstjahr (Nordhausen) 21 129
Kriminalliteratur (Schultze) 21 133
Die Wahrheit der Dichtung (Kuntze) 22 201
Weltanschauung (Bonus) 23 273
Vorkämpferwerke und Begleiterwerke (Avenarius) 24 545
Marie von Ebner-Eschenbach. Zu ihrem achtzigsten Geburtstage (Rath) 24 547

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Tausendgucker 19 20
Vom Loben 20 83
Fürstenerziehung 21 159
Luise 22 226
Polemik 23 299
Vom religiösen Weltkongreß 24 414

Vom Ausland

„Der Abend der Kathedralen“ 23 329
Königreich Montenegro 24 414
Ein Franzose über unsre Kunst 24 415

Bildung und Schule

Mindest- und Normallehrstoff? 19 60
Volksbelehrung durch Bilder 19 61
Die Fortbildung des Lehrers 20 123
Kinderfeste 20 124
„Schulklagen“ 21 195
Sinnenpflege als Innenbildung 23 338
Zurück zu Chr. von Schmid? 24 419

Gesellschaft

Studenten und Verantwortlichkeit 19 48
Salome vor den Geschworenen 19 49
Jugendfürsorge 20 109 21 186 22 262
Aus der Wohnungsreformbewegung 22 266
Von der heiligen Sieben 23 320
Unsre Alkoholschutztruppe an der Arbeit 24 410

Handel und Gewerbe

Wirtshäuser und Alkohol 22 261
Für zwei Mark zwanzig sechs Renommagen 22 262
Fleischnot 24 407

Heimatpflege

Vom restaurierten Bürgel 19 41
Adel verpflichtet 20 107
Bausünden im Riesengebirge 21 185
Aus Chemnitz 22 248
Vom Tübinger Uhlandhaus 22 251
Friedhofkunst — Volkskunst! 23 318
Deutsches vom Gardasee 23 319
Der Bohrturm 24 407

Von der katholischen Seite

Zur katholischen Literaturpflege 20 119

Körperpflege

Die Reisetoilette der Dame 19 59
Weltmeisterschaft im Verprügeln 21 194

210232

Digitized by Google

Staatliche Fürsorge für Wahrung und Hebung der Volkskraft 23 335

Angewandte Kunst

Die Pfullinger Hallen 19 39
Vom Standort und vom „Verwenden“ 20 102
Bibliophilie und Ausdruckspflege 21 182
„Mietkasernen“ 22 246
Hinter der Straße 22 246
Stereoskopische Reproduktion 23 315
Der deutsche Stil in Brüssel 24 403

Bildende Kunst

Mohammedanische Kunst 19 57
Albrecht Altdorfer 20 99
Münchner Sezession 20 100
Ausschnitte sehen 21 175
Große Berliner Kunstausstellung 21 176 22 242
Münchner Glaspalast 22 241
Die „Neue Sezession“ 23 313
Münchner Galeriefragen 24 397
Erste deutsche juryfreie Kunstausstellung 24 401
Hermann Zerweck 24 403

Literatur

Kleinstadtromane (Rudolf Huch, Heinrich Mann) 19 22
Kopisch 19 25
Peinliche Aufrufe 19 26
Ergänzungs- und Zusatzpoesie 20 84
„Von der Erde des Lebens“ (Ullmann) 20 85
Perlen älterer romanischer Prosa 21 166
Wie's gemacht wird 21 169
Skandinavische Dichter (Hallström, Hamsun) 22 228
Bibliothek Scherl, zweiter Akt 22 232
Zur „Neuromantik“ (Hardt) 23 302
Rundfragen 23 306
Von gewichtloser Prosa 24 386
Der junge Goethe 24 389
Der Kritiker Österreichs 24 390

Mann und Weib

Mutterschutz 19 55
Von der höheren Mädchenschule und der Pflege weiblicher Eigenart 20 120
Die Frauenschule 21 192
Frauen bei der Rechtsfindung 23 331
Die alte Jungfer 24 416

Musik

Vom Tonkünstlerfest in Zürich 2 19 33
Mahler als Dirigent 20 94
Das Jüdische bei Gustav Mahler 20 97
Über die Münchner „Strauß-woche“ 21 171
Ein Ausweg aus dem Schulgesangelend? 21 173
Beethoven-Häuser 21 176
Von zweierlei Musik 22 257
Empfindlichkeit und Kritik 22 259
Friedrich Silcher 23 310
Direktor und Autor 23 310
Festspielkoller 24 394

Naturschönheit

Auf dürrer Heide 19 47
Steine bemalen 20 108
Hotelfrechheit 21 185
Aestheten in der Natur 22 252
Die Alpen einst und jetzt 22 254
„Bachmusik“ von heute 22 261

Vom Recht

Der Strafrechtsentwurf 19 50 21 190
Strafrechtstheorie und Strafzumessung 20 111
Wer macht das Urteil? 22 269
Enteignung von Kunstwerken 23 321
„Schon lange ruchbar“ 24 413

Von der Sprache

Von Prächten, Sehnsüchten, Heimwehen usw. 23 300

Zu den Tageserörterungen

Die europäische Einheit 19 52
Die Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein 20 116
Unvorbereitet, wie ich mich habe 20 116
Ans Berliner Zeughaus 22 270
Sozialismus und Parlamentarismus 23 325
Die Presse und der Kronprinz 24 413

Theater

Berliner Theater:
(Schmasow und Heinz, Caillavets und Flers, Hartenau, Cohn) 19 28

Hamburger Theater:
(Büchner) 20 91

Hoftheater und Staatstheater 19 28
Vom Freilichttheater Hertenstein 19 30
Oberammergau 1910 20 86
Die Festspiele von Mezières 21 169
Die Lustbarkeitssteuer 22 234

Digitized by Google

Aschylus im Naturtheater 22 235
Sind Jugend- und Volksbühnen Erziehungsstätten? 23 307
Schauspielerpflichten 24 393

Unter uns

In Sachen Adolf Levensteins 20 125
Der Verlag 24 420

Lebende Worte

„Neue" Sprüche von Goethe 19 62
Zu sich selbst kommen 20 126
Stille Kunst 21 196
Kunst und Geschichte 23 342
Vorwärts! 24 420

Lose Blätter

Algenstädt, Luise: Aus „Von Amts wegen" 19 11
Hladny, Ernst: Aus seinen Novellen „Das hohe Amt" 20 73
Scherenberg, Christian Friedrich: Aus seinen Gedichten 21 141
Hallström, Per: Aus seinen Werken 22 208
Spitteler, Karl: Neues aus dem „Olympischen Frühling" 23 276
Ebner-Eschenbach, Marie von: Aus ihren Dichtungen 24 355

Bilder

Vollbilder: Heft

Hofmann, Ludwig von: Heiße Nacht 19
Thielmann, Wilhelm: Begräbnis 19
Thielmann, Wilhelm: Hochzeitsabend in der Schwelm 19
Eckener, Alexander: Schwimmdock 19
Eisenwerth, Schmoll von: Reifende Aehren 20
Altdorfer, Albrecht: Sechs Reproduktionen nach Gemälden 20
Manet, Eduard: Erschießung Kaiser Maximilians 21
Schüler, Artur: Heideschlucht 21
Lippmann, Johannes: Gewitterschwüle 21
Liebermann, Max: Reiter am Meer 22
Liebermann, Max: Pferde werden ins Meer geritten 22
Liebermann, Max: Reiter am Strande 22
Liebermann, Max: Bildnis Friedrich Naumanns 22
Liebermann, Max: Bildnis Richard Dehmels 22
Lehmann, Wilhelm Ludwig: Dorfteich 23
Volkmann, Hans von: Abendlandschaft 25
Probst, Otto Ferdinand: Mühle in Munkmarsch auf Sylt 25
Holleck-Weithmann, Karl: Lüneburger Heide 24
Müller, Marie: Bildnis der Baronin von Ebner-Eschenbach 24
Cunz, Martha: Trüber Tag 24
Schinnerer, Adolf: Weiter, immer weiter! 24
Schinnerer, Adolf: Die Rosenfrau 24
Schinnerer, Adolf: Mutter und Kind 24

Illustrationsbeilagen:

Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Die Pfullinger Hallen 19
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Vom Standort und vom „Verwenden" (siehe auch Textbilder) 20
Zwei Abbildungen der Burgruine Grimersum zu dem Beitrage: Adel verpflichtet 20
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Bausünden im Riesengebirge 21
Zwei Abbildungen aus Zell am See zu dem Beitrage: Hotelfrechheit 21
Eine Abbildung: Hünengräber in der Lüneburger Heide 21
Eine Abbildung aus der Adelsberger Grotte 21
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: „Mietkasernen" 22
Eine Abbildung: Aus Bamberg 23

Textbilder usw.:

Roegge, Wilhelm: Vier Zeichnungen aus dem „Deutschen Spielmann" 19

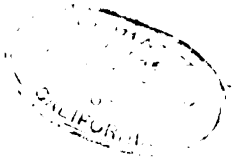
Digitized by Google

	Heft
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Standort und vom „Verwenden“ (siehe auch Illustrationsbeilagen)	20
Feodora, Herzogin von Schleswig-Holstein: Eine Zeichnung aus „Der Wald“	20
Volkmann, Hans von: Vier Zeichnungen aus „Alt-Halle“	21
Drei Zeichnungen zu dem Beitrage: Aus Chemnitz	22
Zerweck, Hermann: Vier Zeichnungen	24

Noten

	Heft
Bodino, Sebastiano: Tempo di Menuet	19
Boruttau, Alfred Julius: Nach dem Regen (Dänisches Volkslied)	19
Mahler, Gustav: „Oft denk ich sie sind nur ausgegangen“	20
Schubert, Franz: Du liebst mich nicht	21
Mozart, Wolfgang Amadeus: „D'Bäurin hat d'Katz verlor'n“	22
Boruttau, Alfred Julius: Mägdlein und Reitersmann (Altdeutsches Volkslied)	23
Silcher, Friedrich: Lebewohl	23
Silcher, Friedrich: Nun leb wohl, du kleine Gasse	23
Boruttau, Alfred Julius: Die Sinklarweise (Norwegische Volksballade)	24
Boruttau, Alfred Julius: Trutzliedchen (Norweg. Volkslied)	24

Digitized by Google



Digitized by Google

LUDWIG VON HOFMANN

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE

Weltanschauung

Der Krieg, was in den letzten Jahren in Deutschland [illegible] Lebensanschauung gebildet und [illegible] hat, [illegible] schärfste Prüfung [illegible] und [illegible] hat, [illegible] Mann [illegible] der [illegible] sagte [illegible] einmal klingt: „Dem Kind gen kann die [illegible] Leben bringen. [illegible] unserm [illegible] mit Feldgrau, [illegible] und der Sturm sind [illegible] macht gemacht, daß nichts von Leben [illegible] auf dem [illegible] auch nur wochenlang für den Verborgen bietet, [illegible] unterschied." Aber [illegible] wieder der Aufmerksamkeit bedient, [illegible] einer [illegible] Frauen, auf [illegible] [illegible] Gegenstände [illegible] Sorgfalt [illegible] gern mit den Dingen, durch [illegible] lösen. Freilich [illegible] sich [illegible] die Frage, ob Wunsch und Erfolg [illegible] Zusammenhang stehen. Kaum [illegible] [illegible] die Artikelchen der [illegible] alten Leute, daß sie [illegible] Fall einander widersprechen [illegible] Rezepte [illegible] ein Musterbeispiel unserer [illegible] Rezepten [illegible] Art [illegible] Gesamtheit und Einheit, [illegible] bestimmt wurden, besteht [illegible] in den [illegible] noch sachliche Unsicherheit. Deshalb möchte [illegible] daß die Mitteilungsfreude wieder [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrg. 23 Erstes Juliheft 1910 Heft 19

Weltausstellungen

Trotz allem, was in den letzten Jahren in Deutschland von Ausstellungsmüdigkeit geredet und geschrieben worden ist, ist die diesjährige Brüsseler Weltausstellung von unserer Industrie besonders reich und sorgfältig beschickt worden. Zwar schrieb schon im Jahre 1878 Max Eyth von der Pariser Weltausstellung aus, was einleuchtend genug klingt: „Dem Kundigen kann die Ausstellung kaum etwas Neues bringen. Mit unsern gesteigerten Verbindungsmitteln, mit Telegraphen, Eisenbahnen und der Presse sind wir uns alle so nahe gerückt, daß nichts von Bedeutung auf dem ganzen Erdkreis auch nur wochenlang für den verborgen bleibt, der sich ernstlich dafür interessiert.“ Aber die volkswirtschaftliche Praxis hat sich immer wieder der Ausstellung bedient, sei es nun in der Form nationaler oder internationaler Schauen, auf Fachgebiete begrenzt oder die Gewerbe in ihrer Allgemeinheit umfassend, und immer hat sie das getan mit dem Willen, durch dieses Mittel produktive Aufgaben zu lösen. Freilich immer entspann sich auch wieder ein Streit um die Frage, ob Aufwand und Erfolg im rechten Verhältnis zueinander standen. Meist wurde sie durchaus subjektiv beantwortet, und die Urteilenden vergaßen nur allzu leicht, daß die verschiedenen, zum Teil einander widersprechenden und sich kreuzenden Interessen, die an ein Ausstellungsunternehmen anknüpfen, sich in seinem Rahmen gewissen Gesamtzwecken unterordnen müssen. Über die Art dieser Gesamtzwecke und darüber, wie sie im einzelnen Falle befriedigt wurden, besteht gerade in den am meisten beteiligten Kreisen noch ziemliche Unklarheit. Deshalb möchte ich im Hinblick darauf, daß die Ausstellungsfrage wieder aktuell wird, diese wirtschaftlich Interessierten, die Industriellen und Kaufleute, auf ein Buch aufmerksam machen, das all die bisher auf Ausstellungen gewonnenen Erfahrungen zu einer Klärung der Anschauungen verwertet. Es heißt „Das Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft“, sein Verfasser ist Dr. Alfons Paquet, sein Verleger Gustav Fischer in Jena. Es wäre schade, wenn dieses Werk, das aus einer unmittelbaren Fühlung mit der Praxis entstanden ist, in wissenschaftlichen Büchereien vergraben bliebe. Mir wenigstens scheint es durchaus geeignet, dem Manne der wirtschaftlichen Tat zu nützen.

Paquet betont vor allem, daß man die Rentabilität und die Produktivität eines Ausstellungsunternehmens scharf voneinander trennen muß. „Ein Ausstellungsunternehmen kann ein Defizit ergeben und doch produktiv sein im höheren Sinne, ebenso wie sich der Fall denken läßt, daß es rein privatwirtschaftlich einen Überschuß ergibt, objektiv aber für die Produktivität der Volkswirtschaft nichts leistet, ja sogar, zum Beispiel durch die Verbreitung der Vergnügungssucht, schädigend zurückwirkt.“ Ausschlaggebend kann natürlich nur dieser Gesichtspunkt der volkswirtschaftlichen Ersprießlichkeit sein, zu dem noch der der technischen Vervollkommnung hinzutritt.

Digitized by Google

Wie stark und unmittelbar eine Ausstellung auf das Gesamtergebnis der wirtschaftlichen Arbeit eines Landes einwirkt, erwies bereits die erste Weltausstellung, die 1851 in London stattfand. Die Ausfuhr Englands betrug

1850	71	Millionen £
1851	74	„ „
1852	78	„ „

und im Jahre 1853, dem ersten, in dem der Einfluß der Ausstellung auf den Export sich geltend machen konnte, 99 Millionen £. Mochten auch andere Momente in dieser Steigerung mit zum Ausdruck kommen, daß sie im Vergleich zu der in den Vorjahren beobachteten ziemlich gleichmäßigen Zunahme mit einem Male eine so sprunghafte wurde, ist ganz sicher darauf zurückzuführen, daß die englische Industrie auf der Londoner Völkerschau von 1851 ihre Überlegenheit über alle Konkurrenten so glänzend vorführen konnte.

Weltausstellungen sind insofern ein besonders günstiges Beobachtungsobjekt, als die von ihnen ausgehenden fühlbarsten Wirkungen in der Regel den auswärtigen Handel betreffen und als dieser, dank der ausgebildeten Statistik, viel genauer zu erfassen ist als die Güterbewegung im Inlande. Besonders lehrreich wird die Beobachtung dann, wenn sich in einzelnen Fällen der Einfluß eines Ausstellungsunternehmens auf ganz bestimmte Produktionszweige oder auf gewisse spezielle Handelsbeziehungen nachweisen läßt. So wurde zum Beispiel die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1855 Anlaß zu einer ganz außerordentlichen Erweiterung des Absatzgebietes für preußische Tuche.

Ähnliche unmittelbare Wirkungen von großer wirtschaftlicher Tragweite waren im Gefolge der deutschen Beteiligung an den Weltausstellungen von Sydney (Winter 1879—80) und Melbourne (Winter 1880—81) zu ermitteln. Unmittelbare Beziehungen zu Australien bestanden bis dahin in nennenswertem Umfange überhaupt noch nicht, das wenige, was von deutschen Waren auf den australischen Markt gelangte, kam durch Vermittlung des Auslandes dahin. Im Jahre 1881 war die Berliner Industrie bereits stark an der direkten Ausfuhr nach Australien beteiligt, Hamburger Reeder bekundeten, „daß, während früher in 6, 7 Jahren kaum ein Schiff in Hamburg für Sydney und Melbourne angelegt hatte, gegenwärtig zwei Schiffe unter Segel gehen". Es war denn auch nur eine Folge der eingetretenen Verkehrsbedürfnisse, daß der Norddeutsche Lloyd eine ständige Dampferlinie nach Australien einrichtete.

Einen Höhepunkt für die deutsche Industrie bedeutet dann, was die Ergiebigkeit einer Weltausstellungsbeteiligung anbetrifft, Chikago 1893. Paquet nennt den hier für Deutschland erzielten Erfolg „die erste große Ernte des Weltwirtschafts- und Weltverkehrsgedankens, der bei der Londoner Weltausstellung vor vier Jahrzehnten ausgesät worden war". Gerade der wirtschaftliche Ertrag, den Deutschland als das Ergebnis seiner Beteiligung verzeichnen konnte, übertraf den wohl sämtlicher übrigen Länder. Allein der Wert der während der Dauer der Ausstellung erzielten Abschlüsse wird auf 4—5 Millionen Mark geschätzt. Wesentlicher noch als dieses unmittelbar und

Digitized by Google

sofort in Zahlen ausdrückbare Ergebnis erscheint der moralische Erfolg, den die deutsche Wirtschaft in Chikago errang, und der sich in der Folge nicht minder produktiv erwies. Der Reichskommissar schrieb seinerzeit in seinem amtlichen Bericht: „Über die Leistungsfähigkeit Deutschlands auf künstlerischem, gewerblichem und industriellem Gebiete herrschten seit der Weltausstellung in Philadelphia in den Vereinigten Staaten, sogar in Kreisen, denen sonst eine eingehende Kenntnis der merkantilen und industriellen Verhältnisse nicht abgesprochen werden kann, ziemlich unklare Vorstellungen. Man war daher allgemein überrascht, Deutschland in allen Teilen der großen Chikagoer Ausstellung, sowohl was die Qualität der ausgestellten Erzeugnisse als auch was die Art ihrer Vorführung betraf, in so hervorragender Weise vertreten zu sehen. Diese Überraschung wuchs noch, als viele amerikanische Handelsfirmen bei diesem Anlasse ersahen, daß eine Menge von Artikeln, welche sie bisher von den mit ihnen in Verbindung stehenden Importeuren zu hohen Preisen als Ware andrer Länder bezogen hatten, tatsächlich deutschen Ursprungs ist. Diese Firmen nahmen daher vielfach die sich ihnen bietende Gelegenheit wahr, um direkte Handelsverbindungen mit den produzierenden deutschen Industriellen anzubahnen."

Gleich günstig wie in Chikago schnitt Deutschland 1900 in Paris ab. Der unmittelbare wirtschaftliche Erfolg, wie er sich aus den Umsätzen in der Ausstellung selbst ergibt, war sogar noch viel bedeutender. Auf 25 bis 26 Millionen Mark hat man die abgeschlossenen Verkäufe veranschlagt. Die von der deutschen Industrie ausgestellten Kraftmaschinen und elektrischen Generatoren erweckten die Bewunderung des Auslandes.

Die Ausstellungswirkungen erstreckten sich natürlich nicht nur auf die Beziehungen zwischen dem Wirtsvolke und seinen Gästen, sondern auch die Gäste untereinander werden zu mehr oder weniger nachhaltigen Verbindungen veranlaßt. Für die Beschickung der Weltausstellung in St. Louis (1904) von seiten Deutschlands hätte dieser Gesichtspunkt der Konkurrenz um dritte Märkte, namentlich die der mittel- und südamerikanischen Staaten, stark in Betracht kommen müssen, und es war vielleicht wirtschaftlich nicht ganz klug, daß man sich im wesentlichen, abgesehen von den Regierungsausstellungen, auf Kunstwerke, kunst- und buchgewerbliche Erzeugnisse, Spielwaren, Nahrungsmittel und gewisse Textilprodukte beschränkte. Der Erfolg, den die vertretenen Gewerbe erzielten, war ein ganz außerordentlicher. Das deutsche Kunstgewerbe vor allem schnitt glänzend ab: Zweiundzwanzig völlig ausgestattete Räume, die ausgestellt waren, gelangten als Ganzes zum Verkauf, und zwar zum größten Teil an große Geschäftshäuser, vor allem an das Warenhaus von John Wanamaker in Philadelphia, das mit ihnen eine besondere deutsche Ausstellung für Wohnungskunst einrichtete.* Bei den übrigen vertretenen Industrien zeigte sich

* Inzwischen ist nun allerdings glaubhaft versichert worden, daß Wanamaker diese Räume noch immer nicht verkauft haben soll. Jedenfalls scheint es aber sicher zu sein, daß keine Nachbestellungen erfolgt sind. Über die Ursachen läßt sich natürlich aus der Ferne schlecht

Digitized by Google

ebenfalls ein Ergebnis der Ausstellung in Gestalt eines wesentlich erhöhten Absatzes.

Im ganzen hat sich die Wertsumme der Einfuhr aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten, allein soweit Kunstwerke, Spielwaren, Bücher und andere Drucksachen in Frage kommen, von 111 924 335 Dollar im Jahre 1904 auf 150 894 393 Dollar im Jahre 1906 erhöht.

Die technischen Anregungen, die von den Ausstellungen der fünfziger und sechziger Jahre ausgingen, waren vorwiegend stofflicher Natur, aber bei den geringen Verbindungsmöglichkeiten der damaligen Zeit waren auch sie wichtig genug. In einem flüchtigen Überblick sei wenigstens auf die wesentlichsten hingewiesen. Auf der Londoner Weltausstellung von 1851 war es vor allem der damaligen Begriffen riesige Hallenbau des Kristallpalastes, der mit seiner Konstruktion fast nur aus Eisen und Glas für Architekten und Ingenieure eine Neuerung von ungeheurer Tragweite war. Die deutsche Wirtschaft zog namentlich aus der in London vermittelten Bekanntschaft mit den hohen Nutzeigenschaften, dem Artenreichtum und der Billigkeit der kanadischen Hölzer Vorteil. Von der gleichen Ausstellung gingen auch bemerkenswerte Anregungen zur Flachsverarbeitung und Torfgewinnung und -verwertung aus. 1862, ebenfalls in London, waren es solche für die Juteindustrie, die sich seitdem in Europa ganz gewaltig ausgedehnt hat. Ebenso wurden bei dieser Gelegenheit Kautschuk, Guttapercha und Steinnuß in ihrer vielseitigen Verwendungsmöglichkeit bekannt. Die wiedererstandene venezianische Glaskunst begründete damals ihren Ruf, und Eindrücke, die auf der kunstgewerblichen Abteilung der Londoner Ausstellung gewonnen wurden, gaben den Anlaß zur Errichtung des Berliner Gewerbemuseums. Paris 1867 brachte die Emailindustrie nach Deutschland und ermöglichte ihm im Jahre 1873 schon auf der Wiener Weltausstellung, die bis dahin allein herrschenden französischen Erzeugnisse zu übertreffen. In Paris wurde die Industrie auch zuerst auf die Verwendbarkeit der Anilinfarben aufmerksam, und Deutschland konnte aller Welt demonstrieren, daß es im Bau von Baumwollspinnmaschinen und Webstühlen den fremden Konkurrenten ebenbürtig geworden war.

In Wien (1873) zeigte der Amerikaner Tilghmann auf der Weltausstellung die Gravierung des Glases mittels des Sandstrahls, ein Verfahren, das seitdem allgemein eingeführt wurde. Am bemerkenswertesten sind vielleicht die Anregungen, die aus dem Osten kamen, aus der Türkei, Ägypten, Griechenland und Persien. Wie Paquet schreibt, war Wien überschwemmt von den Produkten des Orients, und man kaufte schöne alte persische Teppiche für einen Bruchteil des Preises, den schlechte europäische Arbeiten kosteten. „Von jener Zeit an beginnt die Durchsetzung unsrer Häuser mit diesen köstlichen Waren des Orients, welche dem Gesamtgeschmack, vor allem aber der Farbenempfindung neue Bahnen gewiesen haben“ (Lessing, Das halbe Jahrhundert der Weltausstellung, Berlin 1900). Stark beeinflußt wurde in Wien auch das deutsche Kunstgewerbe, und die Münchner

urteilen, aber es scheint, daß, soweit Amerika Kunstmöbel einführt, es dabei solche in den prunkvollen Formen historischer Stile bevorzugt.

Digitized by Google

Kunstgewerbeausstellung von 1875, die mit ihrer Anknüpfung an die eigene geschichtliche Vergangenheit die gewerbliche Formgestaltung der damaligen Zeit in ganz ausgesprochen nationale Bahnen lenkte, steht in einem gewissen inneren Zusammenhang mit der Wiener Weltausstellung.

Die siebziger Jahre waren für die deutsche Industrie die Jahre des Absatztaumels, in denen alles nach dem Grundsatze: nur billig, wenn auch gering, arbeitete. Die Weltausstellung in Philadelphia vom Jahre 1876, die mit diesem Industrieplunder beschickt war, gab hier die heilsame Lehre zur Umkehr. Es ist jene Schau, über die der Reichskommissar Reuleaux damals jenes viel befehdete und von den Gegnern Deutschlands noch eifriger aufgegriffene Wort „billig und schlecht" prägte, das uns noch lange angehangen hat. Der Tarif von 1879 mit seinen industriellen Schutzzöllen darf als eine Folge der nach den ziemlich niederschmetternden Ereignissen der deutschen Beteiligung in Philadelphia einsetzenden Agitation für einen Zollschutz der deutschen Gewerbeentwicklung gelten, die so dazu gekräftigt wurde, die abschüssige Bahn der Minderwertigkeit wieder zu verlassen.

In Paris verschaffte sich im Jahre 1878 der Einfluß Japans auf die künstlerische Entwicklung Europas nachhaltigen und bestimmenden Einfluß. Auch will man die Umwandlung unsres Beleuchtungswesens durch den Mitbewerb des elektrischen Lichts auf diese Ausstellung zurückleiten.

Noch interessanter aber ist — was Paquet anscheinend entging, und was ich auch sonst noch nirgends hervorgehoben fand — daß, nämlich die Chikagoer Weltausstellung vom Jahre 1893 offenbar unsrer kunstgewerblichen Entwicklung auf dem Gebiete des Innenausbaus einen entscheidenden Anstoß gab. Ganz sicher war damals bei uns allen alles soweit gediehen, daß die Frucht auch ohne diesen besonderen Anlaß schließlich ausgereift wäre. Wenn man aber die in dem amtlichen Ausstellungswerk abgedruckten Berichte Lessings über die Art der amerikanischen Wohnungseinrichtungen und über das ihnen dienende Gewerbe liest, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die bei uns nun erst allmählich zur praktischen Arbeit schreitende kunstgewerbliche Bewegung jene starken amerikanischen Eindrücke verarbeitete, ja daß vielleicht das in Amerika damals schon Verwirklichte für die bei uns eingeschlagene Richtung bestimmend wurde. 1893, also zu einer Zeit, als von den heute an einer neuen Stilkonvention arbeitenden Werkstättenbetrieben noch keiner bestand, oder, soweit sie schon ältere Betriebe sind, noch keiner die entscheidende Schwenkung vorgenommen hatte, berichtet Lessing über das in Amerika Gesehene in einer Weise, daß man meint, jedes Wort sei auf unsre Dresdner Kunstgewerbeausstellung von 1906 oder die jüngste Münchner Ausstellung bezogen. Ganz wenige Beispiele aus der Fülle: „Die Anforderungen an Haus und Gerät gehen zunächst nicht auf ein überliefertes Schönheitsideal, sondern auf Licht, Luft und Reinlichkeit, auf höchste Zweckmäßigkeit . . ." „Das Konstruieren des Gerätes aus der Zweckbestimmung heraus bezeichnet allerdings in manchen Fällen das Aufgeben der Kunstformen, in den meisten andern jedoch bildet es neue gefällige Formen, welche dem

Digitized by Google

Geiste unsrer maschinenbauenden Zeit in hohem Maße entsprechen. Sehr deutlich wird diese Richtung im Badezimmer, welches für jede Wohnung unerläßlich ist und zugleich als Toilettezimmer dient. Hier ist alles verbannt, was als Zierform vorspringend oder tiefliegend Staub auffammeln oder auch nur durch die Farbe eine Unsauberkeit verheimlichen könnte. Trotzdem befriedigt die Erscheinung des Raumes mit einem eleganten, glänzend polierten, frei zutage liegenden Röhrenwerk nicht nur die Vernunft, sondern auch direkt das Auge." Von der Stimmung der Innenräume heißt es: „Dagegen wird der Schmuck der Farbe viel selbständiger ausgebildet als bei uns. Das Schwergewicht liegt aber nicht auf gemalten Ornamenten, sondern auf der gesamten Farbenstimmung, welche lediglich durch das Zusammenstellen einfacher Töne in ruhigen Flächen erzielt werden kann. So komponiert man ein Zimmer aus der Farbe heraus, wobei Wand, Holzwerk, Teppiche und Möbelstoffe mit gleicher Sorgfalt in Rechnung gestellt werden." „Bei diesem Vorwiegen der Farbe besteht der eigentliche Luxus in dem verwendeten Material." „Während unsre Fabriken nach Möglichkeit die ererbten, aus künstlerischer Handarbeit entstandenen Formen auch in der Maschinenware wiedergeben und ein reiches Ornamentwerk, welches nur für Luxusgeräte seine Berechtigung hat, in billigem Surrogat auf schlechtes Material übertragen, gestaltet die amerikanische Fabrik die Formen des Gerätes derart, daß sie sich so leicht, so praktisch und so haltbar als möglich mit der Maschine herstellen lassen, bringt entweder gar kein Ornament oder doch nur solches an, das sich ohne Schwierigkeit den gegebenen Formen anpaßt . . . ." Das sind alles Dinge, die unser Gewerbe erst in den fünfzehn Jahren nach Chikago sich zu eigen gemacht hat.

Die fernern Allgemeinausstellungen haben an Bedeutung für die Befruchtung der Technik, wie sie in den ersten drei Jahrzehnten zutage trat, ganz erheblich verloren, weil die gesteigerten Verbindungsmöglichkeiten es überflüssig machten, eine neue gewerbliche Schau zur Demonstration abzuwarten und weil auch das gewerbliche Bildungswesen und die Fachzeitschriften inzwischen eine wesentliche Vervollkommnung erfahren haben, aber trotzdem behält der Gesichtspunkt der technischen Anregung und Erziehung seine Geltung. Und ganz besonders tut er das für die gerade jetzt immer stärker in Aufnahme kommenden Fachausstellungen. Ich brauche hier nur an die Dresdner Kunstgewerbeausstellung von 1906 und die Münchner Ausstellung von 1908 zu erinnern, bei denen ganz offenbar der Qualitätsgedanke, das heißt das Verlangen nach technischer Vollkommenheit, obenan stand. Eine Absage an die ausschließlich quantitative Abschätzung der Ausstellungswirkung enthält auch das Programm des „Deutschen Werkbundes", das sich ja auf die Veranstaltung von gewerblichen Ausstellungen mit erstreckt. Es heißt da: „Die Förderung des Gewerbes, die in solchen Ausstellungen erstrebt wird, darf nicht ausschließlich darin erblickt werden, daß durch sie der Produktion von heute auf morgen lohnende Aufträge übermittelt werden. Die wahre Förderung, die die Ausstellungen leisten, liegt vielmehr darin, daß sie das Verständnis für hochstehende Arbeit vermitteln, die Qualitäts-

Digitized by Google

ansprüche der Konsumentenkreise heben und so auf die Veredelung der Arbeit überhaupt hinwirken."

Es ist dabei allerdings wesentlich, daß der Grundsatz der sichtenden Auslese aufrechterhalten wird, der schon bei den letzten Weltausstellungen (St. Louis) für die Beschickung der deutschen Abteilung beachtet wurde, und der 1906 in Dresden trotz aller industriellen Anfehdungen sich glänzend bewährt hat. Auch der Werkbund verlangt, „daß gewerbliche Ausstellungen nur Gegenstände vorführen, die in jeder Beziehung, in technischer, künstlerischer und wirtschaftlicher, mustergültig sind. Zur Durchführung dieses Grundsatzes muß eine scharfe Überwachung des Ausstellungswesens Platz greifen und die Leitung in die Hand von weitblickenden, künstlerisch und technisch auf der Höhe stehenden Persönlichkeiten gelegt werden".

So ist es das ideelle, erzieherische Moment, das nach allem, was der Anschein lehrt, bei den Ausstellungen immer mehr in den Vordergrund gerückt werden wird. Und zwar ist das nicht nur in Betonung des technisch-qualitativen Gesichtspunktes für die Beurteilung der Ausstellungswürdigkeit der Erzeugnisse zu bemerken. Seit St. Louis etwa sind es namentlich auch die innerhalb der einzelnen Volkswirtschaften aufgetauchten Wohlfahrts- und Sozialprobleme, die mit ihrem ganzen Aufgabenkreis und den Lösungsbemühungen Stoff zu lehrreichen wissenschaftlichen Schaustellungen gaben. Gerade die großen Ausstellungen haben, wie Paquet hervorhebt, durch ihre Vorführungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik, des Versicherungswesens usw. das allgemeine Verständnis und Interesse für diese Fragen außerordentlich gefördert.

Und auf diesem Felde hat wieder Deutschland vor allen wertvolle Erziehungsarbeit geleistet. Nirgends zeigen sich die bedeutenden Kulturaufgaben, die dem Ausstellungswesen von der Zukunft noch vorbehalten sind, so klar und bestimmt, wie hier, wo es in den Dienst der Propaganda für den großen sozialen Gedanken der Zeit tritt. Die Ausstellungen, die man um mancher unerfreulichen Begleiterscheinungen willen als Rummelplätze und große Jahrmärkte verschrien hat, werden so zu den wirksamsten Hilfsmitteln einer Weltpolitik der Kultur.

Johannes Buschmann

Byron

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war die Zeit ausgespannt über den Menschen wie eine satte Sommernacht. Die Nachtigallen schlugen gespenstisch laut in den Büschen, und der Tod ging mit zarten Sohlen über Felder, die ihm und der Ernte entgegenreiften. Durch diese Atmosphäre der Ahnung schoß, die großen Sterne auf eine Zeit überscheinend, die von fernher hinüberleuchteten, in die Ewigkeit gegründet, ein weißglühendes Meteor. Und die großen Sterne sprachen: Siehe da, dort zieht ein fallender Stern seinen Weg und sein Schicksal. Sein Weg ist sein Schicksal: er muß vergehen, um zu leuchten. Damit sprachen die großen Sterne aus die Formel des Lebens und des Dichtens von Lord Byron.

Des Lebens? Gewiß; seine Formel erfüllte sich bald genug zu Missolunghi. Aber auch des Dichtens? Hat Byrons Dichterruhm

Digitized by Google

nur deshalb geglänzt, weil die Seele dessen, der ihn trug, im Dahinstürmen durch die Atmosphäre der Zeit sich zerrieb? Sehen wir zu. Ich lege keinen Ton darauf, daß man noch heute im Schweigen der Westminsterabtei umsonst nach Byrons Bild und Namen sucht, denn Byron fehlt dort weder wegen mangelnder Dichtergröße, noch wegen „unsittlichen Lebenswandels", sondern allein deshalb, weil er eine ganze Galerie von Heucheleien der britischen Gesinnung naturwahr gezeichnet und durch die Bekanntgabe der Verachtung preisgegeben hat. Aber: was *lebt* denn noch von dem „grenzenlosen Genie", der Bewunderung Goethes? Die Antwort geben die ablehnenden oder spöttischen Einschätzungen Vischers, Hebbels, Grillparzers. So hätten wir denn Goethes Urteil durch die Geschichte zu berichtigen? Ich finde, man soll zögern, Goethe zu widersprechen, vorzüglich da, wo seine Urteile nicht die Stimmung eines Momentes ausdrücken, sondern im Wechsel der Jahre sich gleichbleiben. Es ist nämlich sehr möglich, daß Goethe recht hat und Hebbel auch, indem der Genius Byrons nicht einer ist, sondern jenem Dioskurenpaare gleicht, dessen sterblicher Teil dahinsank, während der unsterbliche Bruder überlebte. Hier liegt ein Problem, das nicht allein den Fall Byrons betrifft. Man nehme zur kürzesten Einführung eine Analogie hin. Es gibt Menschen, Sachen, Einrichtungen, die verschiedenen Wertreihen *zugleich* angehören. Denkt man etwa den *Beruf* als einen Wert, so kann ein Mensch, obwohl er nur einer ist, doch mehrere Berufe zugleich vorstellen, zum Beispiel gleichzeitig Kaufmann und Offizier, oder, wie Spinoza, Glasschleifer und Philosoph sein. In der Mathematik nennt man solche Größen, die verschiedenen Wertreihen zugleich angehören, *komplexe Größen*. Nun wohl, eine solche komplexe Größe, die aber nach gar vielen Dimensionen sich dehnt, ist das Dichtwerk. Die Grunddimension des Dichtwerks ist die künstlerische Formeinheit; daneben aber tritt die Einheit des verwendeten Gedankenmaterials, die psychologische Einheit u. a. m. Es ist aber, genau wie in der Mathematik, die eine Einheitsreihe nicht im mindesten *unabhängig* von der andern: nein, beide zusammen bestimmen nur *ein* Gebilde und sind nur im Begriff, nie in der Tat zu trennen. Diese ideellen Koordinaten, in die man solchermaßen ein Dichtwerk zerlegen kann, sind keine einfachen Gebilde, sondern wieder Mannigfaltigkeiten, die durch eine Form geeint sind. Die erste dieser Formeinheiten, die Grundeinheit, ist die *artistische*. Die alleinige Betonung nur dieser Formgruppe — oder auch gewisse Abschattungen in dieser Formgruppe — ist immer das Kennzeichen von Dekadenz in der Poesie, heiße diese nun Platen oder George. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein Bildhauer erklärte, nur auf die *Arbeit* komme es an, der *Stoff* sei gleichgültig, Seife und Glaserkitt könnten sehr wohl zu Bronze und Marmor treten. Byron war kein Artist. Er hat es wohl empfunden, daß auch der „Gegenwurf" (das ist die andern Dimensionen des Kunstwerkes) in sich einen unabhängigen Wert haben müsse. Hat er aber auch als Rohstoff zu dienen, aus seinem Inneren Blöcke edelsten Gesteines abgesprengt, so bleibt dennoch das Vergängliche seines Werkes, die Beschaffenheit seines Materials — wie die Farben das

Digitized by Google

Vergängliche sind an Lionardos Abendmahl. — Schon beim einfachen gefolgten Lesen merkt man: Byrons Werk ist vollkommen ungleichmäßig; Momente unerhörter Größe sind eingebettet in morschen Stein. Diese punktuelle Natur der Byronschen Genialität erklärt sich daraus, daß die nichtartistischen Einheitsreihen seiner Dichtungen in sich unwahrscheinlich sind. Ich schweige von dem Gedankenmaterial Byrons; das gehört der Philosophie der französischen Revolution an, und die Geschichte hat darüber geurteilt: kühn, aber voreilig. Entscheidend jedoch ist, daß wir die seelische Verfassung der Gedichte Byrons nur sehr mangelhaft in uns nachbilden können. Ich sehe dafür zwei Gründe: erstens den Mangel an Realitätsgehalt in den von Byron verwendeten Stimmungen, zweitens die innere Unwahrscheinlichkeit der Charaktere, die Träger solcher Stimmungen sein könnten. Die Realität von Stimmungen ist eine rein psychologische Realität; sie ist von der Realität meinetwegen dieses Baumes vor meinem Fenster als einer physikalischen Realität unterschieden. Es ist nun sehr merkwürdig, daß der Künstler gern der physikalischen Realität ein Schnippchen schlagen kann (zum Beispiel im Märchen), daß aber ein Verstoß gegen die psychologische Realität (zum Beispiel durch Charakterverzeichnung, durch Vorführung einer unmöglichen Ordnung von Stimmungen) immer als schwerer Vorwurf gegolten hat. Einer Ordnung von Stimmungen aber wiederum fehlt die psychologische Realität, wenn diese Ordnung auf keine in sich wahrscheinliche Seele als Trägerin bezogen werden kann. Damit soll nicht gesagt sein, es hätten solche unreellen Stimmungen nicht einmal tatsächlich in Menschenseelen höchste Realität gehabt. Ganz im Gegenteil: eben das erklärt ja den ungeheuren Ruhm Byrons, daß eine ganze Generation von Menschen empfand: ja, hier ist unser Innerstes ausgesprochen, und eben darum ist diese Aussprache unerhört wahr. Dennoch aber bleibt diese Aussprache für uns tot — wie hängt das zusammen? Wahrscheinliche Charaktere mögen definiert werden als solche, die Aussicht haben, in der natürlichen Auslese sich zu behaupten, und damit sich zu wiederholen; unwahrscheinliche als solche, die Aussicht haben, in eben dieser Auslese unterzugehen und sich nicht zu wiederholen. „Wahrscheinlich“ und „unwahrscheinlich“ sind also Verhältnisbegriffe, doch sieht man sofort, daß die Verfassung der Wahrscheinlichkeit immer eindeutig, die der Unwahrscheinlichkeit vieldeutig ist, denn, um bei den Kennzeichen stehenzubleiben: „Gesundheit“ ist eindeutig, „Krankheit“ vieldeutig. Deshalb muß man von wahrscheinlichen Seelenverfassungen eine klare Idee haben können, dagegen normalerweise nicht von unwahrscheinlichen. — Was ergibt sich daraus für die künstlerische Verwertung der wahrscheinlichen und was für die der unwahrscheinlichen Seelenzustände? Ich behaupte: Wenn ein Dichter wahrscheinliche und damit unbedingt wertvolle Zustände der Menschenseele verwertet, dann wird er das, was man gemeinhin einen Klassiker nennt; verwertet er dagegen labile (unwahrscheinliche) Zustände, so wird etwas aus ihm, für das ein Name fehlt, das man aber, mit gewissen Einschränkungen, einen Romantiker nennen kann. Eine höchste Begabung ist in beiden

Digitized by Google

Fällen gleichmäßig vorausgesetzt. Das Vergängliche an Lord Byron ist dies, daß seine Dichtungen der Spiegel eines Zustandes der Menschenseele sind, der wenig Aussicht hat, je noch einmal von der Geschichte wiederholt zu werden. Klassische Zustände treten gewissermaßen „von selbst“ ein, denn alles Geschehen in der Natur wie der Geschichte geht von Unwahrscheinlichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten. Daher finden wir auch, daß klassische Dispositionen der Seele sich wiederholen; romantische Zustände dagegen sind labile Zustände, die wenig Aussicht haben, in gleicher Formqualität wiederholt zu werden. Über den rein poetischen Wert einer Dichtung ist damit natürlich nicht im mindesten ein Urteil gesprochen, wohl aber sind die geringen Möglichkeiten erklärt, die solche Dichtungen haben, von der Nachwelt nacherlebt zu werden. Es ist dies der alte Gegensatz von naiv und sentimentalisch, nach den Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt.

Byron übrigens ist gegenläufige Romantik: Wie dort unnatürliche Ausweitungen des Gefühlslebens stattfanden, so hier des Willenslebens. Byrons flutende Melancholien sind unausgelebte Wollungen, und der unsterbliche Typ, den Byron (trotz Milton) in die Poesie eingeführt hat, der Luzifer-Typ, ist die Abschattung seines eigenen Leidens im Ungeheuren: der unendliche Wille zum Schaffen, dem nicht die unendliche Kraft zum Schaffen beigesellt worden ist. An diesem Punkte stoßen wir allerdings auf eine Gruppe Byronscher Seelenstimmungen, die auch rein psychologisch unmittelbar zur Gegenwart spricht. — Was Wille an sich sei, ist nicht einzusehen; erscheinen tut er jedenfalls im Zweckhandeln und tritt da auf als die Fähigkeit, den Handlungen eine Ordnung, nämlich eine Unterordnung dessen, was man augenblicklich tut, unter etwas, das ferner liegt, unter das Ziel unsres gegenwärtigen Handelns zu geben. Dieses Ziel ist zunächst kein absolutes, sondern sieht wieder auf ein Ziel hinaus, bis schließlich dies „Zielen“ die letzte Bestimmtheit findet an höchst allgemeinen (meist verworrenen) Ideen, die aber jedenfalls in der Unendlichkeit liegen. Wohl! Es treten in der Geschichte Perioden auf, wo diese letzten Ziele in allzu große Erdennähe rücken und erreichbar werden oder mindestens scheinen; das aber führt mit sich die Krisen des Willens. Zu Byrons Zeiten sagte Napoleon: das Endziel bin ich; zu unsern Zeiten sagt der Kapitalismus: das Endziel bin ich. Geld ist heute aller Dinge Maß und König, und „unproduktives“ Tun wird nur nach dem geschätzt, „was es der Menschheit nützt“, das aber heißt zu deutsch: wieweit andere damit Geld verdienen oder sich zum Geldverdienen tauglicher machen können. Dies Ziel liegt in der Endlichkeit, ist also erreichbar, und die es erreicht haben, brauchen nur noch eines zu tun: ihren Willen zu pensionieren. Doch der füllt als mediatisierter Fürst seine Muße mit leerem Geklapper: Sport „humanitärer Betätigung“ usw., aus, nur um sich an Augenblickszielen seines Daseinsrechtes zu vergewissern. In den tiefen Naturen aber erwacht der Manfred, der, weit mehr eine Gestalt unsres Zeitalters, denn Faust, nicht am unerreichten, sondern am erreichten Ziel unterzugehen droht.

Friedrich Kuntze

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Luise Algenstädts „Von Amts wegen"

[Ein Buch stellen wir hiermit unsern Lesern vor, das in mancher Hinsicht unter der großen Zahl der jährlich erscheinenden Romane eine besondere Stellung einnimmt. Im Gegensatz zu so vielen Schöpfungen unsrer Zeit geht es nicht von rein-individuellen Problemen aus, fortschreitend zum Typus oder zur originellen Bedeutung, auch geistig ist es nicht um den Mittelpunkt eines einzigen sozialen oder zeitgeschichtlichen Problems geordnet. Es versucht Standestypen, Standesprobleme zu gestalten, aus denen sich eine Haupt- und wenige Nebenpersonen zu individuellem Leben herausheben, deren gemeinsame Entwicklung Gelegenheit zu vielseitiger Beleuchtung und Erörterung jener Typen und Probleme gibt. Der größere Meister — das Vorbild? — dieser Romanschriftstellerei ist Wilhelm von Polenz. „Von Amts wegen" steht dem „Pfarrer von Breitendorf" so nahe wie zwei Werke verschiedener Autoren sich ohne Vorwurf für den Späteren stehen können. Gemeinsames und Unterschiedliches ist hierbei bemerkenswert. Seltsam, daß wenn Pastoren geschildert werden, für gewöhnlich der Zweifel an der Berufung das innere Agens ist. Das Bewußtsein, dieses Amt fordere fast mehr als ein ernst Wollender bei aller Selbstüberwindung geben könne, scheint eine Art Berufslast, — bei Polenz wie bei Luise Algenstädt. Die ganz von selbst „Könnenden" sind bei beiden alte Herren von optimistischer Grundstimmung. Die Jugend erscheint teils als fanatisch, teils als untief-unbekümmert. Polenz, der zweifellos mit vollem Bewußtsein an die Schöpfung eines Standesromans aus seiner Zeit ging, ist natürlich bei doppeltem Umfang seines Werks bedeutend reicher an Einzelheiten und Weltbild, obwohl Luise Algenstädt gerade darin eine feine Hand bewährt, mit kurzen, gelegentlich humorvollen Andeutungen ein Milieu zu kennzeichnen. Aber trotz der Breiten begab sich Polenz mit den inneren Kämpfen seines Pfarrers nicht über das Gebiet des dem Beruf Innewohnenden und also — der religiös-kindlichen Fragen — hinaus; sein Pfarrer entwickelte sich innerhalb der Grenzen des Berufs, und so gelang es Polenz, wohl alle eigentlichen Berufsprobleme zu berühren. Luise Algenstädts Pfarrer Terborg gleicht ihm darin nur zum Teil: er muß sich nicht nur mit seinem religiösen Gewissen und seiner religiösen Veranlagung auseinandersetzen, sondern vor allem mit einer „ästhetischen Lebensanschauung" — ein Konflikt, den Polenz nur nebenbei berührt hatte. Bezeichnend ist, daß dieser zu seiner Zeit als den Hauptgegner der religiösen Vertiefung die Naturwissenschaften hingestellt hatte, während hier das Ästhetentum als Feind erscheint. Das bedeutet bei Luise Algenstädt eine Individualisierung und so kommt sie vom Ideal des Standesromans halb zu dem des Entwicklungsromans. Doch halten sich, ästhetisch, beide Absichten gut die Wage. Bis in die engere künstlerische Eigenart hinein läßt sich die Verwandtschaft verfolgen. Wie Polenz schreibt Luise Algenstädt einen klaren anspruchslosen Stil von mittelstarker Atemlänge; wie er erhellt sie den gründlichen Ernst der Arbeit durch ein freundschaftliches Lächeln der Sympathie mit einzelnen ihrer Gestalten; auch in der Bildung starker, charakteristischer Szenen nähert

Digitized by Google

sie sich Polenz, ohne seine darin vollendete Meisterschaft erreichen zu können. — Ein erstaunliches Zeichen lebendiger Kraft für Luise Algenstädt ist es aber, daß bei so viel Verwandtschaft mit einem Meister der Gattung ihr Werk doch das Gepräge selbständigen Erlebens und originalen Schaffens trägt. „Von Amts wegen" bedeutet einen großen Schritt der Entwicklung über den Diakonissenroman der Verfasserin hinaus. Es steckt viel Erfahrung, aber noch mehr Ringen darin. Und dennoch möchte man dem Werke eine zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage wünschen. Von besserungsbedürftigen Einzelheiten abgesehen, die ja immer um so zahlreicher sind, je mehr nicht das Künstlerische, sondern das im weiteren Sinn Stoffliche der Arbeit ihren Wert und ihren subjektiven Anlaß gibt, — der tiefste Konflikt des Buches, der in den Schlagworten: „hie religiöse, hie ästhetische Lebensanschauung" liegt, ist leider trotz allen Bemühens nicht auf seine letzte, wirklich unlösbare Formel gebracht. Ja, diese Steigerungsmöglichkeit scheint die Verfasserin noch gar nicht geschaut zu haben. Ihr Pfarrer, dessen Gemahlin aus Liebe zum Nur-Schönen und Angenehmen wenig an seinem christlichen Leben teilnimmt, hat mit dieser Lebensweise nicht nur nach außen zu kämpfen, sondern auch Sympathien dafür in der eigenen Brust erregen ihm Gewissenskämpfe. Aber von beiden Kämpfen kann man noch sagen, daß sie durch tiefere Einsicht in das Wesen der Gegenstände, auf intellektuellem Wege also, aus der Welt geschafft werden könnten. Die religiöse Weltanschauung selbst könnte hier wohl noch vertiefter dargestellt werden. Aber erst wenn die ihr gegenübergestellte Lebensanschauung eine wirklich ästhetische wäre, nicht die einer snobistisch angehauchten Lungenkranken, entstände ein tiefer, tragender und tragischer Konflikt. Und Luise Algenstädt hätte den Vorteil, die Pfarrersfrau, welche sie mit so viel Liebe gezeichnet hat, von der verdächtigen Gesellschaft eines verbohrten und albernen Wagneriten ferner halten, ja, ihr eine Entwicklung vom Snobismus zur „Ausdruckskultur" schaffen zu können. Die starke Verinnerlichung und der Stoffreichtum der Verfasserin erlauben es, ihr die Verwirklichung dieser Möglichkeit zuzutrauen, die freilich ein andres Buch mit andern Ergebnissen bieten würde. So entfernt sie noch immer von künstlerischer Durchdringung und Schaffenssicherheit steht, so erfreulich wirkt es, in dem Buch einer Frau auch einmal einen Überschuß an Gehalt zu finden, der denn doch das menschlich Wichtigste des Prosawerkes bleibt.

Wir geben im folgenden Proben, welche die sichere Führung und die heitere Charakteristik des Buches zur Geltung bringen. Es ist bei Johannes Räde in Altenburg (S.-Alt.) erschienen. E N]

Halb betäubt von den vielfältigen starken Erschütterungen, welche der Vormittag ihm gebracht, nahm Terborg an dem feierlichen Essen teil, zu welchem auch die beiden erfolglosen Mitbewerber geblieben waren. Die freundliche Sitte wollte es, daß alle vor dem Auseinandergehen brüderlich miteinander speisten. Lieber wäre er freilich mit dem nächsten Zuge zu seiner Frau und seinen beiden Kindern heimgeeilt. Obwohl Kopfschmerzen ihm sonst unbekannt waren, spürte er einen dumpfen Druck über den Augen, und Geist und Gemüt erschlafften. Er überdachte, wie seine Hilde wohl gerade jetzt das Telegramm erhalte,

Digitized by Google

wie die schöne harmonische Ruhe ihres Wesens doch etwas durch die Erregung durchbrochen werde und wie sie wahrscheinlich versuchte, dem kleinen Kurt das Ereignis schon begreiflich zu machen. Dies und jenes fiel ihm ein, was nach seiner Rückkehr bald zu tun sei. Er aß wenig, flocht nur zuweilen eine Bemerkung in das Gespräch und verhielt sich im übrigen schweigsam, obwohl er neben dem Superintendenten saß.

Mehrere Herren der Gemeinde, auch der Kantor, waren dazu geladen. Die Familie Grönlund selbst war heute an ihrem Tische nur Gast. Der alte Pastor setzte Vollmers tröstend auseinander, wie er durch die vorgeschriebene Reihenfolge der Predigten im Nachteil gewesen, da er weder den ersten frischen, noch den letzten haftenden Eindruck habe erwecken können. Vollmers aber, welchem an der Überzahl nur elf Stimmen gefehlt hatten, wollte das nicht gelten lassen, sondern schob seinem glücklichen Mitbewerber mit aller Entschiedenheit das Verdienst der besseren Predigt zu. Er hatte sich zu vollkommener, heiterer Fassung wieder erhoben und konnte in seinem und Rapps Namen scherzend Terborg in einem Trinkspruch huldigen mit dem Wort „Morituri te salutant", — wobei des Alten Gesicht einen Augenblick sehr ernst wurde, als beziehe er es auf sich, und zwar im eigentlichen Sinne.

Der Ephorus verstand es vortrefflich, die Würde des Amtes mit der persönlichen Würde zu vereinen und das Ansehen, welches er in Anspruch nehmen mußte, in den Formen des Weltmanns zur Geltung zu bringen. Wie er die Pastorin ehrte, obwohl er selbst den Vorsitz führen mußte, — wie er den alten Amtsbruder zu seiner Rechten fürsorglich wegen seines Leidens beriet und berücksichtigte, — wie er den Kindern des Hauses dann und wann einen Scherz zuteil werden ließ, — wie er lindernde Salben strich für die Gemüter der beiden Erfolglosen und gar mit einer würdevoll und schalkhaft erzählten Anekdote die Tischgesellschaft in Heiterkeit versetzte, — sein feines, gehaltenes Mienenspiel — das alles gab ihm auch hier, wo er die amtliche Rüstung abgetan, eine natürliche Überlegenheit. Er war ein Freund feiner Anekdoten, und die es gut mit ihm meinten, verfehlten nicht, ihm gelegentlich solche zuzutragen, wofür er sich gern in gleicher Weise erkenntlich zeigte.

Von dem siebenköpfigen jungen Geschlecht des Hauses war neben Lorenz und Ruth noch ein dritter anwesend, der während der kirchlichen Handlung beim Vater geblieben war: ein langer, überschlanker Mensch, der soeben das Abiturium bestanden hatte und sich in dem glückseligen Zwischenzustande befand, welcher die Schule von der Universität trennt. Er speiste mit erstaunlichem Appetit, ebenso wie seine Schwester. Ihm besonders schickte die Mutter mehrmals eine Schüssel zu mit einem ganz fernen, leisen Lächeln ihrer mächtigen Augen. Diese Augen waren das merkwürdigste an ihr, — graublau und etwas weit gestellt — sie bewegten sich langsam, und ihr Blick überfiel Dinge und Menschen immer von oben her, als habe sie erwartet, daß sie größer seien. Ja, er blieb auch eine Linie zu hoch haften, — am oberen Augenlid oder an der Braue, wenn sie einem Menschen ins Gesicht sah. Das gab ihrem Antlitz etwas Idealistisches, Willenskräftiges und Klares; ihr Sohn Lorenz war darin ihr Ebenbild. Der Superintendent nannte sie die Mutter der Makkabäer, — freilich müsse man Ruth hinzurechnen, was aber keine Schwierigkeit bereite. Sie fand nach Frauenart schon

Digitized by Google

eine persönliche Beziehung zu Terborg heraus. Sie hatte von seiner jungen Gattin gehört, als diese noch junges Mädchen war, und erfreute sein Herz damit, daß das Gehörte sehr schmeichelhaft gewesen sei. Und sie machten miteinander aus, daß die Welt recht klein und kugelrund sei.

Ruth wurde dunkelrot und kroch in sich zusammen, wenn von ihr die Rede war, oder wenn sie zu einem der Fremden sprechen sollte. Jedoch unter dem mahnenden Blick ihrer Mutter kämpfte sie verzweifelt gegen ihre Schüchternheit. War sie unbeachtet, so arbeitete es in ihrem Gesicht zu jeder Sache, die am Tisch besprochen wurde, als staute sie nur mühsam eine Menge der wichtigsten Mitteilungen und Fragen zurück, und eine kleine dreieckige Narbe an ihrem Kinn glühte dann auf eigene Hand. Es war, als ließe sich all die Freude und all das Interesse kaum bezähmen. Zuweilen mußte sie dem bedienenden Dienstmädchen mit einer Schüssel folgen, entledigte sich ihrer Aufgabe jedoch mit wenig Geschick. Ihre eckigen, hastigen Bewegungen bedrohten mehr als einmal die Rockärmel der Herren mit Sauce, und ihre lange hagere Gestalt erhielt dabei etwas Groteskes, — besorgt sah die Mutter ihr nach. Als Terborg beim Gläserklingen seine Serviette zu Boden gleiten ließ, stürzte sie hinzu wie ein aufmerksamer Junge und hob sie auf, und er sah sie mit stillem Staunen.

Sie machte es aber noch ärger, als der Kaffee in des Vaters Zimmer gereicht worden, — als die Wagen vorfuhren und das Dienstmädchen zu tun hatte, den Herren ihre Mäntel anzuziehen, und jedem sein richtiges Köfferchen auf den Wagen zu bringen. Da stürzte Ruth — die große Reisetasche des Kandidaten Rapp in der Hand — dienstfertig an diesem vorüber. Er wollte sie ihr entreißen, doch sie war schon damit hinaus, erkletterte ein Vorderrad und verwahrte sie neben dem Kutscher, worauf sie an die Köpfe der Pferde ging und mit ihnen koste.

Nach diesem Fest vergingen zwei Tage, an welchen Terborg die Grönlundtochter nicht sah. Am Nachmittage des dritten sah er sie so schnellen Laufs, wie einst, vom Hoftor der Pfarre herkommen. Sie sprang durch den Vorgarten, Angst und Schrecken in ihrem todblassen Gesicht. Er war ihr schon besorgt entgegengekommen und brauchte nicht erst zu fragen, sie wollte ihn holen. Ihr Vater war infolge eines schrecklichen Auftritts mit einem fremden Menschen schwer erkrankt. Er nahm seinen Hut und lief mit, während sie fast weinend erzählte: „Ein großer, dicker Mann kam mit einem Bündel Schriften, — auf den Flurtisch warf er schon einige, — dann ging er ohne zu klopfen oder zu fragen, den Hut auf dem Kopf, in Vaters Zimmer. Ich ging gleich mit hinein, weil ich für Vater Angst hatte. Er stand mühsam aus seinem Stuhl auf und erklärte, er wolle die Blätter in seinem Hause nicht haben und in der Gemeinde werde er ihnen auch mit aller Kraft entgegentreten — und übrigens solle der Mensch seinen Hut abnehmen. Das tat der Kerl nicht, sondern warf sich auf einen Stuhl, während Vater stand und wurde noch viel unverschämter: dem Tischler Dieſt verdanke er die werte Adresse — der hat ja die Schriftenniederlage, — und ob Vater glaube, daß ein Pfarrhaus kein geeignetes Absatzgebiet für solche Sache sei, — ganz im Gegenteil! Er hatte einen ähnlichen Wortschwall wie Dieſt und hörte Vater überhaupt nicht an, so daß Vater

Digitized by Google

vor Ärger und Schwachheit zitternd ihm die Tür wies. Er blieb aber ruhig sitzen — da rief ich nach dem Dienstmädchen — Stine und ich faßten ihn jede an einem Arm. Er stieß nach uns und kam von Stine frei, ich war aber zu böse — ich hielt fest. Dann kam zum Glück Mutter herein, stellte sich vor ihm hin und hat ihn so angesehen — so furchtbar. Gar nicht viel gesagt! Das konnte er nicht vertragen — da mit einem Male stand er auf und zog ab, aber wütend! Wir schlossen die Haustür hinter ihm zu, aber durchs Fenster hörten wir ihn noch: — dies wäre nun die christliche Liebe, die die Pastoren predigten, — und dies die Gastlichkeit in einem Pfarrhause: Das sollte in die Blätter kommen!

Aber Vater — Vater ist nun sehr krank; so war er noch nie. Wir hörten ihn plötzlich hinter uns stöhnen. Er hatte entsetzliche Herzbeklemmung, — sein Gesicht war blau. Wir sollten alle dicht bei ihm bleiben — und dann wieder waren wir ihm zu viele. Mutter hat an den Doktor und an Lorenz telegraphiert — — Ach bitte, wir wollen ein wenig laufen, oder — ich will allein, entschuldigen Sie.“ Und weg war Ruth ins Tor hinein.

Terborg fand den Alten voll Herzangst aufrecht im Bett sitzend. Mit Handwink und flüchtigem Lächeln gab er ihm zu verstehen, daß sein Kommen ihm lieb sei, und er bleiben und warten möge. Sein Atem war oberflächlich und jagend, und die Augen irrten mit gequältem Ausdruck umher. Das Fenster stand auf sein Verlangen offen, so daß frische Luft ihn erreichte. Frau und Tochter standen angstvoll, versuchten dann und wann einen erleichternden Handgriff, raunten ihm ein gemäßigtes und doch von heißem Gefühl durchzittertes Liebeswort zu, und berechneten leise miteinander, wann der Arzt, wann Lorenz hier sein könne. Manchmal hielt die Pastorin auch seine Hand, bis er mit einer unruhigen Bewegung sie ihr wieder entzog, — es war ein banges, jammervolles Warten.

Terborg war tief erschüttert. Nachdem er sich eine Weile im Hintergrund gehalten hatte, trat er wieder heran, faßte die andere Hand und sagte ein Wort söhnlicher Betrübnis. „Sagen Sie mir etwas Rechtes“, flüsterte der Alte hastig. „Sagen Sie mir Sterbenstrost, — ich kann ihn mir nicht selber sagen, meine Gedanken sind zu unruhig.“ Und Terborg trat an das Fußende und sprach von Zeit zu Zeit ein Bibelwort, eine Strophe aus einem Sterbelied — eine Schriftstelle von Vergebung, von ewigem Leben und vom Auferstehen.

Auch das Dienstmädchen war leise hereingetreten und weinte. Das mühsam unterdrückte Schluchzen Ruths, die sich zu ihr in eine Ecke zurückgezogen hatte — manch ein zitternder Seufzer, manch unverständliches Flüstern der Pastorin, die keine Träne vergoß, mischte sich in die heiligen Worte. So verging eine halbe Stunde.

Er machte eine Pause und trat zurück, die Pastorin durfte wieder ihres Mannes Hand halten, das Mädchen verschwand, und plötzlich lief auch Ruth leise aufweinend und tief auf ihre gefalteten Hände gebückt hinaus.

Da meinte er, es sei recht, eine Weile Mann und Frau allein zu lassen, und verließ ebenfalls schweigend das Zimmer. Er wollte am Hoftor nach des Doktors Wagen ausschauen oder nach Lorenz, der bald

Digitized by Google

mit seinem Rad von der Bahnstation kommen konnte und sie mit ganzer Seelenkraft herbeisehnen helfen.

Als er auf den Flur kam, saß Ruth zusammengekauert auf der untersten Treppenstufe und schluchzte herzbrechend in ihre Hände hinein. Es war zu plötzlich über sie gekommen — die Worte vom Sterben gar hatten ihr erst den ganzen Ernst des Zustandes klargemacht. Sie schien in Jammer vergehen zu müssen.

Heftig erschreckt blieb er stehen — der Anblick tat ihm weh. Ruth — die frohe tapfere Ruth so leiden zu sehen, beraubte ihn selbst der Fassung. Sie sah nicht auf, aber er bückte sich, um ihren Blick zu suchen. Er suchte ihr Mut zuzusprechen — er bat sie, flehte sie an, zu hoffen und nicht zu weinen; sie schüttelte nur den Kopf und biß in ihr Taschentuch, um jeden Laut zu ersticken.

Er strich leise über ihr Haar und bat immer weiter — er dachte an nichts, als wie er ihren furchtbaren Schmerz lindern könne — und ehe er sich dessen versah, hatte er sich neben ihr auf ein Knie niedergelassen, löste ihre ineinandergekrampften Hände und außer sich vor leidenschaftlichem Mitleid umschlang er sie mit beiden Armen, als müsse er so auch ihren Schmerz fassen und meistern können, — preßte sie an sich und murmelte Worte glühender Zärtlichkeit. — Es waren nur Augenblicke, dann gab er sie entsetzt frei und sprang auf, — ihm war, als ob der Fußboden schwankte, fast blind war er, und seine Hand suchte zitternd rückwärts am Treppengeländer eine Stütze.

Unfähig zu sprechen, krampfhaft sich festklammernd stand er da, bis das Brausen in seinen Ohren verflog, — bis die roten Lichter und Schatten vor seinen Augen sich hinweghoben und Ruths Umrisse wieder vor ihm erschienen.

Er starrte auf sie nieder und merkte, daß sie noch ebenso zusammengesunken und schmerzverloren dasaß, wie er sie gefunden hatte — den braunen Kopf fast auf den Knien.

Nach einer langen oder kurzen Weile machte er einen Versuch zu sprechen, und zwar so, wie es recht und geziemend war für den Seelsorger eines Sterbenden, für den väterlichen Freund eines weinenden Mädchens und für einen verheirateten Mann, aber er brachte nur heisere Laute hervor. Er machte einige Schritte zur Haustür, um Ruth sich selbst zu überlassen, — seine Knie zitterten. Er wandte sich zurück und sah, daß nun sie selbst Anstrengungen machte, ihre Fassung wiederzugewinnen, — er sah ihr verstörtes gramdurchwühltes Gesicht sich von den Händen erheben, — sah sie ruhig und tief atmen und endlich aufstehen.

Nun trat er wieder zu ihr und hörte sich in alltäglichem Ton sagen, er hoffe, daß der Kranke es noch einmal überwinde, bald wohltätigen Schlaf finde und damit Kräftigung, — und wie alle suchen müßten, ihm Ruhe zu schaffen, auch durch Verbergen und Überwinden ihrer eigenen Angst, und daß sie auch guttue, zu diesem Zwecke ihre Augen zu kühlen. —

Gleich groß stand sie neben ihm und blickte ihn flüchtig an. „Ja, Vater darf nicht sehen, daß ich geweint habe“, sagte sie und ging eilig fort, seinen Rat zu befolgen.

Er blieb auf dem Flur, lehnte sich ins Fenster und sah hinaus. Das Dienstmädchen, das aus dem Tor nach dem Doktor geschaut hatte, kam

Digitized by Google

zurück, erschrak über sein Gesicht hinter dem Glas und fragte hastig, ob es schlechter stünde. Er verneinte und drehte sich ab. Als gleich danach das älteste Fräulein Bothe auf den Hof kam — fast zugleich mit dem Kantor Schlettwin, trat er in das anstoßende Arbeitszimmer, um mit niemandem sprechen zu müssen.

Dort kämpfte er einen harten Kampf. Jeden Augenblick konnte er wieder hineingerufen werden, um seinen ehebrecherischen Worten seelsorgerliche folgen zu lassen. — —

Von dem unerlaubten Gefühl hatte er nichts gewußt; er hatte ihm harmlose, freundliche Namen gegeben — bis das Auflodern der Flamme ihn belehrt.

Er versuchte, sich Rechenschaft zu geben über die letztvergangenen täuschungsschweren Monate und Wochen, — es war gewiß: wie seines Lebens besten Odem hatte er Ruths Wesen in sich gezogen. — —

Und drinnen betete Fräulein Bothe laut mit allen Anwesenden; er konnte fast verstehen, was sie sprach. Vielleicht bedeutete es, daß eben jetzt des Alten Seele heimging; — er war aber nicht fähig, hineinzutreten!

Der Kantor ging fort — er sah, wie er über den Hof gehend in seinem Gesicht mit dem Taschentuch zu wischen und zu putzen hatte, — und der Oberförster kam mit bestürzter Miene. Terborg hörte, wie die Pastorin ihm auf dem Flur Auskunft gab — das Leiden hatte noch nicht geendet — und er bemerkte undeutlich, daß der alte Grünrock erstaunlich taktvoll, zart und herzlich sprach, er wollte auch keine Unruhe bringen und ging gleich wieder fort.

Grönlund schien endlich in Halbschlummer gesunken zu sein; eine Zeitlang regte sich nichts nebenan.

Endlich kam der Arzt. Er gab Kräftigungsmittel für das Herz und riet große Ruhe an; wieder konnte Terborg hören, was gesprochen wurde, und sah den freundlichen Mann wieder abfahren.

Dann trat Ruth herein — man hatte sich seiner erinnert. Des Arztes Dasein hatte sie etwas hoffnungsvoller gemacht; sie bat ihn, wieder zum Vater zu kommen. Er spähte scheu und rasch in ihrem Gesicht — die große Not des Hauses überwallte sie wie ein schwerer Mantel von den Augen an bis hernieder; er sah nichts anderes an ihr, sie dachte nichts anderes!

Er blieb im Pfarrhause — in unbeschreiblicher Gemütserregung und doch zu tiefster Ruhe und Sammlung gezwungen. Lorenz kam am späten Nachmittag, saß beim Vater und ging mit ebenso großoffenen, schweren Augen umher, wie die Mutter.

Lorenz sollte die erste Nacht ruhen. Terborg hatte sich's als besondere Freundlichkeit erbeten, wachen zu dürfen. Die Pastorin hatte ihm jedoch nur zugesagt, ihn für die zweite Hälfte der Nacht zu wecken, — bis dahin wollte sie allein bei ihrem Mann sein. Mit einer Decke wurde er in das angrenzende Arbeitszimmer auf das Sofa verwiesen.

Es war Qual, still daliegen zu müssen als ein Behältnis kämpfender, tobender Geister. Durch alle Adern wogte und rauschte die erwachte Leidenschaft, in seinen Ohren war ihr Klingen; — in der Regungslosigkeit und Stille, zu welcher er verurteilt war, fühlte er sich völlig von ihr besiegt. Er sagte sich, daß nebenan ein mit Sohnesliebe von ihm verehrter alter Mann lag und dem Tode ins Antlitz sah, — jedoch selbst

Digitized by Google

die Schauer der Ewigkeit kühlten sein Hirn nicht. Mühsam heraufgezwungene Vorstellungen, welche helfen sollten, sanken ohnmächtig in sich zusammen; was dies Haus ihm gegeben an elterlicher Güte — sein eigenes kleines Heim — seine Kinder — seine eigene reinstrahlende Jugend — seine Wissenschaft — seine Amtseinführung, deren feierliche Gelöbnisse, Vermahnungen und Gebete jetzt wie Hammerschläge und Schwerthiebe an seine Seele drangen — kalte Bilder aus Reichenhall, wo er Hilde im Angesicht der Bergwelt wandelnd wußte —; der Schluß war allezeit Ruth — immer wieder Ruth — alles was Ruth war! Er empfand, daß er beten sollte, aber wagte sich in diesem Zustande nicht vor Gott.

Anfänglich war nebenan alles still, nur einmal ein leichter Tritt, eine vorsichtige Bewegung, — er sammelte seine Gedanken für Augenblicke, indem er zu erraten suchte, was diese kleinen Vorgänge bedeuteten. — —

Das Liegen war ihm unerträglich. Er mußte Bewegung und Luft haben; ihm war, als müsse sonst sein Kopf zerspringen. Ein starkes Verlangen überkam ihn, seine Kinder zu sehen.

Er erhob sich leise, schlich auf den Fußspitzen aus dem Zimmer und über den Flur, entriegelte behutsam die Haustür und eilte durch die naßkalte Herbstnacht; den Schlüssel seines Häuschens hatte er am Nachmittag eingesteckt. Kurt und Imma lagen in holdem Schlaf und träumten wichtig und andächtig. Sie erwachten auch nicht, als er lange über ihr Bettchen gebeugt stand, und sein Töchterchen lachte nur im Schlummer und griff mit der kleinen Hand in die Luft, als er sein Gesicht leise an ihre Wange legte. Die treue Henriette, welche sich im Nebenzimmer gebettet hatte, schaute entsetzt durch die Türritze und zog sich dann zurück. Mehrmals ging er von einer Gitterstatt zur andern; in seiner Kinder Nähe wurde er freier und ruhiger, — er wäre gern ganz hiergeblieben, jedoch im Pfarrhause konnte nach ihm verlangt werden, — endlich hauchte er den Kleinen noch einen Kuß auf die Stirn und ging wieder. Sie hatten ihm einen Hauch ihres Friedens abgegeben.

Der Nachtwind war ihm wohltuend; bevor er das Pfarrhaus betrat, umkreiste er es noch einmal und stand vor dem matterleuchteten Krankenzimmer am Giebel still. Die Vorhänge gestatteten keinen Einblick, der Schatten der Primaria jedoch glitt über das Fenster. Er ging nun an die Haustür und begab sich so geräuschlos, wie er gegangen war, wieder auf sein Liegesofa.

Keine Diele hatte geknackt, keinen Stuhl hatte er berührt, sein Niederlassen auf das Polster war ein Kunststück vorsichtiger Geschicklichkeit gewesen; nun hörte er drinnen leises Sprechen. Es war der Pastorin murmelnde Stimme, welche mit den regelmäßigen schnellen Atemzügen des schlafenden Kranken untermischt war. Sie mußte wohl vergessen haben, daß das Sofa so nahe der Verbindungstür stand, oder daß jemand darauf ruht, — oder mußte annehmen, daß der hier Ruhende schlief. Er konnte nicht umhin, vieles zu verstehen, — und er bemühte sich auch nicht, es zu vermeiden, — er hätte zu dem Zweck seine Ohren zuhalten müssen. Aber seine Not war mächtiger als zarte Rücksicht: er wußte gewiß, daß in der leisen Rede nebenan Heilkraft für ihn lag, ähnlich wie vorher in dem Anblick seiner Kinder.

Da war kein Jammern und Klagen, sondern nur dankbare, demütige

Digitized by Google

Gelassenheit. Die Pastorin betete nicht eigentlich — sie sprach leise zu dem Schlummernden von den 33 Jahren ihrer Ehe. Sie dankte ihm für alles, was er ihr gewesen und gegeben, — daß er ihr Halt und Schutz, ihr Führer, ihr Freund gewesen, und manchmal es auch nicht verschmäht habe, ihr liebes, größtes Kind zu sein; — daß er jede Last und Not sie habe mittragen lassen und jederzeit auch ihre eigenen Kummerstunden mit seiner Liebe erhellt habe; — daß er niemals in Großem oder Kleinem ihr Vertrauen getäuscht, — daß er immer ein solcher gewesen, daß sie seiner habe stolz und froh sein können! Und mit kindlich innigem Flehen bat sie ihm ihre Fehler ab, allerlei Unrecht, das nur ihm und ihr bekannt, — daß sie seine Milde oft nicht genug geehrt und sich dadurch habe zu Übergriffen reizen lassen, und vieles andere. Wie ein Kind oder eine beichtende Katholikin führte sie sogar geringfügige Einzelheiten an: wie sie eigensinnig in diesen und jenen Dingen ihren Willen seinem Wunsch entgegen durchgesetzt habe, — wie sie durch ihre Vorliebe für Zugluft im Hause und durch ihre Abneigung gegen Türschließen ihn oftmals geärgert, — wie sie manchmal in ihrer Arbeitsmüdigkeit die Ursache gewesen, daß er seine Abendmusik nicht mehr bekommen, — und wie sie noch in diesem Herbst den gebratenen Apfel mehrmals vergessen, den er doch gern täglich haben wollte. — Terborg glaubte die beiden zu sehen, indem er gierig lauschte: Die Primaria lag wohl auf den Knien an der Bettseite roten Angesichts und hatte die gefalteten Hände auf dem Laken, — und des schlafenden Alten Seele hörte aufmerksam zu, — sie hatte nur keine Zeit, ein Lächeln auf sein Antlitz zu rufen, denn sie schaute eben jetzt eine weite helle Bahn entlang, die zum Sitz des Ewigen führte, sah ihn thronen und herblicken und rief ihm zu: „Hör sie nicht — hör sie nicht! Alle ihre Selbstanklagen sind nichts! Sie irrt — nie war sie mir etwas anderes, als meines Lebens Krone. In Zeit und Ewigkeit lohne du ihr alle ihre Liebe und Treue!“ Wenn er diese Unterhandlung mit dem Himmel beendet, erwachte er wahrscheinlich und suchte ihr durch ein Lächeln anzudeuten, wie ganz anders die Sache in Wirklichkeit stand. — Sie beschuldigte sich der Starrköpfigkeit — und daß sie ihre große Liebe oft nicht so mit Worten ihm zu beweisen verstanden, wie er's wohl erwarten durfte. Sie bat ihn demütig, ihr aus der Ewigkeit noch zu helfen — falls es in seinem Vermögen stände —, damit ihre heidnische Art endlich überwunden, und sie beide nur nicht geschieden würden.

Es war nichts als ein Lautdenken. Terborg lag unbeweglich mit gefalteten Händen, und Tränen rannen ihm die Schläfen nieder in sein Haar. Wie eine wallende Stromflut brach die eheliche Treue und Liebe hervor, — ein zartes heißes Liebesgeständnis nach dreiunddreißig miteinander getragenen und durchkämpften Jahren. Reinigend und kühlend ging sie auch über ihn hin.

So wurde er allmählich ruhiger und seiner Empfindungen Herr.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Tausendgucker

Ich liege im Garten in der Hängematte und blinzle in den warmen Sonnenschein, der durch eine Lücke in dem Blätterwerk des dichtbelaubten Nußbaumes gerade mein Gesicht trifft. Leise rauscht der See, leise spielt der Wind mit den Blättern. Da kommt mein Jüngster angelaufen: „Vater, Vater, guck mal, was ich Schönes habe! Ein Wunderglas! Wenn man da hindurchsieht, sieht alles bunt aus, rot und grün und blau und gelb, und ich sehe alles tausendmal. Das ist ein Tausendgucker!“

Ein winziges Stück prismatisch geschliffenen Glases hält er mir entgegen, das einmal als Anhängsel eines Kronleuchters gedient haben mag. Er hält mir sein Glasstück dicht vors Auge, und ich muß den Baum und den See und den ganzen Garten dadurch besehn. Jeder Gegenstand zeigt bläuliche und rote Ränder, und alles schillert und bekommt wunderliche Formen durch die verschiedene Brechung des Lichtes.

„Ja,“ sage ich, „das ist wirklich etwas Schönes!“, und gebe ihm das Glasstück wieder. In langen Sprüngen rennt er davon, um auch seinen Geschwistern den Tausendgucker zu zeigen. Freu dich nur, mein Kind! Später wirst du erkennen, daß die Welt ohne solche farbigen Ränder an den Dingen noch viel, viel schöner ist.

Wir Erwachsenen pflegen nicht durch Tausendgucker mehr die Welt zu betrachten, haben es auch nicht mehr nötig, denn, wer offene und empfängliche Augen hat, der weiß, daß er nicht einmal alle die unzähligen Farben und Formen um uns herum in sich aufnehmen kann, die den Dingen schon von Natur eigen sind. Die Künstler beweisen uns ja durch jedes gute neue Gemälde, daß wir lange nicht alles an den Gegenständen dieser Welt wahrnehmen, was ihre Maleraugen schaun.

Sicherlich haben nicht alle Menschen dieselben Bilder von denselben Gegenständen in ihren Augen. Der eine sieht vorzugsweise Linien, der andre Flächen, der sieht die Farben stärker, jener schwächer, der eine sieht genauer als der andre, der hat mehr Blick für Farbenkontraste und jener wieder mehr für die Übergänge, dieser schaut überall Bilder und jener nur „Dinge“. Das sind ganz alltägliche Erfahrungen, die man jeden Augenblick beweisen kann. Und wie könnte es auch anders sein? Wie kein menschliches Antlitz dem andern völlig gleicht, sondern ihm höchstens nur ähnlich ist, so ist's sicher auch mit jedem einzelnen menschlichen Organe, in anatomischer Hinsicht sowohl wie in physiologischer.

So sind auch die Gehirne einander nur ähnlich und nicht gleich, und so steht es auch mit der Arbeit, die ein jedes zu leisten vermag.

„Selbstverständlichkeiten!“ Bedenkt man sie aber genug?

Wie leicht erregen sich die meisten über einen Gedanken, eine Anschauungsweise, die für den einen Menschen naturnotwendig ist und die in tausend andre Gehirne durchaus nicht hineinpaßt.

Und doch ist unser Jahrhundert auf dem Wege zu einer allgemeinen, alles Denken verstehenden Toleranz. Über religiöse Dinge und politische Fragen pflegen sich

Digitized by Google

gebildete Menschen wohl noch gegenseitig auszusprechen, aber nicht mehr zu zanken. Man sollte nur diese Regel des guten Tones auch auf andre Gebiete des Strittigen anwenden.

Wie, wenn es mit den Gedanken gerade so beschaffen wäre wie mit dem Lichtstrahl, der durch ein Prisma fällt? Wenn auch der reine Strahl geistigen Lichtes gebrochen würde je nach dem Gehirne, durch das er zuckt? Urteilt nicht ein jeder immer nur aus *seinen* Erfahrungen und aus *seiner* Umgebung heraus? Und muß nicht durch den kleineren oder größeren Horizont des Menschen eine größere oder geringere Trübung und Brechung des absoluten Gedankens eintreten? Wie ferner, wenn gerade durch die Brechung, die eine Idee bei ihrem Durchgange durch einen Menschenkopf oder ein Menschenherz erleidet, der geistige Farbenreichtum entstünde?

Dann dürfte man wohl gar folgern: Je mehr Köpfe und Herzen, desto farbenreicher und schöner und interessanter wird das geistige Leben eines Volkes, desto lebenswerter wird das Einzelleben. Siebenfach wird der Lichtstrahl gebrochen, aber millionen Male der geistige Strahl.

Und wenn wir uns nun dazu erzögen, diese millionenfachen Brechungen hinzunehmen, nicht nur als naturnotwendig, sondern auch als gut und schön, so dürfte man jede neue Ansicht als eine Bereicherung des eignen Lebens begrüßen, wenn sie anderswo wirklich aus den Lebenstiefen gestiegen ist.

Aber es gibt doch auch völlig entgegengesetzte Gedanken, von denen nur *einer* der richtige und segensvolle und allgemein fördernde sein *kann*. Und es gibt doch *verderbliche* Meinungen in Hülle und Fülle. Soll man etwa zu allem Ja und Amen sagen und, unbekümmert um die Folgen, eines behaglichen aber doch faulen Friedens willen jede irrige Meinung noch tiefer sich einwurzeln lassen?

Ganz gewiß nicht! Nur soll man anderseits nicht vergessen, was ja so einfach ist: daß wir durch die tausend voneinander abweichenden Ansichten in andern Köpfen zur *eignen Klärung* gedrängt werden, und daß erst dadurch für uns das *geistige Leben* entsteht, das Ringen und Streben nach tieferer Einsicht und reinerer Erkenntnis. Das Leben *bleibt* Kampf! Kampf auch gegen die verkehrten Gedanken, die sich in uns selber eingenistet haben. Arbeit in Hülle und Fülle hat man schon dann, wenn man sich bemüht, eigne, liebgewordene und lange gehegte falsche Meinungen abzuschütteln. Und wer gar seine Aufgabe auch darin sieht, seinen Mitmenschen zu tieferer Erkenntnis zu verhelfen, der vermag das erst recht nur, wenn er vor allem sich *selber* klärt. Je reiner das Prisma, desto leuchtender die Farben.

Ringst du dich dahin durch, in abweichenden ehrlichen Meinungen auch die verschleierte Wahrheit oder doch das Suchen nach ihr noch zu achten, so brauchst du deshalb nicht minder entschieden zu bekämpfen, was gegen deine Überzeugung geht. Aber der Kampfplatz ist dann für dich auf eine höhere Ebene verlegt. Auf eine Ebene vor allem mit weniger Schmutz. Dann: mit weniger Nebeln. Und aus ihren Höhen mit sehr viel freieren und weiteren Aussichten übers Land. Auf eine Ebene, in der die Wege drunten

Digitized by Google

in den Tälern und die Wege von Tal zu Tal sehr viel leichter zu überschauen sind.

Heinrich Scharrelmann

Literatur

Kleinstadtromane

Unter den Kleinstadtschilderungen, die in dem Jahrhundert seit Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" erschienen, gehören zu den bemerkenswerten die zwei neuen erzählenden Bücher von Rudolf Huch und Heinrich Mann. Es sind zwei sehr unterschiedlich geartete Werke. Gemeinsam ist ihnen nur, daß beide im Gegensatz zu der lyrisch gemütlichen süddeutschen Weise, wie wir sie etwa an unsern jüngeren Schwaben kennen, mehr ein norddeutsch kritisches Bestreben zeigen. Und beide Dichter gelangen, völlig unabhängig voneinander, zu dem gleichen Entschluß, das kleinstädtische Wesen aufs anschaulichste dadurch zu schildern, daß sie etwas auffällig Fremdartiges dem Zuständlichen nahebringen und so ihm gegenüberstellen. Bei Huch besteht das Gegensätzliche in einer einzigen Person, einem leibhaftigen Grafen allerdings, während Mann eine ganze Komödiantentruppe heranzieht.

„Die Rübenstedter" (bei Georg Müller, München) knüpfen an das erste Werk Rudolf Huchs, an das „Tagebuch eines Höhlenmolches", an. Hier wie dort wird die ruchlose Idealloſigkeit einer deutschen Kleinstadt des rübenbauenden Flachlandes aufs Korn genommen, hier wie dort bricht der Humor eines enttäuschten aber noch nicht völlig verärgerten Idealisten grimmig hervor. Genauer gefaßt: dieser Idealist ist freilich so gründlich verärgert wie er nur verärgert werden kann; allein die Gabe des Humors verhindert eben, daß die Verärgerung unbegrenzte Gewalt über ihn gewinnen könnte.

Im besonderen gelten die Streiche, die mit so verwickelter Munterkeit ausgeteilt werden, den Honoratioren von Rübenstedt. Aufs anschaulichste wird uns da eine führende Kleinstadtgesellschaft vorgeführt, die mit tadellosem Verhalten nach außen eine unermeßliche Selbstgefälligkeit verbindet. Diese Sorte Kultur hat ihre Einheit darin, daß kleine Ichsucht die Triebfeder, konventionelle Scheinsitte der Halt, Klatsch die entscheidende Kontrolle alles Handelns ist. Im übrigen hat das Unterbleiben jeder außerordentlichen Handlung zweierlei Hauptgründe: Unfähigkeit und Feigheit. Selbst der einzige, der keine von diesen beiden Eigenschaften besitzt, ein abseits stehender Jurist von hohen Verstandesgaben, will doch nach Rübenstedter Weise seine Tochter an einen Mann verheiraten, von dem er nichts als die vornehme Außerlichkeit kennt.

Der Grimm auf die stumpf materielle Gesinnung, auf die Herde der Kleinlichen, die in der Enge leben und auch um keinen Preis aus der Enge heraus wollen, dieser gesunde Grimm des innerlich lebenden Kulturmenschen überschreitet ohne Zweifel mehrfach die Grenzen der objektiven Schilderung. Aber vereinfachende Übertreibung ist ja das Recht des Satirikers. Und als Satiriker gibt Rudolf Huch sich hier offen zu erkennen; obwohl die Erzählung im Grunde nicht einmal so arg subjektiv verläuft, wie er zu Beginn ankündigt. Ohne die humorige Überlegenheit, die das Durchschauen der Schwächen mit etlicher Liebe zu den schwachen Mitmenschen verflicht, wäre die Darstellung so hoffnungsloser Schalheit unerträglich. Durch den Humor — also stark ist seine verschönende, versöhnende Kraft auch diesmal — wird das Unerquicklichste zum Mittel, köstlichen Genuß zu bereiten.

Digitized by Google

So können wir denn unsre Freude haben an diesen putzigen Lokalgrößen, dieser ebenso strengen wie praktischen Moral — streng für die andern, dieser heroischen Ausdauer im Ehemannsfang, dieser ehernen Abwehr alles Neuen, Fremden, diesem treubiederen Aufschauen zu Rang und Titel. Die Menschlein, die zu Trägern sotaner Eigenschaften verurteilt wurden, haben trotz der etwas knalligen Charakterprofilierung nur zu viel überzeugende Wahrheit an sich.

Eher muß man das weibliche Gegenstück zur rübenstedtischen Wesensart — leider — als nicht vollkommen überzeugende Gestalt vermerken. Diese prächtig unsentimental und gescheit gedachte Tochter des abseitigen Justizrates besitzt ja eine solche Macht über den redefunkelnden Erzeuger und über sich selbst, daß sie wirklich nicht Ver- und Entführung zu erleben brauchte, um den Mann ihrer Wahl durchzusetzen. Auch sonst läßt die Handlung der kleineren zweiten Hälfte mehr von willkürlichem Ulk als von organischer Notwendigkeit verspüren. Allein der Hauptbeweger der Handlung, ein völlig verkommener Graf, der — gewissermaßen als Ersatz für den fernbleibenden Landesfürsten — das ganze Nest berückt und schließlich, da die Wasser des Verderbens endgültig über ihm zusammenschlagen wollen, die rettende Hand einer hausbackenen Superintendententochter ergreift, dieser lauwarme Schurke und Monokelvirtuos, ist er nicht wirklich und echt? Und ist nicht ebenso wirklich und echt die Geltung, die er sich mühelos erwirbt in dieser Welt?

In dieser Welt — man kann das Wort gewißlich in seinem weiteren Sinn nehmen, der über die Kleinstadtwelt gehörig hinausgreift. Ein grundsätzliches Bedenken gegen all die ergötzliche Kleinstadtverhöhnung stellt sich da der Betrachtung in den Weg. All das Ungünstige, das Huch seinen Kleinstadtgeschöpfen nachsagt, ist offenbar in der Enge der kleineren Menschensiedelung leichter zu gewahren und schwerer zu ertragen, als in der großen Stadt. Aber wir wollen uns doch nicht einreden, daß etwa in der größten Weltstadt die materielle Gesinnung oder auch nur die Scheinsitte, der Klatsch wesentlich seltener wären, als in der kleinsten Stadt.

Die Laster nehmen nur teilweise andre Formen an. Kleinlich angelegte Menschen, die in der Großstadt die Scheu vor Hausnachbarn, Gesellschafts- und Berufsgenossen ablegen, stiften in dem größten Kreis nur um so mehr Unheil an. Am Ende bleibt bloß das eine, daß der Einsame in der Großstadt am besten einsam bleiben kann — sofern er widerstandsfähige Nerven hat. Ernsthafte Psychologie darf jedenfalls der zufälligen Ziffer, die da Umkreis und Einwohnerschaft eines städtischen Gemeinwesens angibt, keinen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der menschlichen Seele einräumen. Dem Künstler, der gewissen Untugenden der Enge zu Leibe will, kann es dagegen sehr wohl erlaubt sein, den übersichtlich knappen Weltausschnitt der Kleinstadt zu wählen, damit er seine Typen unvermischter beisammen zeige.

Unter diesem Gesichtspunkt scheint Heinrich Mann an seinen neuen Roman* gegangen zu sein. Außerdem aber, da gerade den Romanschriftsteller die vielfältige Form des Lebens angeht, reizten ihn wohl auch die Eigentümlichkeiten und Verwicklungen des Zusammenhausens

* Dieser Aufsatz wurde schon vor mehreren Monaten geschrieben. D. V.

Digitized by Google

im Kleinen, die besonderen Formen und Farben der Kleinstadt, zur sachlichen Schilderung. So erhielt das Buch nicht mit Unrecht den artumfassenden Titel „Die kleine Stadt“ (erschienen im Insel-Verlag) — nur daß ein kleiner Zusatz fehlt: „Die italienische kleine Stadt“ müßte es heißen. Ewig-Kleinstädtisches fehlt zwar mit nichten; aber das Neue, das Fesselnde, das hauptsächlich Wertvolle hängt doch damit zusammen, daß ein ausgesprochen italienischer Ort sehr genau nach der Natur gezeichnet wird.

Das romanische Blut, das in den Brüdern Mann mit fortlebt, hat ja den älteren, Heinrich, schon seit Jahren nach Welschland getrieben, und nicht nur als flüchtigen Genießer, sondern als eindringlichen Beobachter und anschmiegsamen Freund italienischen Landes und italienischer Leute. Die drei „Romane der Herzogin von Assy“, der Roman „Zwischen den Rassen“ spielen zum größten Teil, die meisten seiner Novellen ganz auf italienischem Boden. „Die kleine Stadt“ ist der erste Roman Heinrich Manns, der ausschließlich diesen Boden und das Volk, das sich darauf nährt, zum Gegenstand nahm. Der erste und hoffentlich zugleich — so gut er auch gelungen — der letzte dieser Art.

Heinrich Mann bleibt schließlich doch ein Deutscher und als solcher ein in beiden Ländern niemals recht vollgültiger Darsteller italienischen Volkslebens, wiewohl sein Stil öfters so romanisch, so italienisch nachempfunden anmutet, als solle auf solche Weise einem bequemen italienischen Übersetzer vorgearbeitet werden. Der wesentliche Grund für dieses Entgegenkommen ist zwar, abgesehen von einem halbdeutschen (oder auch nur zu gut deutschen) Kokettieren mit der romanischen Form, ein sorgsames Streben nach echter Stimmung, nach Lokalfarbe, wie man früher sagte. Doch diese buchstäblich verdeutschten Redewendungen, diese richtigen Angaben über allerlei Alltagsbräuche, über Speisen und Getränke, liberale und klerikale Strömungen und andres mehr können im Grunde nur ein ausgezeichnetes Studium der fremden Umwelt erweisen.

Den Charakter eines bodenständigen Gewächses konnte der Roman trotzdem nicht erhalten; gerade die Sorgfalt gegenüber dem national Sonderartigen verrät am Ende, daß der Urheber kein naiv Darinnenstehender, sondern ein mutiger Außenseiter ist. Indem aber nun einmal das Mühen um vollkommenes Einfühlen, um gänzliches Verwischen der Trennungsmerkmale durchgehends deutlich zu bemerken ist, ergibt sich zwischen Vollbringen und Wollen ein Zwiespalt. Dies soll, wohlverstanden, nur für den realistischen Milieuroman gesagt sein. Ein ander Ding ist es mit einer Dichtung, die sich weiter von der Wirklichkeit entfernt hält, mit einem Epos etwa oder auch mit einer phantastisch gesteigerten Prosa-Epopöe, wie sie dieser Dichter selbst in seiner erwähnten Trilogie sehr reizvoll unternahm, oder mit Gesellschaftsromanen, deren Helden „zwischen den Rassen“, zwischen den Ländern hin und her gondeln. Im mehr oder minder Unwirklichen hat der Dichter seine Freiheit, und in der Vorführung der internationalen Oberschicht ordnet sich der fremde Schauplatz dem Romanorganismus als etwas Notwendiges ein. Wird hingegen das fremde Leben, und zwar namentlich das der mittleren und unteren Volksschichten, die dem Schilderer selbst in seinem (immerhin) eignen Volke fremd blieben, das wahre Objekt einer

Digitized by Google

peinlich treuen Darstellung, so entsteht auch bei großer Begabung etwas nicht ganz Zulängliches, das wohl dies eine Mal durch seine kühne Neuheit fesseln, durch künstlerisch höchst anständige Durchführung auch einigen Bestand haben mag, das aber nicht mit Erfolg des öfteren variiert werden kann.

Bei Mann braucht man ja auch, ungeachtet seines Romanismus, eine fortgesetzte Behandlung gleichartiger Vorwürfe nicht zu fürchten. Bisher hat er noch mit jedem neuen Romanwerk ein anderes Stoffgebiet betreten. Unbedenklich darf man sich daher an der delikaten Durcharbeitung des jüngsten Buches freuen. Wie eine italienische Kleinstadt lebt, darbt, eifert, bummelt, liebt und haßt, das ist ganz vortrefflich wiedergegeben, ganz gewiß so vortrefflich, wie es nur je einem (immerhin) Deutschen gelang. Wie nun in den stillen Sumpf der große Stein fliegt, in Gestalt jener Theatertruppe nämlich, wie damit sofort die Ruhe vertrieben wird und Unrast, verliebt-verfeindeter Begegnungen nämlich, immer weitere Kringel zieht, das ist mit meisterlicher Kunst durchgeführt. Die angestrengt steigernde Gebärde des Urhebers wird zwar auch diesmal zuweilen sichtbar. Aber ruhige Beherrschung der polyphonen Komposition bleibt das Kennzeichnende, und schlichtes Leben erhascht Mann hier sicherer als früher. W. Rath

Kopisch

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Herausgebers der kleinen Sammlung „Das Erbe“ (Concordia, deutsche Verlagsanstalt), Ernst Lissauer, ein Bändchen Kopisch erscheinen zu lassen. Es heißt „Heitere Gedichte“ und enthält alles Wesentliche, was von Kopischs humorvoller Poesie heute noch lebendig ist — und vermutlich noch sehr lange lebendig bleiben wird. Denn dieser Malerdichter (1799—1853), dem neben Mißglücktem auch einige wundervolle ernste Gedichte gelungen sind (von denen Lissauer zwei im Zusammenhange der Einleitung wiedergibt), ist im Leichten, Heiteren ein ganz außerordentlicher Künstler, der im großen Zusammenhange unserer Literatur etwas durchaus Eigenartiges darstellt.* Es ist eine Welt des Kleinen, die in seiner heiteren Poesie vor uns ausgebreitet liegt — aber es ist eine Welt. Alle die Geister des menschlichen Alltags sind in seinem Wort lebendig geworden: das hüpft und springt, raschelt und fließt, wispert und tuschelt durch seine Verse, die immer lebendig darstellen, in denen entzückend kapriziöse Wirkungen sind, wie in dieser Strophe der „Zwerge in Pinneberg“, die sofort zum lauten Lesen verlockt:

„Ja! rief das sämtliche Gezwerg,
Nach Pinneberg — nach Pinneberg!
Mit feinen Stimmchen: Pinneberg!
Mit gröberen — nach Pinneberg!
Ja Pinneberg!
Nach Pinneberg!“

Aber auch abgesehen von Zwergen, Heinzelmännchen, Kobolden, Hexen, Feen, dem berühmten großen Krebs im Mohriner See und dem dummen Teufel, der in Kopischs Schwänken höchst lustig betrogen wird — abgesehen von dieser märchenhaft bunten Schar von allerlei Geistern, die niemand so beschworen hat wie Kopisch und die das eigentliche Leben seiner

* Wir erinnern an den ihm gewidmeten Aufsatz und die Proben auf den Losen Blättern (Kw. XII, 16).

Digitized by Google

heiteren Poesie sind, sind ihm humorvolle Gestalten und derbe Schwänke geglückt, die ganz im Wirklichen bleiben; wie „Das verbotene Fluchen“ (eine treffliche Lektion!), „Der Bürgermeister zu Pferde“ (der leider bei Lissauer fehlt), „Die Wahrheit ohne Herberge“, „Zollfreiheit“, „Der Schneiderjunge von Krippstedt“. Auch gute geschichtlich-anekdotische Schwänke hat er geschrieben, wie „Zieten aus dem Busch“ oder „Friedrichs des Zweiten Kutscher“. Und in allen ist dies erquickende Lachen, das man schon im Tonfall jedes Kopischschen Verses, in dem hüpfenden Rhythmus der tanzenden Vokale zu hören meint. —

Wilhelm von Scholz

Peinliche Aufrufe

Man schreibt uns:

Nachdem kaum der befremdende Aufruf zugunsten der Hinterbliebenen Liliencrons halb vergessen ist, fordert jetzt ein anderes „Komitee“ in den deutschen Zeitungen zur Sammlung von milden Beiträgen für Bierbaums Witwe und seine alte Mutter auf. Bei Liliencron hieß es, die standesmäßige Weitererziehung der Kinder sollte ermöglicht werden, bei Bierbaum heißt es, Frau und Mutter des verstorbenen Dichters sollten für die Zukunft sichergestellt werden.

Zunächst die persönliche Seite: Beide Dichter gehörten zu den erfolgreichsten Autoren der Gegenwart. Ihre Werke sind, was noch lange nicht jedem Künstler, selbst den besten nicht immer zu blühen pflegt, schon zu Lebzeiten der Verfasser anerkannt, eifrig gelesen und eifrig gekauft worden. Es handelt sich also nicht um verkannte, einsame Größen, deren das deutsche Volk genug hat verhungern lassen, sondern um Talente, die auch den zum Dasein und Weiterschaffen nun einmal notwendigen äußeren und pekuniären Erfolg selbst erlebt haben. Zieht man dazu die freiheitliche, eigenständige und aufrechte Gesinnung dieser beiden Männer in Betracht, so drängt sich die Frage auf: ob sie nicht den Gedanken an eine öffentliche Geldsammlung für die Ihrigen nach ihrem Tode mit einer Gebärde der Scham oder gar der Entrüstung abgewiesen hätten.

Wozu wird in solchen Fällen die Öffentlichkeit alarmiert? Handelt es sich um wirkliche Not, dann ist es Sache der nächsten Freunde, selbst zu helfen, oder die Hilfe einflußreicher Leute durch Wort und Brief zu gewinnen. Fällt es denn tatsächlich auch mit Hilfe der Würdenträger und Exzellenzen (die bekanntlich in keinem solcher Komitees fehlen dürfen) schwer, durch vertrauliche Privatsammlungen eine anständige Summe zusammenzubringen? Oder freie Wohnung oder auch Stipendien für die Kinder zu erwirken? Man schonte damit das Andenken des Künstlers und das Ehrgefühl seiner Angehörigen. Was hat denn die Öffentlichkeit als solche überhaupt mit der Versorgung der Hinterbliebenen eines Künstlers zu tun? Das Publikum hat Pflichten gegen den Künstler selbst und gegen sein Werk, und diese Pflichten kann man ihm nicht häufig genug ins Gedächtnis rufen. So mag der Fall eintreten, daß man die Öffentlichkeit auffordern muß, für einen erkrankten oder arbeitsunfähig gewordenen Künstler aus gemeinsamen Mitteln zu sorgen, oder für einen mit Nahrungssorgen kämpfenden und darum in seiner Produktion gehemmten Schöpfergeist freie Bahn zu schaffen. Das bezieht sich eben auf

Digitized by Google

den Künstler selbst und auf seine Tätigkeit, die im Interesse der Allgemeinheit liegt und als solche von öffentlichem Interesse ist. Was aber die Öffentlichkeit noch für Pflichten seinen Hinterbliebenen gegenüber haben soll, ist nicht zu verstehen. Weshalb sollten die Angehörigen eines Künstlers darin irgendwie anders gestellt sein, als die jedes andern Bürgers? Hat der Künstler nicht, in seinem Familienleben Privatmann, wie jeder andre für seine Familie zu sorgen? Dies mag dem einen besser, dem andern schlechter gelingen. Aber gerade wir in Deutschland können tagtäglich beobachten, mit wie geringen Mitteln oft die Hinterbliebenen zum Beispiel von Beamten und Offizieren sich durchschlagen müssen und sich auch tatsächlich, wenn auch unter Arbeit und Entbehrungen, anständig durchzubringen verstehn.

Schließlich: Wieviel Hunderte von tüchtigen Künstlern ringen jahrein jahraus vergeblich auch nur nach geringen, pekuniären Erfolgen, von Beifall oder Ruhm ganz zu schweigen. Man schaue einmal in das meist so ärmliche Familienleben der Künstler hinein, die nicht vom Erfolg begünstigt sind, man beobachte einmal, wie beim Todesfalle selbst mancher sehr geachteten Maler die Witwe sich einschränken und mit dem Reste der Atelierbilder hausieren gehen muß, um sich und die Ihrigen durchzubringen. Wohin sollte es führen, wenn in allen solchen Fällen die Öffentlichkeit alarmiert würde?

Will man den Hinterbliebenen eines Künstlers helfen, so helfe man ihnen durch sein eigenes Werk. Man mag Mittel sammeln oder Mäzene bewegen, von dem besten Werke des Dichters einige Tausend oder eine ganze Auflage zur Verteilung an Volksbüchereien, Fortbildungsschulen, Arbeiter oder Schüler aufzukaufen, wovon dann der Erlös den Hinterbliebenen zugute käme. Selbst in Fällen wirklicher Not würden damit jene peinlichen und unwürdigen öffentlichen Aufrufe um milde Gaben überflüssig werden. Peinlich sind sie für die Hinterbliebenen, die es ihrer ganzen Lebensstellung nach eher vorziehen werden, sich mit eigener Kraft durchzuschlagen, als ein mit Reklame zusammengebrachtes, öffentliches Almosen anzunehmen. Und unwürdig für das Andenken des verstorbenen Künstlers selbst, dem es zu Lebzeiten auch im Falle bitterer Not nie in den Sinn gekommen wäre, beim großen Publikum um milde Gaben zu betteln.

K. Bicheroux

Wir drucken diese Einsendung ab, weil sie einer weitverbreiteten Empfindung Ausdruck gibt, die auch uns als die natürliche Reaktion auf solche Aufrufe erscheint. Wenn die Herren, die diese unterschreiben, durchgängig mit Opferwilligkeit und Arbeitseifer täten, was sie durch ihre Unterschrift als ihrer Überzeugung nach erwünscht bekennen, so wären wir die Unerquicklichkeit im Handumdrehen los: dieser Eindruck scheint uns fast das Unangenehmste an der Sache. Im übrigen gibt es doch einige Wenn und Aber: unsre heutigen Verhältnisse liegen eben nicht so, daß sie den besten Poeten eine würdige Sicherung ihrer Nachkommen in allen Fällen möglich machten. Aber das führt zu Betrachtungen, die gerade bei Liliencron und Bierbaum wieder nicht ohne Wenn und Aber angestellt werden können. Haushalter waren

Digitized by Google

die beiden eben nicht, anderseits, sie wären als gute Haushalter wohl auch kaum die Poeten gewesen, die sie waren. Ich fürchte, zu einigermaßen befriedigender Lösung auch dieser Wirrnisse können wir bestenfalls erst kommen, wenn der Urheberschutz nach dem Tagesmarktwerte durch den nun schon so oft verlangten Urheberschatz ergänzt wird. A

Theater

Hoftheater und Staatstheater

Die Krone ist verpflichtet, die Hoftheater zu unterhalten, wofür sie das nötige Geld mit der Zivilliste erhält — das ist die Auffassung, die auch bei der Debatte um die Erhöhung der königlichen Zivilliste in Preußen als ganz selbstverständlich angenommen war. Soweit wir aus den Berichten sehen können, hat kein einziger Redner irgendeiner Partei ihr widersprochen. Auch in der Vorlage der Regierung selbst kam sie als etwas zum Ausdruck, das feststeht wie ein Axiom. Und doch bedeutet gerade diese Voraussetzung, bei näherem Hinsehen ein Ausnahmeverhältnis. Unsre künstlerischen und wissenschaftlichen Anstalten sonst, auch die „königlichen", sind längst Staatsanstalten geworden, nur die größten Bühnen sind noch, wie zu absolutistischen Zeiten, höfische Institute.

Wie lange soll das noch so bleiben?

Die ehemaligen fürstlichen „Kunstkammern", „Raritätenkabinette" usw. haben sich längst zu Sammlungen entwickelt, die Fachmänner ausschließlich nach sachlichen Grundsätzen zu verwalten haben, nach wissenschaftlichen oder nach künstlerischen. Genau so könnten unsre Haupttheater verwaltet werden: als Anstalten der Kunst, die durch Dotation auf allgemeine Kosten in die Lage versetzt wären, ohne Rücksicht auf die geschäftliche Konkurrenz, auf Repräsentationszwecke, überhaupt auf irgendwelche Aufgaben von außerhalb der Sache her allein der dramatischen Dichtung und der Bühnenkunst zu dienen. Es ist kein innerer Grund ersichtlich, der dem widerspräche, außer dem Gesetze der Trägheit.

Eben dieses zeigt sich allerdings darin, daß man die Verquickung der Haupttheater-Unterhaltung mit der Zivilliste auch dieses Mal wieder als natürlich Gegebenes hinnahm, noch in voller Kraft wirksam. Wer die Forderungen der Zukunft sieht, den darf das nicht entmutigen, den muß es anfeuern. Wenn jetzt schon ein Hof wie der englische ohne Hoftheater auskommt, können's die andern auch. Das Haupttheater der Zukunft wird in einem Königreich königlich bleiben, aber als Staatstheater. Es liegt im Interesse des Fürsten wie des Volks und liegt vor allem im Interesse der Sache, daß die nur historisch zu begreifende veraltete Einrichtung allmählich modernisiert werde. A

Berliner Theater

Zeit des Reisens und Wanderns: zwenn von den Berliner Theatern nicht gerade sehr was Wichtiges zu vermelden sei, so möcht ich, rät mir der Herausgeber, getrost einmal schweigen. Reisen und Wandern — nein, gerade in dieser Parole liegt für mich diesmal ein Stachel zu reden. Aha, das „Märkische Wandertheater", denkt der aufmerksame Leser, der sich erinnert, daß hier letzthin schon von dessen bevorstehenden Gastspielen in Reinhardts „Kammerspielen" gesprochen wurde. Doch da irrt

Digitized by Google

er; so weit ist es noch nicht. Diese Eroberung der Großstadt durch die Provinz — von deren Vorbereitungen es übrigens recht viel Gutes zu hören gibt — steht noch immer bevor. Was ich den Wander- und Reiselustigen sagen möchte, ist: Wir haben in den letzten Wochen hier noch drei oder vier neue Stücke gehabt, aber es ist kein einziges darunter, um dessentwillen sich auch nur der geringste Abstecher von der einmal gewählten Reiseroute empföhle.

Reisende, die auf dem Friedrichsbahnhof ankommen und vom Stettiner weiter wollen, mögen das Friedrich-Wilhelmstädtische Schauspielhaus in der nördlichen Chaussee Straße getrost links liegen lassen: der neue Schwank von Alfred Schmasow und Karl Heinz, der darin gespielt wird, macht zwar mit seinem Heer von Kunstreiterinnen, Wäschermadeln, gut bürgerlichen deutschen Gretchen und südländisch aufgeputzten Schönheiten dem Titel „Der Vielgeliebte“ alle Ehre, gehört aber im übrigen zum ältesten Eisen — nicht einmal die Gedächtnisstärke, die einer der Autoren, ein beliebter Berliner Komiker, darin entfaltet, kann als neu angesprochen werden.

Auch am Schillertheater O mag der Spreewald- und Riesengebirgsreisende ruhig vorüberfahren. Zwar ist es für den Ethiker ganz interessant zu erfahren, daß sich die neue französische Lustspielfabrikation in ihrer Moralitätssucht mittlerweile so weit entwickelt hat, daß eins ihrer neuesten Stücke, Caillavets und Flers „Die Liebe wacht“, ohne die geringste Gefahr in einem auf Erziehung bedachten Volkstheater gespielt werden kann — denn wer möchte dem Gedanken: Die Liebe behütet wie ein Schutzengel auch die ihrer Unwürdigen und führt sie auf den rechten Pfad zurück, nicht Beifall zollen —, aber mein Gott, Ähnliches war ja selbst im Residenz- und Trianontheater schon da. Also vorwärts, Kutscher, zum Stettiner!

In die schwerste Versuchung gerät, der vom Osten kommt und gen Süden will. Wenn ich ihm raten kann, instruiere er seinen Chauffeur: Auf jedem andern Wege, nur nicht durch die Königgrätzer Straße! Denn dort liegt das Hebbeltheater und zielt auf den harmlos des Weges Kommenden gleich mit zwei Neuheiten, mit einer Ehekomödie und einem Kasernendrama. Dem Militärstück wird man ja wohl widerstehen, sobald man hört, daß es nur ein überflüssiger und schwerfälliger Nachtrab zu Beyerleins „Zapfenstreich“ und Saltens „Gemeinem“, und daß sein Verfasser Gert Hartenau es in diesem „Gewehr ab!“ immer dann am ernstesten meint, wenn man die heftigste Versuchung fühlt, zu lachen. Warum in diesen schönen Sommertagen seinen Mitmenschen so kränken, daß man das Gegenteil tut von dem, was er gern möchte?

Schwerer wird es halten, der Ehekomödie von Alfons Fedor Cohn nicht ins Garn zu gehen. Sie heißt „Der neue Paris“ und läßt im London des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts einen Gatten, noch ehe er in den Krieg zieht, durch verwegene Entschlossenheit, mit der er eine verhängnisvolle Schwüle zwischen Frau und Freund künstlich zur verfrühten Entladung bringt, einen etwas allzu leichten Sieg über Nebenbuhler und Schicksal gewinnen. „Er beweist sich zwar als ein höchst Edelmütiger, indem er sich überwindet und auf dich ver-

Digitized by Google

zichtet; ich aber halte dich, weil ich dich nicht entbehren kann" — ungefähr so heißt es in Shaws „Candida" auch, ehe der Ehemann endgültig den jungen Dichter und Anbeter aus dem Felde schlägt. Es sind ein paar unverkennbare Zeichen nicht dramatischer, aber psychologischer Begabung in dem Stücke, Beweise einer Menschenkenntnis, einer historischen Milieubeherrschung von innen her und eines ausgesprochenen Sinnes für das Durcheinanderwickeln menschlicher Konflikte und Leidenschaften. Aber das alles liegt noch hinter neuen Häuten und Schalen verkoppelt. Mag die Zeit sie doch erst lösen und abstoßen! Auf Wiedersehen im nächsten oder übernächsten Jahr! Einstweilen ist auch diese Talentprobe kein Anlaß zu Aufenthalt und Unterbrechung, noch dazu bei so mangelhafter, zum Teil geradezu verfälschender Darstellung. Will man sehr theaterfreundlich sein, so kaufe man sich auf dem Bahnhof das Buch und lese es zwischen Zossen und Baruth.

Friedrich Düsel

Vom Freilichttheater Hertenstein

Die Idee des Freilichttheaters ist, wenn man von eigentlicher Volkskunst, wie der von Oberammergau absieht, in Deutschland erst seit kurzer Zeit wieder lebendig geworden. Es war zunächst eine bestimmte Gruppe von Literaten, die sich ihrer annahm, und viele kamen damals von einer gewissen Sorge nicht los, es möchte mehr auf künstliche Stimmungsmalerei und auf Beweihräucherung sonst nicht lebensfähiger poetischer Erzeugnisse hinauslaufen, als auf künstlerische Arbeit. Rudolf Lorenz, der neueste Freilichttheaterdirektor, fand keinen allzu günstigen Boden, als er in der Schweiz ein solches Unternehmen gründen wollte. Ein für die Lützelau bei Zürich entworfener Plan scheiterte sogar an dem offenen Widerstand dortiger Kreise. Nun hat er an einer Stelle ein Heim für seine Bühne gefunden, wo der Fremdenstrom lebhafter schäumt, in Hertenstein am Vierwaldstättersee. — Da das Unternehmen schon zu einer gewissen Reife gediehen ist, mögen hier einige Erfahrungen darüber wiedergegeben werden. Von ferne sieht man auch vom Innerlichen mehr das Äußerliche: es versteht sich von selbst, daß keine ersten Kräfte engagiert werden können, daß viel Experiment und weniger Vollendung dabei ist, daß die Bühne trotz aller „Naturwirkungen" der üblichen Theatermache nicht ganz entbehren kann; es scheint wohl sogar — besonders nach ungünstigen Photographien — als ob die Künstlichkeit der Einbauten und Requisiten in grellem Gegensatz zur Umgebung stände. Man ist also leicht geneigt, eine Freilichtbühne als unwichtigen Sport der betreffenden Unternehmer zu betrachten, wenn man nicht gar eine unleidliche Verknüpfung von Natur und Unnatur darin fürchtet. Und man überläßt ihr Geschick dem Unterhaltungsbedürfnis der Anwohner und der Neugierde des Reisepublikums. Eine Gesinnung dieser Art ist heute noch weit verbreitet, wie alle Kundigen wissen. Aber ganz zutreffend ist sie nicht.

Was an dem Hertensteiner Unternehmen zuerst im guten Sinne erstaunen mag, ist der Spielplan der Bühne. Außer einem einzigen schlechten Stück nur Werke von Meistern: Die Spielzeit wurde dieses Jahr mit der Orestie des

Digitized by Google

Aschylus begonnen; „Weh dem, der lügt", „Nordische Meerfahrt", „Medea", „Des Meeres und der Liebe Wellen" folgen. Und weitere Werke der Größten sind in Aussicht. Nun ist freilich mit großen Namen noch nichts gewonnen, sie können auch Aushängeschild sein; aber abgesehen davon, daß sie in Hertenstein den Spielplan wirklich beherrschen, werden sie hier auch in der Tat nicht unwürdig wiedergegeben. Ich sah eine Aufführung von „Weh dem, der lügt", die manche desselben Stückes in guten geschlossenen Theatern übertraf. Vor allem an innerem Leben. Die Freilichtbühne verlangt gebieterisch lebendige Bewegung — aber sie scheint sie auch hervorzurufen. In den besten Szenen trat jene höchste Illusion ein, die wir von der Bühne überhaupt erwarten können, der Anschein der Spontaneität des Geschehens. Von diesem Ergebnis aus können die hohen Erwartungen gewürdigt werden, welche ihr Begründer an die Freilichtbühne knüpft. Er will nämlich nichts mehr und nichts minder, als an der Lösung des Bühnenproblems in vorbildlicher Weise mitarbeiten. Man mag nun über die Existenz „des" Bühnenproblems denken wie man will, es scheint durch die Freilichtbühne wirklich eine Anzahl von neuen und fruchtbaren Möglichkeiten geschaffen. Zunächst bildet sie einen Prüfboden für das spezifisch dramatische Eigenleben eines Werkes: was mehr dialektisch sich abspielt oder gar im Reflektorisch-Monologischen steckenbleibt, kommt hier nicht zur Geltung. Milieudramatik, Thesen- und Antithesenstücke offenbaren hier ihre Schwächen. Kein gar zu großer Vorzug, wenn man bedenkt, daß diese Schwächen allenfalls schon ehedem erkennbar waren, und daß die Werke darum allein von ihren dichterischen Werten nichts einzubüßen brauchen. Wertvoller scheint mir die von der Freilichtbühne ausgehende Bestätigung einer heute wenig beliebten Meinung: daß das Problem der Ausstattung und Aufmachung eines Theaterstückes durchaus nicht so im Vordergrund zu stehen braucht wie allgemein üblich. Hier, wo die raumgestaltende Hand des Regisseurs so wenig Spielraum hat, kommt die Macht der Worte, die Gewalt des eigentlichen Dichterwerks zu einer anderswo oft entbehrten Wirkung. Die Freilichtbühne bedeutet eine Art unbeabsichtigter Reaktion gegen das Münchner Künstlertheater. Die Sensation kann hier nicht eine neue Dekoration von Erler oder Diez, auch nicht die Spannung sein, wie man sich mit der tiefenlosen Bühne bei dieser oder jener Szene abfinden werde, — die Sensation kann hier nur vom Worte kommen in der echt künstlerischen Spannung auf den Verlauf des dramatischen Geschehens. Natürlich kann nicht die Eigenart der offenen in die geschlossene Bühne eingeführt werden. Aber es gibt doch zu denken, daß ein Baum mitten in der Szene, daß der Wechsel von Tag und Nacht im offenen Sonnenlicht, daß das Abspielen von Zimmerszenen im Freien und all die hundert notwendigen Unwahrscheinlichkeiten so wenig stören. Die Sachlage scheint also die zu sein, daß die Regie auf zwei ganz verschiedene Weisen arbeiten kann. Einerseits kann durch große Anstrengungen auf der Bühne Illusion erzwungen werden; dann hat die Regie zum Ziel, sich selbst aufzuheben; die kleinste Erinnerung an sie während des Spiels wirkt dann negativ. Anderseits

Digitized by Google

aber kann eine ähnliche Wirkung zustande kommen, wenn die Raumregie von vornherein sich auf das unbedingt Nötige beschränkt; dann allerdings darf das Wenige, das sie bietet, erst recht nicht durch Stilwidrigkeiten beleidigen. Dies ist die Seite, auf deren äußerstem Flügel die Freilichtbühne steht. Baum und Strauch, in weiterer Umgebung Berg und Wald unterwerfen sich nicht dem Regisseur, sie verharren und geben den Grund, von dem das Spiel sich abhebt, mag es nun „in der Halle", „vor der Halle" oder „in der Höhle" oder „am Stromesufer" vor sich gehn. Sie beleidigen aber nicht, denn sie können nicht an irgendeine stilwidrige Regieabsicht erinnern. Im günstigen Falle — darin kann man Lorenz wohl beistimmen — stärken sie dagegen durch ihre Natureindrücke die großen, von der Dichtung geweckten Gefühle und weiten sie aus. Wie weit muß man nun auf diesem Nicht-Illusionstheater dennoch dem Illusionsbedürfnis entgegenkommen? Das läßt sich wohl nicht kategorisch, läßt sich wohl nur von Fall zu Fall beantworten. Lorenz hat auf seiner Naturbühne eine künstliche Höhle, eine geschlossene Hütte, eine Halle und einen „Turm", ein mehrstöckiges Einzimmergebäude, das aus einer Schlucht aufragt und durch eine Fallbrücke mit dem Spielraum verbunden ist. Das mag wenig scheinen, zumal die Gebäude ohne Stil, ich meine: neutral gehalten sind. Für mein Gefühl ist es schon fast zuviel. Aber um noch mehr entbehren zu können, müßten wohl die schauspielerischen Leistungen auf einer Höhe der Eindruckstärke stehen, wie sie ohne große Mittel nicht zusammengebracht werden können; darin liegt die Variabilität der Illusionsanforderungen begründet. Und damit ist zugleich die zweite Erfahrung angedeutet, die an der Freilichtbühne gemacht werden kann: hier wo die Raumregie zurücktritt, ist die Dichtung ganz dem Darsteller anheimgegeben. In einer Umgebung von Natur wirkt das auf Theaterresonanz berechnete Pathos schlechterdings gar nicht. Die Freilichtbühne zwingt zu einer vertieften Darstellungsweise; im wesentlichen zu einem aktiveren Leben und einer natürlicheren Sprache. Man wird hier empfindlicher gegen Unnatur als im Bühnenhaus, da hier die Natur selbst nicht entfernt ist. Auch körper- und sprechtechnisch stellt die Freilichtbühne ungemein hohe Anforderungen, wie sie anderseits das Gefühl für Mängel in dieser Richtung verfeinert. Denn es herrscht nicht die lautlose Stille des geschlossenen Raumes, und die weiten Räume erfordern mit ihren zahlreichen Stellungs- und Bewegungsmöglichkeiten eine unerhörte Lebhaftigkeit des körperlichen Mitgestaltens, das anderseits auch durch den Mangel an Illusionshilfe herausgefordert wird; man spielt eben nicht nur ohne Schminke und Trikot, sondern auch ohne die zahllosen Verdeckungen, Verschleierungen, Verdunkelungen des geschlossenen Raums.

Sind dies alles nun Vorzüge der Freilichtbühne, so könnte gefragt werden, warum so wenige Freilichttheater bestehen und die bestehenden so wenig bekannt sind. Nun, es wird immer genug Stücke von Wert geben, die auf der Freilichtbühne nicht wirken, vor allem aber immer wertlose Stücke, Kassenstücke und Sensationstücke, die dort nichts „machen". Es fehlt am Anreiz für die Masse, so lange die Masse nicht zur echten Kunst ein näheres Ver-

Digitized by Google

hältnis hat. Die herbeizuführen, kann die Freilichtbühne gewiß in zweierlei Weise helfen. Einmal, indem sie zu Chören und Statisterie unverbrauchte Menschen heranzieht, wesentlich aber, weil ihre Kunst dem „Publikum“ so nahe ist, daß das Fremdheitsgefühl nicht aufkommt, welches im geschlossenen Theater die Kunst mit einem Abstande als unnahbar vom Leben äußerlich sondert, was ja etwas ganz anderes bedeutet als die innerliche Heraushebung aus dem Alltag eben durch das Wesen der Kunst. Lorenz betont mit Recht die innige Beziehung zwischen Spielenden und Hörenden beim Fehlen trennender Räume.

Das Hertensteintheater ist in vieler Hinsicht bevorzugt. Es liegt in einer grandiosen, fast etwas kulissenhaft aufgebauten Landschaft, es hat in dieser einen idealen Bühnenplatz, es hat last not least einen tatfrohen und kundigen Leiter. Aber es hat kein großes Publikum, dazu liegt es zu weit von den umliegenden Ortschaften, dazu sind deren zu wenig, dazu bietet die Schweiz vielleicht überhaupt nicht genug Publikum. So sollten die Reisenden helfen, diese Bühne zu einer Art Probestätte des Freilichttheaters überhaupt zu gestalten, wo in fortwährender Steigerung der spezifischen Leistung Vorzügliches geschaffen werden könnte. Der Plan, Freilichtbühnen zu schaffen, bietet sich als eine beinahe ideale Möglichkeit dar, dem Volk Kunst in einer zugänglichen und doch reinen Form nahezubringen. Und zwar vor allem in der Umgebung großer Städte. Man müßte ihre Verwirklichung mit größter Freude begrüßen; denn nun ist bewiesen, daß außer der Macht der Trägheit und dem materiellen Mangel der Verwirklichung dieses Idealplanes keine künstlerischen Bedenken entgegenstehen. Verkörpert er sich weiter, so wird man dankbar an die Anregung zurückdenken, die von Hertenstein ausging. Wenn nicht, so wird diese Freilichtbühne eine Spezialität bleiben; aber eine, die sich bis zur Darbietung erlesener und nachhallender Eindrücke entwickeln kann. Sch.

Vom Tonkünstlerfest in Zürich 2

Musik

Auch der rein instrumentale Teil der Konzerte bot zu mancherlei Bemerkungen Anlaß. Vier Klavierstücke geringen Umfangs von Walter Lampe fanden so spontanen, warmen Beifall inmitten anspruchsvolleren Darbietungen, daß man unwillkürlich nach dem Grunde dieser allgemeinen Sympathie fragte. Sollte sie nicht der Einfachheit dieser Tonsprache gelten, der man alsbald anmerkte, daß sie keine Sensationen, keine Engführungen noch Ekstasen der Seele ausdrückte, sondern — allerdings in geistreicher Schreibweise und kluger Abwägung der Maße — ein ungebrochenes Empfindungsleben? Und kann man nicht, zu einer solchen Kundgebung andere Zeichen der Zeit hinzuschauend, schon heute bemerken, daß für eine „neue Moderne“ allgemach der Boden weitester Sympathien bereitet wird? Für eine Moderne ohne Instrumentierungsraserei, ohne Programmwitze und -beengungen, ohne Stimmungsimpressionismus und vielleicht sogar ohne Verzicht auf eindeutige Tonalität? Nicht polemisch sind diese Wendungen gemeint; es erscheint mir vielmehr wünschenswert genug, daß alle Eroberungen der eben ein wenig ironisch gekennzeichneten Kunstweise erhalten bleiben, aber die Gefahr, daß sie verloren gehen könnten, ist wirklich die geringste, und gerade bei Walter Lampe liegt sie durchaus

Digitized by Google

fern. Um so freudiger wäre eine Wendung in der obenbezeichneten Richtung zu begrüßen im Sinne aller, deren Aufnahmeorgane innerlich und äußerlich für die bislang „allein echte“ Moderne nicht geschaffen waren und die dennoch die Tonsprache ihrer eigenen Zeit und ihres Empfindens in der Produktion der Zeitgenossen zu suchen und fast zu fordern berechtigt sind. So fand auch eines so jungen Tonsetzers wie des vierundzwanzigjährigen Robert Heger Klaviertrio in F-moll viel Beifall, obwohl es noch keine durchgehende eigene Sprache spricht und in der formalen Gestaltung eine stark konservative Gesinnung zeigt. Wiederum konnte als Grund dafür die unkomplizierte, dabei stark leidenschaftliche Empfindung gelten. Auch die innige Durchdringung des Soloparts mit dem Orchester in Hans Hubers drittem Konzert für Klavier und Orchester (op. 113) geht auf ältere Traditionen als die nachwagnerischen zurück. Die drei aus eindrucksvollen Themen durchsichtig gestalteten Sätze schließen sich zu wirksamer Einheitlichkeit zusammen. Ein warmes Gefühl und vornehme Gehaltenheit spricht aus dem Ganzen. Huber gehört zu denen, die mehr sind als sie dem ersten Hörer scheinen; wenn ein großer Meister dafür als Prototyp bezeichnet werden soll, so kann Brahms genannt werden, von dem Huber allerdings auch durch den Mangel eigentlich herotisch-trotziger Töne getrennt ist. In charakteristischem Gegensatz dazu steht des Ungarn Bela Bartok Rhapsodie für Klavier und Orchester, ein Opus 1. Schon die Themen dieses Bravourstückes zeigen etwas Splittriges, und die teilweise sehr geschickte Verarbeitung vermochte die formale Zerfahrenheit des Ganzen trotz der „Erklärungen“ des Komponisten in einem trefflich zusammengestellten Festheft der Schweizerischen Musikzeitung für mein Empfinden nicht zu überwinden.* Auch Theodor Blumeos Opus 22, eine Karneval-Episode für Orchester, leidet an dem Mißverhältnis des unbedeutenden Inhalts zu dem aufgewandten Apparat von Instrumenten und schematischen Einfällen, deren das burschikose Programm des Komponisten siebzehn verzeichnet. Ein Scherz, gerade genügend für ein flüchtiges Lachen, wird ausgedehnt über ein Orchestergebilde von siebzehn Teilen und siebenundzwanzig Instrumenten außer den Streichern — kann es ein besseres Beispiel geben für die Gefahren, welche das Programm der extremen Programmmusik für kleinere Talente in sich birgt?

Daß Karl Weigl ein Wiener ist, hätte die Musik seiner großen E-dur-Symphonie allenfalls auch ohne die Angabe des Festheftes erkennen lassen. Man fühlte sich bald erinnert an jene Maler der Wiener Sezession, welche so gern vielen Einflüssen zugänglich sind und sie doch mit einer eigenen Weise charakteristisch verschmelzen. Peris und

* Die Erklärung enthält gleich zu Anfang Worte, welche gegen die innere Festigkeit dieser Kunstsprache mißtrauisch machen: „Als Einleitung zum Adagio mesto dienen zwei kurze kadenzartige Partien ....“ Zwei Teile des folgenden Hauptthemas können „als Haupt- und Seitenthema einer Sonatenexposition betrachtet werden“. „Eine Art Durchführung“ folgt. In dieser verschwommenen Formbildung geht es etwa neunzehn Minuten weiter, wozu fünf (eigentlich sechs Themen) gebraucht werden. Eine Art Hilflosigkeit liegt darin, trotz virtuoser Aufmachung, die leider nicht durch inneren Gehalt aufgewogen wird.

Digitized by Google

Whistler, Hodler und van Gogh haben an dem bunten Teppich mitgewebt, aber die Wiener haben das Mosaik zusammengestimmt und Eignes dazugegeben. So hörte man aus Weigls Symphonie die Nachklänge von Schumann und Brahms, und Strauß, und wiederum von Mahlers Eigentum schien einiges vorbildlich gewirkt zu haben. Und doch klang auch die eigene Erfindungsgabe durch die Erinnerungen aus fremden Werken vernehmlich hindurch, die Freude am Glanz und am innigen Gesang, die Überschwänglichkeit der langen Sätze, die Lust an dem ratternden Motiv des fugierten Scherzos — eine wahre Hetz! — und die Musizierfreudigkeit des kaptivierenden Schlußteils. Nicht zu vergessen das bemerkenswerte technische Können, das alle Teile auszeichnet. Die Gewaltigen des Allgemeinen Deutschen Musikvereins sollen glaubhaftem Vernehmen nach vor der Aufführung dieser Symphonie den Saal demonstrativ verlassen haben. Nun, so haben sie sich um eine Stunde rechter Freude gebracht und ihren Kredit als besonnene und pflichtbewußte Leiter nicht gefördert. Eine beinahe verwunderliche Einmütigkeit ergab sich in der Ablehnung des neuesten Werkes von Max Schillings. Auf eine lange Reihe von Tonschöpfungen blickt Schillings nun schon zurück, und schier jedesmal wiederholt sich das charakteristische Phänomen des sogenannten Achtungserfolgs. Denken wir nur an jene unglückliche Moloch-Oper, an Ingwelde, die Glockenlieder, die Melodramen. Trotzdem gilt Schillings noch immer als eine Zierde und Blüte unserer Schaffenden, ein Ruf, den er der unzweifelhaften Lauterkeit seines Charakters und der vornehmen, verinnerlichten Sprache seines Schaffens zu danken hat. Aber von Werk zu Werk wird man gegen seine eigentliche Schöpferkraft überhaupt skeptischer und die Vorliebe für exorbitante Aufgaben und Schwierigkeiten zeigt immer deutlicher ihre Schwächen. Auch das neue von Felix Berber glänzend interpretierte Konzert für Violine und Orchester ist von bedeutender Ausdehnung (es brauchte in der Hauptprobe über eine Stunde), und auch hierin wieder schmeichelt sich die innige Beredsamkeit mancher Stellen mit ihrer leisen und niemals aufdringlichen Weise unwiderstehlich ein. Aber der dauernde Gestus schmächtiger — nicht schmachtender — Wehmut, im Verein mit der fast ohnmächtig anmutenden perpetuierlichen Wiederholung des gleichen ermüdete und erschöpfte die Aufnahmefähigkeit. — Von zwei Kammermusikwerken von Zoltan Kodaly und Emil Frey stellt sich das des Ungarn mehr zu der Weise Bartoks, das Freys mehr zu der Hubers und Hegers. Tiefere Eindrücke empfing ich von keinem der beiden; obwohl das amüsante Scherzo aus der Freyschen Violin-Klavier-Sonate eine originelle Erfindung aufwies. Als ein Musiker von schönem und tiefem Empfinden, der zugleich geschmackvoll und anschaulich schreibt, erschien Julius Weismann. Unsern Lesern ist er als Liedkomponist bekannt, und auch sein Chorwerk „Fingerhütchen“ steht noch in bestem Andenken. Seine Sonate für Violine allein bewies aufs neue, wieviel gestaltende Kraft seinem zunächst weichmütig scheinenden Talent doch beigegeben ist. Das Allegretto im poco vivace des zweiten und das Andante espressivo des dritten Satzes hoben sich besonders hervor, aber der Eindruck des Ganzen stand an Geschlossenheit dem der Teile kaum nach. Eine ihm verwandte

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Natur scheint Hermann Suter, obwohl in seinem zweiten Streichquartett (Cis-moll, op. 10) das Temperament nur wenig zu Worte kommt. Moderato malinconico, die erste Bezeichnung des Werkes, trifft vielmehr den Grundton des Ganzen. Aber wieviel Klänge weiß Suter dem Grundton abzugewinnen! Von aller Weichlichkeit fern gleitet das wechselnde Spiel der Gefühle über dem düstern Strom dahin, hier glänzt ein Licht, dort erhebt sich ein frischer Zug, eine attacca springt auf und führt den Satz noch zu Ende, nachdem reine und wahre Laute des Herzens den Hörer lange gefangengenommen haben. Die Variationen des zweiten Satzes mit ihrer durchsichtigen, vielgestalten Arbeit und dem „intimissimo sentimento" des siebenten und auch des achten Teiles gehören zu den innigsten Weisen männlich-ernster Kunst; man darf hoffen, dem Werk und dem Mann, der es geschaffen, noch oft zu begegnen. Auf Suters Opus 10 folgte das Opus 113 des um drei Jahre jüngeren Max Reger, ein D-moll-Quartett für Violine, Viola, Violincell und Klavier. Wie im vokalen so nahm Reger im instrumentalen Teil am schnellsten und in der größten Tiefe die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Hörer in Anspruch. Ein Herrschergestus wie wir ihn nur von den großen Genies gewohnt sind, wohnt auch diesem Quartett inne, das weder modern noch gar ultramodern genannt werden kann, sondern sogar durch mancherlei Anklänge an die beiden „großen Bs" deutlich Tradition verriet. Ich möchte das nicht im entferntesten als „Tadel" aufgefaßt wissen, — nach einmaligem Hören wäre er gegenüber einem solchen Werk, dessen Partitur nicht vorliegt und von dem keine Analyse gegeben wird, sicherlich unangebracht. Die allgemeine Ergriffenheit wirkte auch viel zu stark auf den einzelnen, als daß kritische Bedenken sehr laut werden konnten. Im besonderen gehörte der langsame dritte Satz zu den größten Offenbarungen, deren wir durch Lebende teilhaft wurden. Schon seit einiger Zeit hat Reger die Richtung auf Vereinfachung und Verinnerlichung genommen, besonders auch in Liedern und Kammerwerken. Daß er zu der tragisch-heroischen Erlebnisgröße dieser Tondichtung vordringen würde, hätte man aber vor zwei, drei Jahren doch kaum gedacht. Denn es ist bei aller Innigkeit, ja gelegentlicher Einfachheit ein steter Zug zur Monumentalität in dieser Musik. Die Klage ist erschütternd, wie der Anlauf der zahlreichen kleinen Allegri unwiderstehlich ist. Und die Wucht der Gesamtpersönlichkeit wird dadurch bezeugt, daß die Teile und Teilteile des sehr langen Werkes nicht zerflattern, sondern zu einem einheitlichen dramatisch bewegten Ganzen zusammenwirken.

Man hat die innere Berechtigung der Tonkünstlerfeste mit der Bemerkung angegriffen, daß das ungeheure Anwachsen der öffentlichen Pflege zeitgenössischer Musik sie eigentlich überflüssig mache. Die relativ geringe Zahl der Uraufführungen bei Gelegenheit des Festes schien dem recht zu geben. Und was besonders der Pflege bedürfte, die Oper, fehlte leider auch. Im übrigen schien mir aber das Programm des Festes glücklich: die Tonkünstlerfeste müssen trachten, den verschiedensten Richtungen Gehör zu verschaffen, vor einer Versammlung von Kennern und interessierten Laien Gesamtbilder auszustellen; dann werden sie sich Lebenskraft bewahren. W. S.

Digitized by Google

Mohammedanische Kunst

Die Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst, die die Münchner diesen Sommer veranstalten, könnte ein Ereignis von großer kultureller Bedeutung werden, — wenn sie viel besucht würde. Einstweilen aber bringt ihr das breitere Publikum nur wenig Teilnahme entgegen. Man darf sich durch die offiziellen Besuchsziffern nicht täuschen lassen, denn in diesen sind die Besucher der Bierkonzerte, der Theater, der Musikfeste, des Vergnügungsparks eingeschlossen. So bleibt nur das eine zu hoffen, daß sich unter den Freunden der Ausstellung wenigstens recht viele Künstler finden mögen, und daß diese aus der fremden Kunstwelt des Islam fruchtbringende Anregungen mit nach Hause nehmen.

Aber auch diese bescheidene Hoffnung ist vielleicht noch zu überschwänglich, denn es ist für uns Europäer in der Tat nicht ganz leicht, die richtige Brücke zum Verständnis der orientalischen Kunst zu finden. Die mohammedanischen Künstler sehen zweidimensional, wir aber dreidimensional. Man spricht mit Recht von einer mohammedanischen Kunst; denn das den ganzen Kulturkreis umschlingende eiserne Band der Religion umspannt auch das Kunstschaffen dieser Völker als fester Reifen. Durch das Verbot der Wiedergabe lebender Wesen wurde alle Entfaltung plastischen Vermögens an der Wurzel unterbunden. Wurde das religiöse Verbot hier zum Verhängnis, so übte es anderseits auch eine segenspendende Wirkung aus. Alle künstlerische Begabung lebte sich ungehemmt auf dem Gebiet der Flächenkunst aus, die künstliche Beschränkung wirkte wie ein Treibhaus, und es entstanden jene exotischen Wunderwerke, denen wir Europäer mit beinah fassungslosem Staunen gegenüberstehen.

Europa und der mohammedanische Orient — das sind zwei polare Kunstwelten; ungeheure Entfernungen trennen sie. Die Ekstase der Snobs ist kein verbindender Steg. Wir müßten erst sehen lernen wie die Westasiaten, zweidimensional. Aber die ersten großen Künstler des Abendlandes, die Hellenen, waren geborene Plastiker, sahen alles dreidimensional, und die hellenische Kunst wurde zum Schicksalsstern Europas. Was der höchste Ehrgeiz der Europäer wurde, schöne Menschen darzustellen, lockte den Mohammedaner nicht, durfte ihn nicht locken. Seine Phantasie — welch eine Phantasie! — tobte sich aus in Linien und Farben.

Zwar, in der verschwiegenen Kunst der indischen und persischen Illuminatoren begegnen wir Menschen, nicht nur stilisierten, sondern nach der Natur gemalten Menschen. Aber auch diese Menschen sind zweidimensional gesehen. Es ist Flächenkunst, die europäische Malerei ist Raumkunst. Schon die antiken Maler plagten sich mit stereometrischen Problemen, mit optischen Fragen, mit dem Gesetz der Perspektive.

Wer sich den gewaltigen Unterschied in der künstlerischen Auffassung des Orients und Okzidents klarmachen will, betrachte die im Raum 33 befindlichen Skizzen Rembrandts nach indischen Miniaturen. Auf einem der indischen Originale erblickt man den König Timur auf dem Thron, zu seinen Füßen sitzen hohe Würdenträger der Krone. Rembrandt, indem er nachzeichnete, veränderte den Vorwurf ganz wesentlich. Er korri-

Digitized by Google

giert eifrig die Mängel der Komposition, er beobachtet die Gesetze der Perspektive, er füllt den Raum mit Atmosphäre, verteilt richtig Licht und Schatten, er ändert die Haltung der Menschen, setzt sie in Beziehung zueinander und läßt sie sich bewegen. Aber mit jedem Strich, den die Hand des großen Holländers zeichnet, zerstört er den seltsamen, eigenartigen Zauber der Vorlage. Er transponiert die hoheitsvollen, ernsten Physiognomien ins Kleinbürgerliche, Unbedeutende, er vernichtet die feierliche Würde des höfischen Zeremoniells, er verzichtet ganz auf die feinen dekorativen Effekte des orientalischen Flächenkünstlers.

Linien und Farben, das ist die große Kunst der Mohammedaner. Ihr Mangel an plastischem Formensinn oder vielleicht an Kultur dieses Sinnes zeigt sich in allem, in der Keramik, bei den Bronzen, den Gläsern, in der Architektur. Die Waffen nehme ich aus. Die persischen Streitkolben, Dolche, Schwerter und Helme sind außerordentlich reizvoll in den Proportionen. Aber die frühesten griechischen Vasen überbieten an Adel der Form alles, was die Westasiaten in der Keramik geleistet haben. Der unvergleichliche Reiz dieser Gefäße liegt in den Farben und in dem ornamentalen Schmuck.

Die mohammedanischen Künstler sind großenteils ornamentale Genies. Ihre glänzendsten Triumphe feiern sie bei der Erzeugung von Teppichen und Stoffen. Auf diesen Gebieten kann ihnen Europa nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen. Persische und kleinasiatische Teppiche, sikuloarabische Stoffe und andere orientalische Textilien wurden den Künstlern des Mittelalters und der Renaissance zu Vorbildern dekorativer Formen- und Farbengebung. Es ist schwer zu sagen, wieviel die moderne europäische Kunst diesen Anregungen verdankt. Soviel ist aber gewiß, daß wir von den Orientalen noch unendlich viel lernen können und müssen, wenn wir den Ehrgeiz haben, unsre Flächenkunst auf eine ähnlich hohe Stufe zu heben.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkt, in dem viele Kräfte darnach streben, in den Formen der Kunst einen schönen und starken Ausdruck des modernen Kulturlebens zu finden, sollte man es auch wagen, eine Renaissance der Flächenkunst zu versuchen. Ansätze in dieser Richtung kann man hier und dort beobachten. Soll ein solches Vorhaben von Erfolg gekrönt sein, so müssen unsre Künstler freilich zunächst einmal die Gesetze der Flächenkunst erkennen lernen.

Alle echte Flächenkunst ist zweidimensional.

Die Bilder der europäischen Maler sind fast alle dreidimensional aufgefaßt, sie sind für einen ganz bestimmten Standpunkt berechnet, Werke der Flächenkunst aber müssen so komponiert werden, daß sie von jedem Standpunkt aus wirken. Daher haben Linien und Farben in der Flächenkunst wesentlich andere Werte als in der Plastik und Tafelmalerei. Wie wenig man sich bei uns über diese Gesetze im klaren ist, was für eine heillose Verwirrung des Stilgefühls bei uns eingerissen ist, davon legt beispielsweise unsre Porzellanmalerei beredtes Zeugnis ab. Auch unsre Fresken tun es. Wir müssen ganz umlernen, ganz von vorne anfangen, alles mit zweidimensionalen Augen betrachten und erfassen, wenn wir hier Vollkommenes erreichen wollen.

Digitized by Google

Das ist die unermeßliche Schwierigkeit für uns.

Alles naturalistische Arbeiten ist in der Flächenkunst gänzlich verfehlt. Der Künstler muß stilisieren können, Pflanzen, Tiere, Menschen. Bei Teppichen und Textilarbeiten, Gläsern, Fayencen ebenso wie bei muswischen Kompositionen und großen Fresken, — denen gegenüber der Augenpunkt in Lage und Entfernung beständig wechseln kann, — kommt alles darauf an, die einzelnen Felder der Zeichnung durch feste, überzeugende Linien und raffiniert gegeneinander abgewogene Farbenwerte zu füllen und zu begrenzen. Auch in der Kunst zu stilisieren sind die mohammedanischen Künstler Meister.

Georg Martin Richter

Die Pfullinger Hallen

„Was ich bauen möchte" erzählte Theodor Fischer 1906 im Kunstwart. Ein Haus sollt es werden, „nicht zum Lernen und Gescheitwerden, sondern zum Frohwerden — also keine Schule, kein Museum, keine Kirche, kein Konzerthaus, kein Auditorium! Und von allen diesen doch etwas und außerdem noch etwas anderes!"

In den Pfullinger Hallen ward ihm ein Teil seiner Wünsche Erfüllung. Der wohlhabende Pfullinger Privatmann Louis Laiblin hatte vielleicht dieselbe Absicht wie sein nachheriger Baumeister, denn er sagt, nachdem der Bau vollendet ist, daß „die Pfullinger Hallen zur Pflege des Schönen und Edlen gedacht seien — alle Kreise mit idealen Bestrebungen sollen jederzeit herzlich darin willkommen sein".

Ideale Bestrebungen! Wie eine Insel taucht so ein Ruf auf aus der Flut unsrer hastigen selbstliebenden, gewinnsüchtigen Zeit! Ob der Turnverein und der Liederkranz, denen an drei oder vier Abenden in der Woche die Räume zur Verfügung stehen — ob die Stadt Pfullingen selbst diesen Wunsch, den der Ausruf darstellt, allezeit rechtfertigen werden?

Die Hallen selbst sehen so aus. Sie breiten sich im Hügelland, das sich bis an den Nordhang der Alb zieht, in einer wohltuend-geschlossenen Masse; der pyramidale Dachaufbau erhebt sich über dem Festsaal, und in diesen schneidet das etwas niedrigere Dach der Turnhalle ein. Vor dem Hauptbau lagern als eine Art Propyläen zwei kleinere Vorbauten mit Garderobe und Sitzungszimmer, sie stoßen auf ein langes Pultdach über einer Vorhalle, die gewissermaßen den Übergang zum Hauptkomplex des Ganzen darstellt. Diese Vorhalle kennzeichnet sich äußerlich durch eine Reihe von Fenstern, man könnte da etwa an den Pallas einer Ritterburg denken, wenn man die siebengliedrige Bogenreihe betrachtet, die, ich möchte sagen: das einzige Detail am Ganzen darstellt. Sonst sind es nur Massen, die den Bau bilden, denkbar einfach und klar und logisch ineinandergeschoben, mit gleich-einfachen Dächern bedeckt, „nichts verziert und nichts verwitzelt" — und so eines mit der Landschaft, daß das Haus überhaupt nicht auffällt.

Und so ist es „zur Pflege des Edlen und Schönen gedacht". Gesunde Leibesübungen, schöne Musik, über all dem Heiterkeit, Ausruhen von des Tages Arbeit, Sichfreuen am Schönen, das dem Auge und dem Ohr geboten wird.

Eine kleine Steigerung der Räume untereinander hat wohl der Baumeister aus eigenem Planen geschaffen. Der Festsaal,

Digitized by Google

der das höchste Dach trägt, spricht nach außen am meisten, die Turnhalle hingegen schließt sich nur an. Beide Räume liegen aber in einer und derselben Achse — quer zur Eingangshalle —, so daß sie bei großem Bedarf zu einem einzigen großen Saal gewandelt werden können.

Der Turnsaal ist mit flacher, weitgespannter Tonne überwölbt, das Licht kommt in der Hauptsache hoch oben von den drei freien Seiten her, die Wandvertäfelung und die in die Wand eingelassenen Schränke wie auch die nackten Wandflächen darüber sprechen lediglich vom Zweck reiner Sachlichkeit: mens sana in corpore sano.

Im Konzertsaal hingegen — so ging mir's wenigstens — stand die mens sana zuerst ein bißchen still, später erst beugte sie sich vor Laiblins Wunsch nach „idealen Bestrebungen". Wem ginge es nicht so?

Ich denke mir aber, wer noch imstande ist, die Bilder des Werkeltages, die Häßlichkeiten, die notwendig an die Pflicht nun einmal gebunden sind, zur rechten Stunde, wenn's darauf ankommt, zurückzudrängen, der wird auch imstande sein, zwischen den vier bilderreichen Wänden des Konzertsaales mit Wohlgefallen zu weilen.

Vielleicht (daß ich dies gleich vorwegnehme) verweisen diese Bilderwände etwas zu viel auf das Ideale, betonen sie zu nachdrücklich die andere Welt — und, um auch dies noch zu sagen, vermögen sie in der Verschiedenheit ihrer Dekorationsweise und Ausdrucksform uns nicht recht gründlich die geschlossene Seelenstimmung zu geben, die sich auf akustische Genüsse einzustellen hat. Ich weiß nicht, was den Baumeister bestimmt hat, fünf junge an sich vielversprechende Talente in dem einen und einzigen Konzertsaal walten zu lassen, da er doch selbst in dem oben zitierten Kunstwartaufsatz sich einen Saal gewünscht hat: „stark in der Stimmung, doch nicht willkürlich persönlich, da der Raum, der Träger des Lebens, nicht selbst lebendig werden darf".

„Nicht selbst lebendig werden darf." Und hier: welch ein Gewimmel an den Wänden, die nicht genug durch gedämpftes Tageslicht in ihren Gesten beschwichtigt und aus dem Vordergrund zurückgedrängt werden. Nun, der Beschauer hat zu schauen und vergißt zunächst einmal sich selbst. Das, was die Maler, jeder für sich, bieten, ist auch sehenswert. Wie ich hörte, war der Stuttgarter Professor Hölzel als einziger Künstler für die Ausschmückung des Saales vorgesehen gewesen, aber er hat jüngere Kräfte vorgeschlagen. Wenn diese Künstler ihm, dem Nachfolger des Grafen Kalckreuth an der Stuttgarter Akademie, selber als frühere Schüler des bedeutenden Meisters auch gleichgeeignet erscheinen mochten in ihrem Können und mehr noch in ihrem Streben, so war doch zu berücksichtigen, daß eben die Jugendlichkeit ihres Könnens, der große Auftrieb in ihrem Streben auf keinen Fall auf gemeinsam-gebundenes Arbeiten in einem und demselben Raume hinwies, ja, daß sie weit eher versuchen würden, die persönliche Note als willkommenes Denkmal ihres Namens zu pflegen, und sich damit voneinander nur weiter entfernen mußten, nach dem Gesetze der Zentrifugalkraft, das nun einmal der Jugend gilt.

Und so sehen wir in der Einheit des Raumes das Auseinan-

Digitized by Google

derstreben der bemalten Wände. Natürlich: wir sehen ja immer nur eine Wand — aber wir sollten im Grunde eben gar keine sehen: Wenn die Wand schon ihr Dasein uns fühlen macht, so werden wir befangen, sind wir gefangen. Die orientalischen Teppiche haben das fein vermieden. Sie sind wie Musik, die man nur hört, wenn man sie hören will, sie überlassen den Menschen sich selbst, und sind da, wenn er sie braucht — aber die Bilder in den Pfullinger Hallen sprechen oder tönen jedes in den Besucher hinein, sie ziehen ihn aus sich heraus und verlangen eine Aufmerksamkeit, die oft an ein Enträtseln reicht, so daß alles in allem der Begriff des „Konzertsaales“ gestört wird. Ob und wem die Figuren nachempfunden sind, will ich nicht erörtern. Ein gesunder Eklektizismus — aber gesund muß er sein, das heißt aus vollem Verstehen des Errungenen ein Eigenes geworden sein — ist immer zu begreifen. Melchior von Hugos Saalrückwand paßt sich wohl am besten den Raumbestimmungen an, das Weben und Schweben der Gestalten, die Lichtverteilung und Gruppenbildung, vor allem den Bogen aufwärts bis zum thronenden Apoll, dies alles nimmt den Beschauer gefangen, zugleich aber wirkt es in der Zartheit der Tönung und Weichheit der Linienführung am ehesten unaufdringlich. Lauter erzählt schon Brühlmanns symbolische Darstellung: der schwebende Gott überreicht dem Künstler einen Lorbeerzweig — oder was bedeutet das Bild sonst?

Da sind wir schon beim Fragen: Was bedeutet das Bild? Und das sollten wir nicht. Aber warten, bis es zu uns spricht? Wenn es Bilder wären, das heißt Tafelbilder in einem Ausstellungssaal, ja. Dann wollten wir als Wartende, als Bittende und Fragende herangehen. Aber im Saale vor dem verheißungsvollen Vorhang, oder vor dem Orchester, das die Instrumente stimmt, da warten wir nicht auf das Sprechen der Bilder an den Wänden. Da soll der Raum schweigen, und wie wir auch — zuhören. Aber das kann er nicht. Und deshalb glaube ich Fischers Wunsch nach einem Saale, der nicht willkürlich persönlich ist, in jenem Konzertsaal der Pfullinger Hallen noch nicht erfüllt. Und das tut weh, wenn man bedenkt, wie „stark in der Stimmung“ die ganze Architektur dort ist, wie sie selbst sogar ein Vorbild hätte sein können für die Ausmalenden, da sie so sehr Eines ist: Eines in sich und in der Umgebung. — Paul Klopfer

Vom restaurierten Bürgel

Heimatpflege

Das Städtchen Bürgel bei Jena ist weit bekannt durch seine Töpferwaren. Es soll da, so wird gesagt, noch die alte Töpferei übrig sein. Und Damen, die Kunst studiert haben, gehn in solche Bürgeler Werkstatt, binden sich einen großen Schurz vor und drehen die Drehscheibe. Ich habe in Bürgel nicht die alte Töpferei gefunden, sondern nur Ruinen davon, und die Ruinen waren zum beträchtlichen Teile restauriert. Ich will ein Wort sagen, was denen, die ähnlich empfinden, vielleicht alles sagt: van de Velde.

Mir gingen die beiden restaurierten Ruinen in einen einzigen Eindruck zusammen, als ich von Bürgel ging: die des romanischen Klosters — einige Jahre nach dem Beginn der Hohenstaufenherrschaft gebaut — und die der Volkstöpfereien.

Digitized by Google

Von dem Kloſter ſieht man, nach Talbürgel heraufwandernd, zuerſt einen mächtigen prächtigen Bogen, dort beginnend, wo der thüringiſche Dorfkirchturm ſich ſein kleines Stückchen über das Kirchdach hebt. Der Bogen iſt alter Reſt: ein Stück Ruine, das außerhalb der Reſtaurierungsgrenze ſtehengeblieben iſt. Denn die übrige Kirche hat man wieder aufgebaut, und überall, wo die zerſtöreriſchen Elemente ſie gefährden konnten, brav zugedeckt: Wände und Dächer aus neuromaniſchem Sandſtein. Ein vergebliches Bemühn, die alte Form wiederzufinden. Wo es nicht die groben Dinge ſind, ſind es die allentſcheidenden Nuancen, und wo alles richtig iſt, iſt es die glatte Maſchinenarbeit, was in den Grund hinein fälſcht. So geht man denn außen hin, bis man an das Ende der Langſeite gekommen iſt. Dort überraſcht, wenn auch durch reſtaurierte Säulen geſtört, der Vorraum der Kirche, das kurze Stück vom Eingang bis zum Portal. Hier ſteht, den Blick ſofort auf ſich zwingend, eine einzelne Säule. Die Säule hat nur Himmel über und um ſich. Kurz, gedrungen, in der Mitte am ſtärkſten, der Putz ſoweit ab, daß man ſehen kann, daß ſie aus Trommeln iſt. Großer, ſchwerer Fuß, wie in der Erde feſtgewurzelt, vom Runden immer mehr zum Eckigen übergehend, und doch das Eckige ſelbſt wieder abgeeckt zur Erde ſelber übergehend. Das Haupt jene unbeſchreiblich ſchöne romaniſche Form, die durch künſtlichen Schmuck immer wieder verdorben iſt: der Würfel, der an den vier Kanten nach unten laufend abgerundet iſt, und doch auch da zwiſchen rund und eckig lebensvoll eine Mitte hält, und als einziges Ornament: zwei nahe Parallelſtriche, nicht weit unter dem quadratiſchen Scheitel, um den Würfel herum; von ihnen an allen vier Seitenflächen nach unten laufend je zwei ſchlichte Parallelhalbkreiſe, die die körperliche Rundung auf den Flächen wiederbilden, und unter den Halbkreiſen ſehr flacher, ſehr zarter Zierat. Gegenüber ſteht noch eine ſolche Säule, aber auf dem Kapitell wieder Stein, nach außen kantig gewölbt und ausgreifend, und darauf nach beiden Seiten die runden, dicken Bogen, an denen man jeden Stein lagern ſieht. Alle Kehlungen, ob rund oder kantig, ſanft, wie mit der Hand geſtrichen, und roh, wie nicht ganz fertiggemacht, aus irgendeiner Scheu vor dem Stein, mehr noch: einer Unfähigkeit, den gewaltigen Stein mit der Hand zu ſchmelzen. Am Eingang vor den beiden Säulen ſind prächtige Pfeilerbündel, ganz in der gleichen Art. Zwiſchen den beiden Säulen führt es aufs Portal zu. Da ſtutzt man. Dieſe langen Säulen, obwohl man nicht weiß, was falſch iſt, ſehn hölzern aus. Oben die tief nach innen fortwölbenden Bogen geben keinen Eindruck. Es wäre ſehr leicht, wahrſcheinlich, hier kunſthiſtoriſch die Urſache zu finden. Es ſind offenbare Fehler in der Reſtauration einiger Säulen und Portalwölbungen. Aber was ſchlimmer iſt: das Ganze iſt Maſchinenarbeit. Iſt geleckt, iſt Muſeum, iſt Kunſtgewerbe. So lange Säulen, ohne Sichtbarkeit von Trommeln. Wird nicht die Steinſäule überhaupt erſt erträglich, wenn man die Trommeln ſpürt, weil ſie dadurch augenſcheinlich in die Mitte von Stein und Holz tritt? Nun gar, wenn die Sandſteinmaſerung unglücklich von oben nach unten ſtreicht! Auf den Kapitellen ſind die Ornamente

Digitized by Google

viel zu tief eingeschnitten und unerfreulich leblos durch ihre scharfe Akkuratesse. Man sieht eine alte Säule dieser Art an dem einen Pfeilerbündel: wie sanft und handfest.

Von hier aber kommt eine tiefere Frage. Wandert man durch diese wenigen Reste seine wenigen Schritte auf und ab, sitzt auf dem großen Becken oder in einem der Fenster und überschaut dies Schlichte und Mild-Gewaltige, Ruhende und Tiefbewegte — ja, ist es denn möglich, daß das alles einmal sauber mit Putz beworfen war? Daß da ein Dach drüber war? Daß da eins und anderes bemalt war? Und so fort und fort: Ist denn das ohne den freien Himmel darüber denkbar? Es gehört eine sehr große Portion Selbstsicherheit dazu, um zu wissen, daß dies Gefühl nicht Romantik und Ruinenstimmung, nicht Mißverstehn reiner Kunst sein kann. Und vielleicht gehört auch einiger Mut und einige reine Torheit dazu, dergleichen zu äußern. Ich will versuchen, das Entscheidende anzudeuten. Fast alle Kunst ist an ihrer Vollendung gescheitert. Feuerbachs Urformen sind groß, seine Ausführung ist oft klein. Es verträgt sich kein großer erregter Sinn mit einer peinlichen Ausführung. So ist es immer gewesen. Der Mensch hat nicht gewagt, Fragment zu bleiben. Der innere und äußere gotische Dom, das heißt: der Weltbaum und der Baumkuchen, ist vielleicht das krasseste Beispiel. Wenn die Elemente wieder Macht über ein Menschenwerk gewinnen, so nehmen sie zunächst das Entbehrlichste weg, dann decken sie dadurch, daß sie große Lücken reißen, die große Konstruktion auf, die der Mensch immer verdeckt, und zuletzt geben sie allem zusammen die Einheit, daß das geblieben ist, was dem Elemente standhielt, daß aber alles vom Element ergriffen und so halb in den Himmel und halb in die Erde zurückgewachsen ist. Die Ruinenromantik hat Anteil an dieser Macht. Aber ihr ist sie Stimmung und pittoresk. Dies ist etwas anderes: das Einswerden

Zeichnung von Wilhelm Roegge aus dem Bande „Vaterland" des „Deutschen Spielmanns". Verlag von Georg D. W. Callwey in München

Digitized by Google

des elementarsten Menschlichen mit der elementaren Natur, aus der seine Stärke entsprungen ist.

Die alte Talbürgeler Kirche ist innen jünger als außen. Aber innen ist sie ganz restauriert. Zunächst ist sie in eine protestantische Kirche umgewandelt worden. Und zwar bis zu dem Grade, daß man eine neuromanische Kanzel

Zeichnung von Wilhelm Roegge aus dem Bande „Vaterland" des „Deutschen Spielmanns". Verlag von Georg D. W. Callwey in München

hineingesetzt hat. Man ist ja dezent, man sucht ja Anschluß, man sucht die feinere Brutalität, man ist wenigstens im Objektivum fein. Es gibt in dieser Kirche einige Wände, die wie Zement wirken. Dennoch kann man sich durch einiges Kratzen überzeugen, daß sie guter Sandstein sind, sogar aus der Gegend soll er sein. Es ist also noch die Art, wie Schinkel zum Beispiel das Innere

der prachtvollen Backsteinkirche in Frankfurt an der Oder in eine einzige weißgetünchte Leiche verwandelt hat. Aber vielleicht fühlte das der Restaurator. Oder aus welchem Gefühle hat er — Fugen wie mit Bleistift über der Tünche gezogen? Er hat über der Orgel (einem fürchterlichen Stück von modernem Holz) eine große Ro-

setze in unterschiedlichen Farben gemalt. — Am wesentlichsten aber ist dies: der Raum selbst ist durch das Herausreißen des einen Teiles aus dem Komplex — selbst wenn dieser Teil gut restauriert worden wäre — für das Gefühl zerstört, beengt, unfrei gemacht. Frei wird einem erst wieder, wenn man aus dem Restaurierten heraus und unter den mächtigen noch stehenden Bogen, zwischen die Fundament-

Digitized by Google

reste der alten herrlichen Chorauswölbungen tritt.

Und restauriert nicht van de Velde die thüringische Töpferei in derselben Weise? — Allein ein Gang durch ein paar Nationalmuseen reicht aus, um Blick für das zu bekommen, was in dem berühmten Bürgel noch geleistet wird. Zunächst stieß ich auf eine große Topffabrik. Später aber erfuhr ich, daß dort nur moderne Vasen gemacht werden, daß sie den einzelnen Töpfern — ich glaube es sind acht — keinen Abbruch tue. Ich war bei dem einen Töpfer, sah das Lager, sah die Arbeit. Die besten Sachen waren gute alte Tradition. Aber es fehlte ganz die Erfindung. Man war am toten Punkt. Es waren Ruinen. Es war auch nur das Einfachste von den alten Mustern noch übriggeblieben. Tupfen, Striche; als Grundformen so wohl am Platz, in der Küche an der Wand, auf dem Nachmittagstische auf bunter Decke heiter und kräftig — aber ganz ohne Besonderheit. Bei der Frau, die es zeigte, etwas Schlichtes, Vornehmes, aber auch Müdes. Sie machen alles selber. Zu den kleinsten Gefäßen machen sie keine Deckelchen, weil niemand sie machen will, weil es zu mühsam ist. Immerfort die kleinen Tupfen machen, bis spät in die Nacht hinein, das bringt auch zur Verzweiflung. Ich fragte sie, ob sie die alte oder die neue Art eigentlich lieber mache. Sie sagte, sie machten beide Arten, der Mittel-

Zeichnung von Wilhelm Roegge aus dem Bande „Vaterland" des „Deutschen Spielmanns". Verlag von Georg D. W. Callwey in München

Digitized by Google

stand kaufte die neue Art, die obere Schicht die ganz alte. Bis in Form und Farbe ging die van de Veldesche „Veredelung“. Künstliche eckige, nach oben abbrechende Bäuche und sehr weiter Hals, je ein spitzer Winkel als Henkel — die Farben unsauber zwischen grün, gelb und braun, das Ganze mit Farbe überzogen und dann — man möchte sagen: mit schmutzigen Fingern hineingewischt und dadurch unkräftig und grundfalsch zu dem Material aufgehellt, streifig, nebelig, tupfig, pfuschig. — Von da aus dann weiter, oder auch in anderer Richtung weiter: bis zur gemeinsten Gutenstuben-Majolika-Art. In der Werkstatt saßen zwei Männer, der Meister und ein Geselle, denen doch der Ton in der Hand lebte. Die Frau tupfte die Farben sehr geläufig, aber sehr wesenlos. Die beiden aber kneteten die großen Tonmassen und warfen sie so leicht aus einer Hand in die andre, als hätten sie überhaupt kein Gewicht oder als zwänge sie ein eigener Rhythmus. Und so auf der Drehscheibe. Mit der Hand auch, ohne Schablone. Mit dem Fuß die Scheibe bewegend, langsamer oder rascher, wie es der Augenblick forderte. Und der Ton auf der Scheibe, bald hoch heraufgezogen, bald breit auseinanderfließend, sehr schnell von einer Form in die andre übergehend, und endlich, durch so viele und auch so viel schöne flüchtig vergehende hindurch bis in die letzte. Es war noch jemand in dem Raume, eine in Paris noch nicht ausstudierte Künstlerin, die sicherlich bei dem Bürgeler Töpfer noch das ganz Primitive lernen wollte. Sie hielt den Ton mit einer Gelerntheit, die nicht einmal mehr zag zufaßte, sondern die seelenlose Bewältigung war. Hielt ihn mit Händen, die mir gar keine Hände mehr schienen, sondern Handschuhe aus richtig funktionierendem Fleisch.

Zeichnung von Wilhelm Roegge aus dem Bande „Vaterland“ des „Deutschen Spielmanns“. Verlag von Georg D. W. Callwey in München

Digitized by Google

Sie war vielleicht ein durchaus sympathischer Mensch, ich bekam es aber nicht fertig, mich vorzustellen. Es entstanden ihr Töpfe von jenen geklemmten Formen, die überall da rund sind, wo das Natürliche eckig ist, und überall da eckig, wo das Natürliche rund ist, und die fünfzehn Millimeter vor dem eigentlichen Formabschluß abbrechen, weil er sonst nie kommen würde. — O van de Velde, du und dein Haus in Weimar, in dem der Mörtel monumental geworden ist und von aller Substanz gereinigt!

Den letzten Stoß gab es mir, als ich mich verleiten ließ, ein Ding zu besuchen, wo „Städtisches Museum“ dranstand. Es war mir darum, daß vielleicht einiges Alte oder gute Neue oder ein ganzer Überblick darin zu finden wäre. Und was war darin? Von Altem ganz Bedeutungsloses und vor allem nur Weniges, von Neuem aber vielerlei, und zwar alles, was nach der Guten-Stuben-Majolika hinüberklang. Ein verstorbener Bürgermeister soll das gesammelt haben. Kein einziges wertvolles Stück! — Am meinem Rückweg lag ein Laden mit Glas, Porzellan usw. Nicht ein einziges auch nur Bürgeler Stück, nur der Plunder, der aus der Stadt auf jedes Dorf kommt. — Also sieht man gute Bürgeler Sachen am besten in Kunstgewerbemuseen der Zentralhauptstadt.

So sieht Bürgel aus, seit es „gehoben“ ist. Rudolf Pannwitz

Wir möchten diesen Aufsatz nicht ganz ohne Vorbehalt wiedergeben; es werden in Bürgel jetzt (zum Beispiel bei Gebauer) auch schöne Sachen gemacht. Aber auch unsrer Meinung nach deutet Pannwitz auf wunde Stellen. Das Übel geht viel weiter zurück, als van de Veldes Einfluß. Als wir uns vor etwa zwanzig Jahren, von köstlich farbigen Bauerntöpfen entzückt, an den Ortsvorstand um Auskunft darüber wandten, wo dergleichen dort zu bekommen sei, wurden wir voller Geringschätzung gegen solch rohes Zeug bedeutet: darum kümmere man sich nicht, dagegen schickte man uns gleichzeitig Bilder von wahrhaft „künstlerischer“ Ware zum Beweise dafür, was die keramische Industrie jetzt dort leiste. Die Bilder zeigten „altdeutsche Artikel“ in Schmachtbraun, oliv und Dünnbraun, trostlos tote Preßformen: die fanden also die Förderung von oben. — Je mehr sich der Deutsche wieder gewöhnt, nicht nur „Palmenkübel aus Majolika“ und namentlich „Vasen“, „Vasen“, nochmals „Vasen“, sondern wieder buntes Töpferzeug für den Hausgebrauch in Küche und Stube zu kaufen, statt des langweiligen Braunzeugs, je mehr stärkt er die gesunde Volkstöpferei der Kleinmeister. Von denen hat freilich der eine ein Auge für Farbe, der andre keins. Lange Zeit bekam man solches Geschirr zum Beispiel auf den Jahrmärkten nicht, jetzt gibt es ja wieder welches. Nur ist es meistens noch zu teuer, weil die Zwischenhändler „Liebhaberpreise“ darauf schrauben, wo die Konkurrenz noch nicht rege geworden ist. Doch wird sie schon reger.

Auf dürrer Heide

Naturschönheit

Warum sollt ich denn im Gehn
Durch mein Perspektiv nicht sehn?
Schön ist es auch anderswo.
Hier bin ich mal sowieso.

Hier habt ihr ihn in Buschs wohlwollendem Konterfei, dem ihr in erfreulicher Wirklichkeit auf jeder Sommerwanderung in deut-

Digitized by Google

schen Landen, zumal an Aussichtspunkten begegnen könnt. Von einem vielbesuchten Berge meiner Heimat sieht man weit in eine gesegnete Ebene hinaus. Draußen im blauen Duft wird an klaren Tagen ein letzter vereinsamter Bergkegel schwach sichtbar. Nach ihm fragen die Perspektivleute zuerst. Sehen sie ihn nicht, sind sie schwer enttäuscht, steigen wohl auch bald wieder ins Tal und fühlen sich kaum ein wenig getröstet durch das Gefühl, „dagewesen" zu sein. Zu ihren Füßen lag im schöngeschwungenen Flußtal ein Garten in voller Sommerpracht, ein feingeformtes Bergland, die im Sonnenglanz schwimmende Ebene — aber was hilft ihnen das alles, den „Punkt am Horizont" haben sie nicht gesehn, *den* Punkt, der doch ausweislich der Karte — am weitesten weg ist.

Ihr Guten, seid ihr denn eigentlich gekommen, um irgend etwas *Abstraktes* zu genießen? Das Bewußtsein, ausgemessene und -gerechnete dreißig Meilen weit zu sehen? Es kann wohl nicht anders sein: ja, ihr genießt abstrakt. Dagewesen sein, konstatieren, was andre gesagt haben, Entfernungen zurücklegen und prüfen, darin besteht das Genießen der Augenlosen. Arme Teufel ihr, hat man's einmal erkannt, so kann man nicht einmal über euch lachen. Wie ärmlich, wie armselig steht ihr oft mitten im Überreichtum der schenkenden Natur! Am Gardasee, an einem tiefsonnigen Tage, da die Olivenwäldchen wie silberne Nebel an den edelgeformten Felsbergen schimmerten und der See in dunkelstem Veilchenblau leuchtete, hörte ich, wie zwei Gymnasialprofessoren den Ponalefall beim ersten Anblick mit der Gasteiner Ache verglichen und ihn doch recht geringfügig fanden. Ein solcher Vergleich und die enttäuschte Miene, mit der er angestellt wird, spricht Bände. Alles nur durch die Sinne zu Erfassende war für diese Männer der Wissenschaft und der Schule nicht da, sie gingen auf den Kern: Verdient der Wasserfall nach dem Begriffe „Wasserfall" *als solcher* eine gute Zensur? Der Trost, wenn einem weh werden könnte aus Mitleid mit ihnen und ihresgleichen, ist nur der: sie alle ahnen sowenig wie der Blindgeborene, *was* ihnen fehlt und entgeht.

Das könnte berechtigen, die da nicht sehen können, sich selber zu überlassen. Wurmte nicht das Bewußtsein, daß auch ihnen das himmlische Licht mit aller Fülle scheinen könnte, wenn nur ihre Sinne geübt, wenn ihre Augen nur nicht verkümmert wären! Und dann der Gedanke: daß sie auf die Welt wirken nach dem Maße dessen, was sie von ihr sehn. Daß sie besten Glaubens und sichersten Gewissens das Ihrige tun können und tun werden und tun, um auch im vollen Lebensgarten um sich nur das arme Stückchen Dürrheit zu pflegen, das ihnen als Alles erscheint. Und daß deshalb die Blinden zu solchen werden können, die andre blenden. K. Hermann

Gesellschaft

Studenten und Verantwortlichkeit

Bei dem vielbesprochenen Prozeß in Bonn ist es gelungen, die dreizehn Korpsstudenten, die teils einzeln, teils im Verein wegen Gefährdung eines Eisenbahntransports und Zerstörung von Zugteilen unter Anklage standen, mit Geldstrafen von 30 bis 80 Mark wegkommen zu lassen. Also eigentlich mit Scheinstrafen, denn Korpsstudenten als Söhne bemittelter

Digitized by Google

Eltern spüren diese Geldstrafen ja überhaupt nicht. Wir wollen heute Parallelen mit Bestrafungen junger Leute aus andern Ständen zu soundso vielen Monaten Gefängnis nicht ziehn, — um über diese zutage liegenden Merkwürdigkeiten zu etwas minder oft Besprochenem zu kommen. Die jungen Herren erklärten übereinstimmend, sie seien an jenem Tage sinnlos betrunken gewesen, und die Verteidiger forderten das Gericht auf, die Sache unterm Gesichtswinkel des „studentischen Humors" milder zu betrachten.

Mich wundert's, wenn man das in den Kreisen der Korpsstudenten ruhig hinnimmt.

Erstens. Daß man eine Lokomotive abkoppelt, die Lampen im Zuge auslöscht, dem Schaffner die Mütze vom Kopf schlägt und 37 Fensterscheiben einschlägt — ist es wahr: junge Leute aus guten Familien und mit akademischer Bildung finden keine Beleidigung darin, daß man derlei als ihren „studentischen Humor" bezeichnet? Wie bescheidene Ansprüche stellen die Herren dann eigentlich an ihre Gehirne?

Zweitens. Mann für Mann erklärten die Angeklagten, sie seien sinnlos betrunken gewesen. Also: es ist heutigestags noch möglich, daß dreizehn Mitglieder eines für ganz besonders vornehm geltenden unter den an sich für besonders vornehm geltenden studentischen Korps in sinnloser Betrunkenheit Ausschreitungen begehn. Dreizehn Mitglieder eines Korps, das seine Mitglieder nur nach peinlichster Wahl unter solchen Herren aufnimmt, die ihm als die alleredelsten Vertreter der deutschen Jugend erscheinen, beweisen die vielgerühmte „Erziehung" durchs Korps durch die öffentliche Dokumentierung, daß dreizehn seiner Mitglieder unterm Alkohol den letzten Rest der Selbstbeherrschung verlieren.

Uns scheint, das sind recht ernste Erscheinungen. Entweder: es gelingt unsern führenden Kreisen, ihre Angehörigen zum vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit mit allen Konsequenzen zu erziehen. Oder: diese Angehörigen verlieren eben ihre etwaige innere Berechtigung, zu führen. A

Salome vor den Geschworenen

Noch immer leben wir im Zeitalter der Neuro-Mantik; wer es nicht aus neuesten Lyrikbüchern ersieht, dem bringt es die Tagespresse in deutlicher zum Verständnis sprechenden Formen nahe. Nur das romantische Substrat hat sich geändert; aus dem Chateaubriand-Byronhelden, der eine rätselhafte Vergangenheit hat und rätselhafte, aber immerhin ziemlich harmlose Nachtspaziergänge unternimmt, ist die rätselhafte Frau geworden, die bedeutend minder harmlose Exkurse in das Land des realen Grausens vollführt. Die poetischen Ideale der Salome, der Semiramis und des Vampir machen nämlich praktische Schule, wie eine ganze Reihe jüngst vorgekommener Prozesse beweist. Wer aber der ketzerischen Überzeugung ist, daß eine solche systematische Raubtierzüchtung kaum ein hohes Ziel unsrer Kultur bedeuten kann, der wird wünschen, daß die beiden großen Exekutivmächte unsres öffentlichen Lebens, das Gericht und die öffentliche Meinung gegen einen solchen todbringenden Unfug mobil gemacht werden. Die Tätigkeit des Gerichtes ist durch feste Normen geregelt, darüber ist also nicht viel zu sagen; wie aber steht es mit der öffentlichen Mei-

Digitized by Google

nung und ihrem Organ, der Tagespresse? Ein gewisser Teil von dieser hat regelmäßig ein ungeheures „psychologisches Interesse“ an dem Fall, der gerade vorliegt. Diese verlogene Phrase wollen wir gar keiner Antwort würdigen, sondern nur die wirklichen Motive aufzuzeigen versuchen, die aus dem „Sensationsprozeß“ die Attraktion der vordersten Seite der Sensationsblätter machen. Das ist erstens das Interesse, das die Gesellschaft am Feinde nimmt. Eben dieses war einmal die Quelle des Reizes der verflossenen Indianerbücher: die Rothaut war der Feind des Weißen und wollte ihn am Vordringen hemmen. In unkriegerischen Zeiten wird der allgemeine Feind des ruhigen Bürgers von Interesse, der Verbrecher. Im besonderen Fall der Frauenverbrechen aber wirkt ein recht anderes Motiv als erstes, das ist ein bei der Leserschaft vorausgesetztes, geradezu schmieriges Interesse an den geschlechtlichen Vorkommnissen, die in den Prozeß hineinspielen. Darum werden Dinge und Personen mit hochtönenden psychologischen Namen genannt, die man früher ganz anders nannte, darum werden Spezialberichterstatter an Ort und Stelle entsendet, darum werden die entscheidenden Stichworte fett gedruckt. Man sage gegen englische Prüderie, was zu sagen man berechtigt ist: daß eine so schamlose Spekulation auf die Lüsternheit des Publikums dort drüben unausführbar wäre, hat denn doch auch seine Vorteile.

Mir scheint: der anständigen Presse fällt die Pflicht zu, immer und immer wieder gegen solchen Mißbrauch zu protestieren; schon damit das Ausland sehe, daß nicht Alldeutschland von jenem Geist besessen ist, den Christus in die Säue fahren ließ. K.

Der Strafrechtsentwurf 1

Eine Betrachtung des „Vorentwurfs zu einem deutschen Strafgesetzbuch“ (Berlin, Guttentag) im Kunstwart muß sich nach zwei Richtungen von der üblichen fachkritischen Besprechung unterscheiden. Was die Darstellungsweise betrifft, so muß sie sich von aller dem gebildeten Laien fremden Rechtsgelehrsamkeit möglichst freihalten; der Maßstab der Betrachtung aber wird der der Ausdruckskultur sein, also ein den Herstellern des Vorentwurfs und der Fachkritik so gut wie fremder. Zuvor aber noch ein Wort zur Wertung des Tadels, der die Verfasser des Vorentwurfs treffen wird: Er trifft nicht ihre Personen, sondern das greuliche Normalgewand, in das die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sie gesteckt hat und das durch ein eigenwüchsiges zu ersetzen ihr Beruf ihnen nicht Kraft noch Zeit ließ.

I. Die Sprache des Vorentwurfs

Sind die Auffassungen von Ausdruckskultur, die in diesen Blättern zuerst an den Künsten, dann am Kunsthandwerk ausgebildet wurden, so allgemeingültig, wie wir annehmen, so müssen sie sich auch bei der Betrachtung des Vorentwurfs bewähren. Beginnen wir also damit, sein scheinbar Äußerlichstes zu prüfen, seine Sprache.

Zunächst zwei Beispiele, um in diese Betrachtungsweise einzuführen. Soweit ich sehe, ist „derselbe“ vermieden. Auch die Hausgerättischler der Gegenwart pflegen Muschelbekrönungen zu vermeiden. Bringen sie aber statt ihrer eitel Gutes? Wenn daher der Vorentwurf „Aufenthalt desselben“ ohne Not mit „dessen“ Aufenthalt statt mit „sein“ Aufenthalt wieder-

Digitized by Google

gibt, so werden wir Wortwahlüberlegung anerkennen, Sprachüberlegenheit aber nach wie vor vermissen.

Sehen, oder vielmehr schauen wir weiter! Noch immer turnt der „jugendliche“ Verbrecher durch die Paragraphen. Wer Deutsch versteht, denkt sich dabei trotz jahrzehntelang erduldeten Amts- und Zeitungsundeutschs etwa einen greisen Dieb, der gelenkig über schwindligstes Dachgebälk entkommt. Gemeint sind „junge“ Verbrecher zwischen vierzehn und achtzehn Jahren. Bleibt's bei den „Jugendlichen“, so wird gehorsamste Darnachachtung unserer Nachfahren noch einmal reimen lernen: „Wie die Alten sugendlichen, so zwitschern die Jugendlichen.“ Denn dann ist auch das Sinnlose zulässig. Heutzutage reimt sich bekanntlich auf mancher Schranktür ein Scheinschlüsselloch zu einem wirklichen, wo glattes Holz sein sollte. Das ist auf andern Gebieten dem Wesen nach genau dasselbe.

Diese einfachen Beispiele stehen für viele und vielfältig zusammengesetzte. Dreierlei Fehler sind besonders häufig und nisten meist beieinander.

Warum heißt es zum Beispiel: „Wer zur Begehung eines hochverräterischen Verbrechens ... auffordert“? Warum nicht: „Wer zum Hochverrat ... auffordert“? Da dieser Begriff aus §§ 100 und 101 deutlich erkennbar ist, so sagt die einfache zweite Fassung ganz dasselbe wie die umständliche erste. Umständlichkeit ist der eine Fehler der Sprache des Vorentwurfs.

Mit ihm verbindet sich papierene Bildlichkeit. Was heißt papierene? Jede, die nur auf dem Papier steht und weder vor Augen tritt noch sich in der Vorstellung spiegelt. „Begehung eines Verbrechens“, das Bild steht nur auf dem Papier. „So können hinsichtlich der Bestrafung die Vorschriften über den Versuch angewendet werden“? „Mit Rücksicht auf die Art der Handlung“? Niemand sieht hin, niemand zurück. Warum nicht lieber: „wegen der Handlung“? und: „So kann nach den Vorschriften über den Versuch gestraft werden“? Ferner: „Wissen und Willen des Täters liegen vor, wenn er ... ansieht.“ Köstlich wäre: „Es weiß und will, wer ... ansieht.“ Was er alles „ansieht“, ist natürlich auch nicht zum „Anschauen“.

Die dritte Fehlerart ist Scheinreichtum des Ausdrucks. „Handeln ... eine Tat begehen ... eine Handlung, ein Verbrechen ausführen ... ein Verbrechen verüben.“ O farbenreiche Palette! O gabenhaltiges Füllhorn! Variatio delectat! Mich will jedoch bedünken, wenn irgendein Gesetz, so fordert am nachdrücklichsten das Strafgesetz ehernste Einfachheit des Ausdrucks. Es handelt sich doch nicht um eine Plauderei! Einfachheit aber will das selbe Wort für den selben Begriff, und um so eherner wird sie sein, je besser es gelingt, Worte zu finden jenseits von papierener und künstlerischer Bildlichkeit, frei von besonderem Markt- und Tageswert, Urworte geheimnisvoller Herkunft, „kindlich und göttlich zugleich“. Bezeichnenderweise fehlt nun gerade neben jenen Synonymen das Urwort „tun“; nur als gymnasialgebildete „Tat“ hat es im Gesetz Unterkunft erhalten. Handsome is, who handsome does. „Tue recht und scheue niemand!“ Ist dem vorzuziehen: „Führe deine Taten nach Maßgabe des Rechten aus“? Nun, so klingt's wohl auch einfacher und wuchtiger, wenn es

Digitized by Google

nicht heißt: „Vorsätzlich handelt, wer die Tat mit Wissen und Willen ausführt“, sondern: „Vorsätzlich tut, wer mit Wissen und Willen tut“. „Vorsätzlich“ ist natürlich auch übel; aber über diesen Begriff sind so viele Bücher geschrieben worden, daß man nicht wagen darf, ihn etwa durch „übel“ oder „böse“ oder so zu ersetzen.

Werten wir diese Beispiele, die, wie gesagt, für viele stehen, nach den Regeln der Ausdruckskulturbetrachtung, so müssen wir schließen, daß auch in der Sache selbst die Änderungen und Nichtänderungen, die die Verfasser des Vorentwurfs vorschlagen, weniger in der klaren Erkenntnis der Zwecke und Möglichkeiten des Strafrechts als in äußeren Anregungen ihren Ursprung haben. Dies ist zu untersuchen. Karl Polenske

Zu den Tageserörterungen

Die europäische Einheit

Der Gedanke eines „europäischen Staatenbundes“ ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Traum, der dazu nichts weniger als schön ist. Jeder Versuch, ihn zu verwirklichen, entspräche vorläufig nur dem Ruhebedürfnis europäischer Machthaber, oder solcher Bevölkerungszweige, deren vollste Blüte vorüber ist, deren Kräfte daher abnehmen, so daß sie nur mit Furcht zusehen, wie jugendlichere Gruppen sich auf künftige Kämpfe vorbereiten. Die europäische Einheit ist eine, ist die bedeutendste Forderung unseres Zeitalters, aber sie ist für das politische Leben keine Forderung des Tages. Die jeweilige Forderung des Tages kann ebensowohl friedestörend wie friedeerhaltend wirken, ohne daß davon die Grundtendenz der Entwicklung Europas, sein Wille zur Einheit, berührt würde. Man kann nun sehr wohl zugleich dem Zeitalter wie dem Tage dienen, dem Zeitalter als Denkender, dem Tage als Handelnder. Jede Tat war erst Idee, mag es auch oft anders scheinen, weil die Menschenkette, die den Zusammenhang herstellt, zu lang und zu verschlungen ist. Eine Forderung des Zeitalters muß in der Gedankenwelt verharren, bis sie *aktuell*, das heißt eine Forderung des Tages wird, die in die Tat umzusetzen ist. Friedrich List war als Denker davon überzeugt, daß die „Natur der Dinge“, die stark genug war, eine bei der Familie begonnene Einigung bis auf Hunderte von Millionen zu erstrecken, auch stark genug sei, die „Einigung aller Nationen“ zu bewirken; er nahm fünfzig Jahre vor Friedrich Nietzsche schon eine Menge deutlichster Anzeichen wahr, „in denen sich ausspricht, daß Europa eins werden will“. Aber das hinderte ihn keineswegs, als Handelnder seine Willenskraft in den Dienst einer Forderung des Tages zu stellen, die erheischte, daß die einzelnen Nationen sich mit trennenden Schutzzollmauern umgaben, um ihre produktiven Kräfte zu entwickeln. Er war sich bewußt, damit den wahren Menschheitszwecken besser zu dienen als andre durch eine verfrühte Propaganda für kosmopolitische Ideale.

Während die europäischen Staaten fortfahren, rastlos widereinander zu rüsten, während Chauvinisten zuversichtlicher als je politische Geschehnisse verzeichnen, die die Friedensheuchelei mancher Staatsmänner Lügen strafen, macht die Idee einer europäischen Einheit in der Stille doch rasche Fortschritte. Was stört es die Knospe, daß ein kräftiger Kelch sie mit seinen Blättern noch fest umschließt, um so ungestörter kann sie sich im Verborgenen entwickeln, bis sie stark genug ist, um

Digitized by Google

die Hülle zu sprengen und sich zur Blüte zu entfalten. Das Entscheidende in ihrem Kampfe mit dem Kelche ist, daß ihr nach einer gewissen Zeit die meisten Säfte zuströmen. Wenn die Natur an einem Lebewesen ein Organ verkümmern, ein anderes um so voller sich entwickeln lassen will, so entzieht sie dem einen nach und nach die Nahrung, um das andre desto reichlicher zu versorgen.

Uns scheint: In Europa ist heute der kriegerische Nationalismus ein solches Organ, das die Natur dazu bestimmt hat, ein Rudiment zu werden. Unsre französischen Nachbarn blicken heute mit Grauen in die Zukunft, weil ihre Erneuerungskraft von Jahr zu Jahr schwächer wird, so daß die Zahl der Geburten schon hinter der der Todesfälle zurückbleibt. Doch wie kommt es, daß die innig zusammenhängende französische Bevölkerung Kanadas sich außerordentlich fruchtbar erwiesen hat und noch erweist? Nachdem alle Anglisierungsversuche gescheitert waren, hat die kanadische Regierung die französischen Bewohner ihres Landes in ihren Sitten und Gewohnheiten, ihren Anschauungen und Vorurteilen gewähren lassen, sie aber dafür auf allen Gebieten der allgemeinen Verwaltung stiefmütterlich behandelt. Gleichwohl, und obschon sie viel weniger Zuzug von außen erhielten als das englische oder amerikanische Element, sind sie von kleinen Anfängen an auf zwei Millionen angewachsen, die heute fast den dritten Teil der kanadischen Bevölkerung ausmachen und, nach dem Zeugnis der Londoner „Times“, überall das bevorzugte englische Element zurückdrängen. Wenn es ihre Kultur sein soll, die bei den Franzosen in Europa die Erneuerungskraft geschwächt hätte, warum hat sie der Fruchtbarkeit ihrer nach Kanada ausgewanderten Landsleute dann so ganz und gar nichts anzuhaben vermocht, obgleich die sich dort als Fremdelement unter schwierigen Verhältnissen gegen vielfach stärkere, die politische Macht innehabende Angehörige einer ein Weltreich beherrschenden Nation behaupten mußten? Liegt es nicht viel näher, anzunehmen, daß wenigstens in Frankreich der kriegerische Nationalismus schon lange über den Punkt hinausgekommen ist, wo er anfing, der Volkskraft mehr zu schaden als zu nützen? Verhält es sich indes in Europa mit den Polen nicht ähnlich wie in Kanada mit den Franzosen? Welche riesigen Opfer haben es sich der russische wie der preußische Staat seit der Vernichtung des polnischen Staatswesens kosten lassen, um die polnische Flut abzudämmen! Das Ergebnis ist kläglich. Die Polen vermehrten sich unaufhaltsam stärker als Russen oder Preußen, und sie haben ihre Kopfzahl seit der Zeit, da sie ihre politische Selbständigkeit verloren, verdoppelt. Die Verhältnisse begünstigen eben heut den unkriegerischen Nationalismus auf Kosten des kriegerischen. Darauf deutet es auch, daß seit einigen Jahren in Deutschland neben dem zurücktretenden militärpolitischen ein neuer kulturpolitischer Nationalismus zu gedeihen beginnt. Der erstere hatte sich vorwiegend unter deutsch-französischen Reibungen entfaltet. Der Franzose war politisch geweckt, lange bevor der deutsche Michel aufhörte, verschlafen in den Tag hineinzuträumen. Deshalb, nicht weil er stärker gewesen wäre, konnte er diesen oft schädigen. Wie ein schwerer Alp lastete auf dem deutschen Volke daher die politische Anmaßung der Franzosen, als Grande Nation über Europa zu herrschen. National war daher für

Digitized by Google

uns alles, wodurch wir uns im Gefühl eigener Kraft gegen das politische Joch des Franzosentums auflehnten. Die Jahre 1870 und 1871 brachten erst die wirkliche Befreiung, und später sorgte das französische Revanchebedürfnis dafür, daß sich unsere nationale Gesinnung nach wie vor in der Richtung einer „Wacht am Rhein" betätigte. Dieser alte Nationalismus stirbt allmählich ab. Der französische Revanchegeist ist erschlafft, und bei uns Deutschen ist in Hinsicht auf die westliche Grenze das Gefühl der Sicherheit heimisch geworden. Wir wollen mit den Franzosen in Frieden leben, und sobald sich jenseits der Vogesen einmal wieder feindselige Gefühle regen, dann wittern wir dahinter doch noch eher englische Hetze als französische Tücke. Indes auch gegen England ist das deutsche Volk nicht ausgesprochen kriegerisch gesinnt. Es ist auf der Hut, aber der Wille zu friedlicher Verständigung ist stärker als jedes Mißtrauen. Es hat jedoch nur dann Sinn, für nationale Gefühle politische Tatkraft einzusetzen, wenn das Gedeihen oder der Schutz der Gesamtheit außergewöhnliche Ansprüche stellt, da sich sonst das Gemeinsame immer von selbst versteht. Dadurch entstehen unterschiedliche wechselnde Spielarten des Nationalismus, und die wird immer die vorherrschende sein oder werden, die der jeweils wichtigsten Aufgabe eines Volkes gerecht werden soll. In erster Linie handelt es sich hierbei um die Forderung der Selbsterhaltung gegen eine äußere Gefahr. Eine solche besteht für das deutsche Volk nicht mehr im Westen, sondern im Osten. In dieser Richtung muß sich sein politischer Instinkt nun orientieren. Es gilt, sich gegen die Flut der Polen, überhaupt der Slawen zu schützen. Das erfordert einen neuen Nationalismus. Weil jedoch die öffentliche Meinung noch an den alten überlebten, aus deutsch-französischem Gegensatz entsprungenen nationalen Begriffen haftet, deshalb geht seit Jahren ein Kursfall aller „nationalen" Werte vor sich; die große Menge denkt fälschlich nur an den kriegerischen Nationalismus dabei, und dessen Zugkraft mindert sich.

Zu den Forderungen der Gegenwart gehört also auch eine Umwertung aller nationalen Werte. Doch weil es vorläufig in der öffentlichen Meinung noch keine Empfänglichkeit für eine andere als die alte überlebte kriegerisch-nationale Politik gibt und sich gegen diese mehr und mehr der Selbsterhaltungstrieb vieler abhängiger Elemente auflehnt, darum konnte in den letzten Jahren in Deutschland eine Zeitungsindustrie außerordentliche Erfolge erzielen, die die einfache Negation jeglichen politischen Wollens für das deutsche Volk zur Grundlage nahm. Zu ihrer Entschuldigung läßt sich Nietzsches Wort anführen, daß es immer noch besser sei das Nichts zu wollen als nicht zu wollen. Das deutsche Volk darf aber in dieser Negation nicht steckenbleiben. Der alte Nationalismus war vorwiegend militaristisch, imperialistisch; denn es handelte sich um eine, mit Gewalt am schnellsten zu erreichende Befreiung von fremder politischer Bevormundung. An Kultur blieben die Franzosen auch noch nach dem Kriege den Deutschen voraus. Die Deutschen waren das urwüchsigere, meinetwegen barbarischere Volk, die Franzosen das gebildetere, geistig entwickeltere, doch mürbere, schlaffere Volk. Im Kampfe gegen die Slawen sind die Deutschen die kulturell Überlegenen, während die Ostvölker ihnen an ursprünglichen Kräften wie auch an Masse

Digitized by Google

ohne Frage überlegen sind. Mit einer Gewaltpolitik allein ist hier also wenig auszurichten, vielmehr muß der Deutsche auf jene Völker vermöge seiner überlegenen Bildung und Gesittung einzuwirken suchen. Der neue ostwärts gerichtete Nationalismus wird sich also auf die Dauer zu einem solchen kulturpolitischer Art gestalten. Folglich wird für die Zukunft national in erster Linie alles bedeuten, was die Schranken beseitigen hilft, die die Wirksamkeit moderner Kulturkräfte hemmen. Führte uns der alte Nationalismus zur politischen Einheit, so kann uns der neue die deutsche Einheitskultur bringen, mit der allein wir uns gegen die Slawenwelt lange im Gleichgewicht erhalten können.

Soweit der ostwärts gerichtete deutsche Nationalismus noch gewaltpolitische Neigungen hat, muß er früher oder später an dem Wall des kriegerischen Allslawismus abprallen. Nur durch eine europäische Politik vermöchte er der slawischen Bewegung dauernd standzuhalten, weil die europäische Einheit über die slawische hinausstrebt, ohne diese beeinträchtigen zu müssen. Die Völker Europas und ihre Lenker müssen erst für die europäische Einheit erzogen werden; sie muß sich erst in den Köpfen vollziehen, bevor sie sich in die Tat umsetzen läßt. Niemand kann heute wissen, unter welchen Erschütterungen sie einst vor sich gehen wird, welche Staatengebilde der Gegenwart sie überstehen, welche dabei in Trümmer gehen müssen. Die meiste Aussicht, seine politischen Einrichtungen erhalten zu sehen, hat aber dasjenige Volk, das sich beizeiten darin übt, den eigenen Vorteil in der Förderung des Gesamtwohles des ganzen Erdteiles zu finden. Die Zukunft des deutschen Volkes wird wesentlich dadurch bestimmt werden, in welchem Maße es oder seine politischen Führer Fähigkeiten für eine entschlossene, auch mit noch schlummernden oder gebundenen Kräften rechnende deutsch-europäische Politik zu bewähren wissen. Otto Corbach

Mutterschutz

Mann und Weib

Ein bekannter Gelehrter hat einmal seine Ansicht über den Wert und die Bedeutung der Frau im Gemeinschaftsleben in die Worte zusammengefaßt: „Wenn ich an meinem geistigen Auge das gewaltige Kunstgebilde der Kultur vorüberziehen lasse, so komme ich zu dem Ergebnis, daß alles Männerwerk ist.“ Eine moderne Schriftstellerin hat diesem Ausspruch ihre Anschauung gegenübergestellt: „Gewiß, alles ist Männerwerk. Und doch jeder Mann einer Mutter Sohn! Jeder einzelne mit Schmerzen geboren und mit unsäglicher Mühe und Liebe aufgezogen, bewacht, behütet. Jeder einzelne so teuer erkauft und jetzt so gering bewertet. Hat da wirklich die Frau keine Funktion im Gesellschaftsleben, keinen Wert, keine Bedeutung für die Entwicklung der Kultur?“

In diesen beiden Äußerungen liegt im Grunde genommen das ganze Problem des Mutterschutzes umschlossen. Man kann es präziser dahin formulieren: Wie wertet die Gesellschaft den Dienst, die Aufgabe, die die Frau als Mutter für sie erfüllt?

Wer das reale Leben unsres Volkes kennt, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß eine Wertung der Mutterschaft darin nur in sehr beschränktem Umfang zum Ausdruck kommt. In den besitzlosen Schichten ist die Mutter ganz allgemein überbürdet, ver-

Digitized by Google

nachlässigt, vielfach ausgebeutet. Von diesen Frauen wird die Mutterschaft nicht nur mit Schmerzen und Sorgen erkauft. Der Preis, den sie dafür zu zahlen haben, ist Not und Elend, Mangel am Notwendigen, oft am Unentbehrlichen.

Die besitzlosen Klassen — nicht nur ihre unterste Schicht, die dauernd der öffentlichen Armenpflege anheimgefallen ist, die ihre wirtschaftliche Selbständigkeit ohnehin verloren hat — sondern alle, die von ihrem Lohn keine erheblichen Ersparnisse für Zeiten außergewöhnlichen Bedarfs machen können, sind nicht imstande, das Bedürfnis der Frau nach Schutz und Pflege zur Zeit der Mutterschaft *aus eigener Kraft* zu befriedigen. Die Frauen unsres Volkes sind gefährdet, und in ihnen ist es die kommende Generation, solange nicht Staat und Gesellschaft, Rechtsordnung und Wohlfahrtspflege diesem Bedürfnis der Mutter nach Schutz in wirksamer Weise nachkommen.

Man muß verschiedene *Kategorien* schutzbedürftiger Mütter unterscheiden, wenn man die Forderung nach einer besseren und ausreichenden Versorgung der Frauen zur Zeit der Mutterschaft erhebt. Einmal die *Frauen, die regelmäßig einer Erwerbsarbeit nachgehen müssen.* Ihnen fehlen, wenn sie durch die Geburt eines Kindes zeitweilig arbeitsunfähig werden, schon die notwendigen *Unterhaltsmittel* für sich und die Angehörigen. Um so weniger können sie sich die notwendigen *Pflegemittel* beschaffen. Sie haben meist niemand, der ihnen auch nur einige Handreichungen, etwas persönliche Pflege sowie Hilfe im Hausstand leistet, solange sie schonungsbedürftig sind. Sie haben kein Heim, in dem ihnen auch nur für wenige Stunden oder Tage ein Raum zur Verfügung steht, in dem sie ungestört von Kinderlärm das Bett hüten können. Das sind die Frauen, die man am dritten Tag nach der Geburt eines Kindes am Herd, am achten am Waschfaß finden kann; die Frauen, die in jugendlichem Alter verbraucht aussehen, die fast durchgängig mit schweren Unterleibsleiden behaftet sind. — Nicht ganz so trostlos, aber immerhin düster genug sieht es in der Wochenstube der Frauen aus, deren Mann wohl für den gewöhnlichen Bedarf einer Familie sorgen kann, der aber nicht genug aufbringt, um der Frau für diese schwere Zeit Ruhe und Wartung beschaffen zu können.

Die ganze Tragik, die das Mutterschicksal umschließen kann, wird aber durch die Gestalt der *ledigen Mutter* repräsentiert. Unstet und flüchtig, wie ein gehetztes Wild, muß sie meist ihre Angehörigen oder Arbeitgeber verlassen, in einer Zeit, in der sie Anhalt, Fürsorge und Schutz besonders nötig hat. Die unbeschreibliche Härte ihres Loses macht das Pathos begreiflich, mit dem in den letzten Jahren für den Schutz der ledigen Mutter gekämpft worden ist, wenngleich darüber die Not und die Schutzbedürftigkeit der verheirateten Mutter nicht vergessen werden soll.

Es ist charakteristisch für die Entwicklung sozialer Fürsorgebestrebungen in Deutschland, daß die wertvollste Initiative zu einem Schutz der Mutter von der *Gesetzgebung* ausgegangen ist. Der zurzeit geltende staatliche Mutterschutz gliedert sich in *prohibitive* und *positive* Maßregeln:

Digitized by Google

in ein Verbot der Beschäftigung von Arbeiterinnen in Fabriken für etwa zwei Wochen vor und für sechs Wochen nach der Niederkunft, und in Festsetzung eines Unterstützungsanspruches an die Krankenkassen, die der Wöchnerin eine Unterstützung in Höhe des Krankengeldes, das ist die Hälfte bis zwei Dritteile des ortsüblichen Tagelohns, zu zahlen haben.

Im Prinzip ist damit die Schutzbedürftigkeit der Mutter durch die soziale Gesetzgebung anerkannt. In der Praxis aber machen sich die Lücken des Gesetzes so fühlbar, daß die Frauen mit aller Energie durchgreifende Reformen verlangen sollten. Der Entwurf einer Reichsversicherungsordnung, der die gesetzgebenden Körperschaften zurzeit beschäftigt, hat die Frage eines ausreichenden Mutterschutzes wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Wohl sieht er eine erhebliche Besserung der bestehenden Zustände vor, indem der Kreis der versicherten Frauen durch Einbeziehung der Dienstboten, der Landarbeiterinnen sowie der im Hausgewerbe Beschäftigten beträchtlich erweitert werden soll. Auch wird die Unterstützungsfrist — ebenso wie durch die letzte Novelle der Gewerbeordnung die Zeit der Arbeitsruhe — von sechs auf acht Wochen erweitert und dadurch der schwangern Frau zum erstenmal ein gesetzlicher Schutz zuteil. Und alle diese Maßnahmen kommen der ledigen ebenso wie der verheirateten Mutter zugute. Wenn aber die ledige Mutter wirksam geschützt werden soll, so müßte auch das Bürgerliche Gesetzbuch in stärkerem Umfang als bisher ihre Not berücksichtigen. Das BGB. gibt der ledigen Mutter Ansprüche an den Vater ihres Kindes, durch die es ihr ermöglicht werden soll, sich dem Kinde wenigstens während einiger Wochen zu widmen, sich für die erste Zeit nach der Geburt des Kindes keine Sorge um den eigenen Unterhalt machen zu müssen. Aber der Nutzen dieser Bestimmung wird durch die Schwierigkeit abgeschwächt, den unehelichen Vater festzustellen und ihn zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten. Eine Schwierigkeit, die erheblich vergrößert wird, solange die „Einrede mehrerer Zuhälter“ den Männern Möglichkeiten gibt, sich tatsächlichen Verpflichtungen zu entziehen.

Die ledigen Mütter bedürfen daher in starkem Umfang der *privaten* Fürsorgetätigkeit, die sich denn auch besonders der Errichtung von Heimen und Asylen für Schwangere und Wöchnerinnen zugewendet hat. Die ledige Mutter braucht nicht nur wie die verheiratete Geld, Nahrung und Pflege, wie sie etwa die öffentliche Armenpflege und Wohlfahrtsvereine bieten können, sondern sie braucht auch ein Heim und Rat, oft noch Erziehung und Beeinflussung. Ihre Not beruht nicht allein auf dem Mangel an *Geld*, und die *Ursache* ihres Notstandes liegt nicht in der Geburt eines Kindes. Sondern die Geburt des Kindes *selbst* ist ein Notstand, dessen Ursachen häufig in mangelhafter Erziehung, fehlender Berufstüchtigkeit, manchmal auch in Leichtsinn, in einem ungebändigten Triebleben, in geistigen oder moralischen Defekten zu suchen sind.

Die Fürsorgebestrebungen für ledige Mütter sind daher, abgesehen von der Hilfeleistung öffentlicher Körperschaften, immer durch Erwägungen prinzipieller Natur, durch die sittlichen Werturteile der helfenden Faktoren

Digitized by Google

stark beeinflußt. Ganz besonders aber sind diese prinzipiellen Erwägungen ein Gegenstand öffentlicher Erörterungen geworden, seit in den letzten Jahren der Bund für Mutterschutz eine lebhafte Propaganda für eine sogenannte „neue Ethik" entfaltet, für eine Reform der sexuellen Moral in dem Sinne, daß nicht nur die noch vielfach geübte Achtung der ledigen Mutter einer milderen Auffassung und einer den individuellen Verhältnissen angemessenen gerechteren Beurteilung weichen soll, sondern daß die gesellschaftliche Sanktion für die freie Ehe, für freie Verhältnisse und damit auch für die ledige Mutterschaft als soziologisches Programm gefordert wird.

Diese Theorie, daß die ledige Mutterschaft keine Schuld ist, daß vielmehr die ledige Mutter ein Opfer veralteter Moralanschauungen sei, daß „die Mutterschaft eine Würde und Ehre sein soll, gleichviel, wie sie erworben wird", muß notwendig in weiten Kreisen, auch in den Kreisen sozialer Reformer, auf Widerstand stoßen. Wohl wird man unterscheiden zwischen individueller und genereller Beurteilung der ledigen Mutterschaft. Man braucht die einzelne nicht zu verurteilen; aber man wird doch die ledige Mutterschaft als Programm ablehnen müssen. Man wird daran festhalten müssen, daß generell die ledige Mutterschaft ein Verschulden ist, wie die ledige Vaterschaft gleichermaßen eine Schuld bedeutet. Und die Tatsache, daß der Mann, der eine Schuld auf sich geladen, der sicherlich ebensosehr wie die Frau, oft vielleicht noch mehr der „Besserung" bedarf, heute die Vorteile der noch vielfach geltenden „doppelten Moral" genießt, sollte kein Grund sein, den bisher für die Frau geltenden höheren sittlichen Maßstab zu verwerfen, anstatt ihn auch auf den Mann anzuwenden.

Gewiß wird man mit der Internationalen Abolitionistischen Föderation und andern Sittlichkeitsvereinen die doppelte Moral bekämpfen und versuchen, die Auffassung zu überwinden, daß dem Mann erlaubt sei, was ihm gefällt, und daß die Frau die Folgen und Verantwortungen der sittlichen Verfehlungen beider Geschlechter zu tragen hat. Es ist ein Zeichen dafür, daß wir in einer Zeit starker sexueller Spannung leben, wenn auf der einen Seite eine größere Freiheit für das Geschlechtsleben der Frau, auf der andern Seite der Anspruch gleicher Treue an den Mann erhoben wird. Mag aber gegen diese letztere Forderung auch noch so viel eingewendet werden, eine Lösung der Konflikte und Schwierigkeiten auf sexuellem Gebiet ist auf andre Weise nicht möglich. Denn jede größere sexuelle Freiheit, auch eine solche, die der Frau zuerkannt wird, würde die Neigung der Männer zu flüchtigen Beziehungen stärken, während die Mehrheit der Frauen sich doch immer nur im Glauben oder in der Hoffnung auf eine dauernde, unverbrüchliche Lebensgemeinschaft einem Mann hingeben wird. Mag also das Ideal gleicher Treue von Mann und Frau auch schwer zu verwirklichen sein, so darf uns das nicht verleiten, dem Triebleben prinzipiell ein größeres Herrschaftsgebiet einzuräumen.

Digitized by Google

Denn sittliche Normen sind niemals von dem abzuleiten, was der Durchschnitt tut und erreicht. Aber sie sollen Ziel und Richtung für unser Tun und Handeln weisen.

Wenn wir somit bei der Aufrechterhaltung eines hohen sittlichen Ideals damit rechnen müssen, daß nicht alle Männer diesem Maßstabe gerecht werden, so beanspruchen wir doch für die Frau, die diese sittlichen Normen nicht verwirklicht, die im Kampfe gegen ihre Triebe unterlegen, gefallen ist, wenigstens einen Teil jener Milde, die man bisher nur dem unterliegenden, im Kampfe gegen seine Begierden gefallenen Manne zuteil werden ließ.

Alle Bestrebungen, die diese Anschauungen verbreiten helfen, die für die Festigung und Hochhaltung sittlicher Ideale bei der Erziehung von Mann und Frau sorgen, dienen dem Schutze der Mutterschaft in mehr als einem Sinne; denn sie werden mehr und mehr verhüten, daß Frauen zur ledigen Mutterschaft gelangen.

Alice Salomon

„Die Reisetoilette der Dame"

Eine große, angesehene norddeutsche Zeitung nennt eine ihrer Beilagen „Reiseführer", und darin hebt eine Epistel über das obige Thema also an: „Man braucht nur auf einem Bahnhof eine Zeitlang die reisenden Damen Revue passieren zu lassen, um zu dem betrübenden Urteil zu gelangen, daß noch eine große Anzahl von Frauen absolut nicht weiß, wie sie sich für die Reise kleiden soll. Viele der Toiletten, die man da sehen kann, sind ebenso unpraktisch wie geschmacklos." Bis dahin sind wir einverstanden. Weiter: die Verfasserin wußte vermutlich selbst nicht, wie „man sich für die Reise kleiden soll", deswegen begab sie sich „in zwei der maßgebendsten Geschäftshäuser" und ließ sich „die neuesten Modelle der Reisetoiletten vorführen". Und von ihren dortigen Erfahrungen plaudert sie mit der ganzen Gediegenheit und Tiefe des Denkens, die nun einmal all diese Dokumente unsrer sittlichen und ästhetischen Kultur auszeichnen, folgendermaßen: „Bei allen Reisekostümen, das sei gleich gesagt, war die Jacke 75 bis 80 Zentimeter lang. Länger trägt sie keine elegante Dame. Und so haben wir die lange Jacke zu den Dingen zu zählen, die der Vergänglichkeit anheimgefallen sind. — Vereinzelte Röcke sah ich mit kurz angeschnittenem Mieder. Im übrigen aber ist die Taille, möglichst schlank, le dernier cri." Dann wird über den Mantel, das Kleid, den Hut und die Unterkleidung abgehandelt. Namentlich das letzte Thema gibt zu einem Erguß Anlaß: „Elegante Damen, die ihre Eleganz besonders auch in der Zweckmäßigkeit der Toilette dokumentieren, haben mit Freude von den neuen Nachtgewändern gehört, die der Mann von Welt statt der bisher üblichen Nachthemden anlegt. Die Gründe für diese eigenartige Schöpfung sind so einleuchtend, daß die Damen diese neuen Nachtgewänder auch ihrem Kleiderbestand einverleiben möchten. Vorrätig sind diese Damennachtgewänder vorläufig noch nicht. Aber in einem unserer elegantesten Wäscheateliers sah ich einige dieser reizvollen Gewänder, die auf Bestellung angefertigt waren. Sie waren aus feinem Batist mit kostbaren Spitzen am Ausschnitt und an den Ärmeln garniert und sie wirkten wie die phantastischen Kostüme der Haremsdamen. Dieses Gewand, des-

Digitized by Google

sen Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit so einleuchtend ist, kann sich jede Dame nun nach ihrem eigenen Geschmacke anfertigen lassen, und dabei ist ihrer Eleganz, Originalität und Phantasie der weiteste Spielraum gelassen."

Nun wissen wir's. Und die geneigte Leserin kann es aus dieser und all den anderen Tageszeitungen ohne viel Mühe erfahren, was alles zur „Reisetoilette" gehört: die Jacke nicht länger als 80 Zentimeter, die Taille möglichst schlank, und die „Dame" ist fertig. Und diese Dame hat auch von neuen Nachtgewändern „g e h ö r t", die der „Mann von Welt" trägt, und auf diesem Gebiete — wird ihrer „Eleganz, Originalität und Phantasie der weiteste Spielraum gelassen". M.

Bildung und Schule

Mindest- und Normallehrstoff?

In Wien soll demnächst eine Schule eröffnet werden, der der Rang eines kühnen und vielleicht vorbildlichen Experiments zugestanden werden muß. Vor einigen Jahren setzte der Streit über Vorzüge und Schäden der österreichischen Mittelschule ein, um sich später zu einer erbitterten „Enquete" zu verdichten, aus deren Schoß sich schließlich ein dickleibiger Bericht, den niemand las, und einige behördliche Verordnungen, die niemandem wehe taten, entwanden. Abseits von solchen offiziellen Veranstaltungen sproß nun ein schlankes Buch auf, dessen Titel auf die mit Mittelschulreformen gepeinigte Menschheit nicht gerade befreiend wirkte: „Mindestlehrstoff und Normallehrstoff als Grundlagen einer Mittelschulreform" von Dr. Herman Raschke (im Verlag von Wagner, Innsbruck, erschienen). Mindest- und Normallehrstoff — das klingt wie die Devise einer betriebsamen Schneiderfirma. Ist es im Grunde auch: Die Schule soll ein neues Kleid bekommen, wirklich einmal ein neues. In einem wohltuend guten Deutsch setzte Raschke unbekümmert um die Schulretter aller Lager in diesem Buche seine Vorschläge auseinander, die die mit soviel Pathos und Phrasenaufwand geforderte und ersehnte Individualisierung des Unterrichts glatt und mühelos zu ermöglichen versprachen. Hier der Kern seiner Reformvorschläge: „Es werden für den gesamten Unterrichtsstoff zwei parallele Lehrpläne verfaßt, derart, daß jeder von beiden den gesamten Stoff systematisch abgerundet in sich begreift, aber jeder von beiden in anderer Ausdehnung. Der Mindeststoff-Lehrplan enthält für jeden Unterrichtsgegenstand nur das Mindestmaß dessen, was im Leben als zur allgemeinen Bildung notwendig verlangt wird. Der Normalstoff-Lehrplan enthält für jeden Unterrichtsgegenstand das, was man als höchstes Ziel für eine Durchschnittsbegabung an der Mittelschule ansetzen dürfte. Von der zweiten Klasse (Untersekunda) an steht es jedem Schüler innerhalb genauer noch festzustellender Grenzen und unter gebührender Berücksichtigung des vom Lehrkörper abzugebenden Gutachtens frei, solche Gegenstände, deren Bewältigung im Normalausmaß ihm schwerfällt, nach dem Mindeststoff-Lehrplan zu betreiben. Die genauer festzustellenden Grenzen hätten anzugeben, wie viele Gegenstände zum mindesten jeder nach dem Normalmaßstab betreiben muß. Der Unterricht jeder dieser beiden (natürlich beständig wechselnden) Gruppen erfolgt in räumlich getrennten Abteilungen." Lehrer und Eltern, die diese Vorschläge lesen

Digitized by Google

und je nach ihrem Temperament sie gelassen ad acta legen oder ein warnendes „Feurio“ rufen, verweise ich auf das Buch selbst, in dem Raschke nicht nur den fernsten und verborgensten Konsequenzen seines Vorschlags nachgeht, sondern auch allen Einwänden trefflich zu begegnen weiß. Für das Projekt spricht nicht nur seine Einfachheit, sondern auch die eigentümliche Dynamik seiner Wirkung. In den Lagern der Schulretter blieb das Buch zunächst unbeachtet, dann stellten sich Gegner in hellen Haufen ein — allmählich aber schloß sich doch eine kleine Gemeinde zusammen, die in Raschkes Vorschlag etwas wie das Ei des Kolumbus witterte. Diese Gemeinde wuchs, und endlich ist der Gedanke, durch eine Schulgründung die Probe auf das Exempel zu machen, zur Tatsache geworden. Im nächsten Jahre soll in Wien die neue Schule entstehen, in der für die Schüler die Wahl zwischen Mindestmaß und Normalmaß für die einzelnen Fächer freistehen soll. Nicht im Mittelpunkt der Stadt, sondern dort, wo die Mauern Wiens noch auf Wiese, Hain und Wald herabblicken. Daß diese Schule im Grünen liegt, soll ihr ein glückliches Zeichen sein: möge es auch in ihr grünen! G. A. Crüwell

Volksbelehrung durch Bilder

„Der Komet hat nämlich drei Schwänze, — capisce? — zwei davon sind zu Rom schon heruntergefallen und haben fünfhundert Menschen erschlagen. Der dritte ist aber noch dran, und wenn er auf uns fällt, sind wir verloren. Aber in Fiesole ist man nicht so in Gefahr als in Settignano. Denn da in der Nähe ist er immer.“

Mir fällt dabei die Erzählung eines Freundes ein, der zur Zeit des Japanerkriegs im dicksten Rußland war.

„Seht, Herr!“, hatte ihm da ein Bauer auseinandergesetzt, „was soll man machen: der Russe ist so groß wie Ihr und ich und gewöhnlich noch breiter und dicker, ein großer schwerer Mann. Und der Japaner ist so klein wie eine Maus. Wie soll man mit ihm kämpfen? Man sieht ihn gar nicht! Ein ganzes Heer kann sich im Gras verstecken. Und wenn der Russe schläft, sind sie von allen Seiten auf einmal da und pikfen ihn tot!“

„Und woher wißt Ihr das?“

„Geht in die Stadt, Herr, da ist es an allen Ecken angeschlagen, ganz genau abgemalt.“

Die Regierung hatte nämlich, um dem Volke Mut zu machen, das Größenverhältnis Rußlands zu Japan im Bilde eines riesigen Russen und eines winzigen Zwergs von Japaner dargestellt. Sie hatte dadurch erreicht, daß die Furcht bestimmtere und doch fabelhaftere Gestalt annahm.

Der Italiener ist gebildeter. Er liest Zeitungen. Infolgedessen ist er besser in der Lage die Zeichnungen zu verstehen, welche die Blätter zu desto intensiverer Belehrung über den Kometen entworfen hatten: den Kometen in drei verschiedenen Stellungen, von denen er aus dem Text verstanden hatte (da er lesen kann!), daß zwei schon nicht mehr da seien, — mit drei Schwänzen also, von denen zwei schon runtergefallen sind. In Rom natürlich; denn von da wird seine Nachricht überschrieben sein.

Ich bin sehr für diese Art Volksbelehrung eingenommen. Sie bringt neben dem trockenen Treiben doch etwas für die Phantasie zustande. Artur Bonus

Digitized by Google

„Neue" Sprüche von Goethe

Das Haus ist wohlbegründet,
In dem sich ein Knab oder Mägdlein findet,
Das weiß mit redlichem Bemühn
Der Eltern Fehler zurechtzuziehn.

⧈

Immer glaubt ich gutmütig von anderen etwas zu lernen,
Vierzig Jahr war ich alt, da mich der Irrtum verließ,
Töricht war ich immer, daß andere zu lehren ich glaubte;
Lehre jeden du selbst, Schicksal, wie er es bedarf.

⧈

Juden und Heiden hinaus! so bubelt der christliche Schwärmer.
Christ und Heide verflucht! murmelt ein jüdischer Bart.
Mit den Christen zum Spieß und mit den Juden ins Feuer!
Singt ein türkisches Kind Christen und Juden zum Spott.
Welcher der Klügste ist, du entscheide! Aber sind diese Narren in deinem Palast, Gottheit, so geh ich vorbei.

⧈

Ich habe die Tage
Der Freiheit gekannt:
Ich hab sie die Tage
Der Leiden genannt.

⧈

Was ist Reisen?
Ist fröhlich Leben.

⧈

Willst du wirksam sein,
Bediene dich deiner Kraft,
Jung in Gesellschaft,
Alt allein.

⧈

Was ich geschrieben habe, das hab ich vertraulich den Deutschen
Hingelegt und nun steht es die ewige Zeit.
Manches hab ich gefehlt in meinem Leben, doch keinen
Hab ich belistet.

(Aus dem Schlußband der Goetheschen Gedichte in der Sophien-Ausgabe)

Unsre Bilder und Noten

Ludwig von Hofmanns Gemälde „Heiße Nacht", das unser farbiges Blatt wiedergibt, hat bei seinem Hervortreten in die Öffentlichkeit Aufsehen erregt. Dann wurde von den Sachverständigen sein Ankauf für die Dresdner Galerie vorgeschlagen, aber aus Gründen, die mit dem Kunstwert des Bildes nichts zu tun haben, leider nicht vollzogen — das bedeutende Werk befindet sich jetzt in einer der vornehmsten Privatsammlungen. Unsre Reproduktion gibt den Gesamtton zu hell; der graue Überdruck, den der Rand zeigt, sollte auch über das Bild selber gehn, durch ein Mißverständnis ward das versehn, und als die Drucke der Auflage zerschnitten waren, ließ sich kein Überdruck mehr anfertigen. Wer den Lichtton des Originals möglichst genau haben will und mit dem Aquarellieren Bescheid weiß, kann sich beim Einzelblatte leicht helfen. Doch wird den Unterschied kaum bemerken, wer das Urbild nicht ganz scharf im Gedächtnis hat. „Bedeutend" nannte ich das Bild, und in der Tat: ich halte gerade dieses Werk für eins der allerbedeutendsten des Meisters. Daß es farbig vollendet schön ist, sieht auch auf unsrer Reproduktion jeder auf den ersten Blick. Es ist aber mehr als das und ist auch mehr als im edelsten Sinne dekorativ. In der

Digitized by Google

wundervoll nachgefühlten Anschauungsweise des Traumes gibt es Poesie in dem höchsten Sinn, der nicht auf das Literarische sondern auf das höchst Erreichbare des Phantasieschaffens überhaupt weist, das allen Künsten den höchsten Adel gibt; sprechen wir in diesem Sinne doch selbst von poesievoller Musik und Architektur. Hier ist nicht verstandesmäßig erdachte Allegorie, sondern aus der ganzen Fülle des Bewußten und Unterbewußten aufgestiegene Anschauung, die sich Form und Farbe zum Ausdruck dienstbar gemacht hat. Zum Ausdruck jener gewaltigen Naturherrlichkeit, Naturherrschaft, die in heißen Nächten das Geschöpf zur Tränke und das Geschöpf zum Geschöpfe zwingt. Schauen und Schaffen scheinen völlig eins; das Werk lebt bis in den letzten Pinselstrich in seiner großen Stimmung, als wenn es vom Brüten der heißen Julinacht selber geboren wäre.

Ein guter Schilderer deutschen Volkslebens scheint in Wilhelm Thielmann heranzureifen, von dem wir heut zwei Radierungen nach hessischen Motiven wiedergeben. Die erste, leidtragende Frauen bei einem Begräbnis, darf man natürlich nicht mit dem Winterschen Bilde vergleichen, wenn man gerecht sein will; hier ist kein Stück aus einer Gemüt und Geist sammelnden großen Verarbeitung, die in gewissem Sinn monumentale Wirkung erstrebt, hier ist einfach die kompositorisch geordnete Niederschrift von Beobachtungen an Menschen. Aber wie diese Bauernfrauen gesehen sind, das zeugt auch wirklich von so vortrefflichem Sehn, wie sich's nie und nimmer mit dem Auge allein machen läßt. Jede der drei ist durchaus ein Menschenkind für sich. Auch das Wirtshausbild ist voller Leben — Menzel-Schule in manchem, aber nicht Menzel-Imitation. Wir geben beide Blätter genau in der gleichen Technik, um desto sicherer zu zeigen, wie sie trotz aller Verwandtschaft individuell sind: jedes hat über die Charakteristik der einzelnen Leute hinaus auch seine ganz eigene Gesamtstimmung. Das ist um so auffälliger, als die äußerliche Komposition bei beiden ganz verwandt ist: die „Daumiersche Diagonale" begrenzt bei beiden die Hauptmasse rechts, eine Vertikale findet sich zur Seite rechts (hier als Mauer, dort als Bauer) auf beiden, und eine nebensächliche Fläche ist auf beiden links vor eine Hintergrundgruppe gestellt, zu der bei beiden eine Figur von der diagonalen Vordergrundgruppe hin vermittelt. Man sieht, wie wenig gleiche Kompositionsanlagen das besondre Leben zu fesseln brauchen.

Den Radierungen von Alexander Eckener, die wir vor einiger Zeit (Kw. XXIII, 11) wiedergaben, reihen wir ein graphisches Blatt von der Werft an, das den Künstler gegenüber anderen Stoffen zeigt. Je länger man's beschaut, je mehr wird man darin von Leben finden, je mehr aber auch von Zeugnissen ernsten Studiums, die noch nicht an allen Stellen ganz frei verarbeitet sind. Man wolle zum Beispiel beachten, wie sich der Künstler mit den Spiegelungen im verschieden bewegten Wasser auseinandergesetzt hat. Im übrigen möchten wir mit Blättern wie diesem ganz besonders dazu anregen, auch beim Reisen aus der Natur Ausschnitte herauszusehn. Wer sich darin noch nicht geübt hat, wird bald wahrnehmen, wie genußreich das ist.

Die Illustrationsbeilage zu den „Pfullinger Hallen" illustriert den Aufsatz von Paul Klopfer.

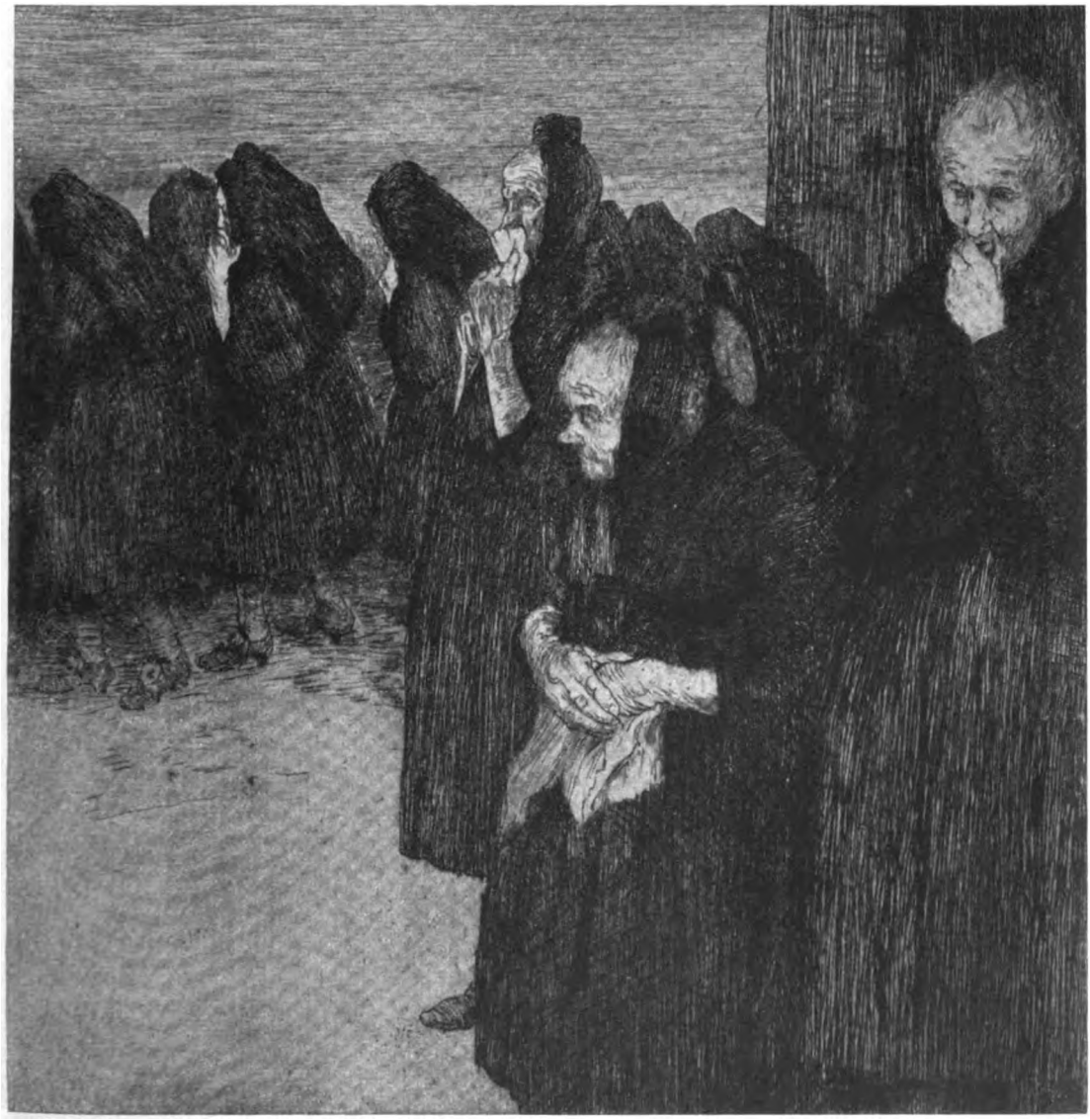
Digitized by Google

Die in die Rundschau gestreuten Bildchen von Wilhelm Roegge sind dem Bande „Vaterland“ des bei Callwey erschienenen Weberschen „Deutschen Spielmanns“ entnommen, um auf einen freundlichen und feinen Zeichner und auf ein liebenswürdiges Sammelwerk hinzuweisen. A

Wir eröffnen die Notenbeilage dieses Heftes mit einem Violinstück von Sebastiano Bodino, das Rudolf Melzer auf der Berliner Bibliothek gefunden hat und hier zum ersten Male herausgibt. Über die Persönlichkeit dieses alten Meisters ist nichts bekannt, man weiß nur von einem Friedrich August Bodinus, der zu Berlin Schüler Karl Bendas war. So muß denn das Werk allein für ihn sprechen und davon Zeugnis ablegen, wie feine und schöne Musik im 18. Jahrhundert auch von unberühmten Meistern gemacht wurde. Im übrigen erklärt das Menuett sich selbst. Auf der übrigbleibenden Seite wird ein gemütvolles dänisches Volkslied mitgeteilt, das in Deutschland bisher nicht bekannt geworden ist, das aber im Text sehr an ein deutsches Volkslied anklingt. Die merkwürdige Weichheit des dänischen Volksempfindens, die jedoch nicht zur Weichlichkeit wird, ist auch diesem Liede zu eigen. Verdeutschung und Klaviersatz stammen von A. J. Boruttau, dem eifrigen Vermittler nordgermanischer Volkskunst. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



KW

WILHELM THIELMANN

Digitized by Google

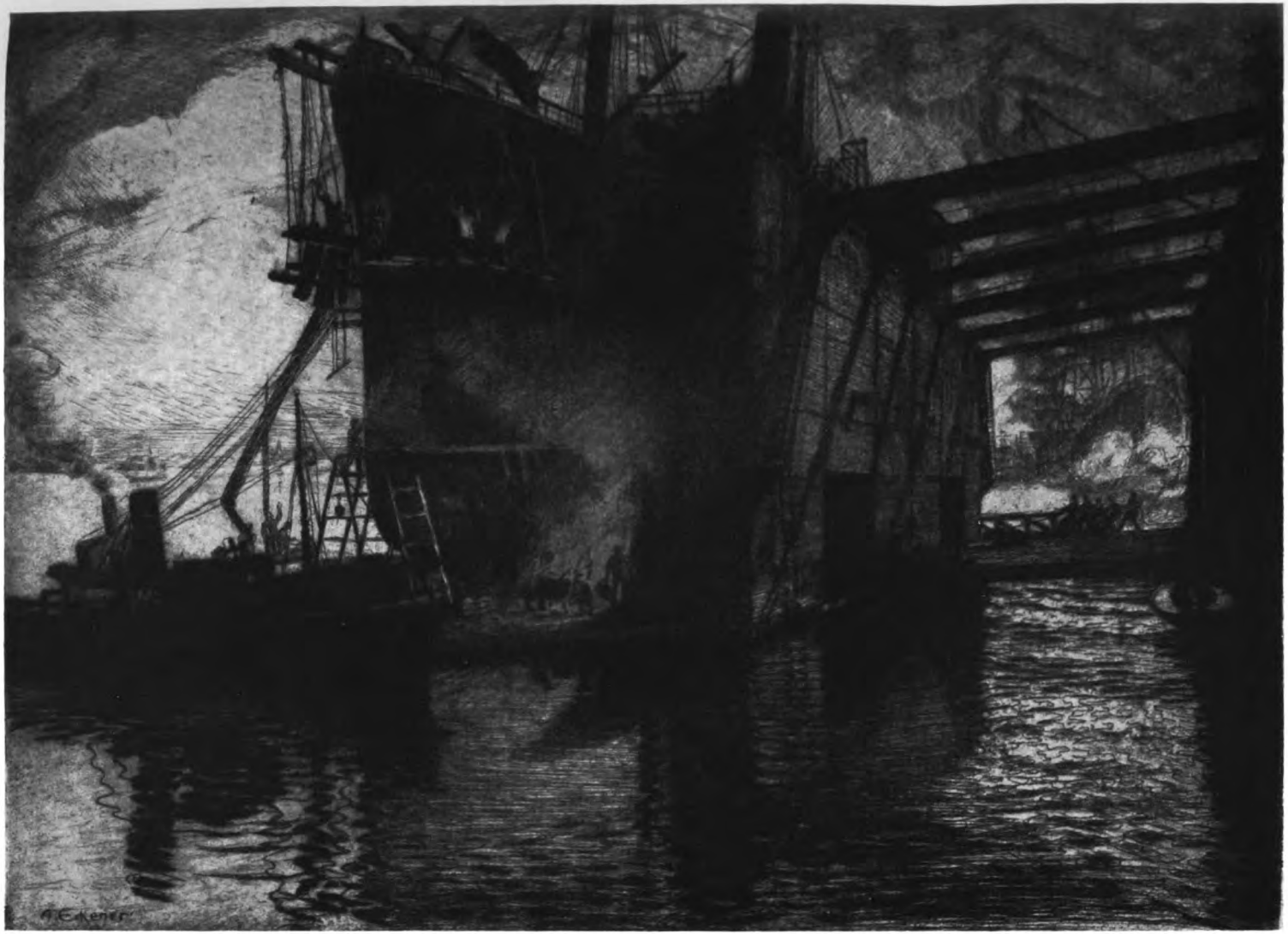
Digitized by Google

WILHELM THIELMANN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



ALEXANDER ECKENER

Digitized by Google

CALIFORNIA

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Digitized by Google

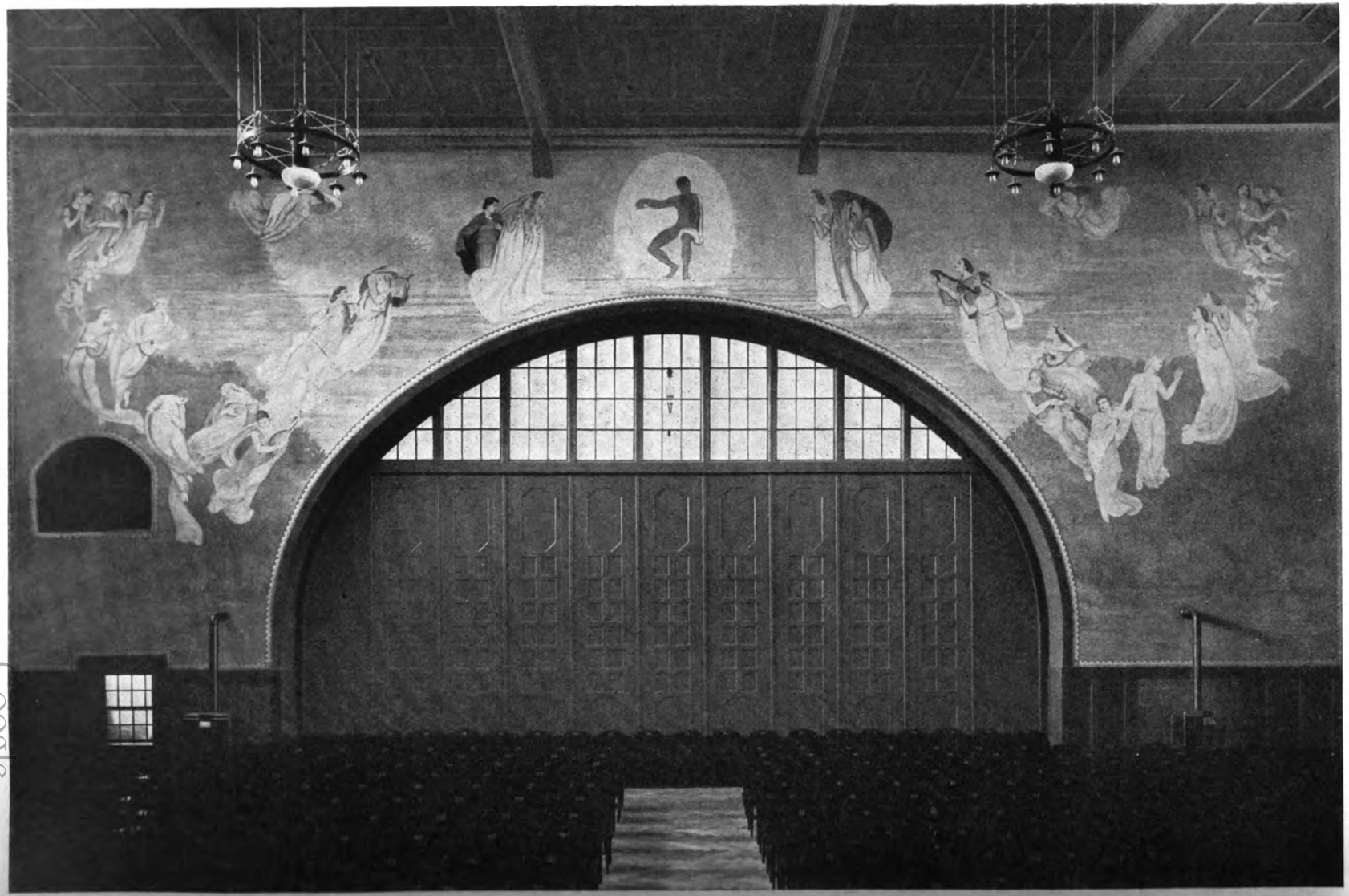
GESAMTANSICHT

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

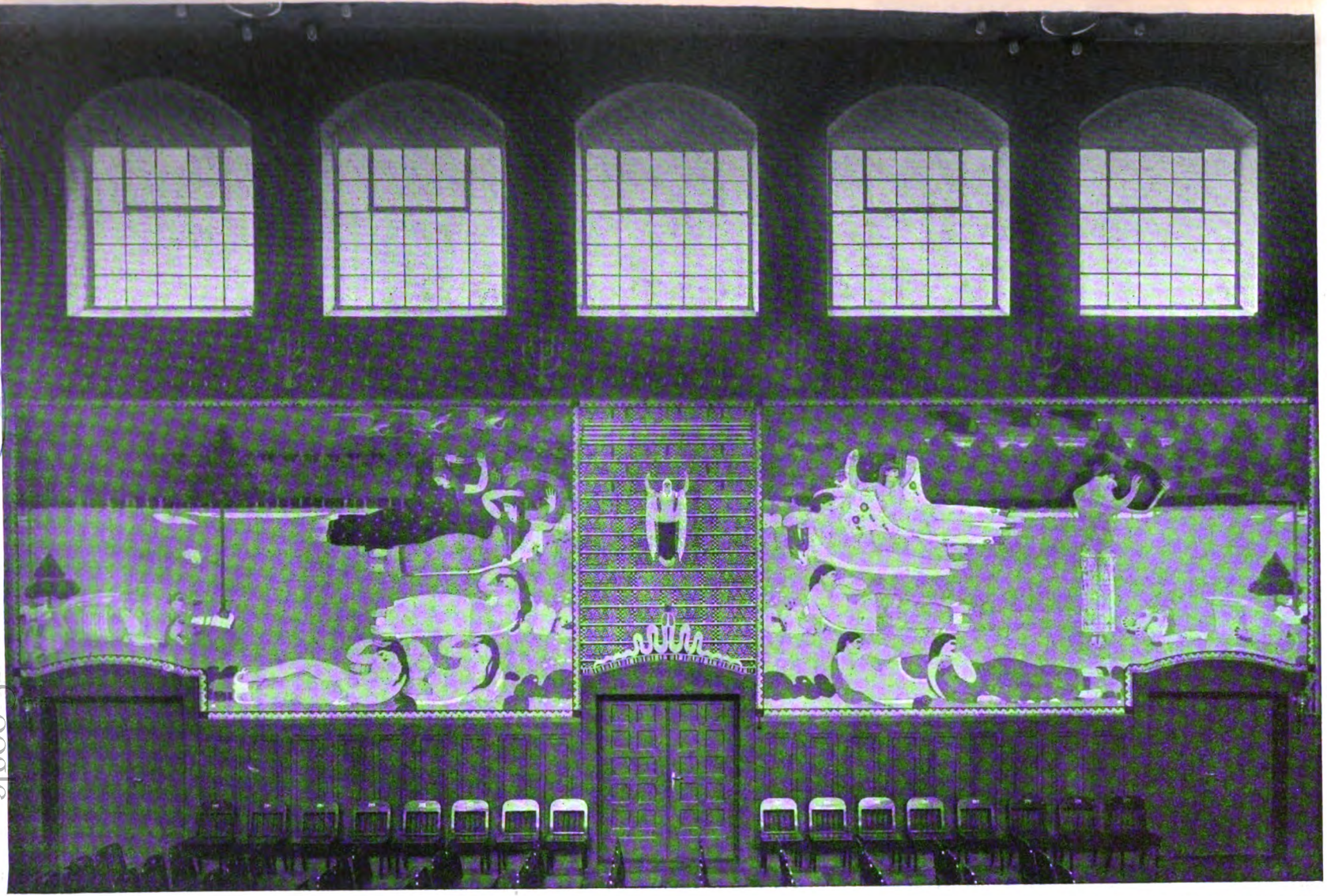
Digitized by Google

GESAMTANSICHT



WANDGEMÄLDE VON MELCHIOR VON HUGO

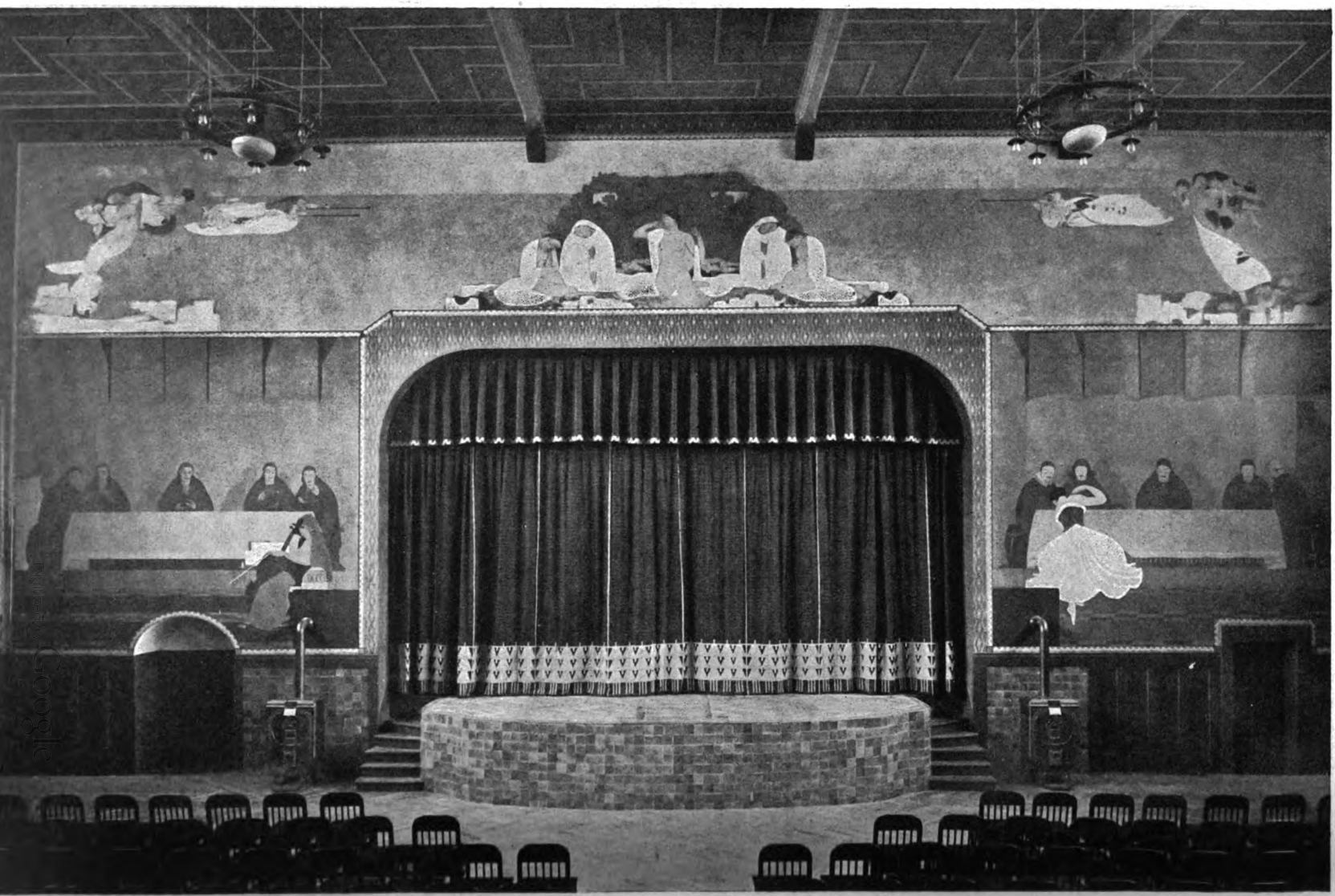
Digitized by Google



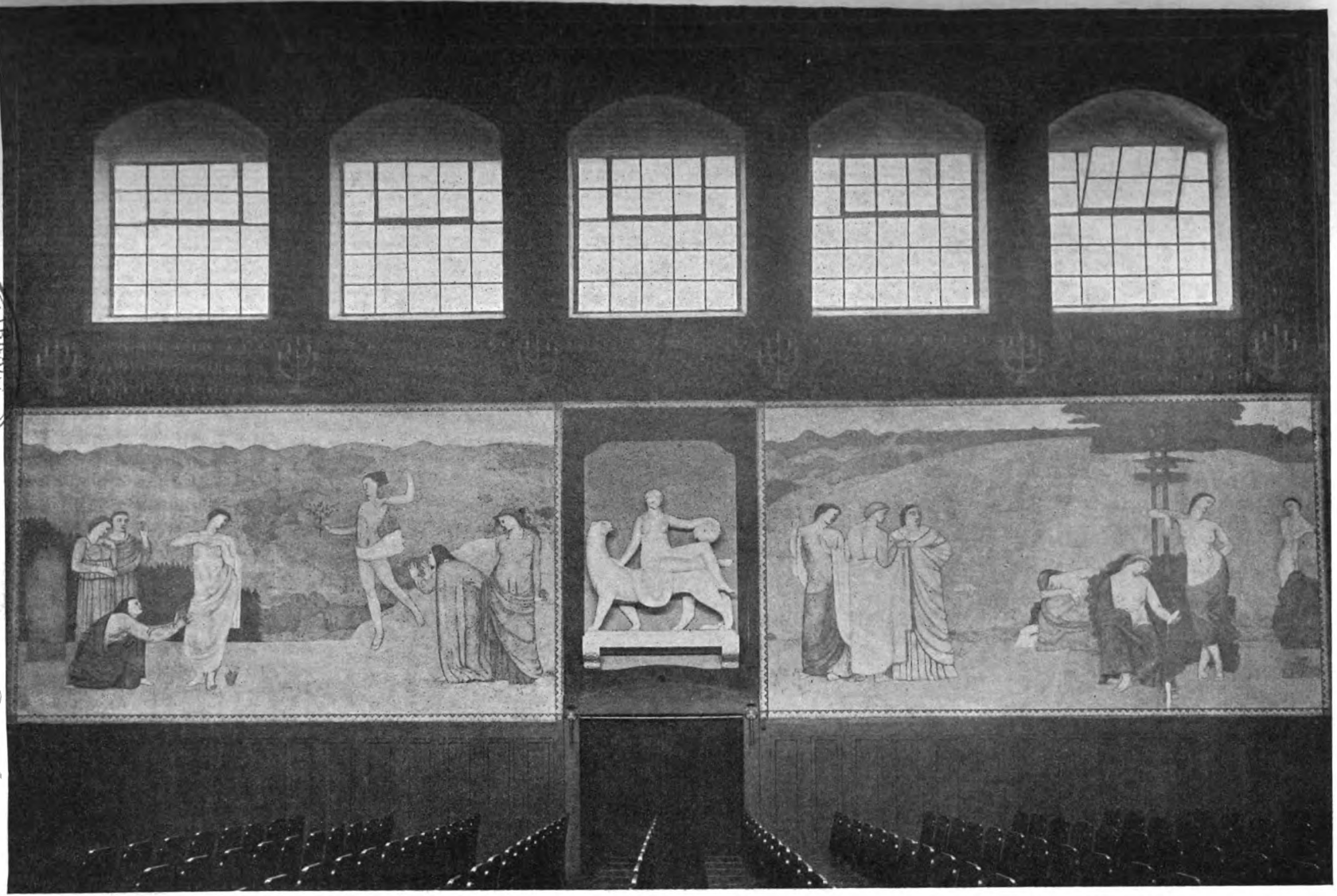
AUS DEM KUNSTWART

WANDGEMÄLDE VON ULRICH NITSCHKE

Digitized by Google



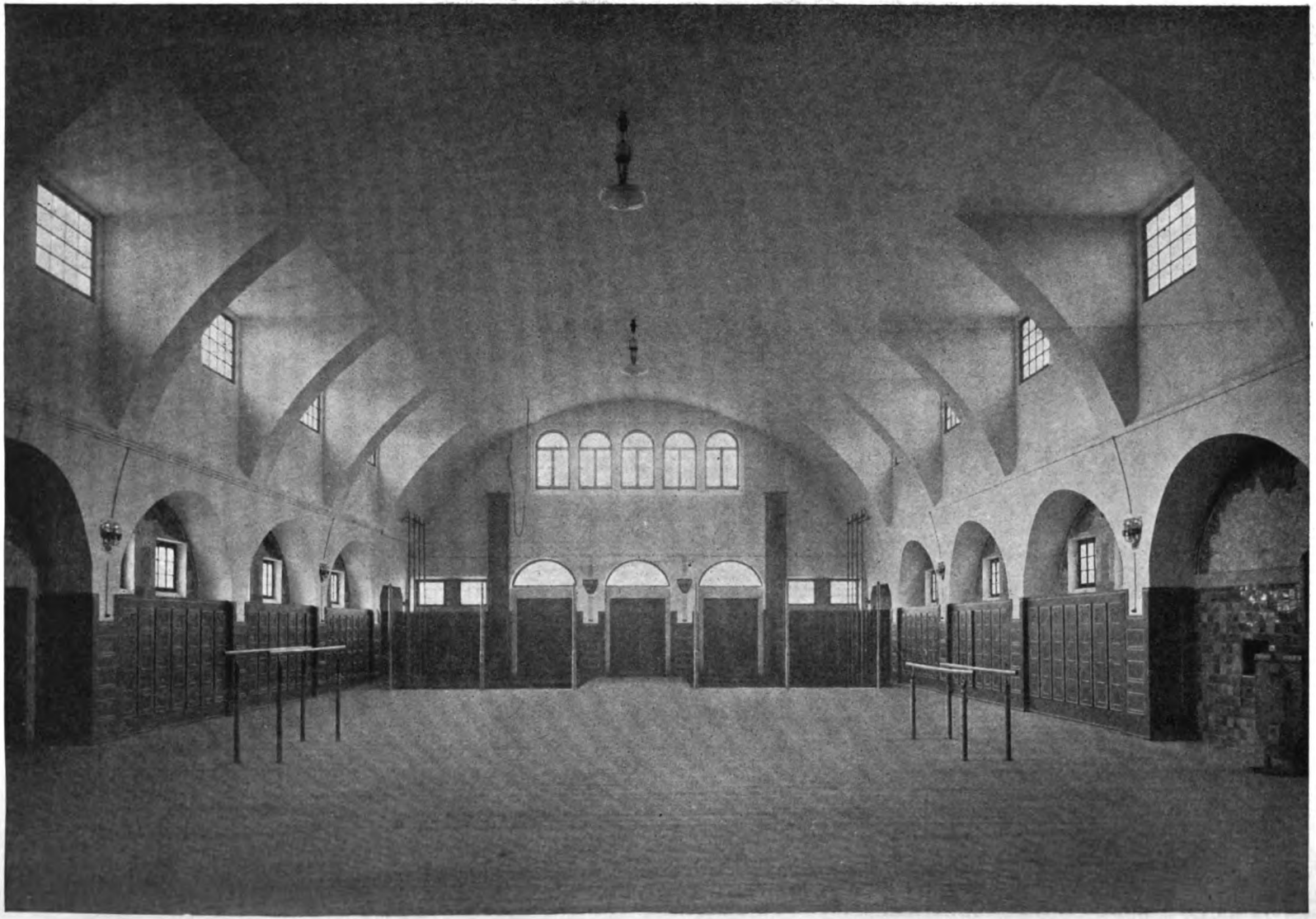
WANDGEMÄLDE VON LOUIS MOILLIET



AUS DEM KUNSTWART

WANDGEMÄLDE VON HANS BRÜHLMANN

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

TURNHALLE

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

SCHMOLL VON EISENWERTH

KW

Digitized by Google

Goethe-Gesellschaft

Ein Jubelfest ist gefeiert worden, da die „Deutsche Goethe-Gesellschaft" nun das erste Vierteljahrhundert ihres Daseins vollendet hat. Das war nun bloß das gute Recht dieser Gesellschaft oder vielmehr der paar Männer, die sie repräsentieren und leiten; es war einfach unvermeidlich. Und das Fest brachte unter anderm — schöne Stunden und unvergeßliche Andenken. Aber allein hier muß ich schon: waren diese Stunden, diese Andenken wirklich das Verdienst der Goethe-Gesellschaft? Und dann, es erhebt sich eine zweite Frage: was hat sie, so oder so, überhaupt Lieber gefördert?

Den Anlaß zu dem Fest gab ohne Zweifel die Goethe-Gesellschaft. Sie hat jeden Frühsommer ihre Tagung, die den trockenen Namen „Generalversammlung" führt; diesmal wurde damit das Jubiläum aufdringlich verbunden. Auch in den früheren Jahren schon war die eigentliche Generalversammlung zu zwei oder mehr Sitzungstagen erweitert worden, diesmal waren dazu Scharen so vieler Mitglieder als sonst erschienen. Wenn die Gäste aber dann nun war von diesem Jahr zu sprechen etwas von Goethes Geist fühlten — mehr oder weniger tief, versteht sich — so hatten sie dies im wesentlichen nicht sowohl der Goethe-Gesellschaft zu danken als sich selbst, ferner den trefflichen Rednern, Musen und Sängern, zu guter Letzt aber dem Ton von allen Weimar, dem unmittelbaren, nicht archivalisch vermittelten Nachklang großer Zeit.

In der Generalversammlung sprach der Vorsitzende, Erich Schmidt, bekanntlich als ein Meister der wohlvorbereiteten und doch freien Rede, dem Dank der Gesellschaft an treue und lebende Förderer aus, er erwähnte die Hilfsschar wohl, die Feinheit ehrwürdiger Manuskripte bewundern, und gern vergaßen man, wie er auch jetzt wieder in Erinnerung seiner ersten Jugendjahre der Verehrung für Eduard von Bamberg, dem Großherzog Karl Alexander und der ganzen Familie erzählte, von Herman Grimm und dessen Briefen Goethe an Bettina, dieser geistsprühenden Frau, anfangs mit Recht ungläubig bewundert, „Fürstinnen haben keine Briefe, die so sind", und von vielen anderen.

Auf die positiven Leistungen der Gesellschaft einzugehen, schonte Schmidt edlen Stolzes aber er erklärte es gewissen für ein Zeichen wachsender Gesundung, aufmerksam und zu sagen: sehet, dies haben wir getan. Warum sollte ein gutes Wort — sonst ein schlechtes Ding! Übersorgsamkeit könnte doch nur in den Lebensmitteln liegen, und Bedenken, wenn für gute Werke verhältnismäßig Mittel und Leute verfügbar sind, wäre wohl etwas Gottloses. Was nicht Selbstverständliches, unter Umständen verdienstvoll war, die finanzielle Hebung der Gesellschaft, ist nicht ungeschehen.

Die Generalversammlung im engeren Sinne bestand weiterhin noch aus zwei Gedenkreden. Ein älterer Herr, der sicher in seiner Jugend

SCHMOLL VON EISENWERTH

Digitized by Google

Goethe-Gesellschaft

Ein Jubelfest ist gefeiert worden, da die „Deutsche Goethe-Gesellschaft“ nun das erste Vierteljahrhundert ihres Daseins vollbracht hat. Das war nicht bloß das gute Recht dieser Gesellschaft oder vielmehr der paar Männer, die sie repräsentieren und leiten; es war einfach unvermeidlich. Und das Fest brachte — unter anderm — schöne Stunden und unvergeßliche Augenblicke. Allein hier stock ich schon: waren diese Stunden, diese Augenblicke wesentlich das Verdienst der Goethe-Gesellschaft? Und dahinter erhebt sich eine zweite Frage: was hat sie, so oder so, außerdem bisher geleistet?

Den Anlaß zu dem Fest gab ohne Zweifel die Goethe-Gesellschaft. Sie hat jeden Frühsommer ihre Tagung, die den trockenen Namen „Generalversammlung“ führt; diesmal wurde damit das Jubiläum unaufdringlich verknüpft. Auch in den früheren Jahren schon war die eigentliche Generalversammlung zu zwei oder mehr Goethetagen erweitert worden; diesmal waren dazu doppelt so viele Mitglieder als sonst erschienen. Wenn die Gäste aber (um nur von diesem Jahr zu sprechen) etwas von Goethes Geist fühlten — mehr oder minder tief, versteht sich — so hatten sie das im wesentlichen nicht sowohl der Goethe-Gesellschaft zu danken, als sich selbst, ferner den bildenden Künstlern, Mimen und Sängern, zu guter Letzt aber dem klein und großen Weimar, dem unmittelbaren, nicht philologisch vermittelten Nachklang großer Zeit.

In der Generalversammlung sprach der Vorsitzende, Erich Schmidt, bekannt als ein Meister der wohlvorbereiteten und doch freien Rede, den Dank der Gesellschaft an tote und lebende Förderer aus. Er ermüdete die Hörerschaft nicht, die Feinheit abwechselnder Wendungen mußte man bewundern, und gern vernahm man, was er aus eigner Erfahrung vom ersten Präsidenten der Vereinigung, Eduard von Simson, vom Großherzog Karl Alexander und der Großherzogin Sophie erzählte, von Herman Grimm (der die germanistische Ausdauer dieser geistesstarken Frau anfangs ihr selbst gegenüber freimütig bezweifelte: „Fürstinnen haben keine dauernden Interessen!“) und von vielen anderen.

Auf die positiven Leistungen der Gesellschaft einzugehen, lehnte Erich Schmidt edlen Stolzes ab; er erklärte es geradezu für ein Zeichen niedriger Gesinnung, aufzutreten und zu sagen: sehet, dies haben wir getan. Warum solch ein starkes Wort — solch ein schiefes Wort? Niedrigkeit könnte doch nur in den Nebenumständen liegen, zum Beispiel, wenn für gute Werke nachträglich Fütterung der Eitelkeit verlangt würde. Rechenschaft geben ist doch wohl etwas Sachliches, wo nicht Selbstverständliches, unter Umständen verdienstvoll, und alle fünfundzwanzig Jahre gewiß nicht unangebracht.

Die Generalversammlung im engern Sinne bestand weiterhin noch aus zwei Gedenkreden. Ein älterer Herr, der sicher in seiner Fach-

Digitized by Google

arbeit Hervorragendes zuwege gebracht und sich einen Gelehrtennamen von gutem Klang geschaffen hat, las mit völlig unverständlich leiser Stimme Mitteilungen über die Entwicklung des Goethe-Schiller-Archivs vor. Professor von Öttingen gab einen wohlvernehmlichen Rückblick über die Geschichte des Goethehauses in seiner Eigenschaft als Nationalmuseum. Während der zweiten Rede waren die Hörer in Scharen aus dem Saal gewichen; da in der dritten begreiflicherweise das Moment der Spannung auch nicht eben kräftig zu spüren war, lichtete der anfänglich überfüllte Raum sich sachte noch mehr, so daß schließlich außer dem jungen großherzoglichen Paar nicht mehr viele verblieben. Bei der „kürzesten aller Geschäftssitzungen", die dann folgte, waren noch etwa zwei Dutzend Zeitgenossen zugegen . . .

Das Festmahl unterschied sich in nichts von andern großen Gemeinschaftsfütterungen; die Festreden standen größtenteils auf einer geistigen Höhe, wie man sie auch sonst bei Festen in demselbigen Saal der „Stahl-Armbrust-Schützen-Gesellschaft" gewöhnlich erleben mag.

Die Denkmalfeier endlich, die am Grab der Goetheenkelin Alma stattfand, war gewiß ein würdiger Akt der Pietät, doch wiederum keine Tat von Belang. Auf dem erinnerungsüberreichen Weimarer Friedhof wird ja dem Goetheverehrer jeder Besuch zur Feier, zumal im Juni, wenn die gefiederten Sänger den Chor stellen — aber vielleicht erst recht, wenn der Besucher allein und keine goethephilologische Unternehmung im Schwang ist. Siebzehn Lenze nur erlebte Alma von Goethe, und zwei Menschenalter sind verflossen, seit sie starb. Unter solcher Voraussetzung könnte die höchste Pietät auch darin gesucht werden, daß man das, was von dem Kind aus edelstem Stamme noch übrig sein mag, im großen Schweigen ruhen ließe.

Die diessommerlichen Veranstaltungen, die von der Goethe-Gesellschaft selbst durchgeführt wurden, sind damit erschöpft. Denn das Wandeln im nächtigen Park, über die rasche Ilm und die „liebe Wiese" zum weißschimmernden Gartenhaus am Stern, und alles ähnliche Wandeln und Gedenken auf dem geweihten Boden blieb — mit Fug! — Sache des und der einzelnen. Das große Fest in Tiefurt aber wurde der Goethe-Gesellschaft von Weimars Künstlern fertig in den Schoß gelegt.

Es war ein schönes Fest; viel Liebe hatte es seit Monaten bereitet, außerordentlich viel Jugendfrische und Farbenheiterkeit erfreute das Auge. Natürlich ließe sich auch da im einzelnen nörgeln: beispielsweise, daß die Mischung verschiedener Zeitalter („Altdeutsch", Rokoko, Altniederländisch, Directoire) gewissermaßen eine Barbarei, das Programm und die Teilnehmermenge wieder einmal viel zu groß gewesen sei. Aber als über Weimar, von Tausenden in banger Hoffnung erwartet, ein herrlicher Sommertag aufging, als die Straßen sich mit zierlichen und wuchtigen Vergangenheitsbildern, mit singender Jugend füllten, die ganze Stadt Werktag Werktag sein ließ, unglaublich viel anmutiges Frauenvolk dem erstaunlich großen Zug bis ins liebliche Tal von Tiefurt Spalier bildete und nun im Park ein herzhaftes Sommerfest mit alten Liedern und Tänzen anhub, da kamen keine ästhetelnden Bedenken auf. Ungoethesch wäre es gewesen, soviel unblasierte Teilnahme, soviel Sinnenfreude geringzuschätzen.

Digitized by Google

Goethen zur Ehre hatte das Großherzogspaar die kleidsame Tracht des achtzehnten Jahrhunderts angelegt. Man weiß, daß Karl Alexanders Enkel nicht ohne Selbstüberwindung die Last der Altweimarer Tradition auf seine jungen Schultern genommen hat und daß er sich nicht gern unter die neugierig gaffende Menge begibt. Um so sicherer beweist die Teilnahme des landesfürstlichen Paares an einem ländlichen Goethe-Trachtenfest, daß die Überlieferung der Karl-August-Zeit noch immer eine Macht ist, daraus wieder einmal, wie etwa zu Liszts und Karl Alexanders Zeiten, eine noch kräftigere Belebung aufstrebender Künste erwachsen kann, als sie gegenwärtig in Weimar wahrzunehmen ist, trotz tüchtigen Malern und Kunstgewerblern und hundertundsoundsoviel Schriftstellern.

Goethen zur Ehre gab man im Freien des ehrwürdigen Tiefurter Parks „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und das Wald- und Wasserdrama „Die Fischerin“. Dieses wurde mit der schlicht-melodiösen Musik Corona Schröters aufgeführt, genau an derselben Stelle des Ilmufers, wo es unter Mitwirkung Demoiselle Corona Schröters zum erstenmal am 18. Juli 1782 (und 1896 schon einmal für die Goethe-Gesellschaft) geschehen war. Der eingeflochtene „Erlkönig“ rührte recht eigen in der anspruchslosen frühen Vertonung. Als die Nachbarn mit Fackeln durch den düstern Waldanstieg herbeieilten, etwas unmotiviert die Höhe hinan Feuerchen entbrannten und bei Fackelschein im Wasser nach dem mutwilligen Dortchen gesucht wurde, entstand ein entzückendes, bewegtes Bild. Von den vielhundert Festgästen konnten es freilich nur die allerwenigsten sehen; ein Grund mehr, solche Schauspiele auf kleinere Teilnehmerzahl zu beschränken. Die genug sahen, fühlten den wunderschönen Einklang im Sinne: Kunst und Natur sei eines nur! Darnach feierte die Jugend in Anna Amaliens Reich bei Sonnwendfeuer und Wiesentanz bis tief in die Nacht hinein.

Wir erkennen: das nachweisliche Verdienst der Goethe-Gesellschaft an der ganzen Unternehmung ist nicht gerade überwältigend, so daß die Frage nach den sonstigen Leistungen um so schwerer ins Gewicht fällt.

Sie ist mit einem Wort beantwortet: Philologie. Und oftmals ergab sich nur Philologie im engsten, kleinlichsten Verstande des Wortes Logos.

Das „Goethejahrbuch“, das in seinen dreißig Bänden die Hauptmasse dieser Arbeit bewahrt, zersplittert sich in zahllose kunterbunte Mitteilungen, Abhandlungen, Reden, Apologien, Miszellen, Betrachtungen, Vergleichungen, Deutungen, Hypothesen, Artikelverzeichnisse, Notizen. Ein ungeheures Maß wissenschaftlicher Kleinarbeit steckt in dieser Bücherei. Wer wollte so viel deutscher Gründlichkeit den schuldigen Respekt versagen? Wer wollte leugnen, daß die handschriftlichen Schätze aus Goethes Nachlaß, die das Testament Walters von Goethe, des letzten Enkels, Anno 1885 der Großherzogin Sophie vermachte, irgendwo und irgendwie einmal durchstöbert, registriert und verwertet werden mußten? Oder daß mancher ans Licht gezogene Brief oder Ausspruch auch für die Ungelahrten, denen Goethe ein Lebendiger ist, hohen Reiz gewann? Allein was hilft das dem Ganzen,

Digitized by Google

wenn kein Gedanke an Zusammenfassung, Organisation, Scheidung von Wesentlichst und Unwesentlichst fühlbar wird und die wahre Verwertung des kostbaren Materials ausbleibt: die Erschließung dieser einzigen Verbindung von Leben, Dichten und Denken für die ganze Weite nationaler Bildung?

Die wissenschaftlich tadellose, erschöpfende „Sophienausgabe" von Goethes Werken ist für den bloß gebildeten, nicht gelehrten Goethefreund viel zu umfänglich, für die allerwenigsten Privatleute erschwingbar. Die reizend ausgestattete und sehr wohlfeile Auswahl der Werke (sechs Bände für sechs Mark), der „Volksgoethe", der im Auftrag und mit einem Zuschuß der Goethe-Gesellschaft voriges Jahr durch Erich Schmidt beim Insel-Verlag herausgegeben wurde, verdient gewiß volle Anerkennung. Weit höhere Bedeutung hätte er aber ansprechen dürfen, wenn er zehn bis zwanzig Jahre früher erschienen wäre, vor den vielen anderen Volksausgaben.

Am Grundcharakter der Goethe-Gesellschaft, wie er sich fünfundzwanzig Jahre hindurch deutlich genug ausprägte, kann die verspätete, vereinzelte Tat nichts ändern und soll es auch wohl nicht einmal. Die Goethe-Philologie ist aus einem Mittel eigenmächtig zum Selbstzweck geworden. Es darf wohl angenommen werden, daß sie von ihren 3400 Mitgliedern mittelbar manchen zu etlicher Beschäftigung mit Goethe angeregt hat. Aber — in den Ansprachen der jüngsten Generalversammlung selbst wurde es mit hübscher Selbstironie berührt — die Schriften der Gesellschaft pflegen von der großen Masse der Mitglieder nicht gerade mit Heißhunger verschlungen, sondern vielmehr mit Vorliebe gar nicht gelesen zu werden. (Wie schade für das schöne Geld: vierunddreißigtausend Mark allein an Jahresbeiträgen!) Die Gelehrtennaturen haben das Reich des größten deutschen Dichters in Besitz genommen, die Professoren und Geheimräte haben das Goetheverständnis mit Beschlag belegt und geben so gut wie nichts davon heraus!

„Dilettanten" im guten Sinn, von denen sich der Jenaer Professor Delbrück bei Gründung der Goethe-Gesellschaft ersprießliche Mitarbeit verhoffte, blieben in der Praxis ausgeschlossen oder lernten es, nach der zünftigen Methode zu arbeiten. Man darf dagegen, soweit es sich um unvermeidliche wissenschaftliche Forschung handelt, nichts einwenden — desto mehr aber dagegen, daß überhaupt an Dichtung und Dichtern viel zu viel wissenschaftlich herumgeforscht und von den kleinsten Ergebnissen solchen Sitzfleißes groß Geschrei gemacht wird. Eine wirkliche Beteiligung lebendiger Dichter (ebenso wie eine Förderung lebendiger Dichter) war und blieb, abgesehen von höchst sporadischen „Renommierfällen", unter der Professorenherrschaft undenkbar.

Die unsäglich vornehme Verachtung des habilitierten oder wenigstens graduierten oder gar zum Geheimrat avancierten Germanisten für die „wilde" Goetheverehrung, für unzünftige Schriftstellerei und auch für unmodisches, unabgestempeltes Dichten der Zeitgenossen — dies alles muß man beobachtet haben, um recht zu erkennen, welche Ungeheuerlichkeit es ist, daß diese zuverlässigen Handwerker das tote Genie als ihr natürliches Monopol ansehen und ausbeuten dürfen. Eine Ungeheuerlichkeit, die wohl nur in Deutschland so üppig

Digitized by Google

zu gedeihen vermag. Welch ein Mensch war Goethe, daß er uns durch seine Philologen noch nicht zu Papier geworden ist, daß er trotz dieser Art von Propaganda immer noch unter uns lebt!

Im Wesen der Goethe-Gesellschaft liegt etwas Zwiespältiges. Die Sprach- und Literaturwissenschaft hat ihre Daseinsberechtigung, die ihr niemand Vernünftiges bestreiten wird. Nur ihre Überhebung verstimmt. Ein Goetheschwärmer unsres Schlages kommt da leicht in die Versuchung, den Namen Goethes anzurufen: es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh. Die Verquickung wissensgewerblicher Fachschul-Stubenarbeit mit einem Auftreten, das in der breitesten Öffentlichkeit das alleinige Repräsentationsrecht für eine Kulturmacht wie Goethe beansprucht: diese Verquickung wird immer aufs neue Widerspruch herausfordern müssen. Die philologische Goethe-Gesellschaft samt Goethejahrbuch ist Sache eines engen Kreises von sehr achtbaren Fachleuten. Das Präsidium sollte eigentlich nicht, wie jetzt wieder geschehen ist, alle Mitglieder zu eifriger Werbearbeit auffordern, sondern im Gegenteil die Rückbildung der Gesellschaft zu einem Germanisten-Klub anstreben. Die „Vertretung" Goethes in der Öffentlichkeit, die nationale Goethe-Jahresfeier sollte einer beträchtlich größeren Gemeinde überlassen bleiben.

Was könnte aus den Weimarer „Goethetagen" erst werden, wenn sie von einer Goethevereinigung ausgingen, die in Wahrheit das ganze „goethereif" gebildete Deutschland vertreten könnte! Wenn Goethe selbst, nicht seine Priesterschaft, die selbstangestellte, im Mittelpunkt stünde, wenn nur seine und andrer wahrhafter deutscher Dichter Werke in größtmöglicher Vollendung wiedergegeben würden, wenn auch das dichterische und dichterfreundliche Deutschland seine Sommerfeier erhielte, so wie beispielsweise das tonkünstlerische und das musikdramatische Deutschland sie längst, anscheinend sogar im Überfluß, haben!

Doch auf eine Vereinsgründung mehr war es ja nicht abgesehen. Das Ideal der Goethetage bleibt am Ende doch: daß sie jeder für sich und seinen engern Kreis begeht. Womöglich im einzigen Weimar — es kann aber auch auf irgendeinem andern schönen Fleck deutscher Erde sein.

Willy Rath

Gustav Mahler

„Niemand muß hereinrennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben."

Stets hat Gustav Mahler, der am 7. Juli sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, die erste Hälfte dieses Goethewortes beherzigt; prompt haben die Deutschen seinen Werken gegenüber wieder einmal der zweiten Ehre gemacht. Und werden's auch weiter tun, da er eben nicht hereinrennt mit seinen Gaben, sich nicht aufdrängt, nicht wie die Modegrößen geschäftig Werke zur Uraufführung ankündigen läßt, die die Kompositionsmaschine eben erst oder noch gar nicht verlassen haben. Und werden sich nach zwei, drei Jahrzehnten sagen lassen, daß sie wieder einmal die Gelegenheit, die

Digitized by Google

besten Lebensjahre eines Kunstschöpfers mitzuerleben, verpaßt und statt dessen mit Größen zweiten bis siebenten Ranges sich abgegeben haben.

Ob das aber nicht das Richtige ist für einen Künstler, von der Masse der Mitwelt ignoriert und in Ruhe gelassen zu werden? Ob nicht eigentlich nur solche Künstler groß werden können? Und ob nicht der wirkliche Künstler geradezu nur den einen Wunsch hat, seinem Werk leben zu können, in Ruhe gelassen, nicht behelligt zu werden von dem Schwindel des Alltags und der Mode? Wuchsen nicht in solcher Schöpfereinsamkeit Beethoven, Schubert, Wagner, Bruckner? Hätte sie nicht vielleicht Liszt oft not getan? Wäre ohne Schumanns Prophetie vielleicht Brahms länger ohne Clique geblieben, einsamer noch und größer geworden?

Aber wenn dem so ist, wäre es ja eigentlich besser, überhaupt nicht für unbekannte Künstler einzutreten, sie in Ruhe und der Zeit ihren Lauf zu lassen!

Mahler selbst vertritt diese Überzeugung. Wie ihm die für den September in München geplante erste Aufführung seiner schon vor fünf Jahren komponierten (!) achten Symphonie eine Sache ist, die noch eine Reihe von Jahren Zeit gehabt hätte, so ist ihm alle Propaganda für seine Werke gleichgültig. „Wozu das? Man kann das doch ruhig den nächsten zwanzig, dreißig Jahren überlassen.“ „Wenn der Künstler ein Werk geschrieben hat, bedarf er höchstens einer einzigen guten Aufführung, um sich zu überzeugen, daß er die richtigen Mittel zur Darstellung seiner Ideen gewählt hat. Aber dann ist doch das Werk für ihn abgetan, dieses Stadium seiner Entwicklung abgeschlossen. Und wozu anderen eine Kunst aufzwingen wollen, nach der sie kein inneres Verlangen haben!“ Das sind etwa Mahlers Anschauungen über den Künstler und sein Werk.

Deren tiefe, ja vom Standpunkte des schaffenden Künstlers aus gewiß absolute Wahrheit muß sich aber doch wohl in dieser Welt des Unzulänglichen eine Einschränkung gefallen lassen, nämlich die vom Standpunkte des Kunstfreundes aus. Der Kunstfreund kann nur Kunstwerke genießen, die ihm angeboten werden, deren Kenntnis ihm vermittelt wird; wird ihm die guter Kunstwerke vorenthalten, so gibt er sich während der Zeit mit Minderwertigkeiten ab und hat später das Recht, den Vermittlern im Kunstleben den Vorwurf zu machen, daß sie jahrelang ihm das Dasein von großen Kunstwerken verschwiegen haben.

Zu diesen Vermittlern gehören aber auf dem Gebiet der Musik nicht nur die reproduzierenden Künstler. Zu diesen Vermittlern hat sich stets auch der Kunstwart gerechnet. Und so benutzt er die erhöhte Empfänglichkeit, zu der Mahlers fünfzigster Geburtstag stimmt, um die Musikfreunde unter seinen Lesern wieder einmal, und diesmal mehr im allgemeinen, auf die Persönlichkeit dieses Tondichters hinzuweisen.

Erste Voraussetzung für einen richtigen Standpunkt gegenüber dem Schaffen Mahlers ist, alles Vergleichen mit anderen „modernen Komponisten“ zu unterlassen, überhaupt den Begriff „moderner Komponist“ ganz auszuschalten und Mahler einfach als Individualität,

Digitized by Google

als Persönlichkeit zu nehmen. Wie man dem Schaffen Liebermanns nicht gerecht wird, wenn man die Grundideen Böcklinscher Kunstübung auf ihn anzuwenden sucht, so hört man an dem eigentlichen Mahler völlig vorbei, wenn man Wagner oder Bruckner oder Brahms oder Strauß zum Vergleich heranzieht.

Man denke besonders nicht an die äußeren Mittel. Wenn auch festgestellt werden muß, daß Mahler völlig unabhängig von Strauß, ja vor diesem instrumentationstechnische Neuerungen einführte, so sind doch eben bei Mahler, im Gegensatze zu den meisten Modernen, diese Dinge völlig nebensächlich, lediglich Mittel zum Zweck. Unser leider auf Äußerlichkeiten dressiertes Publikum, das die modernen Komponisten sensationssüchtig gemacht haben, hat auch bei Mahler vielfach derartige Sensationen gesucht und, da es nicht auf seine Rechnung kam, dem Komponisten Mahler keine Beachtung mehr geschenkt.

Es gibt bei Mahler keine ausgeklügelten Klangeffekte, keine pikante, raffinierte Instrumentation, auch keine sensationelle, gesuchte Harmonik, überhaupt nichts, was lediglich Nervenreiz sein soll.

Daß Mahler für seine Symphonien einen großen Orchesterapparat verwendet, ist lediglich Folge der großen Vorwürfe seiner Werke und der Gewöhnung der Musikfreunde, reichere Mittel der Darstellung unbedingt zu fordern, sobald es sich um Werke großer Form handelt.

Es gibt keinen Komponisten der Gegenwart, bei dem der künstlerische Vorwurf und die gewählten Darstellungsmittel so durchaus adäquat wären. Mahler wird niemals die Geschmacklosigkeit begehen, Orchestermassen aufzubieten, um Genrebilder zu zeichnen.

Es ist bei jedem einzelnen Satze sämtlicher Symphonien Mahlers bis ins kleinste nachweisbar, daß die aufgewendeten orchestralen Mittel durchaus dem Empfindungsgehalte der Sätze entsprechen. Das Orchester wird auch bei ihm nie zum Malen äußerlicher Vorgänge mißbraucht, seine ganze Musik ist lediglich Ausdruck innerlichster seelischer Vorgänge. Das ist das Wesentlichste an den symphonischen Werken Mahlers, das, was ihnen in der Zukunft eine überragende Bedeutung geben wird. Und diese bewußte Abkehr von äußerlicher Programmusik, die Verlegung des Schwerpunkts vom Dichterischen ins Musikalische ist bisher noch viel zu wenig als das bedeutsamste an diesen Werken erkannt worden.

Mahler hat sich mit aller Entschiedenheit gegen programmatische Deutungen seiner Symphonien gewandt. Dadurch, daß er die reine Darstellung der Idee als die eigentliche Aufgabe der symphonischen Musik ansieht, daß er absolut musikalisch schaffen, die Notbrücke der dichterischen Erklärung vermeiden will, bleibt er auf den Bahnen des größten Symphonikers Beethoven.

Auf diesen Bahnen sind gewiß auch Schumann, Mendelssohn, Brahms, Bruckner und andere geblieben. Was Mahler über diese hinaushebt, ist nicht sowohl die Verwendung des weit größeren technischen Apparates, als vielmehr die künstlerische Auseinandersetzung mit größeren, mit den höchsten Lebensproblemen.

Zu einem wirklichen Musikschöpfer gehört zweierlei: eine immense

Digitized by Google

musikalische Begabung und eine große, tief innerliche, auf das Weltganze eingestellte Persönlichkeit.

Die Größe Beethovens und Wagners beruhte auf dieser Synthese. Die Schwäche der Modernen beruht auf dem Zwiespalt eines bedeutenden musikalischen Könnens mit einer unbedeutenden, zerfahrenen, kleinen Persönlichkeit. Alle diese Leute haben nichts zu sagen, bleiben in ihrer engen Haut stecken und kommen mit großem Aufwand und Geschrei, mit aller Technik nicht über die kleinlichen Dinge des Alltags hinaus.

Mahler ist abseits von ihnen seinen eigenen Weg gegangen. In einer Zeit, die wie die letzten zwanzig Jahre idealistischen Richtungen abhold war, ging er einsam weiter auf den Spuren der größten Künstler aller Zeiten und suchte dem ewigen Problem aller großen Kunst, dem Problem, Menschliches und Göttliches, Irdisches und Überirdisches in inneren Zusammenhang zu bringen und den Sinn des Lebens zu ergründen, auf seine Weise beizukommen.

Alle diese Symphonien Mahlers sind wie die Dichtungen Goethes, wie die Symphonien Beethovens Auseinandersetzungen eines Künstlers mit dem Leben, mit der ganzen Welt.

Das ist das Höchste, was von einem Künstler gesagt werden kann, und ich sage es mit vollstem Bewußtsein. Ich spreche kein Werturteil aus. Die Zukunft mag richten, ob Mahler die künstlerische Gestaltungskraft besessen hat, um die Aufgaben, die er sich stellte, zu lösen, ob seine Symphonien wie die Beethovens vollwertiger Ausdruck einer nach den höchsten Zielen strebenden, um die tiefste Lebenswahrheit ringenden Persönlichkeit sind.

Aber eines muß gesagt werden: *Er ist der einzige lebende Musiker, der sich überhaupt an diese höchsten Aufgaben mit unerschütterlichem Ernst gewagt hat*, der, ohne nach Erfolg zu fragen, ohne der Tagesmode auch nur die geringste Konzession zu machen, auf seiner einsamen, dornenvollen Bahn geblieben ist. Und der einzige, dessen Schaffen eine stetige Entwicklung, eine immer entschiedenere Konzentration, eine immer größere Vertiefung zeigt. An allen Versuchungen ist er vorbeigekommen, weil er ein Ziel, eine Lebensaufgabe hatte, weil sein rücksichtsloser Idealismus ihn immer weiter aufwärts führte. Keines der Modethemen griff er auf, nicht einmal das so beliebte sexuelle, mit dem in den letzten Jahrzehnten die Künstler so viel Geld verdient haben. Alles sah er im Lichte einer reineren Welt, die durchlebt ist von einer übermenschlichen, göttlichen Kraft, von einem heiligen, alles belebenden Geiste.

Den Triumph des Geistes über die Materie in einer Zeit des entschiedensten Materialismus auf allen Lebensgebieten zu verkünden, das kann nur einem Künstler möglich sein, den dieser selbe Geist treibt, für ihn Zeugnis abzulegen, in Zungen zu reden von seinen Wundern. Völlig verständlich werden alle diese Behauptungen erst werden, wenn man auf die bisherigen Symphonien Mahlers zurückblickt von der Höhe der „Achten", die das grandiose Bekenntnis zu jenem Geiste ist, der alle Welt bewegt, zu dem Schöpfergeiste des

Digitized by Google

„Eros“, von dem von Plato und den Neuplatonikern bis hin zu Goethe alle Künstler beseelt waren. Wenn in dem ersten Teile dieser Symphonie, in der herrlichen altchristlichen Hymne „Veni creator spiritus“, einer der brandendsten Dichtungen der ganzen Weltliteratur, der Ruf der Menschheit nach „heiligem Geiste“, nach dem „Geist“ der Liebe, ertönt, so ist das ja gerade in unsern Tagen ein Schrei aus tiefster Not. Und wenn der zweite Teil dann in einer grandiosen Vision, der die Worte aus dem zweiten „Faust“ die Deutung geben, die Erfüllung dieser Sehnsucht bringt, wenn wir in eine Welt erhoben werden, in der der „Geist“, der „Geist der Liebe“ herrscht, dann fühlen wir nicht nur unmittelbar: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, sondern lernen auch wieder nach langen Jahren des Darbens an ein Künstlertum glauben, das dem Prophetentum verwandt ist, das hinausträgt aus dem Wirren und Irren des Lebens in das große, alles umspannende Reich des Geistes!

Georg Göhler

Lose Blätter

Aus Ernst Hladnys Novellen „Das hohe Amt“

[Das Ende des sogenannten Naturalismus in der Dichtung wird heutzutage so oft und so fröhlich proklamiert, daß man fast gegen diese angebliche Tatsache mißtrauisch werden kann. Bei näherem Zusehen dürfte sich vielleicht finden, daß ihm besonders auf dramatischem Gebiet noch manche Früchte beschieden sein können, wovon hier bald noch gesprochen werden soll. Anderseits läßt sich nicht verkennen, daß die suggestive Kraft des naturalistischen Gedankens geschwunden ist. Viele junge Talente zeigen sich davon unberührt. Nicht nur die, welche überhaupt zu anderen Fahnen schwören, wie die Jünger Hofmannsthals oder Georges, sondern auch die von der eigensten Absicht der Naturalisten Beseelten: die sich mit dem Leben, das sie körperlich und seelisch umbrandet, auseinandersetzen, es spiegeln und dadurch in beherrschte Blickferne bringen wollen. Zu ihnen gehört Ernst Hladny, der mit einem Erstling in ungewöhnlichem Maß Beachtung herausfordert. Die drei Novellen, deren eine seinem Bändchen den Titel gegeben hat, gehören durchaus zu den zwanggeborenen Werken, welche in das Chaos des Daseins Richtlinien einschneiden, Bedeutsames von Bedeutungslosem trennen, das Erlebnis poetisch gleichsam bewerten wollen. Aber wie unähnlich ist das Schauen des verhältnismäßig jungen Österreichers dem der einst jungen Arno Holz und Johannes Schlaf. Sowohl nach Inhalt wie nach Standpunkt und Weise des Betrachtens. Nichts mehr von sozialer Frage, nichts von unartikuliertem Verlautbaren unbestimmter Gemütszustände, von Hosenknöpfen und Dialektrede, gar wenig von dem sinnlichen Eindruck einer mitschaffenden Umwelt. Wenn etwas davon auftaucht, ist es nicht aus der Nähe gesehen, also daß es sich wie zu damaliger Zeit auflösen könnte in viele einzelne Punkte und Striche, noch weniger ist das Ganze nur aus dem Geiste der Handelnden heraus bewegt, wodurch jener frühe Naturalismus seine unnachahmliche Eigenbewegung erhielt, alles erscheint vielmehr im Spiegel eines sehr nachdenklich veranlagten Geistes, den es oft

Digitized by Google

gelüstet, dem Geschehnis durch allerlei Gedankenwerk Sinn und Bedeutung zu verleihen. So ist denn auch die Sprache des Buches nicht kurzatmig und sprunghaft, nicht reich an gehäufter Interpunktion, sondern sie rollt in langwelligen Sätzen dahin, die zu angespanntem Aufmerken zwingen. Und dieser vollendete Gegensatz zum Naturalismus hat doch eine faszinierende Naturstärke, denn es kann, wenn man sich ein wenig in Hladnys zunächst so erkünstelt anmutende Art einlebt, kein Zweifel bestehen, daß er eben die Welt so sieht, wie er sie darstellt, und insofern bezeugt, wie wenig Bannkraft der naturalistischen Theorie heute noch innewohnt. Das würde zeitgeschichtlich nichts besagen, wenn Hladny nicht ein wirkliches Talent wäre, einer von denen, die mit ihrem ersten Buch noch etwas weniger Freude am Erfüllen als Hoffnungen erwecken.

Die Vielgestaltigkeit des Lebens zieht ihn an, wie seinerzeit die Naturalisten, das wird fühlbar, trotz der Vereinzelung seiner Gestalten. An einer Stelle einer autobiographisch stilisierten Novelle steht der dafür bezeichnende Satz: „darum füge ich auch diesen hoffentlich letzten Abschnitt den früheren mit der Absicht hinzu, daß einst meinen Erben, und seien diese auch die Öffentlichkeit und die ganze, weite Welt, durch Vergleichung der tiefen, wirkenden Kräfte unseres Seins und Zusammenseins ein Einblick geöffnet werde in die unverlierbare Fülle des Schatzes lebendiger Menschlichkeit". Sätze wie dieser zeigen nicht nur die tiefliegende, fast philosophische Absicht des Poeten an, sondern auch die literarische Bildung ihres Schreibers: ein solcher Satz tönt Anklänge, in ihm steckt Belesenheit, nebst einem Zug zur Nachahmung väterischer Wohlbedachtsamkeit. Bei Hladny ist — wie bei so manchen Österreichern von heute — der Einfluß Stifters spürbar. Auch Goethes Prosastil klingt hier und da von ferne hinein. Nur hat Hladny die Abklärung der älteren Meister nicht als Naturgabe, sondern als bewußtes, um nicht zu sagen ersehntes Stilprinzip. Oft scheint sie im Gegensatz zu dem leidenschaftlich, modern-romantisch bewegten Inhalt zu stehen. Da bin ich endlich bei dem Inhalt, der in diesen Novellen so wichtig ist und die Ursache aller Formnöte und Formvorzüge bildet. Es war oben von philosophischen Absichten die Rede. Aber das Wort philosophisch wird dem Philosophen immer mißbraucht vorkommen, wenn es auf Dichtung angewandt wird. Wirklich geht ja den dichterischen „Ideen" gemeinhin die begriffliche Klarheit und vor allem die Überzeugungskraft ab, die aus dem starken Wahrheitsstreben eines Denkenden dem Gedachten einströmt. Es sind eben doch mehr „Phantasiewerte" als „Wahrheitswerte", die dem Dichter vorschweben. Dennoch hat es immer Prosadichtungen gegeben, deren Verlauf in positivem oder negativem Verhältnis zu einer „Idee" stand. Beispielsweise hat J. Grosse in „Ravensbeck" an einem geschickt komponierten Beispiel die rechtlichen Gefahren der Todesstrafe dargetan und die Idee der Humanität dadurch verkörpert. Aber diese Verkörperung blieb äußerlich. Eine stärkere Verinnerlichung bietet etwa Björnson in den neulich hier besprochenen großen Romanen. Der Fortschritt liegt darin, daß die „Idee" bei Björnson viel innerlicher erlebt wird: die Gestalten sprechen nicht aus, was der Autor oder seine juristischen Gewährsmänner gedacht haben, sondern es wird die Illusion erweckt, daß sie ihr eigenes Denken durch Wort und Tat bekennen. Dieses anschauliche *erlebte* Wissen ist also dichterisch gestaltete „Philosophie",

Digitized by Google

und da leuchtet es ja ein, daß es begrifflich eben nicht gefaßt werden und daß ihm die unmittelbarste Überzeugungskraft des originalen Denkers nicht innewohnen kann. Hladny geht auch auf die Gestaltung von Ideellem aus, aber er ist von irgendwelcher begrifflichen Klarheit sehr weit entfernt; die zweite (Ich-) Novelle seines Buches zeigt sogar den Helden in fortwährendem Wechsel seines Lebensdenkens. Aber vielleicht hängt das gerade damit zusammen, daß sie die künstlerisch gelungenste ist: die zahlreichen Liebesszenen darin und die mannigfachen Geschicke des Helden gedeihen zu gelegentlich sehr eindruckstarker Lebendigkeit. Unbedingt ist dieses halb fragmentarische Stück Leben weniger vertheoretisiert als die Titelnovelle.

In dieser bringt ein junges, im Erotischen sehr kühl veranlagtes Mädchen einem Erblindeten das Opfer ihrer Weiblichkeit, um ihm den höchsten Begriff von Weibtum und weiblicher Großmut zugleich mit der schönsten Lichterinnerung ins Dunkel seines Schauens zu schenken. Dies ihr „hohes Amt", nach dessen Erfüllung sie sich mit einem guten aber ungeliebten Manne verbindet. Man fühlt alsbald, daß dieser sehr erstaunliche Vorgang entweder aus pathologischer Veranlagung oder aus einer von Stufe zu Stufe geleiteten psychologischen Entwicklung überzeugend zu gestalten wäre. Hladny versucht leider eine dritte Möglichkeit: er gibt dem Charakter des Mädchens eine entscheidende Richtung durch die Lebensanschauung, die ihr Vater der Waise auf seinem Sterbebett einflößt und läßt sie nun unter allerlei exkluſiven Umständen einsam erwachsen. Die Gegentheorie gegen die so entstehende Weltunkenntnis verficht im Zwiegespräch eine Tante, bei welcher das Mädchen wohnt. So entstand denn zwar eine ganz geschlossene, wohlaufgebaute und durchgeistigte Form (nur dreißig Seiten!), aber keine Dichtung im eigentlichen Sinn. Nur an wenigen Stellen — natürlich da, wo die Handlung intensiv wird, in der nächtlichen Szene — zeigt es sich, daß neben feinen reflektorischen auch poetisch-schöpferische Kräfte am Werk waren. Das spricht in Hladnys Dichtungen vor allem aus den Nebengestalten, an denen er scheinbar sparsam, in Wirklichkeit erstaunlich trefflicher zeichnet. Wir bringen zur Probe ein paar Stellen dieser Art aus der Ichnovelle. —

Gibt Hladny also jetzt noch zu dem Leben seiner Gestalten zu viel Reflexion drein, so läßt doch die eigene Art dieses Lebens erhoffen, daß er seinem Denktemperament künftig zugunsten lebendigerer Gestaltung Zügel anlegen wird, ohne darum den Halt zu verlieren. Im Gegenteil, es ist leicht vorauszusagen, daß er der intuitiven Sicherheit seines poetischen Gestaltens ruhig vertrauen darf, um ein mehr innerlich als äußerlich geschlossenes Ganzes hervorzubringen, denn wenn nicht vieles trügt, ist diese Kraft bei ihm wirklich größer als die seines Denkens, das alles in allem doch stark eklektisch anmutet. So entsteht die Hoffnung, daß er sich nunmehr von diesen Stoffen erlöst haben und von der bedeutsamen Einzelheit sich der im einzelnen weniger gewichtigen, aber im ganzen reicheren Fülle des Lebens zuwenden wird. Dann mag ihm wohl ein vollwertiges Werk gelingen. Ezard Nibden]

Aus dem „Kreuzweg"

Mein Verhältnis zu Anne reichte eigentlich bis in die Zeiten unsrer Kindheit zurück. Wir waren in einem gewissen Abstande Schulgenossen, das heißt, wir gingen jahrelang, wenn auch ich einige

Digitized by Google

Klassen voran war, zu gleichen Zeiten die gewohnten steinernen Treppen am ältlichen Schulhause auf und ab, und jeder wußte vom andern, daß er sich weder zum Guten noch zum Schlechten hin auszeichne. Das verlieh unserm gelegentlichen Verkehre eine wohltuende Gleichgültigkeit, die der beste Boden für einen wahrhaft engen und dauernden Anschluß ist. Wir wohnten in derselben Stadtgegend, die Häuser unsrer Eltern standen sich schräg fast gegenüber. So kam es eben, daß wir auf unsern täglichen Wegen öfter zusammentrafen und uns einige Neuigkeiten, vornehmlich aus der Schule, berichteten, da uns kein Anlaß zu Abneigung Schweigen und Meiden auferlegte. Sonst standen wir in keinem Verkehre, da unsre Eltern, verschiedenen Berufen nachgehend, keinerlei Verbindung hatten; so blieb mir auch Annens Haus ganz fremd.

Da geschah ein seltsames Ereignis. Es war an einem Sonntag kurz nach der Mittagszeit. Meine Eltern hatten sich ein wenig zur Ruhe begeben, denn der heitere Sommertag war recht heiß geworden. Da ich in der Wohnung nicht stören durfte, trat ich auf die Straße und spielte um einige Fässer herum, die vor des Nachbars Laden standen. Auf dieser Straßenseite lag der Schatten. Auf der gegenüberliegenden Häuserreihe aber sonnte sich grelles, heißes Licht und stand mit glühenden Füßen auf Gehsteig und Straßenpflaster. In Mittagsstille stand die ganze Gasse leer, alle Fenster waren zu, die Zeit lauschte. Da kam mit einem Male ein Wagen gefahren und hielt vor Annens Haus. Es währte nicht lange, da kam diese selbst, in einem schönen Kleide und Hute, wie ich sie noch nie gesehen, aus dem Tore hervor, stieg in den Wagen und begann alsbald mit dem Kutscher ein Gespräch. Mich, der sich lautlos zwischen den Fässern hielt, schien sie nicht zu bemerken. Nach einer Weile kamen auch die Eltern mit einem mir unbekannten Fräulein, an das sich Anne sofort lebhaft wandte, und setzten sich in den Wagen. In einem Augenblick waren sie alle über das Pflaster davongerollt.

Es ist mir noch jetzt unvergessen im Gedächtnisse, wie mir damals zumute gewesen. Schon der unvermutet glänzende Anblick Annens fuhr mir wie ein Stich durchs Herz; ich fühlte lebhaft, wie ich zwischen die schmutzigen Fässer gehöre. Als ich aber Annens lachende Vertraulichkeit mit Personen sah, die mir fremd waren und die die froh Erregte aus der stillen Gasse davonführten, da fegte ein sengender, düsterer Schmerz über mich. Ich trat hinters Haustor, da kamen mir die Tränen; drinnen lagen schlafend meine Eltern, draußen war's wieder still in der schlummernden Gasse. So erleben wir alle einsam unsre Schmerzen.

Dieses neue, fremde Weh blieb in meinem Herzen sitzen. Meine Eltern wollten mich später zu einem Spaziergang mitnehmen. Ich aber sträubte mich so lange und gab Schulaufgaben vor, bis sie mich arg unwillig allein zu Hause ließen. So war es mir aber am liebsten. Ich lehnte das Fenster nach der Straße hin zu, ohne es völlig zu schließen, und setzte mich mit meinem Lieblingsbuche dahinter. So ließ ich harrend die Stunden vorüberziehen; was ich aber erwartet, blieb noch immer aus und täuschte wiederholt das gespannte Ohr: Annens Wagen. Gegen Abend kehrten meine Eltern zurück und es blieb mir nicht dauernd möglich, mein Lugaus zu behaupten. Doch gleichwohl entging mir kein Geräusch von der Straße. Endlich wurde es Nacht und ich mußte zu Bette gehen. Da öffnete ich das Fenster meiner Kammer, die nach dem Hofe zu lag, und wartete

Digitized by Google

nun zwischen Schlaf und Wachen auf Rossegetrampel und Räderrasseln. Endlich schlug dieser Lärm — ich mußte wohl etwas eingeschlummert sein — ganz aus der Nähe scharf an mein Ohr und hielt plötzlich inne. Tief erschreckt lauschte ich in meinem Bette: jetzt mußte der Wagen halten, jetzt stiegen sie aus; hohe Erregung schlug mir im Herzen. Nach kurzer Zeit rollte der Wagen wieder langsam davon. Jetzt zog eine selige Beruhigung in mein Herz, ich fühlte es wallen und steigen, als müßten mir Jubeltöne aus dem Munde schlagen; in diesem Glücke schlief ich ein.

Das war der Tag, an dem mein Leben erwachte. Ich weiß nur noch, daß ich am folgenden Morgen mit ziemlich wüstem, unklarem Kopfe zur Schule ging und ziemliche Angst hatte, weil ich ein Gedicht zu lernen versäumt.

Einst stiegen wir in einer Novembernacht den Hügel hinan; es war zum ersten Male frostig geworden, die Luft wirkte auf uns, die aus der rauchigen Stube kamen, ungemein erfrischend; so erbot sich Wielich, als wir an seinem Häuschen angekommen waren, mir noch ein Stück in den Wald hinein das Geleite zu geben. Wunderbar war das Nachtbild, als wir durch die Fichten schritten; die Feuchtigkeit der Luft war zu einem mäßigen Nebel erstarrt, der regungslos zwischen den Bäumen lagerte; mattes, milchig-dunkles Mondlicht glich die Schatten aus und erzeugte die Täuschung, als wären die Fichten riesengroß, da ihre Konturen wie in Ferne verschwammen, obwohl das nahe, schwarze Bild mächtig vor den Augen stand; so mußte es gewesen sein, als die Welt aus der Schöpfung hervorging.

Dieses herrliche, lebendige Märchen der Natur, nach dem alle meine Sinne wie im Rausche griffen, in Sehnsucht nach seiner dunklen Größe, mußte auch auf Herrn Wielich Eindruck gemacht haben.

Er, der sonst ein munterer, stets angeregter Plauderer war, ging schweigend hinter mir und ließ mir so die volle Ruhe und Freude des Naturgenusses. Endlich begann es mir seltsam zu werden, und ich wandte mich mit der scherzenden Frage um, ob er mit den Elfen Heimlichkeiten habe. „Sie haben es erraten“, sagte er mit ernster, gedämpfter Stimme, als sei ihm die Störung unlieb. Nach einer Weile, die ich in zuwartendem Schweigen verharrte, begann er von selbst eine Erklärung. „Wir sind nicht allein, wenn wir einsam sind, und wenn wir in die Stille der Seele hineinhorchen, hören wir Stimmen; besonders zu Zeiten, wo die Außenwelt wie mit einem Vorhange verstellt ist und die Grenzen bis an unseren Leib heranrücken, beginnen die Elfen, die Seelchen, die sich in unsern Geist geflüchtet, zu reden. Süß ist es und traurig, mit ihnen zu plaudern.

Glauben Sie, die Welt sei leer und tot und nur in uns sei Leben und Besinnung? Wie das Licht aus der Sonne, wie der Tau aus dem Wasser, so strömt das Leben aus uns aus und erfüllt alles, wohin wir uns wenden. Unsere Seele liegt nicht im Kerker des Gehirns; so wie ein Wagen, der mit Ähren oder mit Wiesenheu beladen ist, auf seinem Wege an allen Ästen und Sträuchern Spuren zurückläßt, so lösen sich auch auf unserem Lebensgange stets Teilchen unserer Seele los und bleiben

Digitized by Google

an dem haften, was sie mit Teilnahme ergriffen. So haust auf vielen Sträuchern, Blumen und Steinen unser Leben, und wenn wir an ihnen vorüberkommen, erkennen wir uns und tauschen Zwiegespräche. Auch in die Seelen der Menschen, die wir kennen, flattert die unsrige hinein und lebt mit ihnen; aber auch die der andern senden Boten zu uns und so bevölkert sich unser Geist; und wenn wir sterben, geht die Seele, die daheim geblieben, in die unbekannten Lande, ihre Sendlinge aber weilen und leben." —

Er machte hier eine längere Pause, ich aber dachte über diese sonderbare Vorstellung nach und wußte nichts zu sagen; auch erwartete ich, daß er mit seiner Auseinandersetzung noch nicht zu Ende gekommen sei und vielleicht noch Wichtiges hinzufügen werde; drum wollte ich auch nicht stören und ihn etwa auf andere Wege leiten. Er hing auch tatsächlich seinen Gedanken noch weiter nach und fuhr fort: „Am häufigsten spricht in meinem Geiste meine tote Frau zu mir; sie muß mir ein großes Stück ihres Lebens zurückgelassen haben; aber ihre Erbin ist meine Tochter Kläre; wissen Sie," sagte er leise und angestrengt flüsternd, indem er knapp an mich herantrat und mich am Arme faßte, „auf die ist, als meine Frau bei der Geburt starb, ihre ganze Seele übergegangen; ich habe deutlich beobachtet, wie ihre letzten Blicke sich in das junge Wesen gruben!" Er machte wieder eine Pause und ließ mich los; alsbald begann er wieder: „Ich wußte das damals noch nicht so, obwohl ich schon eine gewisse Ahnung hatte; aber nach Jahren erhielt ich einen erschütternden Beweis. Ich hatte meine Frau unendlich geliebt und die ersten drei Jahre nach ihrem Ableben waren völlig ihrem schmerzlichen Gedächtnisse gewidmet; die kleine Kläre war mein Abgott, und wenn ich je noch munter und froh mich zeigte, so war es in ihrer Gesellschaft; drum hing auch das Kind mit großer, lebendiger Liebe an mir. Im vierten Jahre begannen sich fremde, scheue Gefühle zu regen, im fünften waren sie schon heimisch in mir; da war es einst ein prächtiger Frühlingsabend; die Sonne ging eben im hellsten Lichte unter, ein rötlichgoldener Schein lag auf dem über und über blühenden Kirschbaume vor meinem Fenster; weit offen standen beide Flügel; ich war eben erregt im Zimmer auf und ab gegangen; jetzt zog ich meinen Stuhl ans Fenster, in der herrlichen Fülle des Lichtanblickes, den mir der Kirschbaum bot, glätteten sich die Wogen in mir, die gärenden, ringenden Kräfte wurden zum Entschlusse und es brauste mit Siegesgewalt in mir, alles überstürzend: »Ich werde wieder eine Frau nehmen, eine schöne, junge Frau!« Wie neugeboren, wie in Verzückung, daß ich mich zu dem Entschlusse durchgerungen, starrte ich auf das goldene Licht, das über den schneeweißen Blüten des Kirschbaumes lag; in diesem Augenblicke berührte etwas leise meine Hand, und wie ich erschreckt seitwärts blickte, sieht mich Kläre mit großen, fragenden, traurigen Augen an; ihr Händchen aber ließ sie wie zur Unterstützung ihres Blickes auf meiner Hand liegen. Der Blick, der die Geheimnisse meiner Seele kannte, traf mich wie ein Blitz, und ich wußte, wer mich so ansah; betroffen, entsetzt, erschüttert sank ich in mich zusammen; Tränen stürzten mir aus den Augen und ich riß die Kleine auf meinen Schoß, ihr zartes Gesicht, ihre lieben Augen mit heißen Küssen bedeckend. Als ich mich beruhigt hatte und wieder zum Fenster hinaussah, stand draußen die weiße Pracht des Kirschbaumes, geheimnisvoll durch den grauen Däm-

Digitized by Google

mer schimmernd. Da erkannte ich mich und verehrte die stille Größe meines Schicksals. —

Kläre aber, das gute, liebe Kind, war mir nun eine Heilige und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber schwere Sorgen kommen jetzt über mich. Sie blüht zur Jungfrau heran und die Blicke der Männer werden auf sie fallen; und vielleicht wird bald einer kommen und sagen: »Gebt mir eure Kläre zum Weibe.« Da werde ich ihm fest die Hand drücken und antworten: »Geht, lieber Freund, Kläre kann nie einen Mann nehmen!« Denn wie kann ich, der ihr die Treue gehalten, zulassen, daß die Seele meiner Frau von einem Fremden befleckt wird! Kläre wird stets eine reine Jungfrau bleiben.“ Die letzten Sätze hatte Wielich nur mehr wie im Selbstgespräche vor sich hingemurmelt. Ergriffen von den innigen Gedanken dieses Sonderlings ging ich meinen Weg fort; als ich selber wieder zu mir gekommen und mich nach ihm umsehen wollte, war er fort. Es mochte ihn gereut haben, daß er sich so sehr vor mir entblößt hatte, und so war er unbemerkt zurückgeblieben und umgekehrt. Mir aber wurde es jetzt begreiflich, warum er mich noch nie in sein Haus geführt hatte. Dort lebte überall seine Frau; auch seine Tochter, ein liebes Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, hatte ich bisher nur ganz flüchtig gesehen, wenn sie gelegentlich ihrem Vater die Türe geöffnet hatte. —

Im Frühsommer, zu obenerwähnter Zeit, war eine Abordnung von Artillerieoffizieren zur Erprobung eines neuartigen Sprenggeschosses in unser Dorf gekommen, und der Aufenthalt versprach längere Dauer; auf der Ostseite unsrer Ansiedlung dehnte sich nämlich stundenweit eine unbebaute, unbesiedelte Schotter- und Heidefläche aus, welche für Versuche im Schießwesen außerordentlich geeignet war. Es lag auch stets im Städtchen ein großer Truppenkörper, welcher von Zeit zu Zeit Übungen mit scharfer Munition auf jener Einöde vornahm. Der Bürgermeister, welcher den angemeldeten Herren Wohnräume zu ermitteln hatte, nahm selbst einen Major, den Leiter der beabsichtigten Versuche, ins Haus, ich räumte auf sein Ersuchen einem Oberleutnant ein entbehrliches Zimmer ein und ließ zum voraus dem Herrn, so oft er ihrer bedürfe, unsere Gastfreundschaft anbieten. Der Offizier, Franz Gräfl mit Namen, erwies sich vom ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens als sehr liebenswürdig und gewinnend. Tagsüber war er draußen im Gefilde, die Abende verbrachte er sehr oft in unsrer Gesellschaft. Wir hatten neben dem Hause, an die Straße grenzend, einen kleinen Garten, der unter der Pflege Mariens*, die die Blumen ungemein liebte, sehr bunt und anmutig geworden war. Insbesondere waren zwei Reihen prächtig gediehener Rosen, auf die Marie und ich gleichmäßig Arbeit und Sorge verwandten, unser streng gehüteter Stolz. In einer Ecke des Gartens stand, aus leichten Stäben aufgeführt, ein Häuschen; darin befanden sich Stühle und ein Tisch, an dem wir gerne unser Abendmahl verzehrten oder wenigstens ein paar Stunden der Abendkühle genossen. Herr Oberleutnant Gräfl, der eben mehrere Jahre in einer großen, reizlosen Garnisonstadt zugebracht hatte, empfand besonders wohltuend die Ruhe, Frische und Farbenfülle dieses idyllischen Platzes und fand

* die junge Schwester des Erzählers

Digitized by Google

nicht genug Worte für Mariens Geschmack, ihn zu gestalten, und ihr Glück, ihn zu besitzen. Unser Gast war ein lebhafter Gesellschafter; er erzählte von der unruhigen Mannigfaltigkeit seines Berufslebens, von der Unrast, die das ewige Kommen und Gehen der Mannschaften, das Manöver- und kameradschaftliche Junggesellentreiben verursachten, er entwickelte Bilder von Märschen und Übungen, von kühnen Ritten und Abenteuern bei Nächtigungen im Freien und unter Zelten und führte so die farbigen Umrisse einer Welt auf, die Marien völlig neu, überraschend und anziehend war, einer Welt der scheinbaren Kraft, Bewegung und Entschlossenheit, vor der sich der erhitzten Phantasie unser stilles, bedenkliches Treiben matt, farblos, nichtig darstellen mußte. Aus Mariens verändertem Benehmen, das vor allem die gewohnte Sicherheit und das klare Lächeln vermissen ließ, merkte ich, welchen Eindruck die mit Laune und Feuer vorgeführten Schilderungen des Offiziers bei ihr gemacht und wie ihre Vorstellungen und Urteile erschüttert und verwirrt worden seien. Ich kann nicht verschweigen, daß Oberleutnant Gräfl körperlich ein stattlich gewachsener, schöner Mann mit scharfgeschnittenem, gebräuntem Antlitze und großen, dunklen, braunen Augen war, in Verbindung mit seinen geistigen Eigenschaften und seiner Liebenswürdigkeit und Schulung den Frauen gegenüber eine Erscheinung von starkem Eindrucke, beinahe blendend zu nennen. So ahnte ich denn ein stilles Werden tief in Mariens Seele und mußte doch den Dingen ihren Lauf lassen, wiewohl ich voraussah, daß das notwendige Ende Schmerz und Enttäuschung sein mußten. Mit der Zeit, als unser Verkehr unwillkürlich freier und ungezwungener geworden, geschah es, daß unser Oberleutnant Marien wiederholt Huldigungen und Aufmerksamkeiten erwies, die wohl nur als förmliche Höflichkeiten gemeint waren, in dem unerfahrenen Herzen aber zündeten, da sie, wie ja bei Soldaten nicht verwunderlich, doch gelegentlich über die bürgerlich gesteckten Grenzen hinausgingen. Wohl suchte ich bei Marien ernüchternd zu wirken, indem ich das Soldatenleben in seiner eigentlichen Zwecklosigkeit betrachtete oder bei andrer Gelegenheit auf das Wohlwollen hinwies, mit dem unser Gast seiner Wohlredenheit halber auch bei Bürgermeisters empfangen werde. Aber Marie führte entweder mit Wärme die Sache des Angegriffenen oder sah mich bei persönlichen Anspielungen groß und fragend an, so daß ich, wollte ich nicht noch einen Gegensatz zwischen Marie und mir ausbilden, meine gutgemeinte Tätigkeit aufgab und, wohl recht sorgenvoll, alles der Gnade der Zeit überließ.

So kam, es ging schon gegen den Herbst, die Zeit, da die Erprobungen zu Ende geführt waren und die Offiziere wieder in ihren gewöhnlichen Standort abgehen sollten. Eine Woche vor dem entscheidenden Tage hatte Marie die zuverlässige Nachricht erhalten und nun ging sie in stummer Erregung einher. Gräfl, der fast nichts mehr zu tun hatte, war den größten Teil des Tages, als gehörte er zur Familie, in unseren Räumen und bemühte sich um Marie herum; wie ein Räuber in den Lüften erschien er mir, der immer engere Kreise um sein Opfer zieht; da lauerte auch ich wie ein Jäger, um ihm jeden Vorteil abzugewinnen; ratlos, wie in fieberndem Traume, ohne Willen, als wäre ihr Geist eingeschlafen, schritt Marie von einem Tag zum andern, und ich hatte das Gefühl, als häufe sich ihr eine immer drückendere Last auf ihre Brust.

Digitized by Google

Endlich am letzten Tage — aus Mariens offenem Bekenntnis weiß ich diese Szene — war sie mit Gräfl noch einmal in den Garten getreten. Schon war sein Gepäck abgeholt, schon stampfte sein Pferd, das der Bursche mit Mühe hielt, vor unserem Tore. Durch die Rosengasse schritten sie, die in ihrem letzten schönen Flor stand. Da blieb Gräfl vor einem Stocke stehen, dessen Knospen sich eben wunderbar zart zu Blüten öffneten. „Eine solche Rose muß ich mitnehmen; und die schönste will ich haben; sind Sie so freigebig, Fräulein?“ sagte er zu Marie, indem er einen Schritt näher vor sie trat und ihr lächelnd in die Augen blickte. Schon hob sie die Hand und wollte die Blume knicken, da sagte sie versuchend zu dem Offiziere: „Dann wird sie an des Reiters Brust verwelken. Soll sie nicht lieber hier, am Stamm bleibend, ihre Blüte vollenden?“ „Wie Sie belieben!“ entgegnete Gräfl, kühl lächelnd, und schritt weiter auf dem Kieswege.

Ohne weiteres zu sprechen, kamen sie zum Hause zurück. Da reichte Marie dem Oberleutnant flüchtig die Hand, empfahl sich rasch, und ehe er noch zu einer Rede hätte ausholen können, war sie durch die Tür gehuscht, als ich eben unserem Gaste zum letzten Abschiedsworte entgegentrat. Bald saß Gräfl im Sattel und trabte die Gasse hinab; ich blickte ihm nach und er grüßte noch zurück. Von Marie war nichts zu bemerken.

Ich wollte ihr Stunden der Ruhe und Fassung geben und machte mich auf meinen Weg zu den Kranken. Längere Arbeit machte ich mir als sonst. Gegen Abend zurückgekommen, trat ich zu Marie ins Zimmer. Sie saß am Fenster und las in einem unsrer früheren, gemeinsamen Bücher. Auf dem Tische stand, sorgsam in eine schlanke Vase gesteckt, eine junge, eben erblühende Rose. Ich trat hin und bewunderte ihren Duft. „Ja,“ sagte Marie, indem sie das Buch weglegte und mit gefalteten Händen zu Boden sah, „auch eine, die abgeschnitten und zurückgelassen wurde. Aber,“ fügte sie hinzu, mit erhobenem Kopfe auf mich zutretend, „hier im Wasser wird sie erst recht schön werden. Ich habe sie ganz allein für mich gepflückt!“ Da nahm ich, nachdem alles vorüber und entschieden war, Anlaß, eine klare, offene Frage an Marie zu richten. Und sie ergriff meine Hand und wir setzten uns auf ihr Sofa und sie erzählte mir ihre einfache, geheime, wortlose, mit Glauben genährte und mit Verschmähung endende Liebesgeschichte. Als sie fertig war, sah ich Tränen in ihren Augen glitzern; aber keine Tränen der Schwäche, ihr Geist, mit einem Rucke erwachend, hatte längst überwunden. Und ich zog sie an mich und sagte leise: „Siehst du, wie wir einander gleichen!“ Da schlug sie ihren Arm um meinen Hals und lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter. So saßen wir lange, ohne ein Wort zu sagen und ohne ein Wort zu benötigen, und der Abend dämmerte immer dunkler.

Wie es nun so fortging, beinahe zwei wunderbare Jahre noch, ist nicht zu beschreiben. Marie hatte ihre letzte irdische Schwäche durch ihren letzten irdischen Schmerz überwunden und war nun zu einem Wesen verklärt, mild wie die Abendsonne, heiter wie der blaue Himmel und still schaffend und fördernd wie der Regen des Frühlings. Was sie tat, war geboren aus der barmherzigen Fülle ihres Herzens, aus ihrer hohen Liebe zu mir und unsrer Seeleneinigkeit. Gerade die Ausbildung dieses herrlichen Verhältnisses war unser höchster Besitz, unser unvergleichliches

Digitized by Google

Glück geworden. Oft und oft erkannt ich's tief im Innern, wie mich eine weise Fügung den aufsteigenden Weg der Liebe geführt und ich von Stufe zu Stufe zur Lauterkeit, Unerschütterlichkeit und geistiger Triebkraft emporgeklommen, mein eigenes Wesen reinigend und klärend. Wohl war mein äußerliches Verhältnis zu Marie in gewissem Sinne ähnlich dem Entscheidenden, wie ich zu Kläre gestanden. Aber dort war nur der Leib, der für mich tot gewesen und über den mein Geist in kranken Phantasien geschwelgt. Hier hatte ich meinen seelischen Zwillingsgenius gefunden, der, edler und mächtiger als ich, vor mir einherschwebte durch die Dämmerungen des unendlichen Daseins, mit dem Stern, der auf seinem Haupte leuchtete, seligen Glanz verbreitend. Wer möchte nicht so schweben durch die Dämmerungen hinter dem Lichte einher, hinter dem höheren Geiste einher!

Marie war nicht nur mein Abgott, sie war auch der Abgott des ganzen Ortes, ein Engel an Liebe, Geduld und stillem Frieden. Sie hatte an allem Irdischen eine holde Freude, ja, es schien, als wollte sie ihren stillen Kreis verlassen, um das Menschenleben an seinen weiten Pforten zu suchen und zu schauen, aber es war die Freude und Lust des Menschen, der die Blumen betrachtet, eine ferne, fremde Welt ahnend, der er sich verwandt fühlt und von der er nichts erkennen kann als ihre Schönheit. So strebte Marie zu den Menschen. Wir erwogen schon den Entschluß, unsre Dorfidylle zu verlassen und in die Landeshauptstadt zu übersiedeln, wo sich mir, meiner doppelten Studien halber, eine schöne Aussicht in einem erträglichen Amte eröffnet hatte. Da begann Marie zu kränkeln. Ein Herzfehler, von dem sie schon seit Jahren wußte, der ihr aber nie Beschwerden verursacht, verschlechterte sich anläßlich einer heftigen Verkühlung im Winter sehr stark. Atemnot und Ängstlichkeiten quälten das unselige Wesen. Im Frühlinge besserte sich der Zustand auffallend, und als der Sommer begann, hatte sie fast ihre alte Verfassung wiedergewonnen. Da verfiel sie plötzlich nach einem furchtbar heißen Tage in ein heftiges Fieber, das über Tag und Nacht immer wiederkehrte und gegen das kein Mittel fruchtete. Erst war ich ratlos und auch ärztlicher Beistand, den ich aus der Nachbarschaft und dem städtischen Spitale angerufen, wußte nur sehr zweifelhaften Bescheid. Da ging mir allmählich ein furchtbares Licht auf. Ich hatte während meiner ärztlichen Vorbereitungszeit eine entsetzliche Krankheit kennen gelernt, die bei Herzkranken auftritt und durch eine unbekannte Infektion erzeugt wird. Monatelang wird die Körperkraft vom Fieber ausgesogen, vom Herzen aus werden die giftigen Keime im erhitzten Blute von Organ zu Organ getrieben und siedeln sich überall an zu fabelhafter Brut. Und dieses unheimliche zweite Leben erwürgt langsam das erste Leben, aber so langsam und mit so qualvoller Steigerung der Körper- und Seelenpein, daß dieses Hineinfaulen in den Tod und nicht Sterbenkönnen fast unerhört dasteht im Buche der menschlichen Leiden. Und so elend mußte meine Heilige, die Vielgeprüfte und stets Entsagende, verderben; jetzt verderben, wo sie ihren Höhepunkt erklommen und ein neues, vielversprechendes Leben vor ihr lag! Wie ein Held ging sie in den Tod, ohne Klage und ohne Schwachheit. Nur in der dritten Woche, als ich und die andern Ärzte wirklich noch hofften, sagte sie, indem langsam Tränen, über die — es war das einzige Mal — ihr Seelenkampf nichts

Digitized by Google

vermochte, ihr über die Wangen rieselten: „Ich weiß, es geht ohne Hilfe zu Ende; und ich bliebe noch so gern bei dir!“ Da mußte ich bei ihrem Bette niederknien und ihre Hand küssen; und ich konnte meine Erschütterung nicht bemeistern. Und dann kamen und gingen die Tage und kamen und gingen die Wochen, und ich mußte ohnmächtig das Werk der fortschreitenden Zerstörung schauen. Unsägliches hat sie gelitten, Unsägliches wir, die kaum von ihr weichen konnten — auch die Eltern waren gekommen, um ihr Kind sterben zu sehen. Da endlich, nach drei Monate langer Marter, als sie schon ganz unkenntlich geworden und unsre Zerrüttung aller Sinne kaum mehr zu ertragen war, wurde sie auffallend ruhiger und ihr Puls und ihr Atem so schwach, als müßte jeden Augenblick die lautlose, schmerzlose Stille eintreten. Aber fast eine Woche dauerte noch dieser Zustand. Da war es an einem klaren Morgen im halben September, es ging gegen acht Uhr. Ich war allein im Zimmer und stand vor ihrem Bette. Und ich sah, wie sie die Augen öffnete und einige Male im Kreise langsam rollte. Und dann stand der Atem stille; und dann öffnete sie noch einmal den Mund und stieß den letzten Seufzer gurgelnd heraus, und dann keine Regung mehr und kein Blick und kein Laut: sie war tot. Und mein Herz schluchzte auf: sie ist tot. Und ich weinte, weinte.

Rundschau

Allgemeineres

Vom Loben

Im Lobe — das ganz etwas Andres ist als die bloße Anerkennung oder gar das Kompliment — offenbart sich eine von den Innerlichkeiten, deren Feinheiten oftmals an der Härte der Sprache zerschellen. Darum läßt sich ein Lob so selten glücklich über die Zunge bringen und am schwersten gerade unter Menschen, die am reinsten gegenseitige Zuneigung empfinden. Obgleich das Verlangen, ein Lob auszusprechen, doch gerade aus der Zuneigung entsteht. Die Zuneigung selbst bildet sich im stillen, ganz innerlich, die äußeren Beziehungen verdichten sich nicht im gleichen Maße, und doch geben sie allein die Sprache her, die Seelisches dem andern offenbaren könnte. Mancher hält deshalb lieber ganz mit seinem Lobe zurück. Und so ziehen Seelen vielleicht noch aneinander vorbei, nachdem sie schon Liebe voneinander ahnten, Seelen, die sich hätten verbinden sollen. Eine Mitschuld daran tragen jene, die mit Lobsprechungen um sich werfen, als wären es Billigkeiten. Wer nicht Wert und Sein von sich selber kennt, kommt solchem Lobe gegenüber in Verlegenheit, weiß nicht, wie er's aufnehmen soll, ziert sich wohl gar, fühlt sich jedenfalls unbehaglich. Er weiß ja auch gar nicht, ob es tiefer als von der Lippe kommt. Wer seinen guten Kern nicht selber kennt, kann sich in solcher Verlegenheit sogar des Lobes, das ihm von feinen, zugeneigten Menschen entgegengebracht wird, als unwert ausgeben, nur, weil er nicht weiß, wer wahr spricht. Und wie viele sind's, die das wissen, die sich selber kennen? Tatsächlich läßt sich viel häufiger beobachten — vielleicht aus diesem Mangel, der in Zweifel bringt —, daß sich einer ziert, als daß er ein Lob flottweg freudig hin-

Digitized by Google

nimmt. Und anderseits scheint es zu einer Art Gesellschaftshumbug ausgeartet zu sein, daß man sich erst zu zieren und für unwert auszugeben hat, ehe man dem Lobe nachgibt.

Die andern, die sich selber kennen und schließlich fühlen, wer ihnen aufrichtig zugeneigt ist, die wissen, wessen Lob sie für ehrlich zu nehmen haben, die sich auch nicht zieren — sie gehen doch auf ein lobendes Wort nur sehr selten so ein, daß wir nicht plötzlich „abgekühlt" werden. Warum lassen wir nicht die Freude aus der Brust hervor, die echtes Lob in uns entfacht, daß die Spannung zerreißt und die Seelen zueinander können? Ein Lobender, der sich aus vollem Herzen gedrängt fühlt, hat *mehr* zu sagen. Er möchte sich offenbaren und Offenbarung finden, vielleicht einen Freund oder doch einen Seelenverwandten. Und solcher Mensch, der lobt, weil er muß, wird keine Eitelkeit darin sehen, wenn sein Lob herzlich freuen macht, nicht, wenn's ein Alter ist, der einen Jungen lobt, und nicht, wenn's ein Gleichaltriger ist. Schlägt auch das Herz des Alten, der da lobt, dem Jungen anders entgegen, als das junge dem jungen, geht es offen, geht es *natürlich* zu, so kann man doch zueinander kommen. Und in einem echten Lob liegt *danach* das Verlangen.

Wilhelm Schmidt

Literatur

Ergänzungs- und Zusatzpoesie

Eine merkwürdige Tatsache liegt vor, welche nach der landläufigen Vorstellung von Poesie eigentlich unmöglich sein sollte: Es kann gelingen und zwar vortrefflich gelingen, zu einem behandelten poetischen Thema Gedichte über dasselbe Thema nachträglich hinzuzuschaffen, als Zusatz und Ergänzung. Die Tatsache ist unbestreitbar; alle zyklische Poesie gründet sich auf diese Tatsache; bei dieser findet der Dichter zuerst nur einige wenige Gedichte, dann später, als Folge und Ergänzung, ihrer mehr; und keineswegs sind die ersten immer die besten, mitunter sind sogar die letzten besser als die ersten. Jeder wird sich aus der Kunstgeschichte einiger Beispiele hiefür erinnern, ich erinnere mich zunächst der Mendelssohnschen „Lieder ohne Worte". Auch wäre es ja ganz unmöglich, groß angelegte Werke erfreulich zu leisten, wenn nicht die menschliche Phantasie imstande wäre, nachträglich und zusätzlich ebenso Wertvolles zu schaffen wie das ursprünglich Geschaffene. Die Nachtrags-, Zusatz-, Ergänzungs- und Überleitungsaufgaben ergeben sich bei einem groß angelegten Werke auf Schritt und Tritt.

Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung ist folgende: in der Menschenseele liegt eine Unmenge von dichterischem Rohstoff (erlebte Anschauungen, erlittene Gefühle usw.) unter der Kruste verborgen. „Unter der Kruste", das will sagen: unbewußt, halb vergessen, halb verschmerzt, halb vernarbt. Ein glückliches poetisches Thema nun durchschlägt die Kruste, findet den Weg zu diesem Schatz und fördert etwas davon empor. Zunächst nur weniges, denn die Leitung ist schmal. Später drängt sich mehreres durch den einmal gefundenen Weg nach, eins das andre an der Hand ziehend. Gewiß, darin hat die landläufige Ansicht recht, man kann nicht holen, was nicht schon da ist; aber man kann, wie beim Erdbeerlesen, wenn man ein paar Erdbeeren blindlings

Digitized by Google

gefunden hat, das verbergende Strauchwerk wegbiegen und nachsehen, ob nicht in der Nähe noch mehr da sind. Und siehe da, eine ungeahnte Menge kommt zum Vorschein. Karl Spitteler

„Von der Erde des Lebens"

Rainer Maria Rilke hat ein Büchlein von Prosagedichten oder Skizzen von einer Frau mit einem Geleitwort eingeführt. Es heißt „Von der Erde des Lebens" und die Verfasserin Rega Ullmann; erschienen ist es in geschmackvollem Pappband in dem neugegründeten „Frauen-Verlag München und Leipzig". — Rilke sagt in seinem vorsichtig-freundlichen Geleitbriefe: „Sie legten mir nahe, dieses Buch einzuleiten. Ich erfülle Ihren Wunsch, weil ich mir nicht denken kann, daß er ganz unberechtigt sein sollte, da Sie ihn haben . . . Man wird selten in einer geübten Zeit, wie die unsre ist, eine dichterische Ausdrucksweise aus so entgegengesetzten Bestandteilen sich bilden sehen; denn nicht, daß Fertiges neben Unfertigem steht, ist hier zuzugeben; vielmehr möchte man behaupten, es wäre völlig Rohes unter sublim Vollendetes geschoben, und zwar so, daß das Köstliche, davon unterstützt, in eine stabile ständige Lage kommt, in ein großartiges Aufruhn, das man ohne weiteres für ewig hält . . . Wenn es indessen möglich wäre, daß beim Bemalen von Bilderbogen so Großes entstünde, so würde ich dazu hinneigen, vorübergehend das Bild zu gebrauchen, daß Sie wunderlich ungeschickt gezeichnete Figuren und Vorgänge mit einer durchsichtigen Schicht reiner und dauernder Farben überziehen . . ."

Drei Dinge scheinen mir für dieses Buch charakteristisch: eine wirkliche dichterische Empfindung, ein Mangel an Gestaltungskraft und eine gezierte, absichtlich klingende Sprache. Die dichterische Empfindung für das Weben alles lebendigen Seins in uns und um uns fühlt, daß ihm keine bildende Kraft helfend zur Seite steht, fühlt auch, daß sie nicht selbst stark genug ist, als rhythmischer lyrischer Strom hervorzubrechen und von sich zu überzeugen — und spricht nun von den Dingen, die sie erregen, weich, verschwommen, ich möchte sagen: in einem Pleinairismus, der alles in die umgebende Luft auflöst und der doch auch wieder nicht das Erlebnis dieser Einheit aller Dinge in der umfließenden Licht- und Luftflut zu geben vermag. So sagen die kleinen Stücke mehr die Bedeutung der Augenblicke, Stimmungen, Bilder, die sie festzuhalten suchen, als daß sie jedesmal die Sache selbst gäben — was nun einmal die Aufgabe des Dichters ist. Ängstlich hat die Verfasserin vermieden, Momente einzuführen, die allzu deutlich nach Umriß, Gestaltung, sichtbarer Plastik verlangen. Und die Gestaltungslosigkeit der Skizzen kann, namentlich dem ungeübten Auge, als Absicht erscheinen. Aber sie ist Schwäche: denn in mehr als einem dieser Stimmungsfragmente mußte aus dem Vorhandenen die Gestaltung hervordrängen, wenn sie in der empfindenden Seele lag. Doch in ihr ist statt Bildnerfähigkeit eine mit Bildern und Eindrücken verhüllte Reflexion, die immer wieder in die kaum angeschlagene Stimmung hinein Gedanken ausspricht — aber Gedanken, die keine Eigenheit, keine Bedeutung haben, die in der Empfindung jedem wach werden und die zu verschweigen erst Kunst ist. — Vielleicht wächst dieses

Digitized by Google

Talent noch, vielleicht erzieht es sich und weckt in sich Kräfte, die ihm heute fehlen. Diesen günstigsten Fall vorausgesetzt, wird es, das läßt sich schon heute sagen, eine persönliche Note haben. Nach Rilkes Vorwort möchte man glauben, daß es sie schon heute hat. Aber bis jetzt ist sie nur ein verbindendes und unterscheidendes Kennzeichen, nicht ein Wert.

Wilhelm von Scholz

Theater

Oberammergau 1910

Nur in jedem zehnten Jahr wird das Passionsspiel in Oberammergau aufgeführt, daher wirkt es jedesmal auf den Beschauer wie etwas Neues, das nur mit sich selbst verglichen werden kann. Rollenbesetzung, Wortlaut des Textes, Musikbegleitung, Inszenierung und Ausstattung ändern sich mehr oder minder von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und es lohnt sich, zu dem Ereignis auch jeweils von neuem Stellung zu nehmen. Natürlich werden die Empfindungen des einzelnen gegenüber diesem nach Inhalt und Anlaß religiösen Schauspiel durch religiöse Momente wesentlich mitbestimmt. Und es ist schlechterdings unmöglich, darüber zu urteilen, wie tief die religiöse Wirkung, wie tief die ästhetische auf Darsteller und Publikum ist, da im konkreten Fall ein Fühlen ins andere übergeht und zumeist ein ästhetisch-kritisches Denken gar nicht lebendig wird. Es heißt, daß sich die Gemeinde Oberammergau ernstlich bemühe, dem Spiel den religiösen Charakter* zu bewahren und „das Weltliche" fernzuhalten. Als hinderndes Moment wird aber der Unbefangene dabei immer die Summe jener äußerlichen Umstände empfinden, die wir mit dem Worte „Betrieb" zusammenfassen. Der Betrieb ist in Oberammergau der eines großartigen Theatergeschäftes. Man kauft sich in den Agenturen der Reisebureaus in der Großstadt sein Billett nebst Unterkunft für ein bis zwei Nächte und Verpflegung. Dies kostet im billigsten Fall zusammen sechzehn, im teuersten vierundfünfzig Mark, wozu noch die Reise und eine Anzahl kleinerer Ausgaben hinzukommen. Das Passionstheater ist für viertausend Zuschauer, Oberammergau also für etwa ebensoviel Mietgäste eingerichtet. Natürlich zeitigt nun die Fremdenindustrie an „Panoramen", „Bars", Cafés, Lokalmuseen, Reiseandenkenbuden, Ansichtskarten, Likörstuben usw. besonders auf dem Wege zum Theater erkleckliche Summen von Geschmacklosigkeiten. Das reiche — zu großem Teil amerikanische — Publikum, welches die teuren Arrangements und Plätze bezahlen kann, bringt den Luxus und den Großbetrieb mit sich, denn es ist in der Überzahl, da die billigen Plätze in der Minderzahl sind. Man braucht nun gar nicht dem Irrtum zu verfallen, als ob die aus diesem Betrieb sich ergebenden Einnahmen von mehr als einer Million Mark durchaus dem Behagen und dem Wohlleben der Ortsbewohner zugute kämen, um doch von diesen Umständen sehr verstimmt zu werden. Es verdient vielmehr durchaus Glauben, daß die subjektiven Gewinne aus dem „passion play" unverhältnismäßig gering sind. Denn der „Betrieb", dessen Größe und Unpersönlichkeit dem einzelnen Besucher leicht so peinlich fühlbar wird, verschlingt in der Tat zusehends große Summen. Da wird z. B., um das freundliche Aussehen des Ortes zu erhalten, der

* Bekanntlich entspringt die Einrichtung des Passionsspiels einem Gelöbnis, das wegen einer Pestgefahr geleistet wurde.

Digitized by Google

Ammerfluß reguliert, wird aus angekauften Grundstücken eine Theaterfreiheit geschaffen werden, für eine Theaterhalle (Schutz für die Zuschauer gegen Witterung) 246000 Mark, für ein „Übungstheater“ 59000 Mark ausgegeben, für Garderobe sogar in einer Rechnungsperiode über 18000 Mark. Alle diese Zahlen sind nicht hier angeführt, um im einzelnen Vorwürfe zu erheben, wozu weder Anlaß noch Berechtigung vorläge, sondern sie sollen dartun, inwiefern das Passionsspiel mehr und mehr den Großbetrieb einführt. Es liegt nahe, daß es nicht beim Äußerlichen bleiben kann. Das ist darum so sehr zu bedauern, weil es damit seinen originalen Charakter allmählich verliert, weil es sich äußerlich in steigendem Maße einem beliebigen Theaterunternehmen angleicht, weil es dadurch etwas zu werden strebt, was es nie und nimmer werden kann.

Über das sogenannte Übungstheater sagt der Feldiglsche Führer: „Es versteht sich von selbst, daß es nicht möglich ist, daß die Oberammergauer neun Jahre nur hinter der Schnitzbank sitzen und plötzlich im zehnten Jahre auf der Bühne des Passionsspieltheaters erscheinen vor einem tausendköpfigen Publikum, und die schwierigsten Rollen .... ohne Lampen-, oder hier besser gesagt Sonnenfieber, wohlüberdacht und mit freier Bewegung zur Darstellung bringen.“ So hat man also für alljährliche Übung ein Extratheater gebaut, wo die Oberammergauer allerlei kleinere Stücke spielen. Aber man hat leider — und das war im Grunde leicht vorherzusehen — mit dieser Methode die natürliche Spiellust und Kraft der Darsteller gebrochen. Ungezwungene, rein talentmäßige Darstellung schien mir dieses Jahr von allen Darstellern ausschließlich der des Herodes zu zeigen. Sonst gewahrte man erschreckend viel Angelerntes — aber nicht bis zum Stadium der „zweiten Natur“ Angelerntes —, Konventionelles und dem Berufsschauspieler Nachgeahmtes. Nun bleiben die Oberammergauer aber letzten Endes doch stets Dilettanten, Dilettanten durch und durch, welche dialektisch aussprechen, Endsilben verschlucken, nicht schnell und zugleich deutlich sprechen können und daher alles in ein müdes und ermüdendes Tempo verschleppen, kurz: sie versuchen als Schauspieler ihnen Unmögliches. Eine Unzahl von verstimmenden Absichtlichkeiten ist die Folge. Man hört dauernd eine geschraubte, sehr vielfach — leider sogar gelegentlich vom Hauptdarsteller — eine an hohlen Kanzelpredigtton anklingende Sprechweise. Die Anstrengungen der Regie, die um der künstlerischen Besserung willen gemacht werden, benehmen dem natürlichen Spielinstinkt jede Bewegungsfreiheit. Was soll man zum Beispiel dazu sagen, daß „das Volk“ auf die Worte des Pilatus, welche dem Bitten und Drohen der Menge endlich den Heiland auszuliefern, daß dieses erregte und ungestüme Volk einfach schweigt? Dem Zuschauer selbst entringt sich sein „endlich!“, — die zweihundert unmittelbar Beteiligten aber schweigen! Und wie peinlich wirkt in den Verhöhnungsszenen das fünf- bis sechsmal chormäßig im Takte wiederholte „Ha!“, welches ein Hohnlachen sein soll! Der Einzug Jesu in Jerusalem mit dem Hosianna wird von etwa zweihundert Spielern begleitet: von diesen singt ein geringer Bruchteil den temperamentlosen Chor „Heil dir!“ mit recht dünner Stimme und Orchesterbegleitung, die Mehrzahl aber zieht in Trauermarschtempo schweigend und ziemlich teil-

Digitized by Google

nahmslos palmwedelnd mit. Schweigend! Ja, fühlt man denn nicht das Erkünstelte und beinahe Lächerliche eines solchen Vorgangs? Man wende nicht ein, daß damit einem der Würde der Passion nicht angemessenen Realismus das Wort geredet werde. Man ist in Oberammergau sonst nur zu sehr realistisch; der Herr reitet auf einem Esel, er wäscht wirklich allen Zwölfen die Füße, er wird gegeißelt und verhöhnt; man verschwendet geradezu Geld an „echte“ Kostüme, die Bernheimer direkt aus dem Orient liefert. Und weiter: man braucht sich nicht vor Roheit oder Sensualismus zu fürchten, — die heutigen Oberammergauer sind weder ihre Vorfahren aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges noch die Zöglinge Hofmannsthals und Wildes.

Man wird nicht leugnen können, daß trotz aller Besserungen der Wortlaut des Textes an vieler Unnatur schuld trägt. Er entstammt einer klassizistischen Geschmacksrichtung. Man fühlt ihm ordentlich an, wie er alle echte Naturrede säuberlich in die Form wohlgesetzter und nur allzu wohlberechneter Schönstilistik zwingt. Der Abschied Jesu von seiner Mutter lautet:

Maria: „So gehe ich denn, liebster Sohn, mit dir nach Jerusalem.“

Alle Frauen: „Beste Mutter! Wir gehen mit dir.“

Jesus: „Ihr möget später dahin gehen; für jetzt bleibet bei unsern Freunden zu Bethania! Ich empfehle euch, ihr treuen Seelen, meine liebe Mutter, nebst denen, die sie hieher begleitet haben.“

Und später Jesus: „Mutter! Mutter! Für die zärtliche Liebe und mütterliche Sorgfalt, die du mir in den dreiunddreißig Jahren meines Lebens erwiesen hast, empfange den heißen Dank deines Sohnes.“

Das ist kein tiefgefühlter Abschied, sondern eine wohlvorbereitete papierene Quittung über während 33 Jahren empfangene Güter. Und es ist oft genug sehr leicht begreiflich, wenn die Darsteller aus dem Volke diesen Langweiligkeiten kein Leben geben können, selbst wenn sie ein unverkünsteltes Naturtalent haben sollten. Ich sehe dabei noch davon ab, daß der Verfasser des Textes in anderer Hinsicht auch ein erstaunlich blinder Dilettant war. Man mag die dramatische Wirkung für geboten halten im Sinne des religiösen Charakters oder mag sie verwerfen — man kann aber nicht auf die biblische Erzählung als Entschuldigung für eigne Plattheit hinweisen. Fragt Pilatus: „Welchen wollt ihr, daß ich euch losgeben soll, den Barabbas oder Jesum, der Christus genannt wird?“, so muß eine einmütige und einmündige Antwort erfolgen, wie es schon in der Bibel steht. Wem liegt nicht aus der Bachschen Matthäuspassion der furchtbare Klang im Ohr, wie der Chor gierig brüllt: „Barabbam!“ In Oberammergau entsteht ein wirres Rufen, dessen Wortlaut für die rückwärtigen Reihen unverständlich bleibt. Der Text lautet im Buch so schlecht deutsch und so unnatürlich wie möglich — „Barabbas werde frei!“ Und zum Überfluß geht's noch weiter:

Pilatus: „Wollt ihr nicht, daß ich euch den König der Juden losgebe?“

Priester und Volk: „Hinweg mit diesem! Den Barabbas gib uns los!“

Es dürfte nicht möglich sein, eine gegebene dramatische Wirkung noch gründlicher und sicherer zu verderben, als es der stubengelehrte Verfasser getan hat. Und in allen ähnlichen Fällen macht es der Textverfasser ebenso. Na-

Digitized by Google

türlich fehlt seiner Szenenbildung überhaupt das dramatische Leben. Nichts von Spiel und Gegenspiel, von scharfer Rede und Gegenrede, nichts von vorbereiteter Tragik. Dies letzte ist ja in dem religiösen Sinn des Passionsspieles historisch begründet, — jedermann weiß, daß es sich um den Heilbringer handelt. Dennoch sollten Auftritte eingefügt sein, die ihn nicht als Lehrer und Dulder, sondern als Handelnden und Propheten zeigen, der die Liebe erobert, aus welcher nachher das unendliche Mitleid erwächst.

Die Musik des Passionsspieles ist von je heftig befehdet worden.* Unzweifelhaft ist der Komponist, der der Nachfolge Mozarts angehört, kein dramatisches Talent gewesen. Alles geht bei ihm in ruhigem Fluß dahin. Doch eben diese epische Breite bewirkt, daß er für den Nichtmusiker wohl kaum je störend wirken kann. Jedenfalls hängen die Oberammergauer so sehr an ihm, daß eine Neuerung nicht zu erwarten ist. Eine andere Frage ist, ob nicht die Chorpartien mitsamt den lebenden Bildern besser ganz wegblieben. Zum mindesten ist der seinerzeit für Joseph Mayr eingerichtete Prologus, der in je vier antiken Strophen vor dem Chor gesprochen wird, gänzlich überflüssig. Das Passionsspiel dauert jetzt acht Stunden. Dabei dauernd aufmerksam zu bleiben, ist eine größere Kraftleistung, als man sie von noch so begeisterten Zuschauern erwarten kann; ich sah denn auch sehr viele ermüdete und nur noch matt mitfühlende Gesichter. Die lebenden Bilder, zu denen der Chor singt, hält man noch immer im Stil des unglücklichsten Piloty-Schraudolph-Genres, überladen in Farbe und Masse, kulissenhaft im schlimmsten Sinn. Kulissenhaft? Ja, man wolle nämlich nicht meinen, daß das Passionstheater ein Freilicht- oder Naturtheater ist, obwohl der Himmel zwischen Zuschauerraum und Bühne hereinschaut und der Chor gelegentlich im Regen steht. Das eigentliche Spiel geht in einer vollkommen regelrechten Bühne alten Guckkastenstiles vor sich, worin mit Ausnahme der Kostüme die Sünden der heute allenthalben überwundenen Kulissen-, Soffiten- und Versatzstückregie begangen werden: Papiermache, Leinwandmauern, verblaßtes Baumgrün, zerknitterter Himmel, Trikots und, irre ich nicht, Schminke. Dazu eine beneidenswerte Friseurtechnik. Wieder muß man fragen: Fühlen denn die Herren nicht, welch schreiender Gegensatz zwischen all dieser öden Mache und der erstrebten Innerlichkeit der religiösen und ästhetischen Wirkung, zwischen der fachmännischen Aufmachung (der Beleuchtungseffekte natürlich doch wieder abgehen!) und der dilettantischen Darstellung klafft? Uberlange Szenen wie die Fußwaschung und die Abendmahlseinsetzung mit dem unsichtbaren Chorgesang, dessen Text unverständlich ist, erinnern an die Zeit, wo

* Die Musik besteht fast ausschließlich in Chören mit Orchesterbegleitung. Vor jeder Szene erscheint von zwei Seiten der Chor, welcher sich in langer Reihe vor der Bühne aufstellt und ein Lied zu ein bis zwei lebenden Bildern singt, die auf der Bühne gezeigt werden. Diese sogenannten „Vorbilder“ stellen Vorgänge aus dem Alten Testament dar, welche den in der Szene folgenden Vorgängen aus dem Neuen Testament ähnlich sind. Z. B. wird vor dem Abschied von Bethanien der Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern (Tob. 5, 32) als lebendes Bild gezeigt.

Digitized by Google

das Passionsspiel im geheimnisvollen Zauber des Kircheninnern sich begab. Aber im Raum einer modernen Bühne bedürften sie einer Stärke der Illusionsfähigkeit, die kaum vorauszusetzen ist. Anderes gemahnt von ferne an die Zeit, da man das Spiel in der Kirche verbot und damit der Spiellust und Spiellaune des Volkes auslieferte. Diese beiden arteten später in Roheit und Narretei aus und es mußte verhindert werden. Immerhin weiß jeder, der alte Volkstexte kennt, wieviel Leben, Treffsicherheit und Wirksamkeit in ihnen steckte, und wer das Volk ein wenig beobachtet, kennt seine schauspielerische Begabung. Man kann sich von der Urform des Passionsspieles immerhin ein Bild machen, wo das Volk noch Instinktdarsteller und in gewissem Sinn zugleich Dichter war. Heute ist in Oberammergau von beidem nichts mehr: ein schlechter akademischer Text, dessen rhythmische Maße nicht überall bewältigt werden, eine Regie, die ungeheure Arbeit mit geringem Erfolg aufwendet, eine im wesentlichen unnatürlich-dilettantische Darstellung und eine ziemlich wirkungslose Chormusik — das ist aus dem Volksspiel von der Passion Christi geworden.

Nun scheinen solche kritischen Bedenken freilich fehl am Ort, wo die gelegentlich bis zur Ekstase ausartende Begeisterung des Publikums so laut für das Bestehende eintritt. Dagegen muß man aber sagen, daß der Beifall, da nicht geklatscht wird, nur von einem geringen Teil ausgedrückt werden kann — und wer unzufrieden ist, hält sich gemeinhin zurück. Anderseits benimmt sehr vielen die religiöse Ergriffenheit ihr ästhetisches Fühlen und Urteilen überhaupt. Gerade bei der oben angeführten Abschiedsszene Marias von ihrem Sohn brachen alle meine Nachbarinnen in Tränen aus. Angesichts solcher Wirkung liegt die Schlußfolgerung nahe: Was auch unter irgendwelchen ästhetischen Gesichtspunkten eingewandt werden mag, es trifft das Passionsspiel nicht; dieses ist eine „gottesdienstliche", keine künstlerische Veranstaltung, und wenn religiöse Menschen sich hier bestärkt und ergriffen fühlen, ist jeder erdenkliche Zweck erreicht. Ich fürchte: Wer so spricht, gibt sich einem schweren Irrtum hin. Wenn die Aufmerksamkeit in achtstündiger Spielzeit übermüdet wird, so muß gerade im Sinne vertiefter religiöser Wirkung nach möglichster Kürzung gestrebt werden. Wenn der Text leblos ist, so kommt die Wirkung nicht auf Rechnung des Eindrucks selbst, sondern ist den Assoziationen und Erinnerungen zu danken, die der Text hervorruft; sie bedeutet also kein Mehr über das hinaus, was der Besucher schon mitbrachte. Und daß eine solche Wirkung weniger tief und vor allem weniger nachhaltig ist als eine unmittelbare, dürfte selbst dem Kunstgegner und Bilderstürmer psychologisch einleuchten. Eine nachgeahmte und angefühlte Darstellungsmanier muß auf „Aktores" wie auf Zuschauer trotz aller Tränenvergießung weniger innerlich, ja bezüglich der Spieler leichter verflachend wirken, als eine, welche auf Instinkt und Naturlaut beruht. Es ist nicht Asthetentum, wenn man in der religiösen Kunst auch die Kunst gewahrt wissen will, sondern das ist ebenso die Forderung wohlverstandener Religionspflege. Die Kunst ist nicht geeignet, daran müssen wir festhalten, Theaterdienerin zu sein, sie will die Regie führen; dann erst und dann gerade kann

Digitized by Google

sie ihrer Direktorin Religion ganz die erwünschte Leistung erfüllen.

Nun wird natürlich erwidert, daß alle solchen Erwägungen für Oberammergau einen praktischen Wert nicht haben. In der Tat, man sagt den Oberammergauern wohl nicht ohne Recht Konservativismus nach, der auf den Stolz des Gelingens zurückgeht. Man hat es so herrlich weit gebracht und belächelt den laudator temporis acti. Ein Millionenunternehmen zum religiösen Volksschauspiel rückbilden zu wollen, scheint aussichtslos. Ich meine doch, daß es so schwer nicht wäre, wie die Macht der Trägheit zu glauben verleitet. Man hat jetzt in Enrika von Handel „zufällig" eine Dichterin, die einen echt dichterischen Text schreiben könnte und die doch unzweifelhaft historische Treue bewiesen hat. Man könnte ohne Schaden die Vorbilder ganz oder teilweise weglassen oder wenigstens nur alle vier Wochen mit geben. Man könnte den Prologus ohne weiteres streichen, die Übungsbühne abschaffen und statt der Pilothregie eine durchgeistigtere ohne erhebliche Kosten einführen. Man könnte, um die Kosten zu sparen, die Prunkkostüme, die sogar unvolkstümlich sind, dem Antiquar zurückverkaufen. Man würde dann eben im Regen nicht spielen, wie kein „Natur"theater im Regen spielen kann. Man würde auch nicht mehr acht Stunden mit Pause, sondern an den vorbildlosen Tagen etwa vier Stunden spielen. Unter alledem würde der Weltruf des Großbetriebs Oberammergau schwer leiden. Aber kommt es denn wirklich auf die englisch, amerikanisch, ungarisch, französisch und auch deutsch sprechende Masse, auf die Stundenzahl, den Prunk und die Einnahmeziffern an? Und hat die Aussicht gar nichts Verlockendes mehr für die Oberammergauer, vom Äußerlichen zum Innerlichen zurückzukehren, die innerlich Erlebenden auf ihren Bänken sitzen zu sehen, sitzen zu fühlen, wo heute schon die Sensationslust begierigen Auges des Schaustückes harrt, das da kommen soll? Denn mögen nun diese Anregungen fromme Wünsche bleiben oder nicht, es ist leicht vorauszusagen, daß das Passionsspiel sich in der Richtung auf Veräußerlichung entwickeln muß. Und niemand kann das mehr beklagen als jene religiös Gesinnten, die heute sehnsüchtig nach religiös inspirierter Kunst ausschauen. Gerade eine Stätte, die so große Mittel aufzuwenden hat, sollte und dürfte sich der Kunst nicht entfremden; aber zum Sakrileg im echt ästhetischen Sinn wird das, wenn auch die Natur von der Pseudokunst verdrängt wird. W. Sch.

Hamburger Theater

Im Oktober 1839 las der sechsundzwanzigjährige Friedrich Hebbel in Gutzkows Phönix die Proben des Revolutionsdramas, das der zweiundzwanzigjährige Darmstädter Student Georg Büchner aus dem Gefängnis, in dem ihn der starre Vater hielt, mit einem trotzigwilden Aufschrei an den hervorragendsten Empfänger des werdenden Zeitgutes geschickt hatte. Da notierte der langsamer reifende Dramatiker nach einem naiven Ausdruck der Bewunderung über den genialen Erstling des Frühreifen, mit dem er später zu seinem Ärger noch oft zusammen genannt und zum Zwecke der Herabsetzung verglichen werden sollte: „Büchners Danton ist freilich ein Produkt der Revolutionsidee, aber nur so, wie wir Alle Produkte Gottes sind oder, wie alle Pflanzen und Bäume, trotz ihrer Verschiedenheit, von der Sonne zeugen." Dieses

Digitized by Google

Wort scheint mir, weil es tiefer dringt, weit beachtenswerter als das bald folgende, vielzitierte, das dann die Summe zieht: „Grabbe und Büchner: Der eine hat den Riß zur Schöpfung, der andere die Kraft.“ Es umschließt die starke, leider für die meisten Betrachter ungehört verhallte Mahnung, über dem sachlichen Inhalt, dem oft das Grausige streifenden Gegenstand den tiefen, Form gewordenen Sinn nicht zu vergessen. Gewiß, das Werk wäre nicht entstanden, hätte nicht den gewaltigen Atem, nicht die leidenschaftliche Glut, wenn Georg Büchner nicht doch, nachdem er sich lange dagegen gewehrt und verächtlich über die „republikanischen Zierbengel mit den roten Hüten“ die Achsel gezuckt hätte, ein Revolutionär geworden und in ihre vorderste Reihe eingerückt wäre. Aber das ist das Große, das Staunenswerte an diesem Werk, daß es, zwar auf dem Boden der Revolution erwachsen, dennoch in seinem innersten Wesen (von Kleinigkeiten also abgesehen) alles andere als ein außerpoetische Zwecke verfolgendes Revolutionsdrama, als ein aufreizendes, um der Lebenswirkung willen die Dinge vergewaltigendes Manifest ist. Dem vor kurzem noch für die Tat glühenden Fanatiker, der den Hessischen Landboten, jene wühlerische, in ihren Mitteln unbedenkliche Flugschrift schrieb, war es möglich, den Stoff, der zum bloßen Sich-Aussprechen reizte, in das Gebiet der den Stoff vertilgenden Dichtung zu erheben. Büchner schrieb das Drama in dem Augenblick der Selbstbesinnung; das innere Durchleben rettete ihn vor dem Tun, das Selbstaufhebung bedeutet hätte. In Gießen hatte er sich der Revolution mit Haut und Haaren verschrieben. Nun, in der Haft der Studierstube, sank der ganze Revolutionsspuk, der wider seinen tiefsten Willen Macht über ihn bekommen hatte, in sich zusammen. Mit Schaudern erkannte der fanatische Jüngling, daß er sich und andere an den Rand des Abgrundes gerissen hatte und schlug die Augen auf. Gebieterisch wuchs vor dem im Fieber Schreibenden das Warum? das Wozu? auf. In der Welt seiner Scheingestalten lebte er zu Ende, was er in Tat und Wahrheit begonnen hatte; er gab ihnen von seinem Herzblut und war so des Zwanges, mit Leib und Leben durchzuführen, was ihn verwirrt hatte, überhoben. So zeigte er uns nicht den aufstrebenden, sondern den absteigenden Danton; nicht den Mann der Tat, den Glaubengesättigten, sondern den Müden, den Desillusionierten, den vom Ekel Gepackten. Aus dem Täter ist ein Gelassener geworden, der das Ende will. Der Herr wurde zum Knecht seines Werkes, der Schaffende zum armseligen Geschöpf. Der einst Begeisterte erkennt, daß nicht er das Werk, sondern das Werk ihn gewirkt hat, daß er, der sich als Kraft dünkte, nur das Schwert war, das ein Übermächtiger, Ungesehener nach seinem Willen führte. Erkenner aber, Wachgewordene sind Hemmschuhe der den gewissenlosen Täter verlangenden Entwicklung. So gehen die Räder über den Stillestehenden hinweg. Über den reicheren, bis zum Zynismus ehrlichen Vollmenschen triumphiert — wie lange? — der doktrinäre, der unehrliche, schauspielernde Moralist. Der ideenlose Fanatiker siegt über den aus Zielwillen Leidenschaftlichen, Robespierre schickt Danton aufs Schafott. Und das letzte weiterzeigende Wort des Dramas — von einer Totbegehrenden hervorgestoßen — heißt: „Es lebe der König!“

Was als Gloriole gedacht und wohl auch begonnen war, wurde dem von seinen Gestalten Erfüll-

Digitized by Google

ten, dem mit reichster Hingebung Gesegneten zu einer erschütternden, einen neuen geläuterten Lebenswillen freilegenden Tragödie. Nichts ist bezeichnender, als daß mit der Flucht aus dem Elternhause der Revolutionsspuk, dem der Gießener Student fast erlegen wäre, verschwand, als hätte er nie über Büchner Macht gehabt. Nur noch vom Mitgefühl diktiertes Erinnern an die Leidgenossen, keine Tat verbindet den jungen Straßburger Gelehrten mit der Vergangenheit. Der Doktorarbeit, der Vorbereitung auf die Dozentur und vor allem den neuen dichterischen Arbeiten gehört die kurze Zeit, die ihm das Leben noch ließ. In dem persönlichsten Leben des Dichters wurzelte — wie jedes Kunstwerk — „Dantons Tod“ und wuchs auf in die Höhen der Menschengeschicke formenden Tragödie. Wir haben in ihm neben Schillers Räubern und Goethes Götz den dritten unvergänglichen Erstling eines deutschen Genies, dem die Feuertaufe Shakespeares die Haare nicht versengte. Wie wenig bedeuten gegenüber dem, was an unanzweifelbarer Kraft der Charakteristik, des bildnerischen Ausdruckes, der Lebensgestaltung vorhanden ist, die größtenteils in der Jugendlichkeit wurzelnden Mängel, von denen man soviel Aufhebens gemacht hat! Wie oft hat man Büchner von jenem ersten Male an, wo Gutzkow das Werk den Seinen vorlas, das ungescheute Entlehnen einiger Seiten aus Thiers aufgemutzt! Und die — Deutlichkeiten? Schon der Hinweis auf den wahrlich nicht für zahme Ohren berechneten Erstling des Karlsschülers würde, auch wenn wir nicht die Gewißheit hätten, daß Büchner sie selber gar bald als „Ferkeleien“ erkannte und verabscheute, die Gewißheit geben, daß sie nicht Wesenseigentümlichkeiten waren. „Dantons Tod“ ist das Werk eines wahren, nicht eines sogenannten Genies. Und somit gehört es unsrer Bühne. Leopold Jeßner, der tapfere Oberregisseur unseres Thalia-Theaters, der mit treuer Beharrlichkeit auf einem verlorenen Posten wirkt (er ist, obwohl sein Herz den Werken von Qualität gehört, einem Theater verpflichtet, dessen Bestimmung es ist, dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums zu dienen), hat das verdienstvolle Wagnis unternommen, das Drama, 75 Jahre nach seiner Entstehung, auf eine öffentliche Bühne verpflanzt und so von dem Ruf, nur für Konventikel-Aufführungen geeignet zu sein, erlöst.

Es sei bei der Gelegenheit auf die soeben erschienene zweibändige Ausgabe der Gesammelten Schriften Georg Büchners (bei Paul Cassirer, Berlin) hingewiesen. Ohne die umfangreiche, 170 (von den 250) Seiten des ersten Bandes umfassende Einleitung Paul Landaus wäre mir die Darstellung der Beziehungen, die zwischen dem Werk und dem Leben des mit dreiundzwanzig Jahren Hinweggerafften bestanden, nicht möglich gewesen. Der Nachweis des Herausgebers freilich, daß Büchners Kraft in der kurzen Zeit, die er schaffen durfte („Dantons Tod“ entstand innerhalb fünf Wochen im Januar und Februar 1835, und schon am 21. Februar 1837 trug man den einem Nervenfieber Erlegenen auf den Berg bei Zürich), einen rapiden Aufstieg genommen habe und Büchner nicht nur, wie man bisher geglaubt habe, der Schöpfer von „Dantons Tod“ sei, scheint mir mißglückt. Das durch ein Preisausschreiben veranlaßte Lustspiel „Leonce und Lena“ ist eine jener Shakesperiaden, die heute für uns in allem Wesentlichen unwirksam sind und daher nur noch historisches In-

Digitized by Google

teresse haben. Das bürgerliche Trauerspiel „Wozzeck“, von dem direkte Linien zu unserem modernen Naturalismus führen, steht, ganz abgesehen davon, daß es Fragment blieb und so mit einem voll ausgewachsenen Werk nicht verglichen werden kann, so weit *unter* „Dantons Tod“, wie Schillers „Kabale und Liebe“ an Größe unter den „Räubern“ steht. Es entstand auf dem Wege zum neuen Ziel; es ist der Versuch einer (um zur vollsten Bezwingung zu gelangen) enger gesteckten Aufgabe und dokumentiert so allenfalls einen formalen Fortschritt, aber nicht ein inneres Aufwachsen. Und das Novellenfragment „Lenz“ scheint mir — so wie es vorliegt — trotz des einzigartigen Verwebens von Natur und Menschenschicksal einer das Außergewöhnliche betrachtenden Studie näher zu stehen als einer das Außergewöhnliche gestaltenden Dichtung. Trotz dieser Einschränkung bedeutet diese Neuausgabe — die erste seit der vor dreißig Jahren erschienenen, die Emil Franzos veranstaltete — ein Verdienst. Und bestände es in nichts weiter, als uns einen tieferen Einblick in das Werden von „Dantons Tod“ zu geben und damit eine reinere Deutung dieses Dramas zu ermöglichen. Hans Franck

Musik

Mahler als Dirigent

Erster Eindruck: Hamburg 1896, in dem weiten, grauen, alten Zuschauerraum des Stadttheaters. „Die Walküre“. Am Dirigentenpult plötzlich eine schmale, straff aufgereckte Gestalt — gleichsam aus einer Versenkung heraus. Im ersten Augenblicke glaubt man nur zwei übergroße glitzernde, schillernde Augen funkeln zu sehen — aber es sind nur die Brillen vor dem scharfen, hageren Gesicht des Dirigenten mit der steilen Stirn, dem störrischen schwarzen Haar und dem frauenhaften, nervös zuckenden Mund. Im Auditorium summt es: „Ah, Mahler!“ Der Dirigent klopft aufs Pult. Das Flüstern dauert fort. Er wartet einen Augenblick; dann gibt er den Streichern den Einsatz zu ihrem Sturmmotiv. Die ersten zwei Takte erklingen — aber im Hause ist's noch immer nicht still. Da klopft Mahler mit kurzem Ruck ab, dreht sich jäh herum, legt die Arme auf die Brüstung und sagt nur: „Bitte, ich kann warten.“ Stürmischer Applaus von der Galerie und sofortige absolute Ruhe. Ich entsinne mich noch, daß ich mir in diesem Augenblick dachte: „Na, in Wien dürft er sich so was nicht erlauben!“

Man weiß seither, daß er sich in Wien ähnliches „erlaubt“ hat. Und ehe sich damals noch der Vorhang gehoben hatte, war es mir und allen klar, daß er sich das erlauben *durfte*, — daß hier eine zwingende und unwiderstehliche Kraft von einem ausging, dessen Leben jetzt nur mehr in diesen Tönen flutete und sonst ausgeschaltet war; einem, dessen innerstem Wesen im Wiedererleben und Nachschaffen des Kunstwerks eine wunderbare Sehnsuchterfüllung gewährt war, — der mit unerhörtem Ernst und einer fast grauenhaften Intensität des seelischen Mitempfindens jedem Takt sein letztes Geheimnis entlockte und der die Macht und also auch das Recht hatte, die andern zu solchem Ernst emporzureißen — wenigstens aber: sie zum Respekt vor solchem Tun zu erziehen. Für jeden, der Mahler damals zum ersten Male dirigieren sah, war diese „Walküre“ ein entscheidender und unverlierbarer Eindruck und dazu die Ent-

Digitized by Google

hüllung eines gänzlich Neuen: niemals zuvor hatte sich das Werk, trotz aller dafür längst empfundenen leidenschaftlichen Begeisterung, derart glühend in die Seele gebrannt, war der schmerzliche Liebessturm des Geschwisterpaares, die Tragik des machtverstrickten Gottes, der hinwetternde Orkan der jauchzenden Walküren und die heilige Schwermut des Brünnhildenschicksals mit solch unmittelbarer Gewalt über die Hörer hingebraust. Man fühlte: jener Liebessturm und diese Tragik und der Gewitterschrei der Wunschmaide und Brünnhildens Strafe — all das vereinigte sich in diesem Augenblick nur zum Ausdruck all dessen, was den schmächtigen Fanatiker unten am Pult durchschütterte. Bisher Unbeobachtetes fügte sich in bedeutsamer Klarheit ein, nie zuvor gehörte Stimmen wurden im Orchester laut und gaben den längst gekannten erst ihren rechten Sinn; in schärfster Profilierung und erregter Spannung zogen in leuchtenden Tonsymbolen ganze Szenen vorüber, an deren Ende man sich plötzlich entsann, daß das dieselben Szenen waren, die man einst als lähmende Länge empfunden hatte und die jetzt erst in ihrer wahren tragischen Bedeutung entschleiert waren; und bei all diesen köstlich aufgeschürften Einzelheiten das Ganze in unwiderstehlich einheitlicher Steigerung zu einem einzigen großartigen Bogen gespannt. Dabei war die Darstellung des Werkes durchaus nicht außergewöhnlich; die ganze Macht dieser verzehrend passionierten Wirkung ging von dem Stab des Dirigenten aus, der scheinbar fahrig, aber mit unbedingt bewußter Sicherheit seine merkwürdig unschönen und faszinierenden Zeichen gab: rapiergleich zufahrend bei jähen Akzenten, mit der hohlen Hand die Töne gleichsam aufschöpfend bei beredsamen Nebenstimmen, gleichsam beschwörend und alarmierend bei grandiosem Aufschwung, unwillig abwinkend, wenn ein Instrument vordringlich wurde, und bei schwelgendem Gesang hingerissen mitsingend, berauscht, im Strom der Klänge ertrinkend, und dabei noch mit einer seltsamen Gebärde der ausdrucksvollen Hand, als wolle sie das Letzte aus dem Orchester herausziehen und hinbreiten. In den Linien seines Taktstocks war ein graphisches Bild der ganzen Partitur zu sehen, und jede Wendung jedes Details war deutlich in der zuckenden Lebhaftigkeit der Zeichen, die der kleine Zauberstab in die Luft schrieb.

Diese heftige Beweglichkeit und diese Detaillistik der Dirigentengeste sind jetzt bei Mahler längst nicht mehr zu spüren. Mag sein, daß das höhere Können der seither von ihm dirigierten Orchester eine sich verdeutlichende Gebärdensprache überflüssig machte; mag sein, daß die Reife und die Sicherheit seines Meistertumes sie entbehren hieß. Sicher ist, daß Mahler jetzt, auch angesichts der kompliziertesten Partitur, ein Bild gebändigter Ruhe ist. Nur die nötigsten Zeichen; die Augen allein halten das Orchester in Bann. Die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andre in großen, sparsamen Bewegungen schwingend und oft völlig ruhend, so daß sich der wundervolle Eindruck einer vollkommenen Improvisation des in höchster Freiheit und dabei doch in durchgeistigter Präzision musizierenden Orchesters einstellt. Aber diese Ruhe hat nichts an der Intensität seiner Wiedergabe geändert.

Digitized by Google

Das Höchste seiner Interpretationskunst, von seinen eigenen Werken abgesehen, hat er sicherlich bei Wagner, Mozart und Beethoven gegeben. Noch spezialisierter: im „Tristan", „Figaro", „Fidelio", der Fünften und Neunten von Beethoven. Ich habe es einmal versucht, den Unterschied zwischen der Beethovenreproduktion Mahlers und der eines andern berühmten Dirigenten, wie Weingartner, in die Formel zu bringen: „bei der besten Beethovenaufführung Weingartners hat man das Gefühl: das ist so schön, wie ich mir's irgend denken konnte," — bei Mahler: „das ist so, wie Beethoven sich's gedacht haben muß". Das erschöpft die Sache aber nicht, weil noch etwas zu dieser höchsten Erfüllung der tondichterischen Intention kommt: die Persönlichkeit des Nachdichters. Ein musikalisches Kunstwerk besteht ja nicht bloß aus den Zeichen auf den fünf Notenlinien. Sondern es ist, wie jedes andere, das Ergebnis einer Addition: des Tonwerks, seines Interpreten und der Seele des Hörers, in deren Miterleben es seine Geburt feiert. Wie immer dieser Hörer beschaffen sei, — es ist nichts Kleines, wenn Mahler einem Werk sich zu schenken hat; sein brennendes Empfinden, seine phantastische Bildnerkraft.

Über Mahlers Versuche, die ihm deutliche, aber in ihren Zeichen nicht erfüllte Absicht des Tondichters durch klarere und durchsichtigere Instrumentation vollkommen zum Tönen zu bringen, soll hier nicht gesprochen werden: die leidige Frage der Retuschen ist bis zum Überdruß abgehandelt worden. Ich meine: was man von Bülow oder Weingartner willig hinnimmt, wird man bei dem empfindlichen Stilgefühl und der pietätvollen Ehrfurcht, die ihm eigen sind, Mahler wohl gewähren müssen. Aber über ein anderes: es gibt gefeierte Dirigenten, die nur jene Werke wirklich lebendig zu machen vermögen, die für sie selbst etwas bedeuten, — eine künstlerische Liebe oder die Aussicht auf glänzenden Erfolg; und die bei allem andern matt und eindruckslos bleiben. Der „glänzende Erfolg" im Sinne des virtuosen Effekts war Mahler immer gleichgültig; was immer aber er dirigierte, hat er — und wenn es noch so minderwertig war — derart durchleuchtet, derart in seinem ganzen Gehalt ausgeschöpft und es oft und oft derart beschenkt, daß mir einige Male die Komponisten mittelmäßiger Werke gestanden, sie hätten nie geahnt, welcher Reichtum, Glanz und Klang in ihrer eigenen Arbeit verborgen gewesen sei. Keiner vermag es wie er, die Schwächen einer Tondichtung zu verhüllen, ihre Einheitlichkeit herzustellen und ihr Organisches deutlich zu machen, ohne daß manche Mängel der thematischen Verzahnung oder die Redseligkeiten einer nicht genügend straffen Durchführung fühlbar werden. Bei ihm wird es nie vorkommen, daß man mit einem sehr eigentümlichen Lobe nach einer Aufführung sagen wird, man habe erst jetzt an dieser sonst so teuren Schöpfung die Fehler und Längen entdeckt. Ein „Lob", das in letzter Zeit bei Wiener Veranstaltungen manchmal gespendet wurde.

All diese einzigartigen Dinge leuchten am stärksten bei den höchsten Werken. Im „Tristan" Mahlers sind uns die Wunder dieser Töne neu erschlossen worden, die grauenvolle Pracht dieser Wahntragödie in ihrer schmerzhaften Ekstase, ihren schwelgerischen Lie-

Digitized by Google

besleiden, ihrer wehvollen Todessehnsucht. Und daneben die zärtliche Seligkeit und strahlende Vergeistigung des „Figaro“, — diese freudige Sinnlichkeit, dieses unbeschwerte Schweben einer Komödienmusik in all ihren verklärten Allzumenschlichkeiten und Verfänglichkeiten, zu reinster Heiterkeit gelöst von einem, der viel gelitten haben muß, um zu solcher Milde und solchem überlegenen Lächeln zu gelangen. An Leid gelitten, das aus seinem Nachschaffen Beethovens tönt — und vor allem aus seinen eigenen Werken, die von all denen, die sie lieben, als persönliche Angelegenheit empfunden werden. Richard Specht

Das Jüdische bei Gustav Mahler

Artur Schnitzler soll einmal gesprächsweise gemeint haben, wenn man nicht wüßte, daß Richard Strauß Arier und Gustav Mahler jüdischer Abstammung sei, so würde man bei dem Schöpfer der „Salome“ unstreitig die üppige, erotische Sinnlichkeit, die orientalisch ausschweifende Phantasie, den Hang zum äußeren Effekt und das Talent zur Selbstaufmachung, überhaupt das Geschick zur wirtschaftlichen Verwertung seiner Arbeiten als spezifisch semitische Eigenschaften bemerken und ihm Gustav Mahler entgegenhalten als den Mann der deutschen Grübelei und Mystik, des faustischen Ringens, als den keuschen Wunderhornsänger, der die Musik der fahrenden Gesellen aus dem Volke symphoniefähig macht, als den großen Idealisten, kurzum als den Typus des germanischen Künstlers. Anderseits hat aber Rudolf Louis in seinem geistreichen Buche über die deutsche Musik der Gegenwart den jüdischen Charakter der Mahlerschen Musik mit aller Schärfe betont und sich zu der Behauptung verstiegen: sie wirke auf ihn wie die Travestien klassischer Gedichte in jüdischem Jargon.

Das sind starke Gegensätze der Anschauungen, die anzeigen, daß hier vermutlich ein tieferes Problem vorliegt. Man wird Schnitzler zunächst für befangen und Louis für einen Antisemiten halten. Aber Schnitzler hat im „Weg ins Freie“ gezeigt, daß er der modernen Judenfrage ziemlich weitherzig gegenübersteht und Louis verwahrt sich ausdrücklich dagegen, als Anhänger des Antisemitismus zu gelten. Wir haben es also zum mindesten nicht mit verbohrten Parteimenschen zu tun. Und doch diese beiden, ganz unvereinbaren Urteile!

Es ist nicht leicht, von diesen Dingen zu reden, ohne auf Schritt und Tritt gegen vorgefaßte Meinungen anzurennen und die Gefühle auch vortrefflicher Menschen zu verletzen. Von jüdischen Zügen im Schaffen eines Künstlers semitischen Blutes zu sprechen, sollte eigentlich sowenig anstößig sein, wie wenn wir den Momenten nachspüren, die Schiller als Schwaben, Hebbel als Dithmarschen, Wagner als Sachsen, Chamisso als Franzosen, einen Japaner als Japaner kennzeichnen. Keinen Schwaben, Dithmarschen, Sachsen, Franzosen würde das kränken. Bei den deutschen Juden, soweit sie Assimilanten sind, erregt dergleichen heftiges Ärgernis; sie erblicken darin nicht die Feststellung einer Stammeszugehörigkeit, mit der an und für sich nicht das mindeste Ärgernis verknüpft sein kann, sondern etwas wie den mittelbaren Vorwurf, daß der Assimilationsprozeß noch nicht vollzogen sei. Und weil unter „jüdischen“ Eigenschaften insgemein nicht die guten, sondern die minder sympathischen Eigenschaften dieser Rasse

Digitized by Google

verstanden werden, so wirkt die Charakteristik „jüdisch“ gerade auf die Juden verstimmend. Sie empfinden darin eine Anzüglichkeit nicht etwa auf die charakteristischen Stärken, sondern auf die Schwächen ihres Wesens. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Was den Künstler charakterisiert, ist meist nicht das, was er mit Bewußtheit kraft seiner Bildung und Intelligenz will und erstrebt, sondern das, was unbewußt, unabhängig von seinem Willen in ihm schläft oder arbeitet. Es muß den Juden, der in den Idealen der germanischen Kunst erzogen ist, und der glaubt: nicht was wir sind, was wir suchen ist alles, oft geradezu erschrecken, wenn man Züge an ihm bemerkt, die vielleicht nur als dunkle Instinkte, jenseits seines Willens in seiner Seele walten. Das Jüdische der Mahlerschen Kunst läßt sich, wie mir scheint, gar nicht übersehen. Die heftig gestikulierende Rhythmik, die Unrast, die Vorliebe für grelle Kontraste, die flackernde oder fanatische Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks gehören wohl dazu. Pflegen doch in bedeutenden Individuen die Rasseneigentümlichkeiten in gesteigertem Grade hervorzutreten. Aber ebenso verkehrt, wie das Verschleiern und Vertuschen, scheint es mir anderseits: in Mahlers Kunst *nur* das Jüdische zu sehen, sie einzig aus diesem Punkte zu erfassen, statt zu beobachten, wie hier die Persönlichkeit über die Grenzen ihrer Gattung, ihrer Rasse hinauswächst. Gustav Mahler hat, wie Schnitzler richtig bemerkt, in der Tat viele ausgezeichnete Eigenschaften erwiesen, die mit dem besonderen Begriff des Jüdischen gar nichts zu schaffen haben, die ihn einfach als ungewöhnlichen Menschen und Künstler erscheinen lassen.

Und das Deutsche der Mahlerschen Kunst? Die enorme Anpassungsfähigkeit an die Völker, unter denen sie leben, macht ja gerade eines der Merkmale des Judentums aus. Mehr noch. Die Juden nehmen nicht nur die gesamte Bildung und Anschauungsweise ihrer Wirtsvölker rasch in sich auf, sie unterstreichen deren nationale Eigentümlichkeiten sogar oft deutlicher und drastischer, als diese Völker selbst. Heine hat Geschlechtern als der deutsche Dichter par excellence gegolten. Offenbach, der Kantorsohn aus Köln, hat das Pariserische in der Musik „geschaffen“. Das penetrante Wienertum, das bei Johann Strauß noch eine feine Blume war, ist von jüdischen Couplet- und Tanzkomponisten destilliert worden, deren Wiege im fernen Osten stand. Mahlers Verhältnis zur deutschen Volksmusik ist ein Verhältnis nicht des ruhigen, natürlichen Besitzes, sondern der heißen Sehnsucht. Und ebenso wird man sein künstlerisches Wesen am besten fassen. In diesem durch und durch intelligenten, mit der deutschen Bildung seiner Zeit erfüllten, auf der Höhe der musikalischen Technik stehenden, geistig überkomplizierten Manne lebt eine Sehnsucht nach dem Naiven, nach dem Primitiven, ja nach dem Trivialen, *neben* transzendentaler Geistigkeit und einem Kult des großen Pan in der Natur. Und der Ausgleich dieser Faktoren vollzieht sich in seinen Symphonien unter wildem Ringen, mitunter fast unter Krämpfen. Gewiß, daß die Konflikte seiner Kunst durch die *jüdische* Psyche gefärbt sind. Aber das Menschliche darin können wir alle mitempfinden, die wir zwischen den Steinmassen der Großstadt ein tiefes *deutsches* Heimweh fühlen nach Wald und Wiese.

Richard Batka

Digitized by Google

Albrecht Altdorfer,

von dem wir heute den Lesern eine Anzahl von Bildern vorstellen, ist lange nicht so berühmt, wie seine großen „altdeutschen“ Kunstgenossen Dürer und Grünewald, und das ist ganz in der Ordnung. Aber er ist auch lange nicht so berühmt, wie beispielsweise ein Lukas Cranach, selbst mit seinen spätern Bildern, und dazu liegt eigentlich kein Grund vor. Uns scheint, daß wir gegen den ganzen „Donaustil“, den man ob seiner Absonderlichkeit kunstgeschichtlich nicht recht unterzubringen weiß, ästhetisch ein wenig ungerecht wären, wenn wir auch seine liebenswürdigsten Gaben weiter so wenig beachteten, wie bisher. Deshalb begrüßen wir, daß in der Diederichsschen „Kunst in Bildern“ mit Wort wie Reproduktion der Regensburger Maler und Ratsherr wieder zu Ehren kommt, und um so mehr, als Ernst Heibrich im Texte doch auch wieder vor Überschätzung warnt.

Soviel ist gewiß: man darf die „Donaumaler“ nicht feierlich nehmen. Von Dürers unerbittlichem Kunsternst, von Grünewalds poetischer Größe hat der treffliche Altdorfer wirklich nicht viel. Gibt er Raum, so gibt er ihn meist in Stücken; gibt er Menschen — Beschauer, so prüfe die Glieder nicht; auch der Landschaft fehlt's am Organischen. Und mancherlei beweist, daß er um Vollkommenheit in der Darstellung auch gar nicht erst *rang*, daß er einfach ein Leichtfuß war. Darum hat er die Geschichte seiner Kunst auch kaum gefördert. Aber wir Genießer von heute sind ja nicht verpflichtet, ihn auf seine kunstwissenschaftliche Bedeutung hin zu examinieren, wir dürfen ihn einfach vorlegen lassen, was er hat, und uns eben dessen *erfreuen*, was Gutes darunter ist. Es ist genug da. Altdorfer ist ein Fabulierer in der Malerei, wie die Welt wenige gesehen hat. Was die andern mit inbrünstiger Vertiefung geschildert, wird ihm, schlimm genug, Nebensache, aber was jenen Nebensache war, davon fabuliert er, davon schwärmt er uns vor. Man betrachte die „Ruhe auf der Flucht“, die unter den Meisterbildern wiedergegeben ist — wer denkt bei diesem Zauberbrunnenbild an den heiligen Stoff, wen aber freut das Märchenkinderleben mit allem, was daneben und dahinter noch lebt und lacht, als solches nicht? Dann „Susanna im Bade“! Wie? Freilich, das soll ein Bild der „Susanna im Bade“ sein, diese Tempelphantasterei, als wenn das Bauen nichts kostete! Aber Vergnügen hat dem Altdorfer das Luftschlösserbauen gemacht, und mit diesem Vergnügen steckt er uns an, wie mit der Naturfreude, die im Vordergrunde alle Blumen einzeln gleichsam gestreichelt hat — man beachte als Exemplum die Malve rechts. Auch bei den beiden Märtyrerbildern ist die Landschaft das Beste. Malerisch zusammengebracht ist sie zwar nicht, aber wer nur Vielerleiheit in ihr fände, wäre doch wohl auch gegen das Bild als Kunstwerk überkritisch. Künstlerische Komposition ist schon darin. Auch Sinn für die Geschlossenheit eines Werks. Verbunden freilich mit einer Liebe zum Einzelnen, die immer wieder beim Einzelnen steckenbleibt. Mitunter dann wieder, wie in dem Madonnenbild und in dem Landschaftsstück aus der Alexanderschlacht, ein Flug ins Freie, ein Dehnen ins Weite, der Altdorfer als Großen erweisen würde, flög er ihn sicher aus und hätte er solchen Flug als erster versucht, wäre nicht schon Grünewald da.

Digitized by Google

Könnten wir uns ohne den diese engelgefüllten Himmelsunendlichkeiten denken? Und diese Küstenfernen mit den Wolkengebirgen auf Wolkengebirgen? Und gewiß: Grünewald vermochte das noch besser, organischer, größer, konnte in gewaltiger Einheit schauen, was Altdorfer oft nur mit Mosaik zusammenstellt. Dafür aber, daß auch des Regensburgers Phantasie recht lebendig war, eine Kleinigkeit zum Beweis: man beachte, mit welchem Gefühl rechts von der Votivtafel das Tuch belebt ist, so daß es ganz von der Stimmung des Ganzen bewegt scheint.

Unsere sechs Bilder hinten am Heft haben wir mit Platten aus der „Altdeutschen Malerei" gedruckt, die als einer der ersten Bände der „Kunst in Bildern" bei Diederichs in Jena erschienen ist. Der Band mit 200 solcher Vollbilder für 5,50, ja 4,50 Mark — das soll nur bei einer Auflage von 30 000 möglich sein. Es scheint aber, als habe der Verlag die Absatzfähigkeit dieser Bände überschätzt; „gehen" sie nicht besser, so stellt er die Fortsetzung, fürchten wir, ein. Das Unternehmen ist ja mehr noch als zur ästhetischen zur kunstgeschichtlichen Bildung wertvoll, aber auch wer sich nur an alter Kunst erfreuen will, hat manches davon. Zumal auch die Texte sehr gut sind. So sei bei dieser Gelegenheit auch für die „Kunst in Bildern" ein ernsthaft empfehlendes Wort gesagt, damit das schöne Unternehmen nicht stocken müsse.

Münchner Sezession

Vergleicht man die diesjährige Ausstellung der Münchner Sezession mit ihren ersten Veranstaltungen, so kann man erkennen, was für eine konservative, fast ehrwürdig konservative Institution dieses ursprünglich revolutionäre Unternehmen geworden ist. Ihre ästhetischen und — in gewissem Sinne — politischen und moralischen Grundsätze haben diese Ausstellungsgruppe stark und groß gemacht, aber diese festen Grundsätze wurden anderseits bald zu gefährlichen, eine freie Entwicklung einengenden Schranken. So groß daher die Verdienste sein mögen, die die Münchner Sezession durch den Ernst ihres Strebens, durch die Neugestaltung des Ausstellungswesens und besonders durch das Heraufschrauben der qualitativen Forderungen errungen hat, für das Kunstleben der Gegenwart bedeutet sie nicht mehr dasselbe wie früher. Die neuen Kräfte, die sich allenthalben regen, und die, wie ich glaube, die Entwicklung in neue Bahnen drängen werden, findet man nur spärlich in den Mauern des schönen Ausstellungspalastes am Königsplatz vertreten.

Die Frühjahrsausstellungen, in denen der junge Nachwuchs sein Können zeigen darf, bestätigen das, und dieses Zeugnis wiegt doppelt schwer. Die impressionistischen Führer der Gruppe waren immer so einsichtig, andre große Künstler, auch wenn sie nicht Impressionisten waren, in ihren Kreis zu ziehen. Für die Jüngeren aber ist der Impressionismus zum alleinseligmachenden Evangelium geworden. Das ist eine Gefahr, denn die Kunst der großen Meister wird in den Händen der Schüler meist zur geistlosen Manier. Noch verhängnisvoller aber als das starre Festhalten an einem bestimmten Malrezept wurde für diese Künstler die Anbetung des Artistischen, die Verachtung der Idee.

Als sie verkündet wurde, war diese Doktrin eine Befreiungstat.

Digitized by Google

Sie erlöste die Maler von einem vielfach verstiegenen und verlogenen sogenannten „Idealismus“. Aber sehr bald schon begann sie eine unerträgliche Tyrannei auf ihre Anhänger auszuüben. Die einseitige Bewunderung des rein Malerischen und die souveräne Verachtung alles Ideellen, aller poetischen Motive, beides begünstigte das Emporkommen einer Generation von glänzenden, aber kühlen Artisten, die ihre Kunst, fast möchte ich sagen: ihre Kunstfertigkeit nur bei der Lösung von gewissen Licht-, Luft- und Farbenproblemen beweisen durften. Daher rühren das neue Blühen der Landschaftsmalerei, der Verfall der Porträtmalerei. Daher auch das Interesse für Akte, Tiere, Gartenszenen, Interieurs.

Alles Geistige, Psychologische ist streng verpönt. Man malt eine „Dame in Rot“ oder eine „Dame in Schwarz“ oder eine „Dame mit Muff“ oder „Rote Haare“. Das sind farbige Experimente. Die Folge ist: das Experimentelle, der Charakter der Studie bleibt fast immer an diesen Arbeiten haften, auch wenn sie mit derselben Mühe und Sorgfalt gemalt sind wie die Bilder alter Meister.

Wirkliche Bilder — in diesem Sinne — sah und sieht man in der Sezession nur selten. Es hilft alles nichts, Bilder müssen komponiert werden; das Komponieren aber ist eine Kunst, die in unsern Tagen immer mehr verloren geht. So glücklich unsre Maler in der Entdeckung neuer malerischer Motive sind, so schwer gelingt es ihnen, die Motive zu Bildern zu verdichten und zu vertiefen. Stuck, Thoma, Uhde, Hengeler, Keller gehören zu den wenigen, die noch Bilder malen.

Bewundernswert indessen ist immer das künstlerische Niveau der Sezessionsausstellungen. Das muß bei der diesjährigen Sommerausstellung ebenso anerkannt werden wie bei den früheren. Es ist eine Schar von großen, ernsten Könnern, die sich hier zusammengefunden hat. Diesmal ist die Jury mit besonderer Strenge verfahren. Anhänger der extrem modernen Richtung wurden mit wenigen Ausnahmen nicht zugelassen. Das verstärkt den konservativen Charakter der Veranstaltung. Es ist auch nichts Überraschendes, nichts Unerwartetes zu sehen, keine Sensation — ausgenommen vielleicht des Finnen Juri Repin Bild „Der große Führer“, das durch die starke Energie des Ausdrucks und die temperamentvolle Komposition auffällt.

Die Führer der Sezession haben sich diesmal leider einer großen Zurückhaltung befleißigt. Thoma, Dill, Trübner, Kalckreuth, Liebermann, Zorn und viele andere haben überhaupt nicht ausgestellt, und die, die Bilder schickten, erschienen nicht mit den stärksten Proben ihrer Kunst auf dem Kampfplatz. Stucks Bilder, darunter „Perseus und Andromeda“, sind schon früher gezeigt worden, Uhde, Kuehl, Keller, Habermann, Hengeler, Samberger sind mit charakteristischen, zum Teil sogar glänzenden Arbeiten vertreten. Habermanns dekorative Aktstudie gehört gewiß zu den reifsten Bildern des Meisters.

Weniger jedoch an dem Schaffen der anerkannten Führer als an dem Ringen einiger anderer Künstler kann man erkennen, daß auch innerhalb der Mauern der Sezession hier und dort die Zeichen einer neuen künstlerischen Anschauung und Darstellungsweise sichtbar werden. Georg Martin Richter

Digitized by Google

Vom Standort und vom „Verwenden"

Man schreibt uns:

„Die Gesinnung, in der man den Werken der Vorfahren gegenübersteht, ist stets ein nicht unwichtiges Kriterium ästhetischer Bildung.

Die einen sehen das Kunstwerk. Für sie ist ein schönes, uns überliefertes altes Bauwerk eine seltene, durch ihre Schönheit uns erfreuende Blume am Wege, ein uns fesselnder Luxusgegenstand, der eben irgendwo zur Zierde der Stadt aufgestellt ist. (Von der Art der historischen Wertung sei für diesmal abgesehen.) Es können recht mächtige Lustgefühle sein, die sich bei ihnen vor solch einem Werke regen; doch sind die nicht naiv, sondern »romantisch«. Es ist ihnen eine abgesonderte »gute Stube« im Herzen angewiesen, geschieden von allen »vernünftigen«, im lebendigen Tage wurzelnden Empfindungen, die immer Logik, Präzision und Zweckmäßigkeit eines Dinges prüfen. Die Kunst ist diesen Leuten der Feiertagsschmuck, nicht der Körper der Kultur.

Die andern, das sind Menschen wie die Menschen von ehemals, gerad denkend und gerad fühlend. Es gab früher keinen Dualismus in der Auffassung: so wie der Handwerker auch die Arbeit des Alltags als Künstler anpackte, so empfand man das Künstlerische nicht als etwas für sich Bestehendes, sondern eben als die in jedem einzelnen Fall angemessenste Gestaltung des praktischen Zweckes. Nur wer so denkt, ist in unverfälschtem Sinne fähig zum Genuß der »lebendigen Schöne«. Er beachtet dann vor allem das nach klaren Gedanken organisch Entwickelte des Ganzen, die innige Harmonie von Ausdruck und Wesen, die Art, wie alle einzelnen kleinen Bedürfnisse bei dem Gebäude phantasievoll ins Körperliche übersetzt und schließlich zur Einheit im Rhythmus zusammengezwungen sind. »Hier sind Gedanken gestaltet, und 's ist nicht etwa bloß gespielt worden«: so sei die Auffassung beim Betrachten schöner Bauformen. Das Wesen der Bauformen sind nicht Formen; das Wertvolle daran, das, was ihnen erst Daseinsberechtigung gibt, ist der in sie eingeschlossene reale Zweck und Gedanke.

In Bern scheint man — unter Architekten sogar — bei einer der jüngsten Vergangenheit angehörenden Sache recht weit von solcher wahren Kultur entfernt zu sein. Wie könnten sonst die Ausdruckswerte der Form so ganz verkannt und übersehen werden wie bei dem Projekte, das die zweite Abbildung zu diesem Aufsatz uns vorstellt? Das Mittelstück der architektonisch-gärtnerischen Anlage auf dem Bilde war einst die Fassade eines kleinen, aber besonders ausgezeichneten alten Gebäudes, und Abbildung 1 soll den Eindruck ungefähr rekonstruieren, den diese in ihrer natürlichen, wahren Funktion als Vorderwand eines Hauses zwischen anderen Häusern hervorrief. Es handelt sich um das alte historische Museum, ein kleines Juwel feinsinniger Barockarchitektur, 1772—76 von Niklaus Sprünglin erbaut, ein Stück Stadtbild, dem am 25. Oktober 1908 allen Gegenanstrengungen zum Trotz durch Volksabstimmung mit 5122 gegen 3099 Stimmen das Todesurteil gesprochen wurde. Als demzufolge das Gebäude niedergerissen werden mußte, verfuhr man mit der erwähnten Nordfassade besonders vorsichtig, um das hübsche Kunstgebilde — warum auch nicht? — irgendwo anders wieder dekorativ »verwenden« zu können.

Digitized by Google

Außerhalb des alten Berns, im Kirchenfeld, war eine größere Gruppe von Villen entstanden, und der Architekt, der sie alle »im Barockstil« gebaut hatte, war der Ansicht, daß die Barockformen des alten Gebäudes in diese Umgebung gut passen würden. (Eine derartige Gegenüberstellung müßte allerdings recht lehrreich wirken, wenn auch weniger im Sinne des Veranstalters.) So entstand der Plan, den Abbildung 2 in allen Einzelheiten wiedergibt.

Gewiß, es ist löblich, wenn man kein Mittel unversucht läßt, einem bedrohten alten Kunstwerke das Leben zu retten. Aber die Schale konservieren zu wollen, wenn der Körper einmal zerstört ist, die Schale, die sich der Körper einst in den eben ihm passenden geschaffen hatte, — ferner diese Absicht auf eine Weise zur Tat zu machen, bei der die architektonische Sprache der vorhandenen Formen wie in völliger Ahnungslosigkeit ignoriert wird, — endlich die große historische und ästhetische Fälschung durch eine umfangreiche Garnierung mit baulichen Zutaten unkenntlich machen zu wollen, die man raffiniert dem Stil des echten Stückes anpaßt, um die wahre Sachlage so sehr als möglich zu verschleiern, — das heißt doch gewiß nicht den Genuß an dem verlorenen Werke des Meisters Sprünglin den lebenden und noch kommenden Geschlechtern wiedergeben. Das schlägt doch vielmehr einer tieferen ästhetischen Kultur ins Gesicht und heißt alles eher, als das Publikum zum Sehen erziehen. Unsre besten Geister mühen sich damit ab, es als sittliche Forderung zu propagieren, daß die Erscheinung ehrlich das Wesen ausdrücke, — und die lieben Zeitgenossen lassen sich nicht in ihrem gedankenlosen Spielen mit Kunstformen stören.

Hier ist ein Hausportal; die Säulen, die Pfeiler, der Torbogen künden dir's noch deutlich an; aber eine Muschelnische verschließt dir den Eintritt und Wasser strömt in breiten Kaskaden hervor. Auch die Seiteneingänge sind vermauert; von dort heraus spritzen Delphine ihre Strahlen. Das große Fenster oben erscheint als gähnendes Loch — des Himmels Wolken schauen hoch hinein. Der Balkon mit seinem soliden schützenden Gitter lädt noch ein, zu stolzer Umschau herauszutreten; aber statt Zimmern, Treppen und Gängen schließen sich luftige Gebüsche und Pappeln an die so eigentümlich verzauberte Hauswand rückwärts an. Vor ihr breitet sich eine stilvoll eingefaßte Wasserfläche aus; Balustraden, Obelisken und andere »Motive« vervollständigen das »Château d'eau«. Alles gar nicht ungeschickt in der Massenverteilung, und für den ersten Eindruck in rein formalem Sinne beinahe bestechend; der beherrschende Mittelpunkt des Ganzen jedoch eine ragende Kulisse, in ihrer gespenstischen Hohlheit der Lächerlichkeit preisgegeben. Vergebens versucht man die verräterische leere Rückseite mit üppiger »Landschaftsgärtnerei« zu kaschieren.

Der weitbekannte, übelbeleumundete, jeder Unkultur verwandte »Freilegungsgeist« scheint mir auch hier in den Köpfen geschäftig, der sich daran freut, organische Zusammenhänge zu zerreißen und jedes schöne Gebilde auf den Präsentierteller zu stellen.

Und dann: hat dieser »Fall« nicht etwas an sich, das ihn zur Parallelerscheinung macht im Vergleich mit manchem andern Projekt unsrer Tage, wie dem beabsichtigten Ausbau der Heidelberger Schloßruinen, der geplanten Wiederaufrichtung der »Alten Schau« in Nürnberg und ähnlichem? Das Gemeinsame ist

Digitized by Google

hier die isolierte Freude an der formalen Schönheit alter Bauformen und das fehlende Verständnis für die Bedeutung des Ausdrucksprinzipes, jenes Postulats ästhetischer Wahrhaftigkeit, das die Kunst erst aus dem Gebiet des Spielerischen, Tändelnden, bloß Schmückenden, Überflüssigen heraushebt in das Reich des Notwendigen, und von dem wir seit Friedrich Schiller wissen, daß es Ästhetik und Ethik, die gewissenzerquälenden Gegensätze, endlich in reine Harmonie auflöst.

Hans Gräffel d. J."

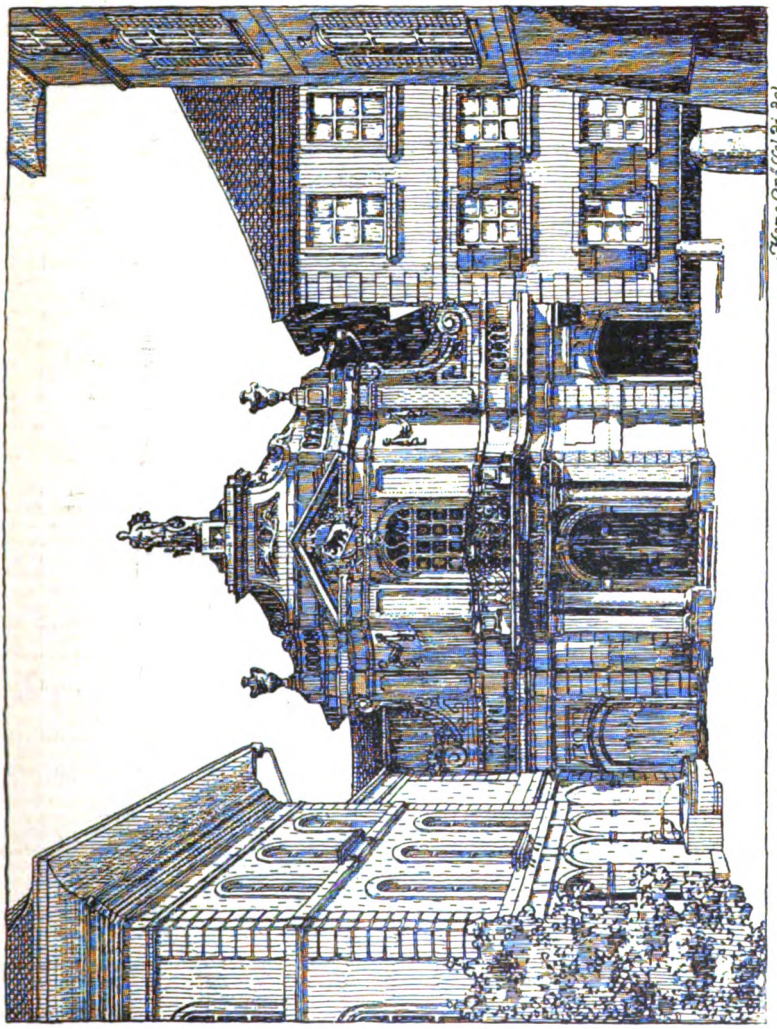
So weit Gräffel; ich brauche kaum erst darauf zu deuten, wie das, was er sagt, gerade den Kern auch meiner Anschauung berührt. Und doch kann ich ihm nur zur Hälfte recht geben. Meiner Meinung nach ließe sich an und für sich gar nichts dagegen sagen, daß die Berner die Fassade ihres alten Museums irgendwo wieder aufrichteten. Erst bei der Ergänzung und „Umfrisierung" dieser Fassade in ein „Wasserschloß" geht auch mir die Sache — und nun kräftig — gegen den Strich.

Was den Wiederaufbau betrifft, so scheinen mir Gräffels Auseinandersetzungen deshalb fehl am Ort, weil er unter dem Gesichtswinkel eines Nutzbaues betrachtet, was ich als ein Erinnerungsmal ansehe. An seiner alten Stelle fallen mußte das Museumshaus, daran war nach der Volksabstimmung leider nichts mehr zu ändern. Aber es gibt doch auch Reliquien der Architektur; warum sollten die Freunde des alten Baues nicht irgendwo in der grünen Baumeinsamkeit ein Stück von ihm wieder aufrichten, das, an sich in seinen Einzelformen schön, sie an das Gewesene erinnerte? Damit ward das Ausdrucksprinzip, ward die Forderung ästhetischer Wahrhaftigkeit durchaus nicht verletzt, und je weniger, je deutlicher durch leere Fenster usw. der Nicht-Nutzungs-Charakter des Baues zutage tritt: der Zweck des Baues, der „auszudrücken" ist, liegt eben in der Erhaltung schöner Reste und in der Erinnerung an die Vergangenheit.

Aber nun! Zwar, auch was das Umwandeln alter Sachen, ja, ihre Verwendung zu anderm als dem ursprünglichen Gebrauche betrifft, fühl ich gar nicht rigoros, fast so wenig wie jene Menschen der Renaissance, die (wie auf Tizians Bild von der Überredung zur Liebe) antike Sarkophage gelegentlich zu Wasserbecken nahmen. Wir brauchen, glaub ich, auch hier nur von Fall zu Fall zu entscheiden, und was dem Fühlen des einen billig ist, braucht deshalb dem des andern nicht recht zu sein. Aber für mein Empfinden geht das nicht zusammen: pietätvolles Bewahren zur Erinnerung und An- und Umbau zu einem Château d'eau, der zum Beispiel aus der Haupttür eine Wassernische macht. Ich muß an die Reste vom Leichenmahl als kalte Hochzeitsschüsseln denken. Die Fassade schlicht aufgebaut und weiter nichts im Grün, ich glaube, das hätte von Würde und Geschmack besser gezeugt. Es scheint, den Herren war eben das alte historische Museum nichts. Hamlet und ein fremder Koch dürften hinsichtlich der „Ökonomie" wohl auch verschieden gedacht haben, und man hätte aus diesem verschiedenen Denken wohl ziemlich sichere Schlüsse auf ihre Gemütsbeteiligung ziehen können.

Reste von schönen Bauten, die der Zeit weichen müssen, an stillere Stätten zu versetzen, das, meine ich, sollte man sogar öfter tun. Ich sehe an und für sich kein Unheil

Digitized by Google

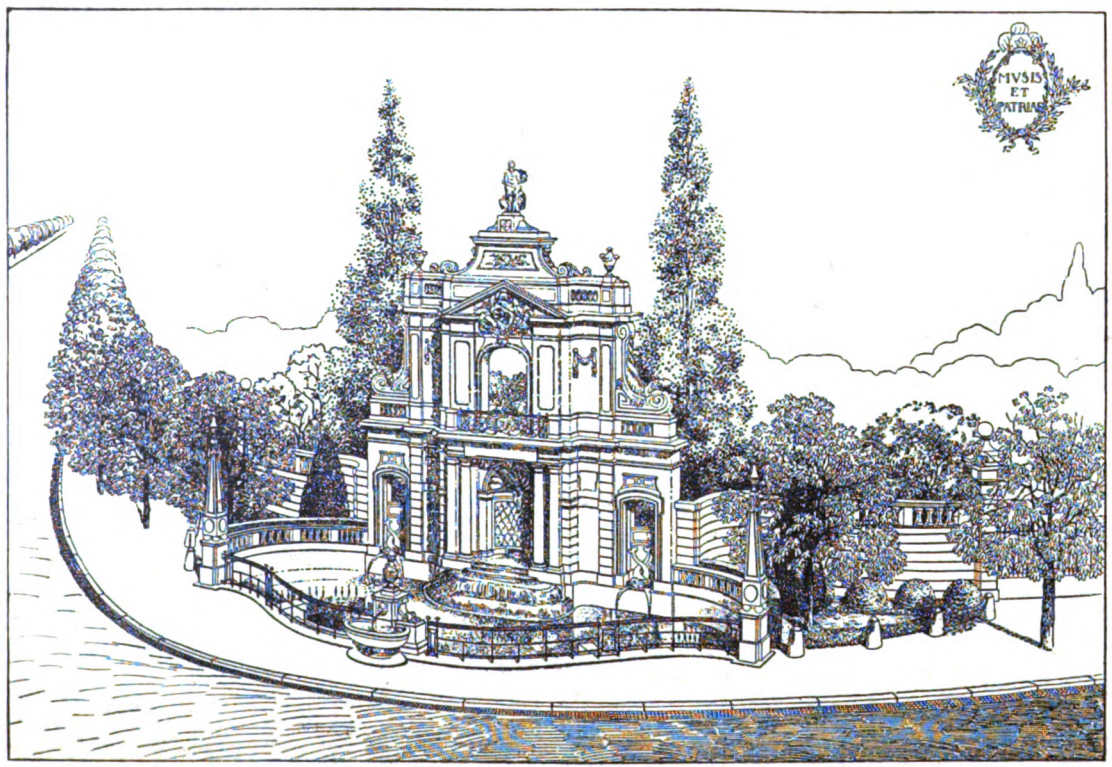


Hans Gräffel del.

Wie das alte historische Museum in Bern im Stadtbild aussah

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



Wie man deſſen Faſſade frei für ſich wieder „verwendet“

Digitized by Google

darin, daß zum Beispiel die Stuttgarter die Reste des alten „Lusthauses“ im Schloßgarten wieder aufgerichtet haben und begreife noch heute nicht, warum seinerzeit die Dresdner das feine Café reale, das früher auf der Brühlschen Terrasse stand, nicht auf eine Waldwiese im Großen Garten retten konnten. Da ein guter Bau für einen bestimmten Platz komponiert ist, geht's bei derlei Verpflanzungen natürlich nie ohne Verlust ab, aber Etwas ist besser als Nichts, das Bewahren schöner Reste ist auch schon ein Gewinn, und ein Park ist zum Spiel, auch zum poetischen, zum elegischen Spiel die rechte Stelle für liebe Dinge, deren alte Zweckbestimmung nun einmal erloschen ist.

Übrigens kann ja sogar geschehen, daß die neue Lage eines irgendwohin übergeführten Werks eine bessere Vorstellung von seinem ursprünglichen Eindruck und von der Absicht des Architekten bietet, als die alte Lage, die im Laufe der Zeit eine gründlich veränderte Lage geworden ist. Auf den Berner Fall trifft das schwerlich zu, obgleich das alte historische Museum augenscheinlich im Zusammenhange mit einem Garten geplant war, so daß es sich in seiner späteren Umdrängtheit auch kaum wohl zu fühlen schien. Aber man denke an die Berliner Königskolonnaden! Wir bringen auf der Illustrationsbeilage zu diesem Hefte ein Bild von ihnen, so wie es Gärtner noch im Jahre 1830 gemalt hat. Schon damals war seit der Erbauung ein gut Stück Zeit vergangen — immerhin: man sieht noch deutlich genug, „wie's gemeint war“. Damit vergleiche man das Bild der letzten Jahre! Setzt man die Kolonnaden aus ihrer erdrückenden Ummauerung und erstickenden Einschachtelung an eine Brücke ins Freie, wo noch Grün von Pflanzen und Blau von Luft ist, — ich gestehe, so kommt mir's vor, als hört ich die alten Gebilde erleichtert aufatmen.

Und so meine ich: wo Vieles im Leben zusammenkommt, sollen wir nicht nach Einem allein entscheiden; Ausdruckskultur hat nicht mit einer Art von Werten zu rechnen, sondern mit der Summe von allen. Sonst pflegen wir nicht die Lebens-, sondern Schulwerte und werden also doktrinär. A

Heimatpflege

Adel verpflichtet

Die Ortschaft Grimersum war jahrhundertelang der Mittelpunkt einer Standesherrschaft des alten ostfriesischen Häuptlingsgeschlechtes Beninga, und die Burg, deren Reste wir auf unsrer Illustrationsbeilage zeigen, war der Sitz der Familie. Später ging sie in den Besitz derer zu Inn- und Knyphausen über. Als Wasserburg vertrat sie den Burgentypus der norddeutschen Tiefebene, besonders ausgezeichnet war sie noch durch ein kleines Wäldchen wunderschöner alter Bäume, wie man deren in Ostfriesland nicht viele fand. Das schöne Ganze galt bis in die neueste Zeit für gesichert, gehörte es doch dem Fürsten zu Inn- und Knyphausen, der zudem gleichzeitig Patron der Grimersumer Kirche war, in der sich die Gruft der Beninga befand. Se. Durchlaucht der Fürst zu Inn- und Knyphausen-Lütelsburg hielt es aber für angemessen, die Ruine zu verkaufen. Sie kam gegen 3000, in Buchstaben: dreitausend Mark zum Abbruch. Der Park ging etwas teurer weg, denn die Bäume hatten einen artigen Holzwert, man ist wacker beim Fällen.

So geschehen im Jahre 1909.

Im preußischen Herrenhause wurden noch jüngst gelegentlich der

Digitized by Google

Wahlrechtsdebatten so viele gute und schöne Worte über Idealismus usw. gesagt. Vielleicht berührt einmal einer der hohen Herren dort diesen durchaus nicht vereinzelten Fall, um uns zu erläutern, wie die Standesgenossen derartiges Vorgehen mit dem noblesse oblige vereinigen.

Naturschönheit

Steine bemalen

Wer kennt nicht die Freude der Kinder an schönen Steinen! Hat man ein Auge für derlei, so „macht" man aber auch als Erwachsener beim Suchen und sich Freuen und wohl auch beim Aufbewahren „mit". Im Detritus der Flüsse und gar an einigen Stellen am Meeresstrand, auf Rügen beispielsweis, gibt es in der Tat wahre Musterlager schöner Steine, die schon ganz säuberlich geschliffen, ja poliert sind. Am schönsten sind sie naß, aber schön bleiben sie auch, wenn man sie mit Gummiarabikum, Paraffin oder Wachs, und in ihrer Schönheit noch haltbarer, wenn man sie mit einem milden Lack überfließen läßt, der keinen Speck- oder Hochglanz haben darf. Wieviel Reisekoffer der Jugend bekommen jährlich in den Ferien durch solche Steine Heimreiseballast, wenn ein gestrenges Elternherz die Überfracht nicht gar zu sehr scheut!

Man ist nun auf den Gedanken gekommen, diese Freude an Steinen auch „kunsterzieherisch" auszunutzen. Mir wurden von einem Lehrer recht hübsche Steine gezeigt, die seine Schüler und Schülerinnen bemalt hatten, indem sie den Grund in der Naturfarbe stehenließen und in allerlei Weise schmückten. Manchmal durch Ornamente, manchmal nur durch farbige Linien, welche die Ränder der Schichten betonten. Ich vermute, es werden jetzt schon eine ganze Anzahl Kinder im Reich auf diese Weise zu einer intimeren Beschäftigung mit Steinen kommen.

Will man die Sache zu einer Augenerziehung machen, so empfehle ich, zunächst nicht ein eigentliches Ornamentieren oder überhaupt Schmücken der Steine anzuregen — anders gesagt: zunächst gar nicht auf das Fertigstellen eines hübschen Gegenstandes auszugehn. Sondern etwa zu sagen: „Wer setzt jetzt auf den Stein den Farbpunkt, der am schönsten drauf aussieht, der ihm, sozusagen, am besten steht? Den Tuschkasten habt ihr ja — was meint ihr wohl, welche Farbe da paßt? Nun probiert's!" Der Eifer wird bei vielen groß sein, und bald läßt sich erkennen, wer schon ein Farbenauge hat. Dann wachsen die Aufgaben den Kindern unter der Hand. Sieht der Punkt klein oder größer am besten aus? Scharf abgegrenzt oder verschwommen? Mit dicker oder mit dünner Farbe? Und ganz von selbst ergibt sich auch da und dort ein Umstimmen des Grundes etwa durch Lasur. Die Zahl der verwendeten Farben mehrt sich. Da kein Stein dem andern gleicht, bietet jeder neue Aufgaben, neue Reize. Es wird bald Besseres als Spielerei, wird wirklich ein feines Spiel, bei dem man das Wachsen des Farbensinnes ordentlich mit ansieht. Wer gut veranlagte Augen hat, gerät in hellen Jubel dabei.

Was man sonst nicht gebrauchen kann, sieht man als Briefbeschwerer an. Aber die „Briefbeschwerer", die dabei herauskommen, wollen wir nicht als die Hauptergebnisse dieser Tätigkeit erstreben. A

Digitized by Google

Jugendfürsorge 1

Ein Gespräch

„Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß die Autorität wankt, daß die Kriminalität wächst, daß —"

„Ja, die Massen entsittlichen sich immer mehr, man müßte die Schulen —"

„Erlauben Sie, daß ich der Meinung wäre, wir einzelnen, wir, Sie und ich, trügen mehr Schuld als die Schulen, außerdem entsittlichen die Massen sich nicht immer mehr und mehr. Soeben hat mir das Ministerium des Innern —"

„Ah, Ihnen, hm — Ministerium des Innern . . . so, so — Sie machen mich neugierig! . . . Was will das Ministerium? . . . Vielleicht . . . hm . . . einen Orden?"

„Das Ministerium des Innern will ganz zweifellos die Denkenden des Volkes in sachlicher Art auf Zustände aufmerksam gemacht wissen, deren Änderung im Interesse des gesamten Staatslebens notwendig ist."

„Selbstverständlich! Ganz selbstverständlich, und —"

„Und da erfährt man, daß es allein in Preußen 44 325 Fürsorgezöglinge gibt . . ."

„Für ihre Erziehung sorgt der Staat, nicht wahr? Die meisten sind in Erziehungsanstalten. Sagen Sie mal, in diesen Anstalten wird ja wohl nichts geleistet . . . da sollte doch der Staat . . ."

„Gestatten Sie, ein allgemein wegwerfendes Urteil ist ungerechtfertigt, lassen wir auch zunächst das Wort »Staat« besser weg. Darf ich mir erlauben, einige Zahlen zu nennen? Nur einige, ich weiß, daß Sie dafür nicht schwärmen. Ich verschone Sie mit Angaben aus Bayern, Württemberg, Sachsen und den übrigen Bundesstaaten, die alle eine auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches in den letzten Jahren umgestaltete Fürsorgeerziehung haben. Man muß schon einigermaßen mit den zwölf Hauptgesetzen des Jugendwohls und Jugendrechts und mit der Literatur vertraut sein, um zu verstehen, daß trotz aller Gesetze — die sind eben nur Technik — allein in einem Jahre 7363 Kinder und Jugendliche der Fürsorgeerziehung haben überwiesen werden müssen."

„Man las da seinerzeit viel von Jugendgerichten und Fürsorgeausschüssen. Es wundert mich, daß diese nicht die Zahl herabgemindert haben."

„Es kann das sein (wie zum Beispiel in Berlin), es kann aber auch anders kommen. Gleichwohl bleibt die Tatsache bestehen, daß bei einer immerhin stärker einsetzenden Gesamt-Jugendfürsorgearbeit die Zahl der staatlichen Fürsorgezöglinge gestiegen ist gegen 1907 um 442, gegen 1905 um 727, gegen 1902 um 1167 Kinder und Jugendliche, wobei noch besonders darauf hingewiesen werden muß, daß die Vormundschaftsgerichte nachweisbar in den letzten Jahren außerordentlich bemüht gewesen sind, auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches Wandel zu schaffen."

„So, so — und — diese sogenannten Fürsorgezöglinge sind alle verwahrlost?"

„Nicht alle, aber von den im Berichtsjahr 1908 überwiesenen 7663 war in mehr als 5000 Fällen die Fürsorgeerziehung gemäß Ziffer 3 des § 1 des Fürsorgeerziehungsgesetzes angeordnet, nach der eine sittliche Verwahrlosung schon vorliegen muß; also in diesen mehr als 5000 Fällen ordnete der Richter die Fürsorgeerziehung »zur Verhütung völligen sittlichen Verderbens« an."

„Sie sprechen von 5000 unter den etwa 44000 Zöglingen, nicht wahr?"

Digitized by Google

„Nein! Es ist fast Jahr für Jahr so gewesen, daß für 66 Prozent der neuen Fürsorgezöglinge schon Verderbnis vorlag; nur die »völlige sittliche« soll verhütet werden."

„Das scheint allerdings bedenklich. ... Also mehr als 5000 in einem Jahre waren schon verwahrlost. ... Sagen Sie einmal, warum ließ man sie eigentlich erst verwahrlosen? Und dann — wie alt waren diese Leute?"

„Unter den Zöglingen des letzten Jahres waren 146 Knaben (132 Mädchen) bis 6 Jahr alt, 1489 (543) 6—12 Jahr, 595 (162) 12—13 Jahre, 644 (206) 13—14 Jahr, 2070 (1376) waren 14—18 Jahre alt."

„Bei diesen älteren wird aber wenig zu erreichen sein. Man müßte möglichst früh mit der Arbeit an diesen Individuen einsetzen."

„Alle sagen es, alle wissen es; was aber soll geschehen? Man kann sie, scheint's, doch nicht in anderer Weise vor dem Gefängnis bewahren. ... Und — es wird trotz aller Gegenrede wirklich mancher Junge und manches Mädchen von 16—18 Jahren noch gerettet."

„Aber warum ließ man sie erst verwahrlosen?"

„Wer ist »man«? Ist's die Wohnungsnot, das Säuferelend, die Mutternot, der Vormundschaftsjammer, die Verführung, die Aufsichtslosigkeit? Ist »man« — eine Institution, Schule, Kirche, Lehrwich? — wer ist »man«?"

„Ich weiche der Frage aus."

„Ich nicht; aber Sie müssen mir schon noch einige Angaben erlauben, um das Fürsorgeerziehungsgebiet (dieses kleine Gebiet der Jugendfürsorge) näher zu begreifen. Wir haben es da oft mit einem Abschlußkapitel versäumter Gesellschaftspflicht zu tun."

„Was ist Gesellschaft?"

„Recht gefragt! Ja, was ist Gesellschaft? Auch wieder so ein Begriff, hinter dem sich die Menschen verstecken. Aber hören Sie erst! Der Minister legt es den Vormundschaftsbehörden ans Herz, er prägt es seit Jahren den Justizbehörden ein, vorzubeugen, nicht immerfort Gefängnisstrafen zu verhängen ..."

„Sie wollten von versäumter Gesellschaftspflicht sprechen ... wird jetzt eigentlich etwas mehr für die Kinder der Mädchen getan, die einen Fehltritt begangen haben? Ich bin der Ansicht, daß die jetzige Mutterschutzbewegung förmlich zur Unsittlichkeit herausfordert. Was meinen Sie?"

„Daß Sie sich irren. Zur Frage der Fürsorgeerziehung will ich aber sagen, daß — 1017 Zöglinge (immer für das Jahr 1908) unehelicher Abkunft waren. Übrigens war der Prozentsatz früher größer. — Woher kommt es, so werden Sie auch sagen, daß 46 v. H. der schulentlassenen und schulpflichtigen Fürsorgezöglinge unregelmäßigen Schulbesuch hatten, daß nur bei 47 v. H. der über 12 Jahre alten Zöglinge volle Volksschulbildung festzustellen war? Wie ist es möglich, daß 10,4 v. H. zwar eine Schule besucht, aber weder lesen, schreiben noch rechnen konnten?"

„Da erfordert die Arbeit unter Berücksichtigung der Verwahrlosung an Körper und Geist sicher die tüchtigsten Pädagogen an den Erziehungsanstalten."

„Freilich, aber — das ist ein Kapitel für sich. Seit 1901—1908 sind 10383 Knaben und 3245 Mädchen unter den Fürsorgezöglingen mit Verweis, Haft und Gefängnis bestraft. Dutzendfach ist hingewiesen und verfügt, daß die Gefängnisstrafe die Fürsorgeerziehung nicht durchbrechen dürfe, müsse, solle. — Ich ver-

Digitized by Google

schone Sie mit der Aufzählung der Vergehen und Verbrechen .... 1161 Schulpflichtige aus dem letzten Jahrgang sind Landstreicher, 15 der Trunksucht, 148 der Unzucht ergeben; 721 aller Zöglinge sind geistig nicht normal, 1672 mit Gebrechen behaftet. 1001 sind Halbwaise, 40 Ganzwaise schon vor dem 6. Lebensjahr gewesen. Ich unterschlage 300 Elendszahlen auf einmal. Man stelle sich vor, daß fast die Hälfte der Fürsorgezöglinge aus Familien stammt, in denen die Eltern gerichtlich bestraft waren: in 1554 Fällen der Vater, in 413 die Mutter, in 756 Vater und Mutter. Von den Vätern waren 1281 der Trunksucht ergeben, von den Müttern 398 der Unzucht. Es haben von 1901 bis 1908 überhaupt rund 9500 trunksüchtige Väter und 3361 unzüchtige Mütter dem Staate Fürsorgezöglinge gestellt..... Dazu kommt die Not. Während die Zahl der Familien mit bis zu 4 Kindern erheblich weniger Zöglinge stellten (1907: 3133; 1908: 2753), schnellten die mit 5—9 Kindern von 2071 auf 2516 und die mit 10 Kindern von 310 auf 526 Familien. Freilich mußte auch 565mal das einzige Kind weggenommen werden. In 551 Familien waren die Brüder, in 98 die Schwestern, in 72 Brüder und Schwestern gerichtlich bestraft. 5099 Zöglinge mußten in Erziehungsanstalten untergebracht werden, da der Grad ihrer Verwahrlosung oder ihre körperliche oder geistige Beschaffenheit es notwendig machte."

„Ich gestehe, von diesen Zuständen im Grunde wenig gewußt zu haben. Sind Sie der Meinung, daß durch eine Reform der Fürsorgeerziehung die Hauptarbeit in der Jugendfürsorge geleistet wird?"

„Nein. Wir sprechen davon das nächstemal." Konrad Agahd

Strafrechtstheorie und Strafzumessung

Zu den schwierigsten und am meisten umstrittenen Problemen des Strafrechts gehört die Strafrechtstheorie, das heißt die Ansicht über Rechtsgrund, Wesen und Aufgabe der Strafe. In scheinbar unversöhnlichem Gegensatz stehen sich zwei wissenschaftliche Anschauungen gegenüber: die sogenannte klassische Strafrechtsschule, die durch die Strafe vergelten will, und die — namentlich von Liszt vertretene — moderne oder soziologische Auffassung, nach welcher als Zweck der Strafe der Schutz der Rechtsordnung anzusehen ist. Die letzterwähnte Theorie, welche die Zukunft für sich haben dürfte, betrachtet das Verbrechen als Produkt aus der Eigenart des Täters einerseits und aus den ihn umgebenden äußeren — gesellschaftlichen und wirtschaftlichen — Verhältnissen anderseits. Während die Beschränkung der gesellschaftlichen Bedingungen des Verbrechens der Sozialpolitik zufällt, hat es die Kriminalpolitik mit dem einzelnen Verbrecher zu tun, so daß sich die Strafe darstellt als individualisierende Einwirkung auf die Verbrecher. Die letzteren zerfallen in drei Klassen: Unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher, die, soweit möglich, unschädlich zu machen sind, besserungsfähige Gewohnheitsverbrecher, deren Besserung durch die Strafe bezweckt wird und schließlich Gelegenheitsverbrecher, das heißt bisher unbescholtene oder doch nur unerheblich vorbestrafte Personen, welche durch irgendeine äußere Veranlassung, insbesondere unter dem Einfluß drückender Notlage zu einer strafbaren Handlung

Digitized by Google

hingerissen worden sind und durch die Strafe lediglich abgeschreckt werden sollen.

Der wesentlichste Gegensatz der beiden Theorien besteht darin, daß für Art und Maß der Strafe ausschlaggebend ist: nach der klassischen Schule in erster Linie der äußere Erfolg der Tat, nach der modernen Auffassung hauptsächlich die antisoziale Gesinnung des Täters. Im folgenden soll die Frage erörtert werden, welchen Einfluß jener Gegensatz auf die richterliche Strafzumessung ausübt.

Die Strafzumessung, das heißt die dem Richter obliegende Bestimmung der Strafe innerhalb des durch ein Mindestmaß und ein Höchstmaß begrenzten gesetzlichen Strafrahmens läßt dem freien richterlichen Ermessen einen enorm großen Spielraum. Bedarf es zur Verhütung reiner Willkür natürlich gewisser leitender Grundsätze, so scheinen in dieser Beziehung die Strafrechtstheorien geeignet zu sein, den Ausgangspunkt der Erwägungen zu bilden. Denn die Höhe der im einzelnen Falle festzusetzenden Strafe wird wesentlich davon abhängen, welche Zwecke und Ziele die Bestrafung verfolgt.

Anderseits zeigt die heutige Praxis im allgemeinen eine Abneigung, sich ausdrücklich zu der einen oder der andern Strafrechtsschule zu bekennen. Werden bei Erörterung der Straffrage auch bestimmte Gesichtspunkte (zum Beispiel die Notlage, die Vorstrafen des Angeklagten, sein Geständnis, die Höhe des Schadens) teils mildernd, teils erschwerend in Betracht gezogen, so läßt man sich doch in letzter Reihe leiten von einem gewissen instinktiven Gefühl für das richtige Strafmaß. Daß bei einer derartigen gefühlsmäßigen und daher durch die Persönlichkeit des einzelnen Richters wesentlich beeinflußten Judikatur die Gegensätze — namentlich in der Strafkammer — bei der Beratung oft hart aufeinanderstoßen, liegt auf der Hand. Es ist nun interessant zu beobachten, wie in diesen Gegensätzen, wenn auch dem einzelnen mehr oder minder unbewußt, doch schließlich der Widerstreit der beiden Strafrechtstheorien zum Ausdruck gelangt, insbesondere bei der Beurteilung der überaus zahlreichen Gelegenheitsverbrechen, von welchen im folgenden allein die Rede sein soll: Die Mehrzahl der Strafrichter vertritt in Übereinstimmung mit den Forderungen der klassischen Schule den Vergeltungsgedanken und zieht bei der Strafausmessung hauptsächlich den äußeren Erfolg der Tat in Betracht. Demgegenüber legt eine der modernen Auffassung entsprechende und im wesentlichen aus der jüngeren Generation bestehende Richtung das Schwergewicht auf die Gesinnung des Täters und gelangt namentlich bei den Eigentumsvergehen vielfach zu einer relativ milden Beurteilung, unter Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Ursachen des Verbrechens, sowie auch in der Erwägung, daß die Bestrafung nicht die Vernichtung des Angeklagten, sondern lediglich den Schutz der Rechtsordnung bezweckt, und daß nur die zur Erreichung dieses Zweckes notwendige Strafe gerecht ist, während übermäßige Härte den Täter verbittert und vollends auf die Bahn des Verbrechens treibt.

Leider hat die letzterwähnte Anschauung, welche nicht mit ethischen Abstraktionen operiert, sondern die soziale Natur des Gelegenheitsverbrechens in den Vordergrund stellt, in der Praxis noch immer nicht die wünschenswerte Verbreitung gefunden. In dieser Tatsache dürfte bis

Digitized by Google

zu einem gewissen Grade der Grund für diejenigen Klagen zu finden sein, welche man seit vielen Jahren gegen die Strafausmessung der Strafkammern erhoben hat. Mag auch ein großer Teil derartiger Klagen auf maßlosen Übertreibungen beruhen, so lassen sich doch anderseits gewisse Übelstände nicht gut in Abrede stellen: Die übermäßige Betonung des äußeren Erfolges der Tat führt zu einer schablonenhaften Strafausmessung, welche für bestimmte Erfolge ganz generell bestimmte Strafgrößen einsetzt und die für die Individualität des konkreten Falls charakteristischen Momente, insbesondere also das Milieu der Tat, die wirtschaftliche Situation, die Erwerbsmöglichkeiten und die ganze Persönlichkeit des Angeklagten entweder gar nicht oder nur in unzureichendem Maße berücksichtigt. Diese Ignorierung der individuellen Faktoren des Verbrechens hat zur Folge einerseits eine häufig ungerechtfertigte Härte in der Bestrafung der Eigentumsvergehen, anderseits eine nach allgemeinem Rechtsbewußtsein viel zu milde Beurteilung der Roheitsverbrechen. Im übrigen muß zugegeben werden, daß für die Mängel der herrschenden Rechtsprechung zum Teil auch verantwortlich zu machen ist die vielfach bestehende geschäftliche Überlastung der Strafkammern, welche es mit sich bringt, daß das Gericht in einer kursorischen Verhandlung die Persönlichkeit des Angeklagten nur ungenügend kennen lernt und in der Beratung nach Erledigung der eingehend behandelten Schuldfrage für eine ebenso ausführliche und gründliche Erörterung der Straffrage kaum die genügende Zeit findet.

Es fragt sich, auf welche Weise den geschilderten Übelständen abzuhelfen sei.

Zunächst kommt die Möglichkeit in Betracht, die Strafzumessung durch *besondere gesetzliche Vorschrift* zu regeln, eine Methode, welche der vor kurzem veröffentlichte Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch befolgt. § 81 gibt die allgemeine Bestimmung, daß der Richter bei der Strafausmessung alle für eine höhere oder geringere Strafe sprechenden Momente berücksichtigen soll und zählt alsdann die wichtigsten in Betracht kommenden Gesichtspunkte auf: die in der Tat hervortretende *verbrecherische Gesinnung*, den zur Tat gegebenen Anreiz, deren Folgen, die Beweggründe des Täters, seine *persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse* usw.

Ist eine derartige Vorschrift auch an sich zweckmäßig, so handelt es sich doch naturgemäß nur um eine Direktive, welche dem richterlichen Ermessen noch immer die denkbar größte Freiheit läßt. In einem gewissen Sinne wird die Festsetzung der Strafe stets Gefühlssache bleiben; sie wird in letzter Linie abhängen von dem Charakter, dem Temperament, der Weltanschauung des einzelnen Strafrichters.

Die Erkenntnis, daß die richterliche Strafzumessung im wesentlichen eine *Frage der Persönlichkeit* ist, erscheint geeignet, die Ursachen der Mängel aufzudecken, welche, wie oben näher ausgeführt, die heutige Praxis der Strafkammern vielfach aufweist:

Von denjenigen Richtern, welche aus mehr oder minder wohlhabendem Hause stammend, in der Gesichertheit und Sorglosigkeit ihres ganzen Entwicklungsganges mit dem Kampf ums Dasein selbst kaum jemals in leiseste Berührung gekommen sind, ist ein großer Teil, zumal im Banne gewisser Standesanschauungen und Standesvorurteile, auch beim besten Willen nicht in

Digitized by Google

der Laien, sich in die Situation, die Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse der unteren Volksschichten so hineinzuversetzen, wie dies für eine richtige Beurteilung der meisten Gelegenheitsverbrechen, namentlich für eine ausreichende Würdigung des Motivs der Notlage erforderlich ist.

Hinzukommt, daß die älteren und in langjähriger Kriminalpraxis an die Verhängung schwerer Strafen gewöhnten Richter bisweilen im Laufe der Zeit das rechte Augenmaß für die — im einzelnen sehr verschiedene — Wirkung der Strafe auf den Täter verlieren, also beispielsweise eine Gefängnisstrafe von drei bis sechs Monaten unter allen Umständen als eine gelinde Strafe betrachten, ohne zu bedenken, daß eine solche Strafdauer für einen bisher unbescholtenen Angeklagten regelmäßig ein äußerst drückendes und empfindliches Übel darstellt.

Die letzten Ausführungen weisen bereits auf die Vorteile hin, welche die Zuziehung der Laien zur Rechtsprechung bietet. Bekanntlich bringt der zurzeit dem Reichstage vorliegende Entwurf einer Strafprozeßordnung und einer Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz die Neuerung, daß die Laien, — die bisher als Geschworene und als Schöffen bei den Amtsgerichten fungierten, — in Zukunft auch zur Strafkammer herangezogen werden sollen, und zwar in der Form, daß neben zwei Juristen drei Schöffen mitwirken werden.

In der Tat ist denn die Mitwirkung der Laien gerade für die Strafzumessung von wesentlicher Bedeutung und geeignet, einen großen Teil der auf diesem Gebiete zurzeit bestehenden Mißstände zu beseitigen.

Durch die in der Novelle vorgeschlagene Gewährung von Diäten für die Schöffen — wie übrigens auch für die Geschworenen — wird die Teilnahme auch der weniger bemittelten Volksschichten an der Strafrechtspflege gesichert und die Möglichkeit geschaffen, daß auch deren Anschauungen bei der Festsetzung der Strafe zur Geltung gelangen. Und wenn durch eine derartige Demokratisierung der Rechtsprechung dem weitverbreiteten — wenn auch zum Teil unberechtigten — Mißtrauen gegen die Judikatur der Strafkammern die Spitze abgebrochen wird, so handelt es sich um Imponderabilien, deren Bedeutung keineswegs unterschätzt werden darf.

Aber auch hiervon ganz abgesehen bringen die Laien für die Beurteilung der Strafwürdigkeit des Gelegenheitsverbrechens mannigfache Fähigkeiten mit: Verständnis für die wirtschaftlichen Kämpfe der Gegenwart, Kenntnis der Bedürfnisse und Gewohnheiten der Bevölkerung, Erfahrung auf den verschiedensten Gebieten des täglichen Lebens und endlich eine Frische und Unbefangenheit der Anschauung, welche ein Gegengewicht bildet gegen die sich namentlich bei dem älteren Juristen leicht einstellende Neigung zur routinemäßigen Erledigung der Geschäfte.

Auf der andern Seite soll nicht verkannt werden, daß der Jurist im allgemeinen sowie auch speziell in der Strafausmessung vor dem Laien vieles voraus hat, insbesondere die in langjähriger Praxis geschulte Objektivität des Urteils und die ihm durch seinen Beruf gegebene Möglichkeit eines Vergleichs der vorliegenden Strafsache mit andern ähnlich liegenden Fällen. Gegenüber den in dieser Beziehung zweifellos vorhandenen Mängeln des Laienelements kann aber der Berufsrichter helfend eingreifen, wie denn überhaupt der wesentliche Vorzug der in Rede stehenden Gerichtsorga-

Digitized by Google

nisation gerade in dem Zusammenarbeiten von Juristen und Laien zu erblicken ist: Die Mitwirkung des letzteren nötigt zu größerer Ausführlichkeit in der Verhandlung und bei der Beratung, sowie auch zu einer gründlicheren Erörterung der Straffrage, bei welcher ein reger Gedankenaustausch die Individualisierung und Vertiefung der Betrachtung zu fördern geeignet ist. Und wenn die Zuziehung der Laien sicherlich zu einer Vermehrung der Gerichtsabteilungen führen wird, so kann auch dieser Umstand angesichts der mit der heutigen geschäftlichen Überlastung verknüpften Unzuträglichkeiten nur mit Freude begrüßt werden.

Es läßt sich voraussehen, daß unter den zwei Juristen der Strafkammer in der Strafzumessung häufig Meinungsverschiedenheiten entstehen und daß sich die Schöffen zu entscheiden haben werden für die eine oder andre der ihnen vorgetragenen und mehr oder minder ausführlich motivierten Ansichten. In einem solchen Falle wird, wie anzunehmen ist, regelmäßig die Meinung desjenigen Juristen den Sieg davontragen, welcher dem sozialen Empfinden der Gegenwart am besten Ausdruck zu geben und eine dem Rechtsbewußtsein des Laien möglichst naheliegende Anschauung zu entwickeln vermag. Es werden diejenigen Richter, welche in der Vertretung sozialogischer Ideen, in der Berücksichtigung der wirtschaftlichen Situation, der Gesinnung, der gesamten Persönlichkeit des Angeklagten heute noch in der Minderheit sind, durch die Zuziehung des Laienelements einen wesentlich verstärkten Einfluß auf die Strafausmessung gewinnen, eine Tatsache, die im Hinblick auf das oben Gesagte als ein bedeutsamer Fortschritt bezeichnet werden muß. Daß schließlich die Laien erfahrungsgemäß zu einer schärferen Beurteilung der Roheitsverbrechen neigen, sei nur ganz nebenbei bemerkt.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergeben sich ohne weiteres zwei für die Ausgestaltung der Gerichtsorganisation aufzustellende Forderungen.

Was zunächst die Berufungsinstanz anlangt, so läßt die Novelle über Berufungen gegen amtsgerichtliche Urteile die mit drei Juristen besetzte Strafkammer, über Berufungen gegen erstinstanzliche Strafkammerurteile den dem Landgericht angegliederten und mit fünf Juristen besetzten Berufungssenat entscheiden. Durch diese Ausschaltung der Laien aus dem Berufungsgericht wird ihr Einfluß auf die Strafausmessung völlig zunichte gemacht; denn der Staatsanwalt ist jederzeit in der Lage, gegen das Urteil der mit Schöffen besetzten ersten Instanz wegen des — angeblich unrichtigen, insbesondere zu milden — Strafmaßes Berufung einzulegen und gegen die Auffassung der Laien den Juristenstandpunkt des Berufungsgerichts auszuspielen. Hält man also in Übereinstimmung mit der Novelle eine Teilnahme der Laien an der Rechtsprechung an sich für wünschenswert und vorteilhaft, so wird man auch vor der Konsequenz einer Mitwirkung von Schöffen in der Berufungsinstanz nicht zurückschrecken dürfen.

Des ferneren handelt es sich um die Organisation des Schwurgerichts. Ist es schon an sich ein Mißstand, daß das über die Höhe der Strafe entscheidende Juristenkollegium diejenigen Erwägungen nicht kennt, von welchen die Geschworenen bei der Beantwortung der Schuldfrage ausgegangen sind, so erscheint in zwiefacher Hin-

Digitized by Google

sicht die Forderung gerechtfertigt, daß die Geschworenen auch an der Strafzumessung teilnehmen, indem sie hierüber gemeinschaftlich mit dem Gericht beraten. Ein Ansatz zu dieser Regelung findet sich schon im geltenden Recht, welches den Geschworenen die Entscheidung über das Vorhandensein mildernder Umstände überläßt und damit einen wesentlichen Einfluß auf die Festsetzung der Strafe einräumt.

A. Henschel-Hamburg

Zu den Tagesereignissen

Der Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein

dürfen auch wir vom Kunstwart und Dürerbund ein Lebewohl in die Ewigkeit nachrufen. Sie hat unsrem Blatte mehr als einmal Freundschaft bewiesen, und sie war eine eifrige Dürerbündlerin, aber nicht das rechtfertigt an dieser Stelle einen Nachruf in der Öffentlichkeit. Das rechtfertigt ihn, daß sie ein Muster jener guten alten Art von Vornehmheit war, die sich zurückhielt und doch betätigte. Sie hatte ein freundliches Talent zur bildenden Kunst, aber nie trat sie damit hervor, wo man die Krone neben der Palette sehen konnte. Sie war eine Schriftstellerin, deren Talent nicht geringer war, als das mancher Erfolgreichen — wenn man gewußt hätte, wer die Verfasserin des Romans „Durch den Nebel“ und der vier Erzählungen „Wald“ war, wie hätte man die Schwester der deutschen Kaiserin als Dichterin gefeiert! Aber auf dem Titelblatt stand als Verfassername „F. Hugin“ und nie geschah etwas, das Pseudonym diskret zu lüften oder sonst die Federn der Dienstwilligen zu bewegen. Im Verkehre zog sie nicht das Höfische an, sondern das Aristokratische im tieferen Sinne, das Adelsmenschentum, das sie in keinem williger, als auch im kleinen Mann anerkannte, im Bauern, im Fischer ihrer Heimatgaue. Wir fügen diesem Hefte ein Bildchen bei, das die Prinzessin in ihrem lieben norddeutschen Walde gezeichnet hat — vielleicht daß es den einen oder andern unsrer Leser wie ein persönlicher Abschiedsgruß einer ihm innerlich Verbündeten berührt.

Unvorbereitet, wie ich mich habe

Zeppelin soll kommen. Der „Bürgerausschuß für patriotische Kundgebungen“ tritt in Aktion: er bereitet die Aufnahme des Bezwingers der Luft in der Bürgerschaft vor. Um dem Volke Gelegenheit zu geben, seine Begeisterung tönen zu lassen, soll der Graf abends in der Pause der Festvorstellung auf dem Balkon des Opernhauses erscheinen. Wie schrecklich nun, wenn in unserm Lande der Ordnung die Menge zur Hälfte die „Wacht am Rhein“, zur andern „Deutschland, Deutschland über alles“ sänge! Also wird für eine Militärkapelle gesorgt, welche „beim Betreten des Balkons »Deutschland, Deutschland über alles« intonieren wird“.

Der König von Sachsen hat sich bei seinem Volk durch den Brief an den Papst so beliebt gemacht, daß große Begeisterung unter den Dresdnern herrscht und man den Wunsch hat, sie ihm mitzuteilen. Wieder waltet der Ausschuß seines Amts, und wieder soll es, wie ausdrücklich betont wird, eine „spontane Huldigung“ geben. Das Arrangement sieht voraus: Spaliere von sämtlichen Korporationen, Innungen, Vereinen, Schulen usw. mit Fahnen und Musikkorps, dahinter stellen sich andre königstreue Einwohner auf. Dem König ist bereits seitens der Minister Vortrag über die Stimmung im Volk

Digitized by Google

Zeichnung der Herzogin Feodora von Schleswig-Holstein
aus „Wald“ von F. Hugin, Berlin 1904 bei Martin Warneck

Digitized by Google

Digitized by Google

und die beabsichtigte spontane Huldigung gehalten worden; auf dem Bahnhofe wird das von den Spitzen der spontan Huldigenden wiederholt, dann ist, beim Betreten des Wiener Platzes ein allgemeines „Hoch“ „vorgesehen“. Usw.

Spotten wir nicht wirklich unser selbst und wissen nicht wie? Was heißt denn „spontan“? Man lese, wenn man's wirklich nicht weiß, im Sarrazin: „aus eignem Antrieb, von selbst, aus sich, ungezwungen, unveranlaßt, ohne Anregung“ oder im Heyse: „von selbst, ohne äußere Einwirkung“. Eine spontane Huldigung ist eine, die kommt wie der Blitz, weil die Elektrizität gespannt ist. Daß sie *von dieser Spannung zeugt*, darin beruht ihr Wert. Wer 1870 schon erwachsen war, oder wer nur die letzten Huldigungen für Bismarck miterlebt hat, der weiß von ihrer Kraft. Traut man Zeppelin oder dem König von Sachsen wirklich zu, daß ihnen eine ungeordnete aber wirklich spontane Huldigung nicht so lieb sei, wie eine arrangierte? Mir scheint, es ist eine Beleidigung, ihnen das zuzutrauen. Denkt man anders, gut, so mag man die Begeisterung in Parade stellen. Aber man lasse dann wenigstens das Gerede von „spontanen“ Huldigungen beiseit, sonst macht man auch diesen schönen Begriff noch lächerlich. A

Zur katholischen Literaturpflege

Literaturpflege — das Wort hat zunächst etwas Erschreckendes. Man denkt an Kaffeekränzchen und Lesezirkel. Aber die Form der Literaturpflege, die im katholischen Lager neuestens gefordert wird, ist weit von Dilettantismus und Vereinsseligkeit entfernt. Im Gegenteil, sie will diese überwinden und ersetzen helfen. Immer wieder wird in beteiligten Kreisen die Inferiorität der katholischen Literatur leidenschaftlich behauptet und theoretisch erwiesen, und immer wieder wird das von gern Zufriedenen ebenso leidenschaftlich als ein Phantom, ja als eine Schmähung bekämpft. Merkwürdig aber wahr, wie selten man versuchte, über diese Frage eine ruhige und objektive Untersuchung einzuleiten. Endlich machte sich ein Pfarrer an die mühsame Arbeit.

Heinrich Falkenberg wurde in weiteren Kreisen zunächst durch sein Schriftchen „Katholische Selbstvergiftung“ bekannt. 1909, sechs Jahre später, griff er mit dem Buch „Wir Katholiken und die deutsche Literatur“ in die Bewegung abermals ein; in diesem Jahr endlich ließ er die kleine Anregungsschrift folgen: „Mehr Literaturpflege!, eine Antwort auf die Frage: Wie kommen wir aus dem Literaturelend?“ Ganz anders ist seit Falkenbergs erstem Buch die Lage geworden; während ihm damals ein Mahnwort zum Gutkatholischbleiben am Platze schien, fordert das Verhalten der Öffentlichkeit ihn nun zu dem Ruf heraus: Achtet, daß ihr nicht in allzu engem Kreise, blickbeschränkt, außer Zusammenhang geratet mit den unentbehrlichen Bildungsquellen und Fortschritten der Gegenwart! Natürlich spricht ein so durch und durch realpolitisch denkender Mann wie der Herchener Pfarrer nicht, ohne seine Besorgnisse aufs gründlichste mit Statistik und Tatsachen zu stützen. Darin beruht ein Hauptwert seiner Schriften für Katholiken wie für Nichtkatholiken, daß über „die gesamte Bildungsliteratur und das gesamte volkstümliche Lesewesen, besonders die öffentlichen Bibliotheken“ hier gründlich Aufschluß gegeben wird betreffs der Fragen: wieweit sie

Von der katholischen Seite

Digitized by Google

katholisch sind, katholisch sein könnten (und sollten), und: wieweit sie für Katholiken verwertbar sind. In vierzehn Haupt- und mehreren Unterfragen legt Falkenberg die Grundfrage auseinander, ob es eine katholische Inferiorität gebe. Er kommt fast überall zu dem betrübenden Ja. Aber er bleibt bei den Ergebnissen nicht stehen, sondern spürt in einigen Kapiteln den Wurzeln des Übels nach, kritisiert den Buchhandel, die Bibliotheken, die Vereine und nicht am wenigsten die Literaten. Des weiteren stellt er Grundsätze auf, nach welchen eine weitsichtige Politik künftig vorzugehen hätte und gibt Ziele und Wege an, welche sie betreten könnte. Ganz der Praxis dient seine letzte Broschüre, in der er unter nochmaliger Zusammenfassung aller Übelstände zur Bildung eines Vereines auffordert, der auf den von ihm gewiesenen Wege Hilfe schaffen soll.

Wie ganz wenige in der katholischen Literaturbewegung aufgetauchte Schriften gewinnen die Falkenbergs das Vertrauen des Lesers durch strenge, gelegentlich fanatisch anmutende Sachlichkeit. Die Persönlichkeit tritt ganz in den Hintergrund — facta loquuntur. Aber wie Falkenberg anordnet, darstellt, mit allen „erlaubten" Mitteln begrifflicher Formulierung und dialektischer Verschärfung zu überzeugen sucht, das zeigt einen männlichen und einen würdigen Kampf, dem beizuwohnen auch den aus anderem Lager manchmal geradezu erfrischt. Gegen diese Bücher hilft kein noch so autoritatives Schönrednertum, keine noch so glaubensfeste Entrüstung, nur wirkliche Arbeit an der Besserung kann die darin enthaltenen Beweise allmählich entkräften, indem es die Tatsachen ausschaltet, mit denen sie rechnen. Es würde Falkenberg leichter, Freunde für seine Sache zu gewinnen, wenn das katholische Lager nicht in so viele Richtungen zerspalten wäre. Aber man darf erwarten, daß allmählich die Einsicht durchdringt, wie ernst, gründlich und gediegen hier ein Mann gearbeitet hat, der auf den polemisch erregten Leser zwar den Eindruck eines radikalen Feuerkopfes macht, dessen Selbstzucht und Klugheit aber seinem Temperament überlegen sind. Für die Nichtkatholiken enthalten Falkenbergs Bücher neben der Statistik und ihren ästhetischen Qualitäten noch mancherlei Lesenswertes. Zur modernen Literaturbewegung spricht hier ein Unbeteiligter und dennoch Eingeweihter sehr die Beachtung Lohnendes aus. Aber katholische Verhältnisse und Politik erfährt man sachlich Interessantes in würdiger Darbietung. Und man darf sagen, daß Falkenberg trotz strenggläubiger Haltung für viele hochmoderne Volksbildungsbestrebungen eine gerechte und vornehme Würdigung hat. Kunstwartleser wird das ruhige Urteil über diese Zeitschrift und über den Ratgeber des Dürerbundes erfreuen. Ohne Zweifel tun auch Männer wie Falkenberg das mögliche, um friedliches Nebeneinanderarbeiten auf dem Boden der Toleranz und Gleich- oder vielleicht besser: Proportionalberechtigung in die Wege leiten zu helfen überall da, wo die höheren und die höchsten Interessen des Innenlebens drüben und bei uns es nicht verbieten.

E. Nibden

Mann und Weib

Von der höheren Mädchenschule und der Pflege weiblicher Eigenart

Mehr noch als um die Studienanstalt ist aus Anlaß der Mädchenschulreform um die höhere

Digitized by Google

Mädchenschule selbst der Kampf entbrannt, und auch Leute, die aus praktischen Gründen vielleicht ganz gut begreifen, daß den einzelnen Mädchen, die studieren wollen, die Vorbildung der Knaben gegeben werden muß, können sich mit der Forderung nicht befreunden, daß nun auch die höhere Mädchenschule der Realschule anzugleichen sei. Sie wittern dahinter die versteckte Absicht, sie von vornherein wesentlich zur Vorschule für die Studienanstalt zu stempeln und die in ihr gebildete weibliche Jugend von Anfang an auf das Universitätsstudium hinzuweisen. Ganz folgerichtig entwickelt sich aus solchem Verdachte das Bestreben, die höhere Mädchenschule soviel als möglich vor dem Charakter der Realschule zu bewahren, damit nur ja jeder Anreiz zum Studium vermieden und eine spezifisch weibliche Bildung geboten werde.

Wie ist man nun in Frauenkreisen zu dieser viel angefochtenen Forderung gekommen? — Wiederum keineswegs aus Prinzipienreiterei, sondern einfach, weil sie sich bot als der kürzeste Ausdruck für das, was man von einer neuen besseren Mädchenbildung begehrt.

Im Anschluß an Helene Langes grundlegende Schrift vom Jahre 1888: „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung", sei zunächst kurz dargelegt, was man an der alten Mädchenschule bekämpfte und teilweise heute noch bekämpfen muß.

Zuerst die alte Auffassung von der Aufgabe der Mädchenschule, die deutsche Mädchenschulpädagogen einst in der Weimarer Denkschrift von 1872 dahin zusammenfaßten: das Mädchen sei zu bilden, „damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau am häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingebung an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit dem Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe". Kurz gesagt also die Auffassung, daß das Weib um des Mannes willen zu bilden sei, nicht um seiner selbst willen. Weiter die aus dieser Auffassung ganz von selbst hervorfließende und leider heute noch herrschende Forderung: die höhere Mädchenschule müsse eine „abgeschlossene" ethisch-ästhetische Bildung geben. Natürlich lag der Gedanke nahe, die teilnehmende und mitfühlende Gefährtin des Mannes könne am sichersten ethisch-ästhetisch oder historisch-literarisch durch Beeinflussung von Herz und Gemüt gebildet werden; der Verständnislosigkeit gegenüber den Interessen des Mannes sei am besten vorgebeugt, wenn das Mädchen in der Schule schon alles „gehabt hätte", was möglicherweise einmal den Interessenkreis des spätern Lebensgefährten ausmachen könne. Wenn diese Forderung nur nicht im Grunde eine Einführung in den ganzen geistigen Kulturbesitz des Volkes bedeutete, eine Behandlung letzter und höchster Probleme der Menschheit, die über das Verständnis sechzehnjähriger Mädchen noch weit hinausgehen; wenn praktisch das Ideal abgeschlossener ethisch-literarischer Bildung nur nicht immer wieder dazu verführte, unreifen Kindern „Übersicht an Stelle von Einsicht" zu geben, fertige Urteile auf Vorrat einzuprägen über Dinge, für die die jugendliche Urteilskraft noch nicht ausreicht.

Wenn die deutsche Frauenwelt heute an Stelle der „abgeschlossenen Bildung" Kraftbildung for-

Digitized by Google

dert, so bedeutet das wahrlich keine Geringschätzung, sondern vielmehr eine Hochschätzung des Begriffes Bildung. Bildung ist eben nicht etwas, das man mit sechzehn Jahren als fertigen Besitz hinnehmen kann, sondern ein Gut, das zu erringen die Arbeit eines Lebens kostet. Wenn an Stelle der ethisch-ästhetischen jetzt eine reale Bildung auch für die Mädchen erstrebt wird, so bedeutet das wiederum keine Geringschätzung ethisch-ästhetischer Lebenswerte, sondern weit mehr eine tiefere Achtung vor ihnen. Sie sollen dem heranwachsenden weiblichen Geschlecht nicht durch verfrühte Darbietung verflacht oder vielleicht gar, um mit Bonus noch drastischer zu reden, „verekelt“ werden; sie sollen ihm erwachsen als reifste und schönste Frucht eines zu geordneter Klarheit geschulten Denkens. Und endlich liegt der Forderung der Realschulbildung auch keineswegs ein niedriger, sondern ein hoher Begriff von weiblicher Eigenart zugrunde. Weibliche Eigenart ist kein so schwaches, fürsorgebedürftiges Gewächs, daß sie nur bei einseitiger Gemütskultur gedeihen könnte und sofort verkümmern müßte, sobald etwas strengere Ansprüche an den Verstand gestellt werden. Wer unter weiblicher Eigenart nicht nur bestimmte, oft belächelte, oft aber auch ganz gern gesehene weibliche Schwächen versteht, wer sie auffaßt als die Summe all der körperlichen und seelischen Besonderheiten, die der Frau infolge ihrer Naturbestimmung zu eigen sind, der traut ihr auch zu, daß sie sich nur um so reicher entfalten wird, je harmonischer alle menschlichen Geisteskräfte auch bei der Frau ausgebildet werden.

Man lasse sich doch den Begriff Realschulbildung nicht dadurch verleiden, daß gewöhnlich gesagt wird, sie bedeute eine stärkere Pflege der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Das ist richtig, klingt aber viel gelehrter, als es sich in der Praxis gestalten wird. Die Mädchen sollen keineswegs Mathematiker, Chemiker und Physiker werden. Wohl aber sollen sie besser rechnen, schärfer beobachten, klarer denken, nüchterner urteilen, weniger schwärmen lernen. Das kann nur erreicht werden, wenn man endlich von dem Wahne zurückkommt, die Pflege weiblicher Eigenart erfordere eine einseitige Bevorzugung der gemütbildenden, eine Vernachlässigung der verstandbildenden Unterrichtsfächer. Daß eine stärkere Betonung des Rechnens und der Naturwissenschaften nicht ohne weiteres ein Herübernehmen des gesamten Lehrplanes der Knabenschule bedeutet, daß die Auswahl der Unterrichtsstoffe in diesen Fächern in der Mädchenschule recht wohl den besonderen weiblichen Wirkungskreis berücksichtigen kann, das liegt ja auf der Hand.

Auf einen andern, für die Entwicklung weiblicher Eigenart sehr wichtigen Punkt muß noch kurz eingegangen werden. Weit mehr als von den Unterrichtsstoffen selbst hängt diese ab von der Art der Behandlung jener Stoffe durch die Lehrenden und von dem Gesamteinflusse des Schullebens, also von den Persönlichkeiten, die in der Mädchenschule unterrichten und erziehen. Da haben wir nun in Deutschland die eigentümliche Erscheinung, daß zwar unumstritten der Satz gilt: „Der Knabe kann nur vom Manne zum Manne erzogen werden“, daß aber der eigentlich ebenso selbstverständliche Satz: „Zur Heranbildung echt weiblicher Persönlichkeiten gehört weib-

Digitized by Google

licher Einfluß“ in der öffentlichen Mädchenschule sehr wenig beachtet wird. Ganz abgesehen von dem Gedanken, daß Frauen solche Schulen leiten könnten, selbst die Verwendung von Lehrerinnen auf der Oberstufe begegnet in weiten Kreisen noch starken Bedenken. Und doch müßte es allen, denen die Pflege weiblicher Eigenart wirklich am Herzen liegt, ohne weiteres einleuchten, daß Mädchen in den entscheidenden Jahren ihrer Entwicklung auch weiblicher Führung bedürfen, daß es also für den Geist einer Mädchenschule nur von Vorteil sein kann, wenn auch weiblichem Empfinden und weiblichem Takte darin ein maßgebender Einfluß vergönnt wird.

Wie sehr das öffentliche Urteil über diese Frage von der Gewohnheit abhängig ist, zeigt die ganz entgegengesetzte Behandlung, die ihr in den gesetzgebenden Körperschaften Sachsens und Preußens zuteil wurde. In Preußen hat man sich sogar an die Direktorin bereits gewöhnt. Ungefähr fünfzig öffentliche höhere Mädchenschulen stehen dort schon unter weiblicher Leitung. Als neuerdings die preußischen Oberlehrer eine lebhafte Agitation dagegen ins Werk setzten, ließ der preußische Landtag ihre Petition einfach auf sich beruhen. In Sachsen aber, wo ein weibliches Direktorat bisher noch etwas völlig Unerhörtes ist, scheiterte seine gesetzliche Zulassung an dem entschiedenen Widerstande der ersten Kammer.

Ebensowenig Gnade wie die weibliche Leitung fanden im sächsischen Landtage die Bestimmungen über die Angleichung der höheren Mädchenbildungsanstalten an die verschiedenen Gattungen der höheren Knabenschulen. Auch in dieser Hinsicht wurden die charakteristischsten Züge der durchaus fortschrittlichen Regierungsvorlage gestrichen; der dreijährige Aufbau auf die höhere Mädchenschule wurde seines Charakters als Oberrealschule entkleidet, um zu einem spezifisch weiblichen Vorbereitungsweg für die Universität umgestaltet zu werden. Glücklicherweise ist aber doch die sechsklassige Studienanstalt nach realgymnasialem Muster dank dem energischen Eintreten der Regierung und des Dresdner Oberbürgermeisters Dr. Beutler gerettet worden. Ebenso — wenn auch nur auf Zeit und auf Ausnahmefälle beschränkt — die Zulassung von Mädchen zu höheren Knabenschulen, die umgekehrt wieder in Preußen noch durchweg verweigert wird. Franziska Ohnesorge

Die Fortbildung des Lehrers

Bildung und Schule

Wenn man Umfrage halten würde bei den verschiedenen Lehrern Deutschlands über die Art und Weise ihrer Fortbildung, man könnte die mannigfaltigsten Antworten erhalten.

„Was hat dich in deiner beruflichen Entwicklung am stärksten gefördert?“

Der eine wird erzählen, daß er versucht habe, mit den Rezepten auszukommen, die ihm die Lehrerbildungsanstalt mit auf den Weg gab und daß alle Mühe umsonst war, bis er alles verwarf und ganz von unten an in empirischer Praxis sich seine eigene Methode erarbeitete.

Ein anderer wird wahrscheinlich von einem Freunde berichten, einem ältern Kollegen aus dem Nachbardorfe, mit dem er sich in den freien Stunden unterhielt über dies und das, dem er seine Nöte und Bedenken, seine Mißerfolge und seine Zweifel offenbarte und

Digitized by Google

der ihm dann aus eigner Lebens- und Berufserfahrung die rechten Winke und Anleitungen gab.

Ein Dritter ist vielleicht jahrelang Mitglied eines pädagogischen Vereins, Angehöriger einer Verbindung von Gleichgesinnten und Gleichstrebenden gewesen und hat hier seine stärksten Anregungen gefunden.

Ein Vierter hörte Vorlesungen an der Hochschule und widmete sich einem Spezialgebiet, von dem aus er sich mit vertieftem Interesse den angrenzenden Fächern zuwandte.

Ein Fünfter endlich wird uns Kunde geben von langen Irrfahrten, bis er eines Tages auf ein Buch stieß, vielleicht auf einen alten verstaubten Band in irgendeiner vergessenen Schulbibliothek oder auf ein funkelnagelneues Werk der Gegenwart, wo er endlich finden konnte, was ihm bisher fehlte: die Anregung zur beruflichen Selbstvervollkommnung.

Es gibt keinen alleinseligmachenden Weg der Fortbildung. Es gibt vor allem keinen für den, der auf sich allein angewiesen ist. *Aber es gibt eine allgemeine Notwendigkeit, sich fortzubilden.* Nichts in der Welt ist notwendig, was nicht zugleich möglich wäre. Sich fortzubilden ist jedem möglich, auch wenn nicht alle Wege für jeden gangbar sind.

Wem Freunde und Vereine fehlen, wen sein Schicksal hinauswarf ins entlegene Dörflein des Gebirgs oder der Heide, dem ist doch immer noch eine Fortbildungsmöglichkeit gegeben: *das Buch.*

Es ist gar nicht nötig, daß es ein spezifisch pädagogisches Buch ist. Schon mancher hat seine ersten Anregungen irgendeinem spannenden Roman entnommen. Nicht jeder „Gebildete" ist reif für streng wissenschaftliches Studium. Auch nicht jeder Lehrer. Aber jeder kann sich die nötige Reife — den Willen und die Lust — erwerben, *erlesen.*

Es gibt eine Spezies von selbstgefälligen Praktikern, die mit verächtlicher Geste vom Buchwissen und von grauer Theorie zu sprechen pflegen. Die sich brüsten mit der lebendigen Übung im Alltagsberuf. Ihnen scheint jedes theoretische Studium überflüssig zu sein.

Derartigen Pädagogen sollte man doch zu bedenken geben: daß zwanzigjährige Praxis auch zwanzigjähriger Schlendrian sein kann; ferner, daß die Geschichte der Pädagogik zugleich ein Verzeichnis der Irrtümer ist, die zum Teil auch jeder einzelne pflegen wird, der jene Geschichte nicht gründlich kennt; und endlich, daß es doch eigenartig ist, daß die anerkannt tüchtigsten Praktiker auch stets ein starkes Bedürfnis hatten, sich besser in der Wissenschaft ihres Berufes auszubilden und keine Mittel scheuten, diesem Fortbildungsdrang zu genügen.

Wo jedes Interesse an der beruflichen Theorie fehlt, da ist hinreichender Verdacht vorhanden, daß es auch mit der beruflichen Praxis nicht so bestellt ist, wie jene tatenstolzen Nur-Praktiker in ihrem unhistorischen Sinne gerne glauben möchten.

Ernst Weber-München

Kinderfeste

Zu diesem Thema, das jetzt wieder ganz „saisongemäß" ist, erließ der Preßausschuß des Dresdner Lehrervereins etwas wie eine Warnung:

„Kinderfeste stehen in den mei-

Digitized by Google

sten Vereinen auf dem Sommerprogramm! Ihre Notwendigkeit wird oft damit begründet, daß den Kindern dadurch schon von Jugend auf Gemeinschaftsgeist und Gesellschaftsempfinden vermittelt werde. Es ist aber sehr fraglich, ob Kinder für diese Gedanken schon zugänglich sind; weit eher bekommt man den Eindruck, daß die Kinderfeste dem Unterhaltungsbedürfnisse der Erwachsenen dienen, die bei der meist sehr trockenen Vereinskost für die hohen Geldbeiträge auch etwas Lecker- und Lockspeise wünschen. Mancher fahnentreue Vereinsmensch gibt sich der Selbsttäuschung hin, ein guter Familienvater zu sein, wenn er Weib und Kind zu allen Vereinsfestlichkeiten mitnimmt. Ein Hinweis darauf, wie das Zuviel und Zuoft dieser Feste seinen Zweck verfehlt, dürfte hier wohl am Platze sein. Die Kinderfeste erheben sich nicht mehr über die Alltäglichkeit und führen zur Übersättigung. Die gerühmten erziehlichen Wirkungen bleiben aus, weil das Innenleben des Kindes unter dem Überreiz von Äußerlichkeiten ertötet wird. Denn wie werden sie gefeiert, diese sogenannten Kinderfeste! Von Kindlichkeit und Einfachheit im Genießen ist keine Spur zu finden. Der ganze Apparat luxuriöser Schützenfeste, von der vollbesetzten Musikkapelle bis zum flottfließenden Bierfaß, wird in Bewegung gesetzt, und leider sind die Eltern bei diesen Festen den Kindern meist recht schlechte Vorbilder in Wort und Tat. Selbst vor dem Gift alkoholischer Getränke bewahrt man die schwachen Gehirne der Jugend nicht. Daß jeder Tropfen Alkohol gleich ist einem Tropfen Dummheit oder Nervosität, steht als wissenschaftlich bewiesene Tatsache fest, wird jedoch leider noch wenig oder gar nicht beachtet. Und die nächsten Folgen solcher Kinderfeste? Der Montag, der nach $1^1/_2$tägiger Ausschaltung der Schularbeit eine erfrischte, durch Ruhe gestärkte Schuljugend sehen sollte, ist als Schultag für Lehrer und Schüler ein Tag größter Plage. Die durch Alkoholgenuß erzeugten Gehirnschädigungen, die Nervenüberreizungen und die Folgen verkürzter Schlafzeit dauern ersichtlich bei dem Kinde an und schwächen die geistige und körperliche Spannkraft des zarten Organismus. Habt also Erbarmen mit euren Kindern und erspart ihnen Kinderfeste, die keine sind! Die ihr aber feiert, legt tunlichst in die Ferienzeiten! Einfachheit und Natürlichkeit tun uns not; und Kinder, die nicht schon überreizt sind durch verfrühtes Genußleben, sind so leicht zu erfreuen. Gesang und Spiele aller Art, Wettlauf und Tanz auf dem grünen Hag machen bescheiden erzogenen Kindern jeden Tag zu einem Festtage. Die wertvollsten Kinderfeste sind aber nicht die Massenausflüge, sondern die stillen Spaziergänge an der Hand der liebenden Mutter und des belehrenden Vaters. Für solche Kinderfeste gibt's kein Zuviel und kein Zuoft."

Unter uns

In Sachen Adolf Levensteins

Der Arbeitsausschuß des Dürerbundes hat beim Vorführen der „Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung" in Dresden mit dem Veranstalter dieser Ausstellung, Herrn Adolf Levenstein, Erfahrungen gemacht, die ihn zu weiteren Ermittlungen veranlaßt haben. Ihr Ergebnis bestimmt mich dazu, den Arbeitern, die Levenstein vielleicht noch um Zeichnungen, Bilder usw.

Digitized by Google

angeht, ebenso wie den Arbeitern und Arbeiterfreunden, mit denen er vielleicht wegen der Ausstellung in Verhandlung tritt, gegenüber seinen Angaben Kritik anzuempfehlen. Mehr möchte ich nicht sagen, falls das Herr Levenstein nicht etwa selber wünscht oder irgendwie veranlaßt.

Der außerordentliche Wert der „Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung“ wie der übrigen Levensteinschen Materialsammlungen als solcher wird durch diese Erklärung natürlich weder angefochten noch irgendwie berührt.

Ferd. Avenarius

Lebende Worte

Zu sich selbst kommen

Rosegger läßt in „Heimgärtners Tagebuch“ eine Bitte drucken, deren Persönliches nicht nur jeder, der ihn kennt, sondern jeder, der im öffentlichen Leben mit Erfolg gewirkt hat, nachfühlen wird. Aber wir geben sie nicht nur weiter, weil, der sie schreibt, ihre Verbreitung wünscht. Sondern auch, weil sie aus reichem Lebenserfahren heraus eine allgemeine Wahrheit sagt, die wohl wert ist, unter den Lebenden Worten auch des Kunstwarts aufgehoben und gelegentlich wieder gelesen zu werden.

Rosegger schreibt:

Ein großer Wunsch ringt in meinen alten Tagen nach Erfüllung. Ich möchte zu mir kommen, bei mir sein, wie ich es in meiner Jugend gewesen bin, als ich noch nichts wußte von der Welt und die Welt noch nichts von mir. Das war ein einfaches, reines, heimelndes Leben. Das möchte ich wieder haben. Und da meine Natur in ihrem Kerne sich nicht geändert hat, so wäre die Erreichung nicht unmöglich. Nur will der Weltwirbel nicht mehr loslassen. Immer spüre ich hundert zarte Fäden und derbe Ketten, die mich nach allerlei Seiten hin verankern. Sie zerreißen meine Einheit, meine Gesundheit. Von solchen, die nie etwas versucht, nie etwas getan haben, wird nichts verlangt. Von solchen, die etwas getan haben, wird noch etwas verlangt, von solchen, die viel getan haben, wird noch viel verlangt, von solchen aber, die alles getan haben, was sie konnten, wird auch noch alles das verlangt, was sie nicht können. Und wenn sie das Unmögliche natürlich nicht leisten, so laufen sie Gefahr, verlästert zu werden, während jene, die stets nur für sich selbst gelebt haben, in aller Ruhe und in allem Ansehen für sich selbst weiter leben können.

Ein Dichterberuf hat seine besonderen Aufgaben. Tausendfach singen wir deutschen Poeten, was dem Volk vor allem not tut. Man hört uns nicht. Nur wenn wir einmal von Geld singen, da horcht alles auf. Ich will aber zurückkehren in die heimliche Einsamkeit der deutschen Seele. Abschütteln möchte ich alles, was mich mir entfremdet, was mich hindert, ganz ich selbst zu sein.

Im Schutze der Verborgenheit! Im Frieden des Unbekanntseins! Die Popularitätsjäger ahnen nicht, welch ein Gut sie preisgeben. Wer kein Ich hat, der kann sich ja von außen eins zusammenpappen lassen. Wer eins hat, der hüte es! Er mag zeitweilig für andere leben, aber er soll nicht andere in sich hineinleben lassen. — Hilft alles gemütliche Abweisen nichts, so muß er grob werden — so sehr er die Menschen auch liebhaben mag, so gut sie es mit ihm auch meinen. — Mir schenkt man immer wieder Sachen, die ich nicht brauche, und verlangt Kräfte, die ich nicht habe. Ich müßte die Zeit des ewigen Juden und die Macht des Cäsar

Digitized by Google

und die Weisheit des Sokrates haben, um alles leisten zu können, was man von mir wünscht.

Ich bin Poet und Schriftsteller und will nichts anderes sein. Wenn ich vorübergehend mit Glück für Gemeinnütziges tätig war, so geschah es, um meinen Text zu illustrieren, um mein Wort durch die Tat zu bekräftigen. Das kann mich doch nicht verpflichten, nach allerlei Richtungen hin mein Wesen ganz zu verzetteln. Wer mich sehen, sprechen, hören, kennen lernen, nützen will, der findet mich in meinen Schriften. Alles, was sonst von mir verlangt wird, das können auch andere leisten, oft weit besser als ich. Nur mit meinen Büchern — so voller Fehler und Schwächen sie sein mögen — will ich in der Öffentlichkeit stehen und wirken. Meine Person will ein ruhiges, geziemend bescheidenes Privatleben führen, nichts von den Zeitgenossen begehrend als jedes Anständigen Recht, die bürgerliche Ehre. Für alles weitere ein dankbares Verzichten bewahrt den Frieden des Herzens.

Ich wünschte, daß dieses Willensbekenntnis verbreitet würde. Ich habe eine schwere Krankheit kaum hinter mir. Der Schutz vor den maßlosen Anforderungen aus nah und fern ist für meine müde, ruhe- und einsamkeitbedürftige Natur eine Lebensfrage.

Ist mein Dichten und Trachten schon eines geringen Lohnes wert, so gönnt mir die stille Muße für meine alten Tage!

Peter Rosegger

Unsre Bilder und Noten

Alle mechanischen farbigen Reproduktionen, alle ohne Ausnahme in Drei- oder unserthalben Fünfzigfarbendruck, alle, so sehr sie heute in der Mode sind und so sehr die Farbigkeit auch von soundso viel „Kunsterziehern“ als unentbehrliche Herrlichkeit der Bilder gepriesen wird, alle mechanischen farbigen Reproduktionen sind mit höchster Vorsicht aufzunehmen. Das haben wir schon ein paarmal gesagt, sagen's heut wieder und werden's noch weiter sagen, bis man einmal über die gegenwärtige kritiklose Schwärmerei fürs Bunte hinaus ist. Warum solche Bilder in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nichts taugen können, warum bei weitem die meisten das Urbild fälschen und das Auge dessen, der sich an ihnen freut, verderben müssen — davon reden wir binnen kurzem wieder. Heute möchten wir mit dieser Verwahrung nur die Wiedergabe des Bildes von Schmoll von Eisenwerth begleiten, die relativ gelungen ist. Sie konnte es aus zwei Gründen. Erstens: das Original ist kaum größer als die Reproduktion, das besagt: es brauchten nicht, wie bei der Wiedergabe von großen Gemälden, benachbarte Töne photomechanisch durcheinandergequirlt zu werden. Zweitens: die Farben sind auch auf dem Original nicht in dicken glänzenden Schichten aufgetragen, also konnte der notwendig ganz dünne Farbauftrag eines mechanischen Druckes der Originalwirkung einigermaßen nachkommen. Nun scheint es auf der Wiedergabe, als wenn man der Hand des Künstlers bei Strichen und Tupfen folgen könne — als wenn man ein Original vor sich habe. Kleine Menschlichkeiten beim Wiedergeben der Töne hat's aber trotz aller Sorgfalt doch gesetzt. — Zu dem Bildchen selbst ist nicht viel zu sagen. Unsre Leser kennen aus

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

andern Beilagen Schmolls feine Art. Hier ist Allerintimstes gegeben. Wer sich noch in eine Naturidylle vertiefen, wer noch ein simples Stückchen Kornfeld in der Wirklichkeit so sehen kann, der wird bald verstehn, weshalb wir dieses Blatt immerhin zu den besten zählen, die der Kunstwart seinen Freunden je mitgeben durfte.

Zu den sieben Bildern nach Albrecht Altdorfer gehört der kleine Rundschaubeitrag.

Unsre Illustrationsbeilage gibt zunächst, zu dem Aufsatz: Vom Standort und vom „Verwenden", das Gärtnersche Bild der Königskolonnaden wieder. Die Photographie der Ruine Grimersum zeigt, so viel, oder besser: so wenig sich von einem schönen idyllischen Stückchen Vergehn und Leben auf solch einem Blatte eben zeigen läßt. Gesprochen wird dazu in dem Beitrage „Adel verpflichtet".

Die Textbilder werden in der Rundschau erwähnt.

Unsre Notenbeilage spreche heute für sich selbst. In einiger Zeit soll ein Rundschaubeitrag über das Liederschaffen Gustav Mahlers einen Überblick geben und auf die zahlreichen, unsrer heutigen Gabe gleichwertigen Lieder dieses Künstlers hinweisen.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BILDER VON ALTDORFER

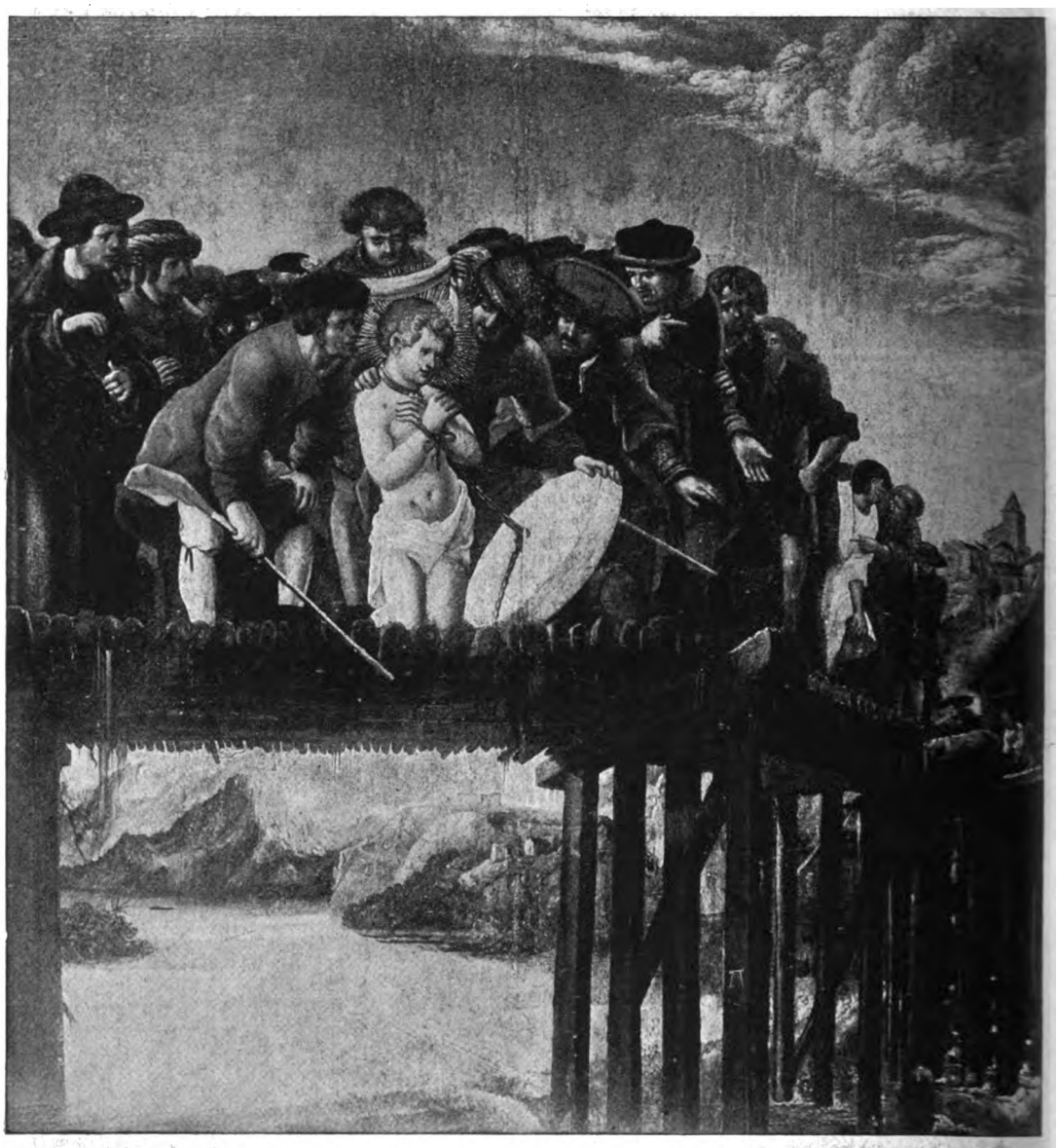
AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BILDER VON ALTDORFER



AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BILDER VON ALTDORFER

AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER

Digitized by Google

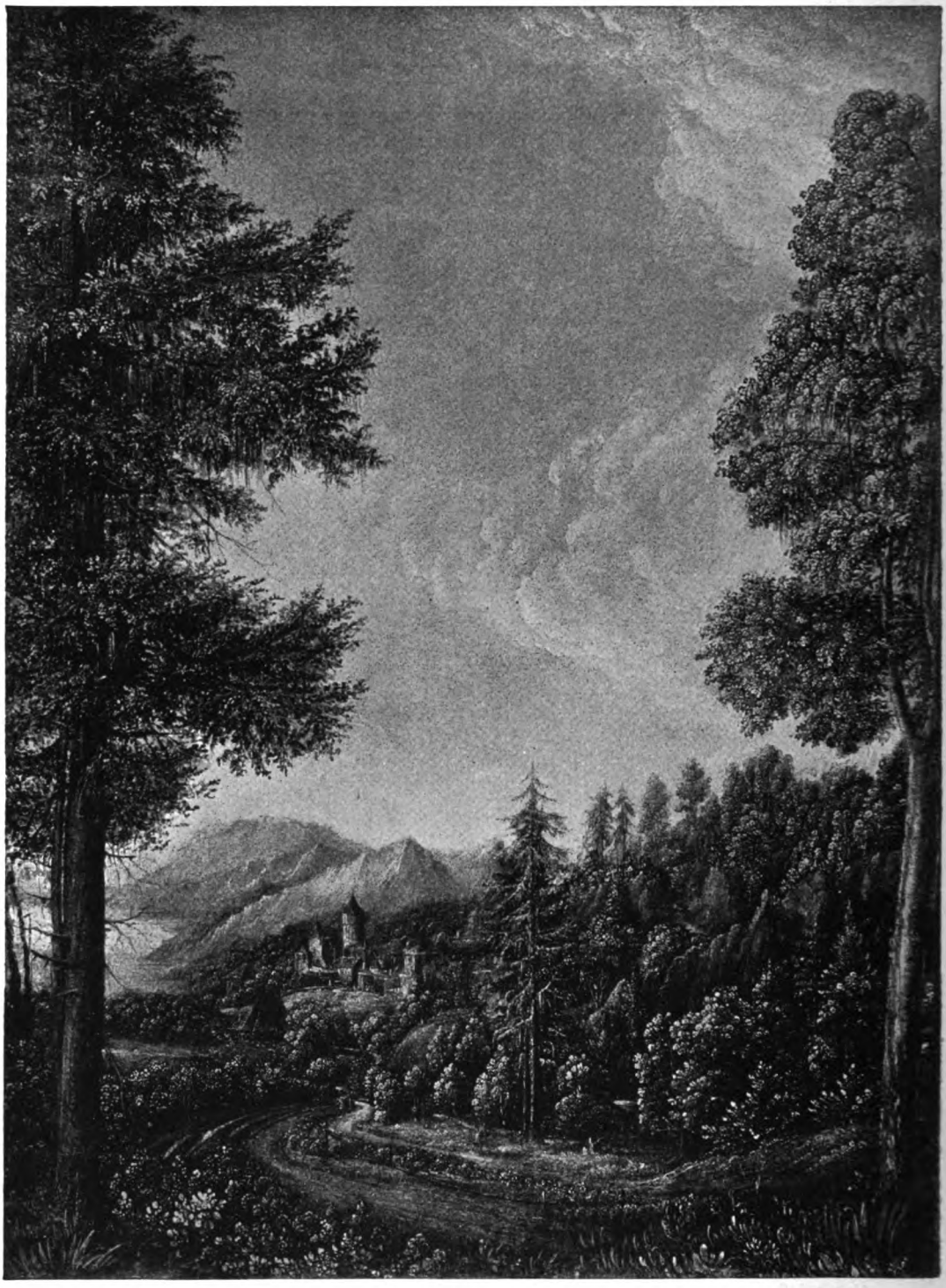
ZU DEM BEITRAGE: BILDER VON ALTDORFER

AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER

Digitized by Google

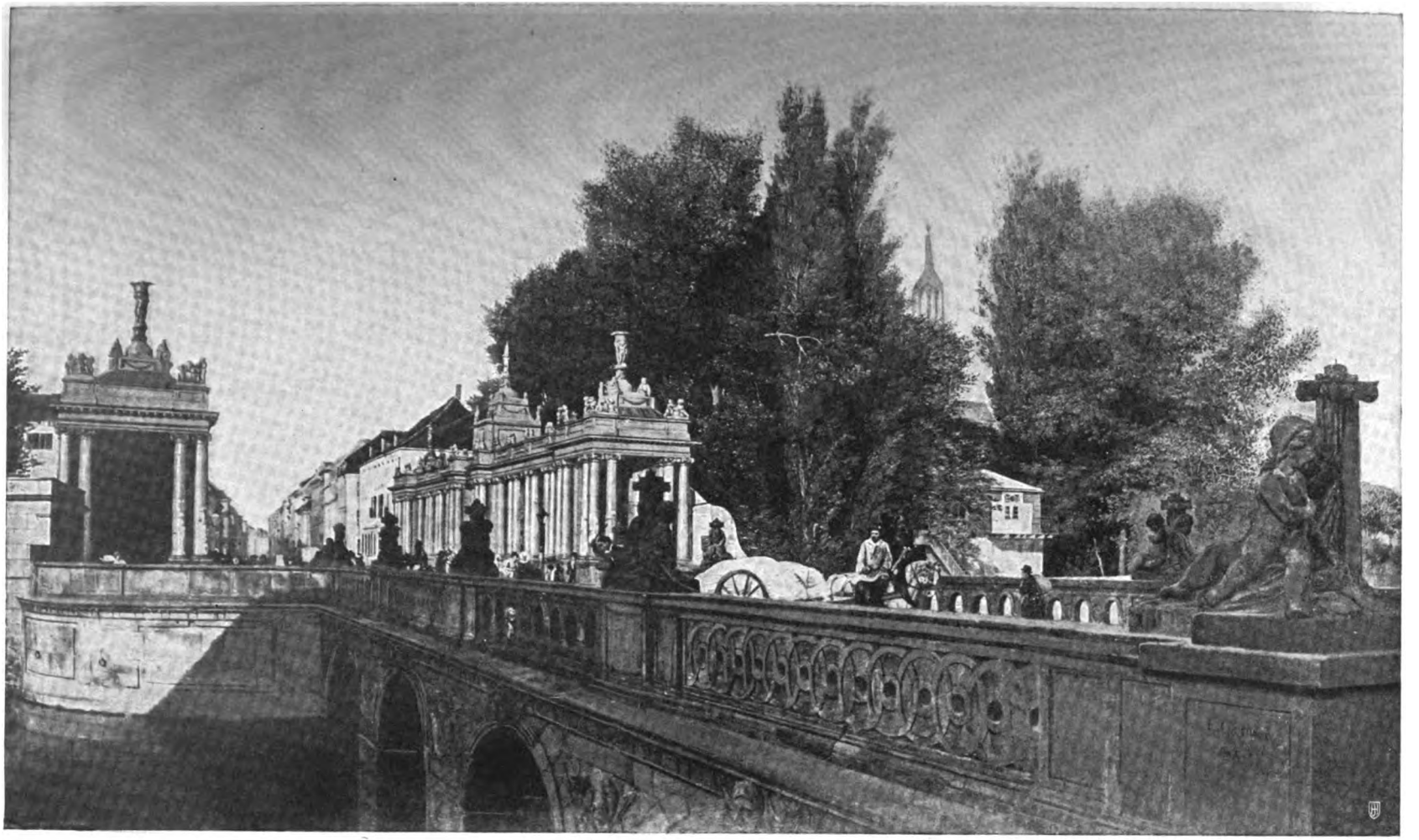
ZU DEM BEITRAGE: BILDER VON ALTDORFER



AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER

Digitized by Google



DIE KÖNIGSKOLONNADEN IN BERLIN IM JAHRE 1830
(NACH EINEM GEMÄLDE VON EDUARD GÄRTNER)

Digitized by Google

BURGRUINE GRIMERSUM

KW

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

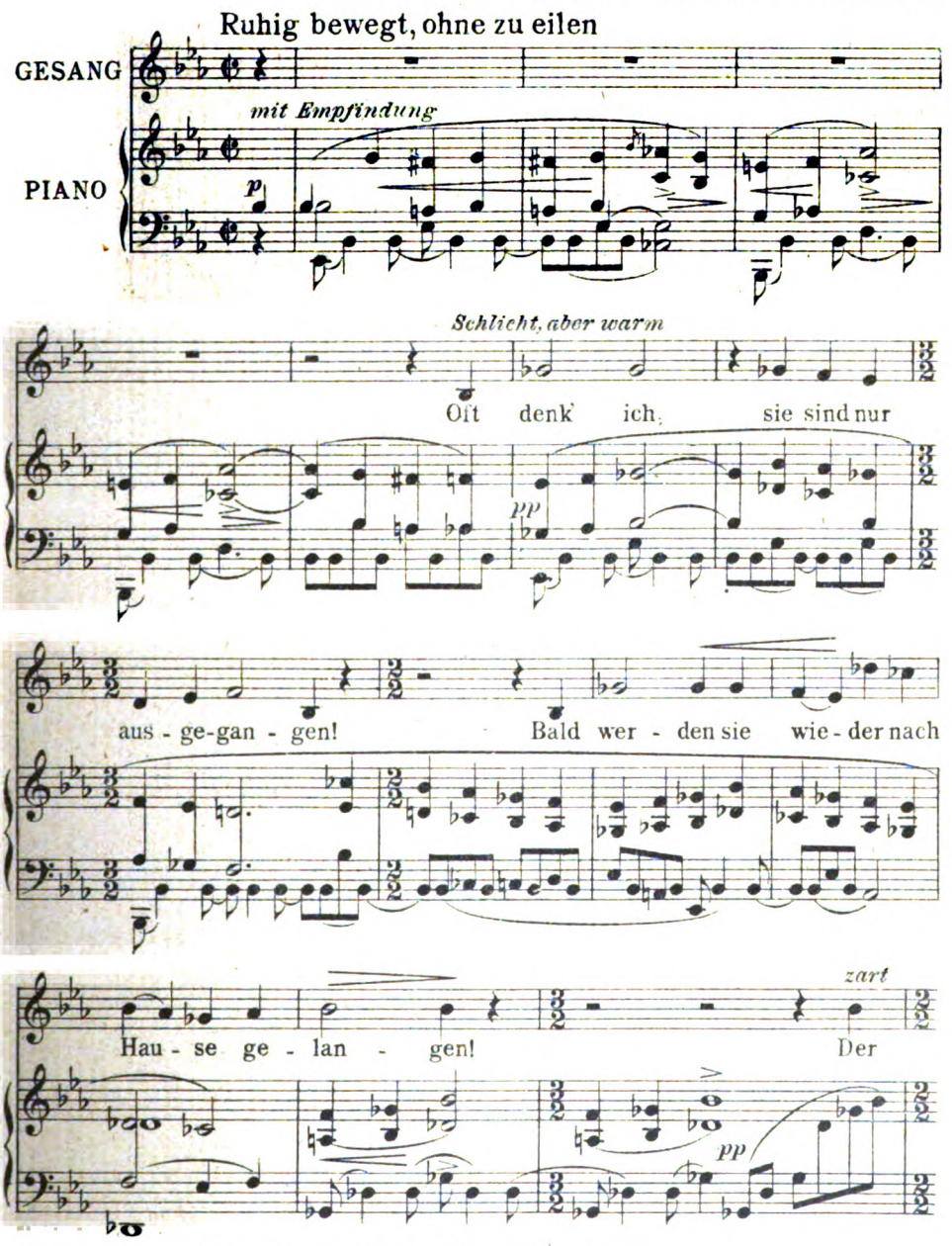
GUSTAV MAHLER

Aufführungsrecht vorbehalten

Rückert:

„OFT DENK' ICH, SIE SIND NUR AUSGEGANGEN"

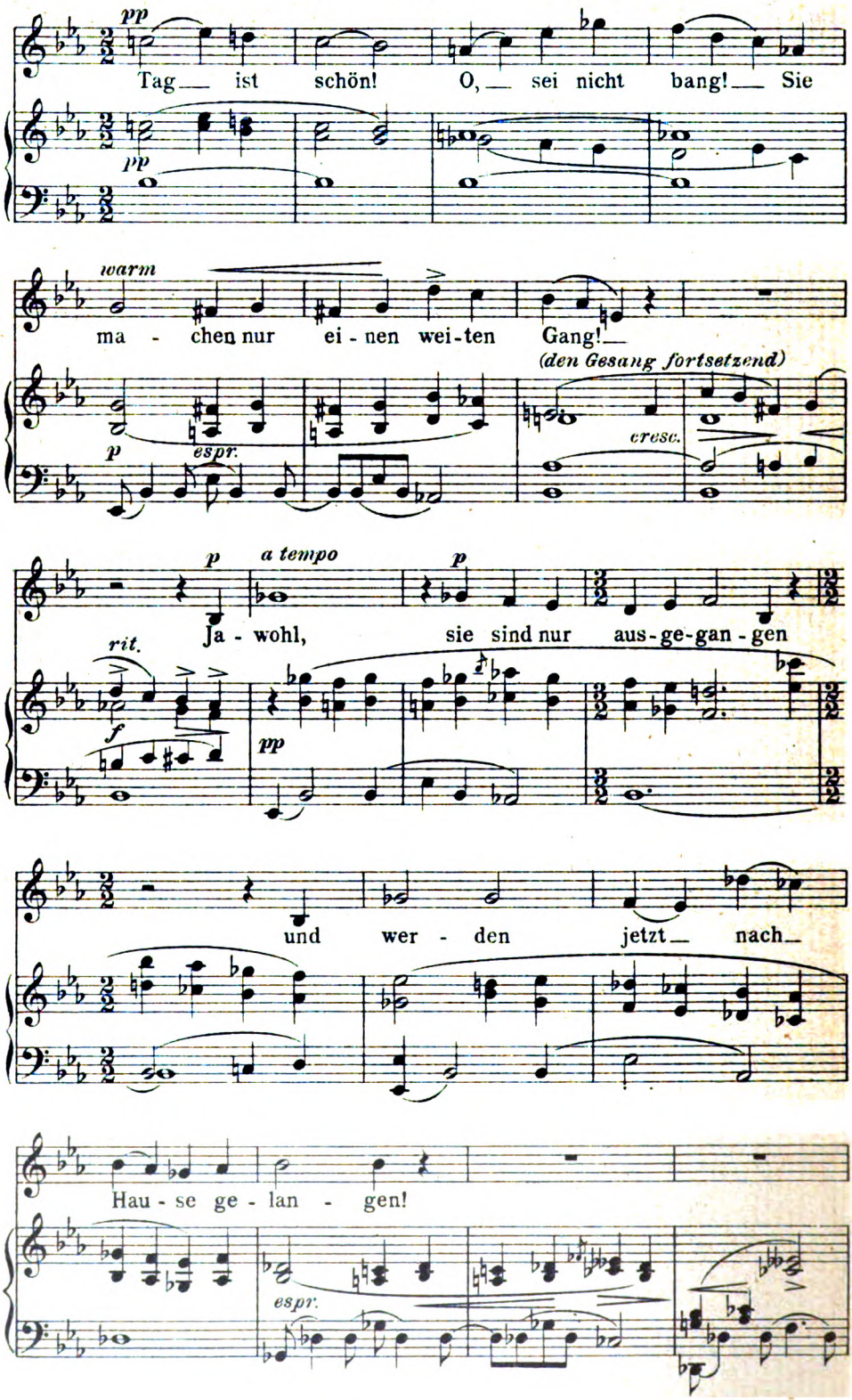
No. 4 aus den Kinder-Totenliedern



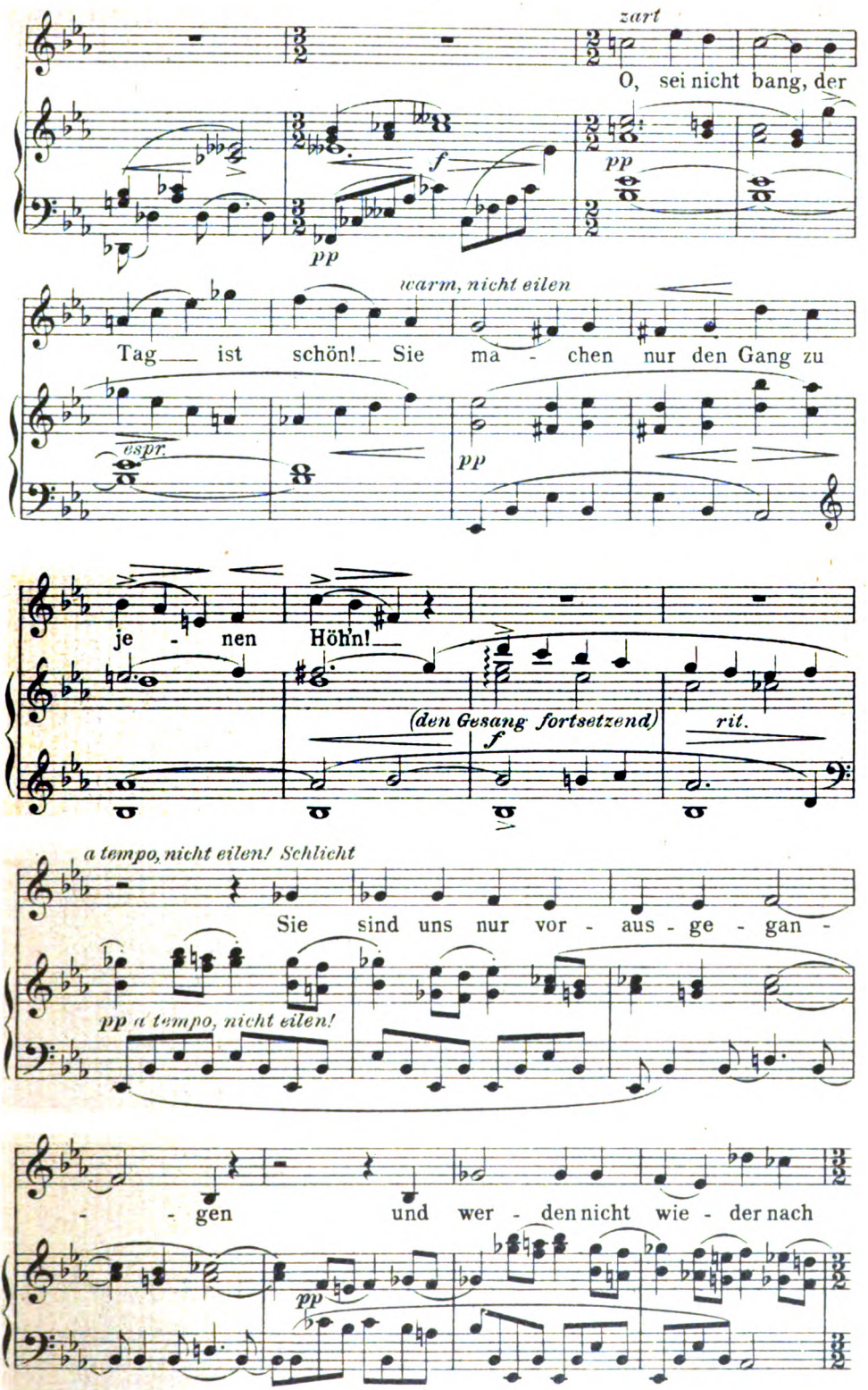
Mit besonderer Genehmigung von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig
Copyright 1905 by C. F. Kahnt Nachfolger

Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München

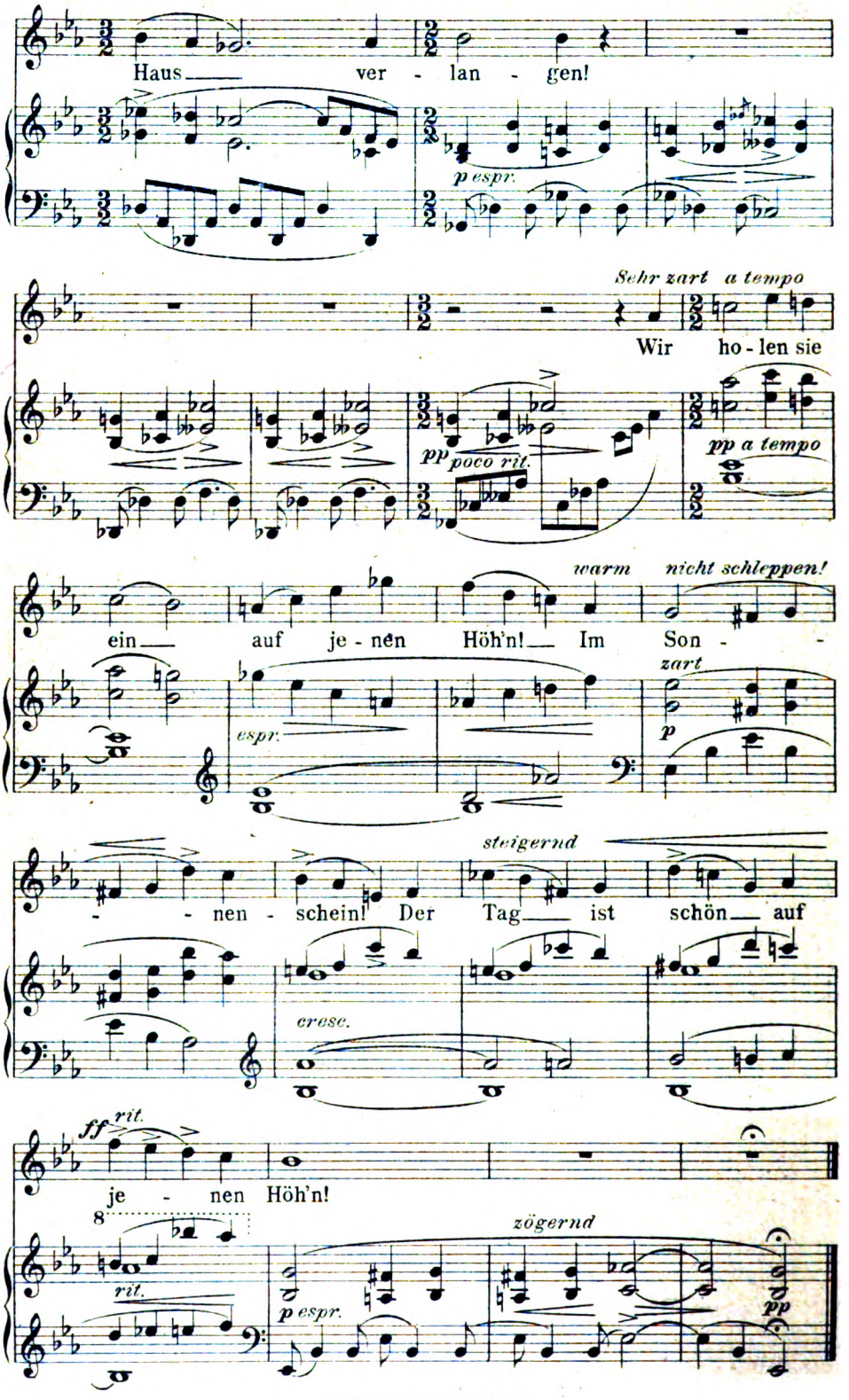
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Mädchendienstjahr

Schon zur Zeit des Aristophanes hatte der Witz reaktionäre Neigungen. Neues, Unbequemes ist mit einem Scherzworte leichter abgetan als mit eindringlicher Widerlegung, die härtere Geistesarbeit verlangt. Gelächter tötet, heißt es. Und unsre Satiriker mit ihren Schleudern sahen von jeher verächtlich auf die Ernsthaften herab, auf die Schwerfälligen, die zu verstehen suchten, wo sie in unbändiger Heiterkeit, eins, zwei, drei, verurteilten. Der Witzblattwitz zumal, der sich souverän dünkt und doch in Wahrheit nur dem träg daliegenden Spießertum nach dem Munde spricht, hat gegen alle neuen Erscheinungen der neuen Zeit Front gemacht. Am grimmigsten gegen die aus der Tiefe kommenden. Aber ach, mit welchem Erfolg! Die Totgelachten leben ein immer stärkeres Leben. Richard Wagner, Nietzsche, Ibsen, um drei wütend belachte Einsame, die Sozialdemokratie, der Nationalitätengedanke, um zwei Masseninstinkte zu nennen. Genau so ergeht es der Frauenbewegung. Die Satiriker, die seit dreißig oder vierzig Jahren nicht genug Ulkereien über sie wußten, haben wider Willen ihren Vormarsch unterstützt. Jene weiten Bevölkerungsschichten, die ihre politische, soziale, künstlerische Bildung aus humoristischen Zeitschriften beziehen, sind zum großen Teil erst durch sie auf das sich emporringende, ungewohnte Neue aufmerksam gemacht worden. Und heute muß selbst der Suffragetten-Unfug zum Guten dienen: er gewöhnt die arglosen Lacher an das Problem und macht sie an den Tagen, wo keine Witzblätter erscheinen, geneigt, auch einmal ernste Leute darüber zu hören.

Die ganze Hälfte der Kulturmenschheit, die bisher nicht gerade schweigend, aber doch ergebungsvoll ihre Geschäfte von der andern leiten ließ, ist in Unruhe. Wahrhaftig nicht von ungefähr. Unsre Frauen und Mädchen haben sich jahrhundertelang gern dem sogenannten Männerregimente gefügt. Einmal, weil sie wußten, daß diese staatliche Einrichtung ihrer Herrschaft im Kleinen ganz und gar nichts schadete, dann aber auch, weil sie überhaupt gut dabei fuhren. Ziel und Sinn jedes Mädchendaseins war die Ehe. Die paar Außenseiter zählten nicht. Noch heute ist die Frauenfrage, so banal es klingen mag, fast durchaus Heiratsfrage. Da der Mann dem Weibe den schroffen, verwundenden Kampf ums Dasein abnahm, fand es nichts dabei, daß er die Gesetze nach seinem Ermessen und sich zum Vorteil gab. Litten doch darunter nur die, die den Rahmen des Geschlechtes sprengten und sich wider altgeheiligte, im letzten Grunde die Ehe schützende Satzungen und Sitten vergingen. Ehe ist, wenn keine Frauenerfindung, so doch ein Frauentriumph. Und es konnte den lieben Weibern recht sein, daß der Mann erbarmungslos über alle ihre Schwestern den Stab brach, die nicht klug und züchtig den Frauenschatz wahrten. Um so sorgsamer hüteten die Mädchen ihn, um so sicherer ward der Mann zur Ehe gedrängt.

Das galt für jene noch nicht lange vergangene Zeit, wo beinahe

Digitized by Google

jede Jungfrau geheuert ward. Die moderne wirtschaftliche Entwicklung hat der Idylle grausam ein Ende gemacht. Von drei Mädchen muß jetzt eines damit rechnen, daß es den Beschützer und Ernährer nicht findet. Von drei Mädchen muß immer eines sich allein den Weg durchs Leben bahnen. Gehen die Dinge weiter ihren Gang, so wird sich das zahlenmäßige Verhältnis noch bedeutend verschlechtern. Die Frau ist gezwungen, sich selbständig zu machen. Abgesehen von der Arbeiterbevölkerung, heiratet man jetzt nicht mehr jung — doch auch die Töchter des vierten Standes müssen sich zum mindesten zwischen vierzehn und siebzehn Jahren aus eigenem das tägliche Brot verdienen. Die Familie hegt und nährt sie im günstigen Falle bis zum Tage der Schulentlassung. So wimmeln unsre Fabriken, unsre Kontore und Verkaufsgeschäfte, wimmeln sogar schon unsre öffentlichen Ämter von werktätigen Frauen. Die Arbeit im elterlichen Haushalte, die früher selbstverständliche, hat als eigentlicher Beruf aufgehört. Ich stelle eine Tatsache fest, eine in hohem Maße unerwünschte, nach meiner Meinung volksgefährliche Tatsache — aber eine Tatsache. Wir haben mit ihr zu rechnen. Jetzt beginnt die unverheiratete Frau naturgemäß die Ungerechtigkeit der offiziellen Männerherrschaft zu empfinden. Denn jetzt, wo die Umfriedung des Heims sie nicht mehr schützt, treten die Gesetze unmittelbar an sie heran, drücken und quälen sie. Damit ist der Boden für entschlossene Agitation gegeben. Das Weib hat jetzt die Pflicht, dafür zu sorgen, daß Licht und Schatten gleich verteilt werden, daß man ihr, der Schwachen, den Daseinskampf nicht ohne Not erschwere.

Auch der Gegner der Frauenbewegung darf um der Gerechtigkeit willen dies ausschlaggebende Motiv nicht übersehen. Wir wollen hier keineswegs in eine Prüfung der von oft sehr streitbaren Damen aufgestellten Forderungen eintreten. Nur soviel sei von vornherein bemerkt, daß der beliebte Ruf: Gleiche Pflichten, gleiche Rechte! nicht ausreicht und auch der Sachlage nicht entspricht. Schon weil die staatsbürgerlichen Pflichten sich keineswegs auf die Notwendigkeit beschränkten, für des eigenen Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen, Steuern zu zahlen und den Gesetzen zu gehorchen. Die Frau, die gewisse politische Vorrechte des Mannes für sich verlangt, muß entschlossen sein, wie er der Allgemeinheit gewisse Dienste zu leisten. Ihr also beispielsweise ein, zwei, drei Jahre des Lebens zu weihen. Hin und wieder hört man sagen, sie bringe dem Staate durch die Mutterschaft ein höheres Opfer als der Mann durch seine Kommißzeit. Diese Dinge durcheinanderzuwerfen, geht aber nicht an. Wenn Mutterschaft überhaupt als Tauschobjekt gewertet werden darf — man entwürdigt sie dadurch —, so besteht die männliche Gegenleistung in der Ernährung und Beschirmung der Frau. Mutterschaft außerhalb der Ehe ist ja gottlob immerhin noch nicht die Regel und kann es bei uns nie werden. Ohne die Ehe bräche unsre Kultur zusammen. Und mit dem Fortbestande dieser Kultur rechnen die Wahlrecht heischenden Damen: ihre Zerstörung hätte auch ganz gewiß die der Stimmurnen zur Folge.

Das Mädchendienstjahr, für das jetzt immer lebhafter gewirkt und das deshalb auch schon von den Witzsprühenden liebevoll behan-

Digitized by Google

delt wird, kann nicht allgemein politischen Erwägungen entspringen, muß vielmehr im höchst persönlichen Interesse der Frau gefordert werden.

Wie wertvoll die durch die Militärzeit bedingte Ausspannung für unsre männliche Jugend ist, darüber hat der Kunstwart sich schon wiederholt geäußert. Auf zwei bis drei Jahre kommt der Heranreifende aus dem Staub und Dunst der Werkstätten und Schreibstuben heraus; zwei bis drei Jahre gehören angestrengter, körperlicher Betätigung unter Gottes freiem Himmel; zwei bis drei Jahre lang hat der Industrialismus, dieser angebetete, allmächtige Götze unsrer Zeit, keine Gewalt über die jungen Leiber. Was der Kraft- und Erfrischungsborn unsres Heeres dadurch für die Nation bedeutet, wer könnte es dankbar genug preisen! Wir sind für die mannigfachen Schäden der militärischen Erziehung von heute nicht blind, wir verdammen, wie irgendwer, Rekrutenmißhandlungen und bureaukratische Ausschreitungen — aber den großen Gedanken an sich vermögen diese bei ernstem Willen abstellbaren Fehler nicht zu verkleinern. Wenn wir nun die erquickende Wohltat einer zeitweiligen Befreiung vom Maschinendienst dem starken Geschlecht zuteil werden lassen, weshalb versagen wir sie dem schwächeren? Oder leiden unsre bleichsüchtigen Mädchen, die von früh bis spät im Fabrikenqualm scharwerken, sich in Kontoren und Amtern versitzen müssen, leiden sie weniger unter dem Übel? Wollen wir in alle Ewigkeit tatenlos zusehen, wie die Mutter der kommenden Geschlechter, die Gott doch wohl nicht ausschließlich für die „modernen Mädchenberufe", für Maschinen- und Schreibmaschinenbedienung geschaffen hat, wie sie körperlich entarten und ausgelaugt werden? Dem deutschen Mädel gebührt ein Freijahr so gut wie dem deutschen Jungen. Ihm gebührt es vor allem deshalb, weil es in gewissem Sinne noch viel kostbareres, pfleglicher zu behandelndes Material ist. Daß die rasende Erwerbssucht unsrer Tage die Männer schief und krumm macht, müssen wir vielleicht ertragen; daß sie die Frauenkraft frißt, darf nicht geduldet werden. Dies eine zum mindesten sind wir der Zukunft schuldig.

Unsre Mädchen werden der häuslichen Tätigkeit immer mehr entfremdet. Und doch trägt jedes einzelne von ihnen den heißen Wunsch im Herzen, einem Manne, den es liebt, ins eigene Heim folgen zu dürfen. Wie aber soll es das ihm heimisch machen, wenn es sich auf keine der tausend lieben Hausfrauenkünste versteht? Die Arbeiterfrauen sind häufig genug nicht imstande, ihre einfache Wirtschaft zu versehen; verheiratete ehemalige Kontorfräulein noch viel weniger. Sie haben ja alle außerm Hause Brot verdienen müssen. Übrigens ist die Unwissenheit der wohlhabenden Damen oft ebenso groß, und entsprechend groß ihre spätere Abhängigkeit von undisziplinierten Dienstboten. Gäbe es eine Verpflichtung jeder Frau, der reichen wie der armen, der gesunden wie der kränklichen, wenigstens ein Jahr lang echte Frauenarbeit zu tun, so wären die Grundlagen für glückliche Ehen mächtig verstärkt. Die Organisierung des Dienstes böte keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es mag jeder Beteiligten freistehen, sich nach Lust und Laune, im Gefüge der Einrichtung, zu betätigen. Die meisten würden gewiß freudig als Hausbeamtinnen auf

Digitized by Google

ein Jahr in einwandfreie Familien eintreten, wo sie unter tüchtiger Leitung das allzu häufig arbeitsunwillige, auffässige und dabei immer seltener werdende „Dienstmädchen" ersetzen könnten, wo sie aber auch wie ein Kind des Hauses und wie eine Gefährtin zu halten wären. Eine bessere Vorschule für die spätere selbständige Wirtschaft gibt es nicht — und gerade dieser Gedanke wird den jungen Mädchen die Lehrzeit lieb und vergnüglich machen. Daß man sie nicht überlasten dürfte, ihnen hinreichend viel freie Zeit für Spiel und Sport und Erholung gönnen müßte, versteht sich von selbst. Das Dienstjahr der Mädchen soll ein Jahr körperlicher Kräftigung sein. Die Arbeit im Haushalte, die keine gewaltsamen Anstrengungen verlangt und alle Muskeln gleichmäßig herannimmt, ist freilich schon an sich dem weiblichen Organismus in hohem Maße nützlich. Man wird dem neuen Gedanken auch im Kreise behutsamer Frauen bald reiche Sympathie entgegentragen, wenn man bedenkt, daß es bereits in unsrer Zeit für klug gilt, junge Mädchen auf ein Jahr oder zwei in die Pension zu schicken. Was heute aber nur den Töchtern der Wohlhabenden vergönnt wird, daran sollen später alle teilnehmen. Und wenn heute das Pensionsjahr oft falsch angewandt wird, zur Eintrichterung sogenannter Bildung und oberflächlichen Schliffs, dann wird es in Zukunft der Stählung und inneren Erholung des lieben Menschenkindes, der Vorbereitung auf seinen natürlichen Beruf dienen.

Die Mädchen wieder ans Haus zu gewöhnen und zu tüchtigen Wirtinnen zu erziehen, muß neben den gesundheitsfördernden Zwecken die Hauptabsicht des Dienstjahres sein. Daß außerdem junge Helferinnen in der Krankenpflege, der Kinderfürsorge, in allen Häusern der Barmherzigkeit durchaus am Platze sind, bedarf kaum der Erwähnung. Für ihr leibliches Wohl wäre dann allerdings besonders aufmerksam zu sorgen, und ihnen müßten die Erholungspausen besonders reichlich zugemessen werden. Persönliche Neigung mag nach Möglichkeit entscheiden, welchem Arbeitsfelde die einzelne sich zuzuwenden hat. Nur darf keine von der Dienstpflicht befreit bleiben, weder die Begüterten, denen ein Jahr ernster Pflichterfüllung Segen fürs ganze Leben sein wird, noch die Schwächlichen und Kränklichen, die vor allem leichte, gesunde Bewegung und eine Weile der Erlösung vom Joch der modernen Mädchenarbeit gebrauchen.

Uns allen, in erster Reihe aber den edlen Frauen, liegt die Zukunft der deutschen Mädchen am Herzen. Sie sind der köstlichste Besitz des Volkes, und ihre Betreuung ist unsre wichtigste Aufgabe. Deshalb werde dem hier und dort vielleicht überkühn erscheinenden Vorschlage eine freundliche Statt! Deshalb weise man ihn nicht kurzerhand zurück, sondern dringe in ihn ein! Preußen hat in grimmig schwerer Zeit die allgemeine Dienstpflicht der Jünglinge eingeführt und dann Europa gezwungen, denselben Weg zu gehen. Möge es auch diesmal heißen: Deutschland in der Welt voran! Die Zeitläufte erheischen die neue Reform fast ebenso dringend, wie sie sie 1808 erheischten und erzwangen. Richard Nordhausen

Wir möchten, wie der Verfasser selbst, diese Zeilen nur als einen Aufruf betrachtet wissen, sich mit der Frage des Mädchendienstjahrs

Digitized by Google

ernstlicher und eingehender und in weiteren Kreisen zu beschäftigen. Es ist ein Gedanke, den wir erörtern müssen, um uns allmählich an ihn zu gewöhnen. Uns scheint: gerade die Frauenbewegung sollte sich seiner annehmen. Wenn die Allgemeinheit zu seiner Verwirklichung die Mittel bereitstellt — die Beschaffung der sehr großen Mittel ist in diesem Fall wohl keine Nebenfrage — so wird sie natürlich auch Leistungen der weiblichen „Einjährigen" nicht nur für sie, die Mädchen, persönlich, sondern auch für sich, die Allgemeinheit, fordern, unmittelbar soziale Leistungen, meinen wir. Kw.-L.

Kriminalliteratur

Ein englischer Novellist sagte einmal: „Es ist ein äußerst trauriger Gedanke, was für ein verzweifelt langweiliges Nest die Erde sein würde, wenn es nicht unsre Freunde, die schlechten Menschen, gäbe. Rottet einmal die Sünde aus, und die Literatur wird der Vergangenheit angehören." Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Literatur der weißen Völker allerdings eine große Zukunft beschieden. Denn zu keiner Zeit wohl hat das Verbrechen in all seinen Formen so lebhaftes Interesse gefunden, wie gerade in der Gegenwart. Gewiß ist die Leidenschaft des Menschen für Geheimnisse aller Art und ganz besonders für blutige Geheimnisse stets vorhanden gewesen und hat vielleicht selbst in den Seelen der edelsten Menschen geschlummert. In der römischen Kaiserzeit war die Masse des Volkes trunken von blutigen Gladiatorenkämpfen. An den kleinen italienischen Höfen des ausgehenden Mittelalters tauchten die Fürsten ihre Hände in Blut. Die Aufregung aber, die den Menschen früherer Zeiten Fechterspiele und blutige Intrigen gewährten, suchen die Massen der Gegenwart in dem Todessprung des Zirkusakrobaten. Und da man sich diesen Anblick nicht täglich verschaffen kann, sucht man Befriedigung der Leidenschaft in der Lektüre von Kriminalromanen. Die Folge ist, daß diese Literaturgattung sich in den letzten Jahren zu ganz außerordentlichem Umfang entwickelt hat. Das Anschwellen der Literatur überhaupt erklärt dies noch nicht zur Genüge. Vielmehr steht die Vermehrung der Kriminalliteratur — wenn wir alle Bücher, die sich in irgendeiner Form mit dem Verbrechen und seinen Erscheinungen beschäftigen, unter diesem Namen zusammenfassen wollen — in gar keinem Verhältnis zum Wachstum unsrer Gesamtliteratur.

Sicherlich wäre es falsch, zu behaupten, daß das Gefühl für Menschlichkeit im 19. Jahrhundert nicht zugenommen habe. Vielmehr ist ganz unverkennbar, daß viele der edelsten Seiten der menschlichen Natur — namentlich das Mitleid mit unsern Mitmenschen — sich in den letzten hundert Jahren kräftig entwickelt haben. Vielleicht wurde aber gerade dadurch eine gewisse Gegenwirkung hervorgerufen, die sich nun in der Vorliebe für möglichst schauerliche und schreckliche Vorgänge äußert. Man denke an das Wort Oskar Wildes: „Das Verbrechen ist für die niederen Klassen das, was die Kunst für uns Ästheten ist — einfach eine Methode, um sich außergewöhnliche Sensationen zu verschaffen." Das Leben der Gegenwart stellt an jeden einzelnen, und ganz besonders an den Großstädter, so schwere Anforderungen, es mißt ihm die Arbeit so überreichlich und zugleich in den meisten Fällen so einförmig zu, daß er nach getanem Tagewerk seine erschlafften Nerven durch starke Reizmittel aufzu-

Digitized by Google

peitschen liebt und begierig alles aufnimmt, was einen möglichst vollständigen Gegensatz zu seiner einförmigen Tätigkeit und zu seiner gewohnten Umgebung bildet. Daher der starke Verbrauch von Reizmitteln, daher auch die leidenschaftliche Vorliebe für Kriminalgeschichten.

Kriminalgeschichten waren freilich von jeher beliebt. Die von Herodot erzählte Geschichte vom Meisterdiebe, die offenbar zum literarischen Besitztum mehrerer Völker gehört, ist eines der zahllosen Beispiele, die man dafür nennen könnte. Schon diese Erzählung macht es deutlich, worauf der große Reiz solcher Geschichten beruht. Es ist die Bewunderung der überlegenen Kräfte und Fähigkeiten geschickter Verbrecher, ihrer Kaltblütigkeit, Furchtlosigkeit und Entschlossenheit. Sie lassen eine fast ästhetische Freude empfinden, wie sie uns stets überkommt, wenn wir einer großen Überlegenheit auf irgendeinem Gebiete menschlicher Fähigkeiten begegnen. Diese ästhetische Freude am Verbrechen ist vielleicht zu keiner Zeit deutlicher hervorgetreten als in der Renaissance. Man betrachte die Gestalten, die Machiavelli mit so großer Liebe und Meisterschaft gezeichnet: einen Castruccio, den schrecklichen Cesare Borgia, Castracane usw. — alles Bilder machtvoller und überlegener Verbrecher und Blutmenschen. Shakespeares Macbeth und ganz besonders sein Richard III. werden für alle Zeiten Vorbilder für die geniale Zeichnung von Verbrechergenies bleiben. Deutlich tritt auch bei Shakespere die künstlerische und fast menschliche Anteilnahme an der Persönlichkeit seiner Verbrecherhelden hervor. Das Gefühl einer Kraft und Leidenschaft, die alle entgegenstehenden Interessen rücksichtslos und gewaltsam beiseiteschiebt, zwingt sich dem Leser mit aller Macht auf.

Das tiefere psychologische Interesse für den Verbrecher wurde freilich erst gegen Ende der Aufklärungszeit wach, als die Wissenschaft der Seelenkunde im Entstehen begriffen und man zugleich die Forderung aufstellte, daß durch Rückkehr zur Natur die Schäden der menschlichen Gesellschaft geheilt werden müßten. Auch die deutschen Dichter der Sturm- und Drangperiode gaben dieser Stimmung Ausdruck, sie, die gern für die Kraft und Eigenart von Ausnahmenaturen eintraten und eine ausgesprochene Vorliebe für seelische Absonderlichkeiten hegten. Hielten doch auch die damaligen Kriminaltheorien, die sich auf Rousseau stützten und von dem edlen Menschenfreunde Beccaria stark beeinflußt waren, das Verbrechen für eine Verirrung der von Grund aus guten menschlichen Eigenschaften. Man beachte etwa, welche Vorliebe die damalige Zeit für das Problem der Kindesmörderin hatte. Ist es doch durch Bürgers „Pfarrerstochter von Taubenhain", durch Schillers Gedicht und noch mehr durch Goethes „Faust" zum dauernden Besitz der deutschen Literatur geworden.

Überhaupt waren sich unsre großen Dichter sehr wohl der ungeheuren Anziehungskraft bewußt, die das Verbrechen auf die große Menge ausübt. In der Einleitung zu seinem „Verbrecher aus verlorener Ehre" schreibt Schiller: „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen." Auch in der Vorrede zu den „Räubern" hat sich Schiller zu der dichterischen Verherrlichung des Verbrechens bekannt. Die Romantiker nahmen diese Anregungen auf und bildeten sie in ihrer Art weiter. In England namentlich hatten sich die ersten Dichter der romantischen Periode, die

Digitized by Google

Mitglieder der sogenannten „Schreckensschule“, der Schilderung des Verbrechens und der Aufdeckung seiner Beweggründe mit besonderem Eifer zugewandt. Schriftsteller wie Godwin, dessen Verbrecherroman „Caleb Williams“ (1794) noch heute auch in Deutschland nicht vergessen ist, und Maturin, der Verfasser von „Melmoth der Wanderer“, den Oskar Wilde liebte und bewunderte, fanden damals beim Publikum das größte Interesse. Bald folgten dann die noch heute von uns vielgelesenen Verbrecherromane Bulwers, der den Mörder Eugen Aram, den Räuber Paul Clifford, die Falschmünzerbande in „Nacht und Morgen“ schilderte. Er pflegte sich für diese Erzählungen auf das genaue Studium von Prozeßakten zu stützen. Diese englischen Kriminalromane übten auch auf die deutsche Literatur starken Einfluß aus. Ludwig Tieck, der in seiner Jugend durch seinen Lehrer Rambach zum Schauerromanfabrikanten gemacht worden war und auch später eine starke Vorliebe für das Sensationelle und Aufregende behielt, schrieb einen Roman mit dem englischen Titel „William Lovell“, die Geschichte eines Übermenschen, der sich gegen alle geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der menschlichen Gesellschaft auflehnt. Weit bekannter ist E. Th. A. Hoffmanns grausige Novelle „Das Fräulein von Scudéry“; ist doch Hoffmann als Kriminalnovellist in der deutschen Literatur noch nicht übertroffen worden.

Ebenso stark wie Tieck und Hoffmann in Deutschland wirkten in Frankreich die Romane Eugène Sues und Viktor Hugos. Beide hegen eine solche Vorliebe für alles Unwahrscheinliche und Krankhafte, daß ihre Stoffe zuweilen verzweifelte Ähnlichkeit mit denen wirklicher Hintertreppenromane zeigen. Viktor Hugos meistgelesenes Werk — „Der Glöckner von Notre Dame“ (1831) — mit seiner Häufung von Unwahrscheinlichkeiten läßt diese Schwächen scharf hervortreten.

Fast zur selben Zeit war die französische Literatur um einen der bedeutendsten Kriminalromane bereichert worden: Le Rouge et Noir (1831) von Stendhal-Beyle. Dieser leidenschaftliche Bewunderer der italienischen Renaissance war durch zwei berühmte Kriminalfälle so stark beeinflußt worden, daß sie ihm den Stoff zu zwei großen Romanen gaben. Der junge Seminarist Berthet, der aus maßlosem Ehrgeiz eine Madame Michoud, die Mutter seiner früheren Zöglinge, getötet hatte, gab Beyle die Anregung zu seinem Kriminalroman „Rot und Schwarz“, dessen Held Julian Sorel aus edlen Beweggründen und infolge einer verhängnisvollen Gefühlsverwirrung einen mit großem Scharfsinn geschilderten Mord begeht. Beyle war in den Helden seines Romans völlig verliebt. Mit der gleichen Bewunderung stand er dem Tischlergesellen Laffargue gegenüber. Dieser hatte seine Geliebte ermordet und verteidigte sich vor Gericht in sentimentaler Weise. Beyle aber bewunderte ihn so sehr, daß er behauptete: „Monsieur Laffargue, ein Tischlergeselle, hat mehr Seele als alle unsre großen Dichter zusammengenommen und mehr Geist als die Mehrzahl der Geschworenen.“ Es versetzte Beyle in Entzücken, das Paradoxon niederzuschreiben: „Das Volk tötet aus Liebe.“ Er kennt keinen interessanteren Gegenstand der seelischen Beobachtung in einer Zeit, die im übrigen so langweilig und spießbürgerlich und an gewaltigen Untaten so arm sei, als den Verbrecher. Beyle stellt seinen Laffargue geradezu neben Napoleon und behauptet, daß er wie dieser ein dämonischer Übermensch sei. Auch in seinem letzten Kriminal-

Digitized by Google

roman, der allerdings Bruchstück blieb — „Lamiel“ —, hat Beyle das Verbrechen zu verherrlichen gesucht. Die Heldin dieses Romans wird durch den Anblick großer Verbrechen aus der Gleichgültigkeit ihres langweiligen Dahinlebens aufgerüttelt und zur leidenschaftlichen Liebe für einen Dieb und Räuber geführt. Balzac hat einen edlen Verbrecher geschildert, der alles Unrecht auf Erden rächen möchte, und der sich deshalb mit andern edlen Verbrechern zusammengetan hat, um ein heimliches Weltgericht zu bilden. Mit gewaltiger Kraft, unheimlicher Entschlossenheit und den edelsten geistigen Eigenschaften ausgerüstet, könnte auch der Vautrin Balzacs wirklich imponieren — wenn er nicht so verteufelt unwahrscheinlich wäre.

Der Typus des Verbrechers aus edlen Beweggründen hat viele der besten Geister angezogen. Man denke nur an die „Räuber“ und Kleists „Michael Kohlhaas“. Die Schilderung des Verbrechers aus verletztem Gerechtigkeitsgefühl, der nicht nur das ihm selbst angetane Unrecht rächen, sondern die Welt überhaupt von jedem Unrecht befreien will, ist einer der bedeutendsten Stoffe großer Dichter gewesen. Noch in neuerer Zeit ist er von Karl Emil Franzos in seinem prächtigen Roman „Ein Kampf ums Recht“ behandelt worden.

Das Interesse für das Verbrechen ist in irgendeinem Zeitraum seiner Lebensgeschichte wohl bei jedem geistig angeregten Menschen überhaupt zu finden. Der junge Hebbel klagt einmal in seinen Tagebüchern über den Überdruß an der uninteressanten Wohlanständigkeit seiner Umgebung. Er wurde ein eifriger Leser seltsamer Kriminalfälle und ein leidenschaftlicher Beobachter des Verbrechens. Am kräftigsten hat wohl Nietzsche die ästhetische Freude am Verbrechen geäußert, in dem Liede Zarathustras „Vom bleichen Verbrecher“. Der Verbrecher erscheint gewissermaßen als Vorform des Übermenschen. „Was ist dieser Mensch? Ein Knäuel wilder Schlangen, welche selten beieinander Ruhe haben — da gehen sie für sich fort und suchen Beute in der Welt. Seht diesen armen Leib! Was er litt und begehrte, das deutete sich diese arme Seele — sie deutete es als mörderische Lust und Gier nach dem Glück des Messers.“ —

Die Kriminaldichtung der neuesten Zeit unterscheidet sich von der älteren nach Anlage und Gegenstand sehr deutlich. Im früheren Kriminalroman war das Wesentliche doch die eigentliche Liebesgeschichte, während die Schilderung des Verbrechens und seiner Beweggründe dagegen zurücktrat. Auch war die Charakterisierung des Verbrechers eine verhältnismäßig einfache. Denn entweder war er ein furchtbarer Bösewicht, eine Vereinigung aller nur erdenkbaren Laster und Grausamkeiten, ein auch äußerlich durch ein widerliches Gesicht und durch häßliche Körperbildung gekennzeichneter Übeltäter. Oder er war ein ursprünglich edler Mensch, der nur durch ungünstige Umstände auf falsche Bahnen geraten war, wenn er sich nicht aus lauter Edelmut dem Berufe des edlen Räubers gewidmet hatte. Die Darstellung solcher Verbrecher aus guter Absicht wurde aber bald von Schriftstellern vierten und fünften Ranges derartig verwässert, daß die Leserwelt einen Abscheu vor derartigen Erzählungen bekam. Die verlogene Verherrlichung von „edlen“ Verbrechergestalten wurde daher von einer ganz realistischen Betrachtungs- und Schilderungsweise abgelöst. Es entstehen Sammlungen von sachlichen Schilderungen interessanter Fälle,

Digitized by Google

wie der bändereiche „Pitaval“. Viele der besten Kriminalromane des ersten und zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts sind von Juristen geschrieben, denen der Stoff für ihre Dichtungen durch ihre Berufstätigkeit zufloß. Am bekanntesten ist der Deutsche J. D. H. Temme. Weit interessanter und dichterisch wertvoller sind die „Litauischen Geschichten“ Ernst Wicherts.

Die Kriminalerzählung der Gegenwart ist von dem amerikanischen Dichter Edgar Allan Poe geschaffen worden und unterscheidet sich von den Kriminalgeschichten früherer Zeiten vor allem dadurch, daß der Hauptnachdruck nicht mehr auf der Ausführung des Verbrechens liegt, sondern auf seiner Aufspürung. In den meisten Fällen wird das Verbrechen selbst überhaupt nicht mehr erzählt. Es ist einfach eine Tatsache, mit der die Geschichte beginnt und von der sie ausgeht. Alles dreht sich darum, durch eine Kette schärfster Beobachtungen und kühnster Schlußfolgerungen festzustellen, wer der Verbrecher war, und ihn seiner Tat zu überführen. Das Wesentliche an dieser neuen Form der Kriminalerzählung ist also die bis ins einzelne gehende Zergliederung des Kriminalfalles und die mit äußerster seelischer Anspannung durchgeführte Nachforschung nach allen Nebenumständen. Eigenartigen Reiz geben ihr fast alle Dichter und Schriftsteller, die diese neueste Art der Kriminalerzählung gepflegt haben, durch einen besonderen technischen Kniff: sie gruppieren das gesamte Tatsachenmaterial so, daß man unzweifelhaft jemand für den Verbrecher halten muß, der sich später als unschuldig herausstellt, während der eigentliche Schuldige sich oft genug unter denen befindet, die der Untat nachzuspüren scheinen.

Die scharfe Anspannung aller Sinne, die aufmerksame Beobachtung auch der geringfügigsten Nebenumstände, das sind die eigentlichen Lebenselemente der Poeschen Erzählungen. Die Kriminalgeschichte, die seinen Ruf mit einem Schlage begründete: „Der Mord in der Rue Morgue“, bringt zunächst eine seitenlange Auseinandersetzung über die geistigen Fähigkeiten, die man gewöhnlich die „analytischen“ nennt. Nach der langen theoretischen Einleitung vergnügt sich Poe alsdann noch damit, seinen Helden — den freiwilligen Detektiv Dupin — als Gedankenleser zu zeigen. Dieser Dupin ist das Vorbild aller modernen und modernsten Meisterdetektive. Und wirklich sind seine Leistungen so scharfsinnig, von so hohem analytischen Reiz, daß sich wohl verstehen läßt, wie alle nachfolgenden Kriminalschriftsteller mit Bewunderung zu Poe aufsahen und von ihm zu lernen suchten. Einer der wichtigsten Sätze, der sich aus seinen Kriminalgeschichten, wie auch aus den besten Erzählungen seiner Nachfolger, ergibt, ist der, daß man gegenüber dem Indizienbeweise überaus kritisch sein sollte. Der Indizienbeweis mag noch so wahrscheinlich sein — eine Möglichkeit pflegt immer noch zu bleiben, daß der Vorgang sich am Ende doch auch anders abgespielt haben könnte. Die Kunst der neueren Kriminalerzählung und ihr Reiz besteht nun darin, diese Lücke, die auch der klarste Indizienbeweis aufweist, anfänglich ganz zu verbergen und sie urplötzlich — in einem Augenblick, in welchem man kaum an diese Möglichkeit denkt — aufzudecken. Dadurch wird in die Kriminalerzählung ein stark dramatisches Interesse gebracht, das schon manchen Schriftsteller zu dem unglücklichen Versuche verleitet hat, einen Kriminalroman zu dramatisieren. Der moderne Kriminalroman widerstrebt

Digitized by Google

dieser Kunstform durchaus, weil er eine psychologische Entwicklung nicht kennt. Er schildert die Menschen so, daß ihre geistigen und moralischen Eigenschaften sich scheinbar nicht ändern. Nur eben in einem einzigen Augenblick wendet sich plötzlich das Charakterbild, das sich der Leser von einer der Personen gemacht hat, völlig um, so daß aus dem bisher für unschuldig Gehaltenen urplötzlich ein Bösewicht wird.

Der bekannteste Kriminalerzähler der Gegenwart ist der Engländer Conan Doyle, dessen Sherlock Holmes die populärste Detektivfigur der ganzen Welt geworden ist. Sherlock Holmes trägt alle Züge des Poeschen Detektivs Dupin und seines Kollegen Lecoq, einer Schöpfung des französischen Kriminalerzählers Gaboriau. Letzterer versuchte, seinem Helden womöglich noch helleren Scharfblick zu geben, wenn er ihn auch nicht so wahrscheinlich zu machen wußte, wie Poe den großen Scharfsinn seines Dupin. Sherlock Holmes aber vereinigt alle bewundernswerten Eigenschaften Dupins und Lecoqs. Er ist ein Tausendsasa, der alles kann, was er will. Mit ganz ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, hat er sich freiwillig in den Dienst der bedrohten menschlichen Gesellschaft gestellt und zieht die Leser von vornherein in seinen Bann, weil er nicht nur überaus klug, sondern auch ein durch und durch edler Mensch ist. An die Stelle des edlen Räubers früherer Literaturperioden ist damit der edle Detektiv getreten. Ganz wie jener im Grunde genommen doch schließlich der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen und die bedrohte Unschuld schützen wollte, so kennt auch dieser Meisterdetektiv kein höheres Ziel, als die menschliche Gesellschaft durch Vernichtung ihrer Bösewichter zu verbessern. Daß es ihm dabei auch persönlich ein riesiges Vergnügen macht, die scharfen Fähigkeiten seines Geistes auf der Jagd nach Verbrechern zu betätigen, gibt dem Ganzen eine kräftige Würze. Gerade dadurch wird ja der Leser mit magischer Gewalt in den Bann dieser Kriminalerzählungen gezogen, daß er selbst die Jagd nach dem Verbrecher mitzumachen glaubt, und daß ihn die ganze Aufregung packt, die den Jäger bei der nervenaufreizenden Jagd auf ein verschlagenes Wild ergreift.

Es ist daher ganz selbstverständlich, daß Sherlock Holmes sich mit gewöhnlichen Verbrechern nicht abgeben mag. Je schlauer und gerissener sich sein Gegner benimmt, je besser er seine Spuren zu verwischen und die Verfolger auf falsche Fährten zu locken weiß, desto lieber ist es ihm. Daß beide, Detektiv und Verbrecher, im Grunde genommen Wesen ohne Fleisch und Blut sind, brauche ich an dieser Stelle wohl nicht zu beweisen.

Ein sehr bezeichnender Zug der Kriminalerzählungen der letzten Zeit ist das Hereinziehen aller möglichen technischen Errungenschaften. Der Verbrecher benutzt eine Anzahl der neuesten wissenschaftlichen Forschungen, und der Detektiv seinerseits ist auf manchem Gebiete der Wissenschaft ein durchgebildeter Gelehrter. Einzelne Detektivs halten lange Vorträge über Medizin, Chemie, Pflanzenkunde, Graphologie usw. Insbesondere die Medizin ist ein Gebiet, auf dem sie sich gern tummeln. Handelt es sich doch bei fast sämtlichen Verbrechen, die in den modernen Kriminalerzählungen geschildert werden, um Morde; sehr häufig Giftmorde. Bevorzugt wird die Ermordung durch Gifte, die sich auch bei der gerichtlichen Untersuchung nicht feststellen lassen. Ebenso wie der Verfasser der Sherlock Holmes-Geschichten sind auch viele andere Kriminalerzähler der Gegen-

Digitized by Google

wart Ärzte. Sehr bezeichnend ist auch, daß der Typus des früheren Mörders, der sein Gesicht durch eine Larve unkenntlich machte und seine Herkunft durch zerlumpte Kleider bewies, sich heute in die Hintertreppenromane zurückgezogen hat. Der Verbrecher der modernen Kriminalgeschichten nämlich mordet im Gesellschaftsanzug — nicht selten im Frack — und muß sich, wenn er einbrechen will, die Manschetten zurückschlagen, die am Oberhemde festsitzen. Morde finden daher auch gewöhnlich nicht mehr in einsamen Gegenden und unheimlichen, zerfallenen Gebäuden statt, sondern im Luxushotel, im Blitzzug, im eleganten Boudoir. Oder es werden als Vorbereitung für die Ermordung Zigarren oder Zigaretten angewandt, die eine betäubende Wirkung ausüben. Zuweilen dienen sie sogar zum Morde selbst. Ja, es gibt noch raffiniertere und wissenschaftlich noch feiner durchdachte Mordmethoden in der modernen Kriminalgeschichte: so zum Beispiel den Mord durch Radiumstrahlen, die durch eine Wand hindurchgehen und einen Menschen, der an der anderen Seite der Wand liegt, töten, während der Mörder sich selbst durch Abblendung mit Bleiplatten schützt; oder die Vernichtung von Menschenleben in einem automatisch betriebenen Fahrstuhl, dessen Gang durch elektrische Ströme von außen her absichtlich gestört wird.

Daß durch die Hervordrängung all dieser Äußerlichkeiten die Psychologie der Darstellung nicht gewonnen hat, liegt auf der Hand. Damit ist auch dem litterarischen Wert vieler moderner Kriminalerzählungen das Urteil gesprochen. Tatsächlich haben sie sich seit dem Erscheinen der Erzählungen Edgar Allan Poes nicht vervollkommnet, sondern haben dieses Vorbild nicht wieder erreicht. Ganz zu schweigen von so großartigen Seelengemälden, wie Dostojewskis „Raskolnikow". Was uns *literarisch* an der Kriminalgeschichte fesseln kann, ist die Schilderung der Vorgänge, die sich in der Seele des Verbrechers abspielen, die geschlossene Form der Erzählung, der künstlerische Reiz der Behandlung. Alles dies aber tritt in der modernen Kriminalgeschichte stark zurück.

Die unzähligen Nachahmer, die Conan Doyle gefunden hat, an dem mindestens Kürze und Knappheit zu rühmen sind, stehen erheblich unter ihm. *Menschlich* aber kann uns die Kriminalgeschichte dadurch tief ergreifen, daß wir erkennen, durch welche Beweggründe ein Mensch zum Verbrechen getrieben wird, wie er sich innerlich dagegen wehrt und doch schließlich ihrem Einflusse erliegt, wie er dann nach vollbrachter Tat von der Reue gepackt wird und seinem Leben selbst ein Ende macht oder seine Untat zu sühnen sucht. Auch darin befriedigt uns die Flut der neuesten Kriminalerzählungen *nicht*. Wo überhaupt auf die Entstehungsgründe des Verbrechens zurückgegriffen wird, da geschieht dies — wie etwa in Conan Doyles Erzählung „Der Mord in Abbey Grange" — nur auf wenigen Seiten, oder es ist eine lange und unwahrscheinliche Erzählung dazu notwendig, wie sie zum Beispiel Conan Doyles Kriminalroman „Späte Rache" unterbricht, in den sie ein Element hineinträgt, das seiner Erzählung sonst völlig fremd ist.

Wo dagegen ein *Dichter* seinen Stoff der Geschichte eines Verbrechens entnimmt, da entsteht ein völlig anderes Bild. Das Verbrechen selbst wird nicht umgangen, sondern zuweilen mit aller Kunst der Darstellung geschildert. Aber der Dichter denkt nicht daran, es mit einem so grausenerregenden Aufputz zu versehen, wie die Erzeugnisse der schlechten

Digitized by Google

Kriminalliteratur dies zu tun lieben. Ebensowenig liegt ihm daran, für die Aufdeckung des Verbrechens eine solche Jagd zu veranstalten, wie sie das Kennzeichen der neuesten Kriminalerzählungen ist. Für ihn handelt es sich um ganz andere Dinge: ihn beschäftigen die Vorgänge in der Seele des Verbrechers, das Aufquellen seiner Leidenschaft, das übermächtige Anwachsen der Haß- und Rachegefühle, bis sie völlig Gewalt über ihn gewinnen — und nach vollbrachter Tat die Reue und Zerknirschung, die sich schließlich auch in der dunkelsten Seele hervorringen. Der große Dichter umgibt zudem das grausig prächtige Bild, das er zeichnet, mit einem so köstlichen Rahmen hoher und edler Gedanken, daß der Leser aus solcher Kriminalerzählung weder den Wunsch schöpfen kann, selbst zum Verbrecher zu werden, noch auch als höchstes Ideal das des Detektivs mit hinwegnimmt. In der Novelle „Unterm Birnbaum" schildert Theodor Fontane einen mit allem Vorsatz geplanten und mit kaltblütiger Überlegung ausgeführten Mord. Aber kein Leser dieses Buches wird daraus einen Anreiz für die Begehung des gleichen Verbrechens schöpfen können. In Fontanes Roman „Quitt" wird ein Förster von einem Wilddieb erschossen. Das Verbrechen selbst ist nur in ganzen 13 Zeilen geschildert, die Jagd nach dem Verbrecher überhaupt nicht erwähnt. Das Verbrechen ist dem Leser durch das herrische Wesen des Försters begreiflich. Der Täter wird immer wieder von Gewissensbissen gepackt, die ihn anfallen, wenn irgendeine Lage seines Lebens ihn an das Geschehene erinnert. Und er erleidet schließlich im Gebirge einen langsamen Tod, der viele Ähnlichkeit mit den letzten Stunden des von ihm erschossenen Försters hat und den er mit klarstem Bewußtsein als Sühne für das begangene Unrecht empfindet. Nichts kann ergreifender sein, als die Schilderung des Dichters, wie gerade das Zusammentreffen mit guten und einfachen Menschen den Mörder, der seine Tat längst bitter bereut, empfinden läßt, daß er doch in die Gesellschaft innerlich reiner Menschen nie wieder gehören wird.

Es ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes, ein vollständiges Bild der besten deutschen Kriminalnovellen zu geben. Nur wenige Beispiele seien noch genannt. Zunächst Wilhelm Specks Buch „Zwei Seelen", das den Ichroman eines Zuchthäuslers enthält. Dann Ernst von Wildenbruchs meisterhafte Novelle „Waldgesicht" (in dem Bande „Tiefe Wasser"), in welchem überhaupt nur der Verbrecher auftritt, ohne daß wir das Opfer oder den Verfolger oder irgendeinen anderen Menschen zu Gesicht bekommen. Beim Umherstreifen im Walde packen den Mörder die Gewissensbisse so stark und gewinnen eine solche Gewalt über ihn, daß er sich selbst an einem Baum erhängt. Oder man denke an Annette von Droste-Hülshoffs „Judenbuche" — oder an Ernst Zahns „Die Mutter" oder an desselben Dichters „Prangerbank" — an Ilse Frapans „Die Last" — an Adolf Sterns „Schuldgenossen" (in den „Venezianischen Novellen") — an Friedrich Halms „Marzipanliese" — alles Kriminalnovellen im besten Sinne.

Ganz allgemein kann man sagen, daß die besten Kriminaldichtungen diejenigen sind, die sich auf dem Titelblatt nicht als solche bezeichnen. Man sieht daraus, daß dem Dichter jede Absicht, die Leser durch einen anreizenden Zusatz heranzuziehen, ferngelegen hat. Nicht zu vergessen sind gerade in diesem Zusammenhang Ernst Wicherts

Digitized by Google

schon erwähnte „Litauische Geschichten“. Fast jede einzelne dieser vortrefflichen Novellen ist eine Kriminalerzählung; es sei besonders auf „Ewe“ (abgedruckt im 10. Bande der „Hausbücherei“ der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung) und auf den „Wilddieb“ (13. Heft ihrer „Volksbücher“) aufmerksam gemacht.

Bedauerlicherweise fehlen uns literaturgeschichtliche Hilfsmittel, um aus dem deutschen Schrifttum und aus dem fremder Völker die Werke bequem herauszufinden, die sich als Kriminalerzählungen ansprechen lassen. Das Bedürfnis nach solchen ist heute in allen Volksschichten in der ausgeprägtesten Weise vorhanden. Deshalb gelingt es der Schundliteratur, die mit Blut getränkt ist und von Gift und Dolch, Bankraub und Millionendiebstahl, Brandstiftung und Notzucht einen überreichlichen Gebrauch macht, immer mehr Boden zu gewinnen. Das wird so weitergehen, wenn wir nicht dafür Sorge tragen, daß das kriminalistische Unterhaltungsbedürfnis auch der großen Volksmassen gute Kriminalliteratur vorfindet und daß ihm der Weg dazu gewiesen wird. Natürlich wird man niemals verhindern können, daß jemand, der einen verderbten Geschmack hat, seinen Durst an schmutziger Quelle stillt. Die wohlhabenden Volksschichten weisen genug Leute auf, die das schlechteste Beispiel dafür geben; Beweis ist der starke Absatz einer gewissen Art von Literatur, die sich das durchsichtige Mäntelchen kulturhistorischer Interessen umhängt und mit Vorliebe in Luxusausgaben erscheint, welche den faulen Kern in silberner Schale darreichen. Das starke Unterhaltungsbedürfnis der weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten aber ließe sich ohne Schwierigkeit auf gute Kriminalliteratur zurücklenken.

Einen erfolgreicheren Weg zur Zurückdrängung der schlechten Literatur gibt es auch auf diesem Gebiete nicht. Zweifellos muß er jedoch mit größter Tatkraft beschritten werden, um die schädlichen Wirkungen der Schundliteratur zu verhindern, welche den Geschmack von Hunderttausenden rettungslos verdirbt, ihre Sinne aufregt und zugleich abstumpft, ihrem Gefühl und ihrer Sittlichkeit alle Natürlichkeit und Sicherheit nimmt. Wir werden sonst noch mehr als heute ein krankhaft überreiztes Geschlecht haben, das keine größere Wonne kennt, als sich durch alle Verirrungen menschlicher Leidenschaften, durch alle Abgründe viehischer Grausamkeit und durch die ganze Schreckenskammer der furchtbarsten Verbrechen führen zu lassen.

Hamburg-Großborstel — Ernst Schultze

Lose Blätter

Aus Christian Friedrich Scherenbergs Gedichten

[Der Name Christian Friedrich Scherenberg ist dem Bewußtsein der deutschen Allgemeinheit seit Jahrzehnten entschwunden: wohl stehen da und dort in Anthologien versprengte Gedichte, aber eine umrissene Vorstellung von Wesen und Vermögen dieses Dichters ist nirgends mehr vorhanden. Auch Fontanes wertvolle Schrift über „Scherenberg und das literarische Berlin“ hat dies nicht verhindern können. Scherenberg — dessen Leben von 1798 bis 1881 reichte — wurde um 1850 durch ein Schlachtenepos „Waterloo“ berühmt, das lange Zeit durch Vorleser

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF
Digitized by Google

von Jubel zu Jubel getragen wurde und als sein bedeutendstes Werk galt, während die „Gedichte“ neben diesem und den folgenden Schlachtenepen fast allgemein unterschätzt wurden. Im Gegensatz hierzu müssen wir heute, wie es auch Fontane tat, den Ton auf die Gedichte legen.

Es ist kein Zufall, daß gerade Fontane über Scherenberg geschrieben hat, denn beider Wesen ist nahe verwandt: beide haben die Männer und Schlachten der preußischen Geschichte besungen, beide haben eine besondere Sympathie für alles Militärisch-Preußische, beide eine Vorliebe für Geschichtsanekdoten. Aber während Fontane fast ausschließlich im Realen verharrt, fabuliert sich Scherenberg oft aus der Wirklichkeit eine Welt visionärer Mären und Mythlein. Es ist nicht zufällig, daß auf Scherenberg gerade jetzt wieder von neuem hingewiesen wird; denn seine Dichtung gehört gerade in dieser Vereinigung realer und visionärer Anschauung zu einem Komplex, der uns erst in diesen Jahren vertraut und zu eigen wird. Die Lyrik Kellers und der Droste, Stormsche Gedichte wie „Sturmnacht“ und „Gartenspuk“, aus heutiger Dichtung die Epik Spittelers und manches von Adolf Frey und Leopold Weber zählt hierzu.

Scherenbergs Dichtung gibt die Gefühle nie in unmittelbarer Aussprache, sondern in einer Erfindung. Ihm werden die Jahreszeiten zu komischen Greisen oder monumentalen Gestalten; ihm werden die Lettern zu Kobolden und die Stunden zu Hebeammen. Die Schießkunst wird zum Spuk und der Tod zum Courtier, der den Schlußzettel bringt; das Deutschland der Hohenstaufenzeit wird zum ritterlichen Minnesinger um Italiens Gunst, das vorbismärckische Deutschland „der Dichter und Denker“ zum Archimedes, der träumend Zirkel in den Sand malt.

Wie oft bei anschauungsstarken Dichtern ist seine Bildlichkeit von ähnlicher Kraft wie das völkische Phantasierätsel. Ohne daß ihr Name genannt wird, werden „die schwarzen Künste“ in Umschreibungen gestaltet. „Ein singend Wehe geht über das Dach, singt nieder Zinnen und Scharten und Turm“, „Da fällt aus singender Luft ein eiserner Tau“, solche Zeilen sind in ihrer formelhaften Bildlichkeit wie Volksrätsel mit der Antwort: Geschoß. Auch in anderer Beziehung reicht Scherenbergs Dichtung in völkische Grundbereiche hinab; er verwendet gelegentlich volkstümliche Sprichwörter und Wendungen, indem er schaffend bis an ihre Wurzeln greift: Redensarten, wie „da hat der Zimmermann das Loch gelassen“ oder „streu Sand darauf“ werden bei ihm sinnfällig, gewissermaßen nicht gesprochen, sondern gehandelt.

Scherenbergs Dichtung ordnet sich, wie es gerade bei fabulierenden Talenten häufig ist, in mehrere natürliche Kreise, die sich bisweilen überschneiden. Er lobsingt aller treuen Tüchtigkeit; er preist die soldatische der Disziplin, der Tapferkeit, er verherrlicht Blücher, er preist die bürgerliche der Gewerbe, der Handwerke, er verherrlicht Franklin: in dem Gedicht „Die schwarzen Künste“ schließen sich beide Kreise zusammen. In Zusammenhang mit seinem preußischen Royalismus erscheint das Motiv des Königstumes in mannigfachen Abwandlungen, und dieser Kreis schneidet sich mit dem Zyklus der Jahreszeitenmotive in dem Gedicht „Zeit und Volk“. Ganz im Gegensatz zu jenem Element strenger Gebundenheit in die Pflicht steht ein andrer wesentlicher Teil dieser Dichtung: ein Zug ins Schweifende und Freie. Ein „Bruder Stromus“ monologisiert, und der berühmteste Stromer, Till Eulenspiegel, geht durch

Digitized by Google

ein halbes Dutzend Gedichte um; mehrmals ist das Obsiegen von Gefangenen dargestellt: Simson schlägt mit den stürzenden Säulen zehntausende Feinde; der Löwe in der Menagerie brüllt beim Anblick der abgemalten Heimat in mächtiger Wildheit auf, daß die Menschen erschrocken fliehen; der Dichter entläßt die Lerche, die ihm geschenkt wurde, in andächtigem Feiergefühl in die Freiheit; in dem Gedicht „Der Freund in der Not" kreuzt dieser Kreis den der „Jahreszeiten"-Motive.

Die spezifische Eigenart dieser Scherenbergschen Gedichte ruht darin, daß das reale Element, das sich dem Visionären verbindet, hier wesentlich drastischer oder grotesker Art ist. Allenthalben in ihnen sehen wir „hohen" mit „niederem" Stil gemengt. Am reinsten in hohem Ton gehalten ist etwa das Gedicht „Der Freund in der Not", in dem hie und da mit müheloser Selbstverständlichkeit sagenhafte Anschauungen von monumentaler Größe gegeben sind; am reinsten in niederem Ton gehalten sind Stücke wie „Ein Aprilfrost", dessen burleske Bilder von der Sonne als Glühweinbowle und dem Nordlicht als Nachtlicht von einer grotesken Größe sind. Die am meisten charakteristischen Gedichte Scherenbergs stehen mitten zwischen diesen Polen: neben drastischen Gleichnissen etwa aus dem Börsenleben steht da das große Bild vom arbeitenden Menschen als der „hämmernden, webenden Werkstatt" und das tiefgeistliche Wort vom Sonntagmorgen der Ewigkeit; neben der drastischen Verbildlichung der Druckbuchstaben als Kobolde steht der mächtige halb choral- halb weissagungshafte Kehrreim, darin etwas von großem Atmen der Geschichte rauscht. — Die Proben sind der vierten Auflage der „Gedichte" entnommen, die 1869 im Verlage von A. W. Hayns Erben in Berlin erschienen und noch im Handel ist. Ernst Lissauer]

Zeit und Volk

Das Menschenvolk quälte Papa, die Zeit,
Mit Grillen allerhand, und da der alte Herr
Es endlich satt, hielt eine Thronred er:

„Silentium! Ihr seid zufrieden nicht mit mir!
Eh bien, Wir danken ab zugunsten Unsrer Söhne vier,
Der Prinzen Frühling, Sommer, Herbst und Winter;
Wählt euch den König selber, Menschenkinder."

„Gewählt!" schrien sie, „die Wahl ist just nicht schwer:
Se. Hoheit, den Prinzen Frühling her!"

„Wir geruhen, Prinz Frühling euch zu geben,
Und da ihr endlich mal zufrieden seid,
Könnt ihr auch Unsertwegen ewig leben."
Sprach Se. alte Majestät die Zeit,
Und hielten huldreichst auch sofort — Ihr Wort.

Vivat! und ungeheure Heiterkeit!
Einzug, Huldigung, Gewerk und Stände,
Reden ohne Zahl und Ende,

Digitized by Google

Glaube, Liebe, Hoffnung — Transparente —
Illumination — Haus, Vater, Sohn,
Knecht, Magd und Vieh,
Krawall und Konfusion,
Dagewesen so was nie!

Doch kaum hat Allerhöchst ein Vierteljahr regiert,
Man allgemein den Katzenjammer spürt.

Der hat an Nesseln sich die Finger arg verbrannt,
Der einen Rosendorn ins Auge sich gerannt,
Und jener sich mit Blütentau begossen,
Dem war kein goldner Regen in den Mund geflossen,
Dem zogen zuviel Schwalben ein,
Den plagt der Kuckuck und den andre Melodein,
Den Nachtigall, den Mückenstich, den Fröschehupfen,
Der hat die Grippe vom April
Und alle vom Pankratius den Schnupfen:
In Summa jeder Prinzen Sommer will.

„Still!"
Schreit Papa, „Wir geruhen schon
Und geben euch Prinz Sommer, Unsern lieben Sohn,
Item das ewige Leben — nein! das habt ihr schon!"

Wieder nun einmal
Lampenjubel und Skandal.

Doch war's dem Volke flau, nun wird's ihm schwül,
Die Wettergläser stiegen ihm zuviel,
X Sonne und an Staub noch mehr,
Man kommt in Schweiß, weiß nicht woher —
Drauf gießt ein Donnerwetter — „Parapluie!"
Schrein sie,
„Prinz Herbst, Ew. Majestät, wenn's irgend geht —"

„Es geht,
Geruhen soeben,
Prinz Herbst zu geben."

Illumination et cetera,
Wie oben die Allotria.

Doch hat's Prinz Sommer arg gemacht,
Prinz Herbst hat's ganz verdorben:
An Pflaumen, Wein und morbus cholera
Wärs ganze Volk beinah
Trotz der Unsterblichkeit gestorben.
„Ex mit dem Herbst!" schrie alles auf einmal.

Digitized by Google

„Prinz Winter, allerhöchste Zeit! O Karneval!
Silvester, Schlittenfahrt und Heilger Christ —
Wie allergnädigst doch Prinz Winter ist."

„Bon! Verfluchte Kerls und liebe Getreue!
Wir geruhen aufs neue —"

Und Se. Majestät der Winter schneit sie huldreichst ein.

„Puh!" pusten sie, „der Winter? — Nein!
Der Patriotismus friert uns ein!" —

„Silentium! der Teufel hol euch alle!"
Rief jetzt Papa in allerhöchster Galle,
„Den Winter, Kerls, müßt ihr behalten,
Wir haben weiter nichts von königlichem Blut,
Und damit gut."
„Ach, lassen Ew. Majestät es nur beim alten!"
Schrein sie, „Vivat! es leb die Zeit und Tod!
Das sehen Allerhöchstdieselben ein:
Zufrieden können wir nun mal nicht sein."

Ein Aprilfrost

(1841)

Papa Winter feierte dazumal
Oben seinen Karneval;
Darum war's, man erinnre sich,
Unten damit nicht sonderlich.

„Einigen Humor Wir spüren!"
Spricht Papa, „drum solln sie frieren!"
Beginnt die große Besichtgungsreise
Und nimmt dabei erfrischungsweise
Beim fünften Schritt, daß kühl er seh,
Sein Gläschen Limonade glacée —
Die Menschen heizen, die Eisberge krachen.
Drob kam Papa erst recht ins Lachen
Und nahm im übergroßen Spaß
Die Sonnenglühweinbowle für sein Glas;
So daß er, da just ihm die Laune kam,
Sie auch en passant vor den Kopf mal nahm,
Bis er sich und die Welt darüber vergaß.
So währt's nicht lange — duseldumm
Fällt Papa Winter mit der Bowle um.

Heilger Bacchus!
Welch ein Guß!
Ein ganzes Meer —
Ein Wolkenbruch von Feuerwein

Digitized by Google

Platzt von oben und von allen Seiten her
In die Welt hinein.
Alles lecket, schmecket,
Alle Lebensgeister wachen auf,
Gucken drauf
Zu Tür und Tor,
Grün und grau,
Gelb und blau,
Hunderttausendäugig vor!
Alles kribbelt, krabbelt,
Zerrt sich, zappelt,
Regt und reckt sich aus —:
Will heraus!

Berg und Tal
Wirft mit einem Mal
Seinen Pudermantel ab
Und zieht lachend dann
Seinen grünen Plüschrock an.

Fluß und See
Rafft sich trotzig in die Höh,
Bricht in tausend Stücken
Seinen Panzer sich vom Rücken.

Brauner Wald, die lustge Art,
Streicht sich pfeifend seinen Bart,
Pokuliert drauflos,
Humpen klein und groß,
Daß die Augen übergehn
Und die Tränen dick im Bart ihm stehn.

Busch, der krause Fant, hat unterm Mützchen
Item sein fideles Spitzchen,
Und die dummen Jungen unter der Erden,
Schwämm und Pilze,
Möchten unter ihrem Quäkerfilze
Rasend werden.

Aber daß der Kopf ihm raucht, die Adern schwellen,
Schlürft der alte Berg. Die Tränenwellen
Rollen hell ihm durch die moosigen Falten;
Und, wie alle selgen Alten,
Wird der Griesgram rührig und lebendig,
Tauet auf ganz jugendlich inwendig,
Wird ihm wohlig, zärtlich, weich,
Möcht er grade gleich
Ganz sich auseinandergießen
Und mit seinem Tal

Digitized by Google

So einmal
Recht in einen Brei zusammenfließen. —

Da — in dies Universal-
Bacchanal
Kräht mit einem Mal
Jetzt der Mensch, der nüchterne, hinein:
„Papa Winter! sollt's zu früh nicht sein?"

Papa war längst in dulci jubilo
In sein Polarbett eingeschwommen:
(Die Selgen fallen immer so,
Daß sie zur Ruhe kommen!)
Sein Koch und Kammerdiener, Eisbär, hatte wohlbedacht
Spitzbergen ihm als Nachtmütz appliziert,
Heringssalat aus Walfisch ihm gemacht,
In Tran gerührt.
Papa befanden Sich darnach recht munter,
Und Petz schiebt, daß Sie weicher liegen,
Grönländchen sanft als Kissen unter,
Deckt, daß Sie nicht den Schnupfen kriegen,
Sie warm noch mit dem Eismeer zu,
Wünscht angenehme Ruh,
Blästs Nordlicht aus
Und geht nach Haus. —

Herr Winter schlief bereits wie'n Dachs —
Da fährt ihm stracks
Das: „Papa Winter, sollt's zu früh nicht sein?"
Als wie ein Floh ins Ohr hinein.

Papa wird munter, mit ihm der Skandal.
„Eisbär! wo Teufel steckt Er wieder mal?
Weiß Er denn nicht, daß Er regiert?
Seh Er, ob unten alles richtig friert."
(Man sieht, daß hier der Bär — wie's oben nur passiert —
Zuweilen etwas mitregiert.)

„Mit der Friererei
Ist's vorbei,
Niemand friert mehr!"
Brummt der Bär,
„Einer geht da schon im Frack einher!"

„Frack? — Kerl! — Ich frier im Nu
Ihm die Schnauze zu!"

„Bei meiner Tatze!
Auch schon Knicker auf dem Platze!"

Digitized by Google

„Knicker? — Ich degradier zum Seehund Ihn,
Und verſetz Ihn nach Krabbla hin!
Bring Er Froſt, vom beſten, her:
Dreißig Grad Reaumur, hört Er?“ —

„Na, nur ſtill!
Wir haben ja April!“ —

„April? Seebär!
Iſt Er im Tran?
Meinen Terminkalender her,
Und ſteck er mir ein Nordlicht an:
Er ſieht ja, daß man ſo nichts ſehen kann!“

Die Utenſilien kommen an.

„Heilger Boreas!
Was iſt das?“
Schreit Papa betroffen,
„Da hab ich meinen Froſt verſoffen!
Wartet, Knickervolk, ich krieg euch wieder,
Frier euch ſteif die nanking-kühlen Glieder,
Friere euch die Ohren ab vom Kopf!“ —
Und a conto wirft er ihnen vier
Grade unter Null nach Reaumur
Mit nem Hagelwetter auf den Zopf.

Die Exekution

„Wer da wiederbringt den Deſerteur,
Dreißig Preußſche Taler ſein Douceur.“
Vorgetrommelt ward's der Kompanei —
Pfeifend in die Trommelmelodei
Aber macht ein jeder Kamrad ſich
Seinen Text noch zu abſonderlich,
Als da lautet: — Dreißig Schweden mir,
Aber ſechsmal Gaſſenlaufen dir —
I ſo lauf, ſoweit der Himmel blau!
In der Nacht ſind alle Katzen grau!
Und alle melden, die da kommandiert:
Der Deſerteur, Herr Hauptmann, iſt chappiert —
Nur einer ſpricht: „Ich bring den Deſerteur!“
Und bringet ſeinen eignen Bruder her.
„Schwer Geld!“ ſpricht der Kaptän beim Dreißigzählen,
Und jener ſpricht: „Herr Hauptmann, zu befehlen.“
Der Bruder durch die heiße Gaſſe läuft,
Daß ihm der blutge Schweiß vom Leibe träuft,
Und als er durchgelaufen dreimal ſchon,
Da tritt ſein Bruder in die Exkution.

Digitized by Google

„Herr Hauptmann," spricht er, „halten's mir zu Gnad,
Spricht ungefragt ein Wort mal ein Soldat.
Ihr wollet mich die andern dreimal Gassen
In Gnaden für den Bruder laufen lassen."
„Packt's, Kerl, dich an deiner armen Seelen?"
Und jener spricht: „Herr Hauptmann, zu befehlen!
Herzvater schrieb ein Schreiben an uns beid,
Klein war der Brief, doch groß das Herzeleid;
Verschuldet ist durch Krankheit, Not und Gram
Um ganzer dreißig Taler mir mein Kram;
Mein Gläubiger dränget mich aus Hof und Haus,
Zahl ich nicht stracks ihm seinen Glauben aus.
Ich kann's doch nun und nimmermehr erwerben
Und muß an dreißig Talern ganz verderben.
Da dachten wir in unsers Herzens Drang:
Es ist doch unser Vater lebelang;
Und dachten auch: Ein graues Leid ist hart,
Und Herz nicht haben, kein Soldatenart;
Davon noch laufen soll der alte Mann!
Viel lieber laufe, wer noch laufen kann.
Soll einer laufen — nun so laufen wir;
Wir losen, Bruder, drum — dir oder mir —
Und machten Lose nach Soldatenbrauch;
Zwei Stück, ein weißes und ein schwarzes auch:
Weiß, der für seinen Vater läßt sein Blut,
Schwarz, der Verräter ist um schnödes Gut.
Und nun, Herr Hauptmann, halten's mir zu Gnaden!
Wie es nun weiter kam, das zu erraten
Ist keine Hexerei — doch, wie's mir flog
Hier unterm Kopf, als ich den Judas zog,
Das soll, mit Permission vor Euer Gnaden,
Kein Hundsfott weiter wohl erraten.
Wie Gott will, dacht ich, faßt mein Herze fest,
Daß es mich nicht in schwerer Not verläßt;
Nun bricht's mir doch in tausend Stücke hin,
Dieweilen ich sein lieber Bruder bin." —
Der Hauptmann sprach: „Mein Sohn, der Deserteur
Kriegt sechsmal — und du das Douceur —
Wie die Artikel lauten, so geschicht's
Und daran ändert auch kein Teufel nichts;
Doch hat's damit nicht allzu große Eile.
Gemeldet wird der Kasus mittlerweile
Ins Hauptquartier an Seine Majestät,
Dieweil da Gnade gern vor Recht ergeht."
Und Seine Majestäten resolvieren:
„Executiones weiter nicht zu exkutieren;
Wer für den Vater also macht die Gassen,
Wird's auch fürs Vaterland nicht unterlassen.
Und da ein gut Exempel förderlich,
Seind Korporals sie beide — Friederich."

Digitized by Google

Der güldene Ring

Der Herberg mancher Gilden, der Purschen Burg und Ruh,
Der wanderte spät abends ein Korps Gesellen zu:
Der Drang war groß, die Tür war klein,
Und jeder will der erste sein
Im Haus.

Der Herbergsvater guckt hinaus,
Und spricht den Gruß: „Woher zu wandern?“
Könnt ihr nicht alle Mann der erste sein,
So sei es einer nach dem andern,
Wies Handwerk folgt, so sprechet ein.

Nun will erst recht ein jeder Erster sein.

Der Schuster spricht: „Wenn ich nicht wär,
Wo kämen Stiefel zum Wandern her?“

„Vom Leder!“ fiel der Gerber ein. —

„Nein, von der Haut!“ schlug Metzger drein.

„Was Stiefel! backe ich kein Brot,
So seid ihr auch in Stiefeln tot.“

„Und mahl ich nicht, so backst du Stroh,
Dann, mein ich, wär es auch noch so.“

„Und schmied ich keinen Pflug,
So mahlt der Müller Wind,
Dann sind wir just so klug.“ —

„Klug hin, klug her — der Maurer muß voraus!
Wo wär die Herberg hier, bau ich kein Haus?“

„Wie aber, Bruder, willst ins Haus hinein,
Bringt nicht der Schlosser erst den Schlüssel rein?“

„Pah, ohne Schlüssel bau ich erst und letztes Haus!“
Fuhr wie sein Hobelspan der Schreiner raus.

„Und, Bruder, hast dein letztes fertig du,
Dann komm ich, Nagelschmied, und schließe zu!“

Allein, ganz fix, nähnadelfein
Bügelt der Schneider hinterdrein:
„Ist Leut begraben eine Kunst?
Nein, Leute machen, das ist ein.“

„Du machst doch keine, kleiner Schneider?“

Digitized by Google

„Nein, ich nicht, aber meine Kleider."

Mit Gunst!
Der kleine Schneider war hinein.

Doch fest, als tät er einen Balken fassen,
So griff der lange Zimmermann mal aus:
„Für'n Schneider hab ich just das Loch gelassen.
Kopf weg!" und warf den Schneider wieder naus.

Sacht, Kinder, immer sacht! —
Ruft Herbergsvater steuernd jetzt heraus:
Den Fehler hier hab ich gemacht!
Und hebt die Türe samt der Angel aus:
So wahr mein Haus hier steht in Gottes Hand,
Und ist zum güldnen Ringe zubenannt,
So sollet ihr herein mitsammen wandern;
Habt ihr doch Wert erst einer durch den andern:
Denn alle Gilden sind ein güldner Kranz,
Drin jedes Blatt hat seinen Wert und Glanz.
Jedwedes Reis, wo es auch Platz genommen,
Zum güldnen Ringe ist es gleich willkommen;
Drum kommt mir alle Mann zugleich herein,
Soll keiner Erster oder Letzter sein.

Die schwarzen Künste

Sulphur, carbo, nitrum,
Tria faciunt unum!
Im Haus des heilgen Franz
Der deutsche Mönch erfand's.
Und von allen Burgen rings im Lande,
Zum Kloster wallt der Mann vom Stahlgewande,
Der Ritter und der reisige Genoß,
Des ganzen Waffenlebens harter Troß.
Der Mann vom Schwerte kommt zum Mann vom Worte,
Der Eisenhandschuh klopft an Friedens Pforte:
„Aufgemacht! fromme Brüder, zieht herum,
In unsern Burgen geht es um."
Im Rüstsaal weht's durch Banner, Helm und Schild,
Aus Fug und Niet der schwarze Panzer schrillt,
Die Armbrust und jedwedes Wurfgeschoß,
Es rüttelt aus Gehenk sich und Verschloß. —
Nicht lockend zu Turnier und Fehdelust,
Nein, stöhnend, wie des müden Helden Brust,
Wenn ihm der Rost frißt an dem Eisenherz,
Zieht's waffenmüde klagend durch das Erz. —
Der Streithengst schnauft, als wär's ihm nicht geheuer,
Die Rüde heult, als röch sie Tod und Feuer,
Mein Burgwart kommt: „Wer pocht so ungeschlacht

Digitized by Google

Aus Tor, daß Splitter, Schloß und Riegel kracht?
Wer schreitet über die Brücke so schwer zur Burg,
Tritt Ketten, Bogen und Pfeiler durch?“
„Herr“, ruft von den Zinnen mein Türmer wach:
„Ein singend Wehe geht über das Dach,
Singt nieder Zinnen und Scharten und Turm:
Das ist kein Wetter, das ist kein Sturm!“
Ich trat auf den Söller und schau in den Graus,
Da bebet im Grund mein festes Haus,
Die Mauern schwanken berstend und halten nicht stand,
Wie vor dem Nachtwind die schwarze Eppichwand.
Und über die Halde, und auf die Au,
Da fällt aus singender Luft ein eiserner Tau,
Da fährt heraus ein Flammenschwert und mäht
Donnernd die wilde Saat, wie sie gesät.
Das sind keine Waffen, das ist keine Schlacht,
Das sind die schwarzen Künste höllischer Macht.
„Heilige Brüder,
Singet die Lieder,
Bannt mit geweihtem Wort
Die bösen Geister fort.“ —
Ausziehn die heiligen Brüder,
Sprechen den Bann, singen die Lieder,
Teufelskünste zu beschwören,
Böse Geister auszukehren,
Und singen, des Betens müd,
Ihren Schwertbrüdern das Lied:
Wenn Großes kommt und Großes geht,
Der Heerscharen Herr durch die Wetter weht,
Wer weiß es, wohin? und von wannen?
Wir können die Geister nicht bannen.

⧈

Ein Tröpflein Öl, ein Stücklein Rauch, ein Stäblein Blei,
Aller guten Ding sind drei!
Zu Straßburg in seinem Haus ersann's
Der deutsche Meister Hans.
Vom fetten Schmause, Fasten und Kasteien,
Die Männer von dem härenen Gewande,
Die stolze Demut, die reichen Bettler all,
Der Krummstab klopfet an des Schwertes Wall:
„Aufgemacht, tapfre Brüder, zieht herum,
In unsern Klöstern geht es um.“
Koboldskraus in tausend Teufel, däumlingsklein,
Mit Kist und Kasten fährt der Teufel ein,
Umschwärmt wie Mottenvolk jedwedes Licht,
Und bohrt wie Würmer sich hinein und kriecht
Trotz heilgem Staub, trotz Schimmel und trotz Stock,
In alle Schrift, uns untern heilgen Rock;
Fährt wie ein Gnom in der Gewölbe Schacht,

Digitized by Google

Zu spähn, was hinter dieser heilgen Nacht
Vor schnödem Witz so sorglich sich verbarg,
Deckt auf den letzten Schrein, den stillen Sarg,
Und trägt, wie Bienen ihren Blütenraub,
In seine Zellen unsern alten Staub,
Kocht flüssig ihn in Teufelsküchendunst
Zu schwarzem Honigseim durch schwarze Kunst —
Mischt und mengt, reiht und rückt und verzwickt sich,
Tupft mal und wälzt kopfüber und drückt sich
Heraus, was er verschluckt, so schwarz auf weiß,
Daß schier es uns überläuft — kalt und heiß;
Streut, koboldsverwegen, vor alle Leut,
Wie lustger Lenz die weißen Blüten streut,
In die plaudernden Winde das redende Blatt
Und wird des höllischen Spukes nicht satt,
Bis alles, was wir da drinnen so fein gesponnen,
Herausgekommen ans klare Licht der Sonnen.
Aufsteigen begrabene Sterne, verstummte Klage,
Aufsteigt die faulende Schuld, wie Völkersage,
Lebendig aus seinen Gräbern der Tote spricht,
Wie blasende Posaunen am jüngsten Gericht.
„Tapfere Brüder,
Schlagt ihn nieder,
Mit Feuer und Schwert, den Teufelskram,
In summam Dei gloriam."
Ausziehen die Herren vom Berge
Wider die kleinen schwarzen Zwerge,
Und die riesigen Ritter und Knappen
Holen sich heim die riesigen Schlappen,
Und singen, des Strauße müd,
Ihren heiligen Brüdern das Lied:
Wenn Großes kommt und Großes geht,
Der Heerscharen Herr durch die Wetter weht,
Wer weiß es: wohin? und von wannen?
Wir können die Geister nicht bannen.

Das Fest des tausendjährigen Deutschland
(1843)

Welch einen Gruß biet ich dem Vaterlande,
Da eine Welt von seiner Feier spricht?
Von seinem tausendjährigen Bestande?
Ich grüße dich, mein Land, als deutsche Lande,
Als Deutschland kann ich's redlich nicht!

Auf freiem Plan wuchs schlank, in sich geschlossen,
Die junge Eiche, doch sie hub sich kaum,
Als wilde Zweig aus Stamm und Wurzel sprossen;
Der Stamm verkümmerte an seinen Schossen:
Ein Busch Eichbäumchen ward's — kein Baum. —

Digitized by Google

Sturmhaltig wurden nie der Eiche Bäume,
Die Kronen knickten schon im Winde ein.
Und geht der Zweigenbrecher durch die Räume,
Nordost, so bricht er zweiggeborne Bäume —
Die Eichelkrönchen frißt das Schwein.

Weißt du das, Deutschland? Sollte man's doch meinen!
Bei St. Ambros und seinem Lobgesang!
Lies die Geschichte nach, und dir wird scheinen,
Die Hymnen von dem Vaterland, dem einen,
Spottlieder sein's mit Glockenklang!

„Wo ist des Deutschen Vaterland?" so sangen
Sonst deutsche Dichter. O der Ironie!
Die Dichter schufen eins — die Lieder klangen,
Wenn sie durch vierzig deutsche Grenzen drangen!
Mein Deutschland, du bliebst Poesie!

Wo weht das Reichspanier der deutschen Lande?
In Bruderschlachten vierzig Bannerlein!
Strittst wider dich mit Feinden im Verbande,
Gewannst dem Fremden Ruhm, dir selber Schande,
Und kauftest Schmach mit Blut dir ein!

Im Ausland ward dein Taufbrief dir geschrieben,
Das Ausland war dein Götze stets und Held!
Drum sind wir Deutschen, trotz den deutschen Hieben,
Dreihundert Jahr in Vormundschaft geblieben,
Bemündelt von der ganzen Welt!

Wann wirst du, graues Land, einst mündig werden,
Da dir's in tausend Jahren nicht gelang?
Wann gehst du, bärtger Mann, allein auf Erden,
Der Legionen warf von seinen Herden,
Der schon als Kind die Keule schwang!

Einst sah dich ritterlichen Jüngling prangen
Voll Ehrfurcht dein Vasall, die Christenheit,
Italien, das schöne Weib, umfangen,
Da alle Künste eure Minne sangen —
Wie fern, die Hohenstaufenzeit!

Seitdem, trotz Zwiespalt, Drangsal und Mißachtung,
Schrieb Archimedes Zirkel in den Sand.
Ein Blitz durchzuckt des weisen Manns Umnachtung —
Er rafft sich auf — wird's Tat? bleibt es Betrachtung?
Hat Gott den Strahl umsonst gesandt?

Noch ist zu feiern nichts und nichts gewonnen,
Bis Sachs' und Bayer, brüderlich entbrannt,

Digitized by Google

In einer deutschen Herrlichkeit sich sonnen;
Noch bleibt in Arme unser Strom zerronnen,
Kein Deutschland ward im deutschen Land.

Die Rinde löst, wachst Mark an Mark zusammen,
Ihr Zweige einer Wurzel, einer Erd!
Frei über Nebeldunst und Irrlichtflammen,
Am Lichte wollt verwachsen und verstammen,
Dem Sturm zu stehn, von wo er fährt!

Der Freund in der Not

Ich sitz gefangen im Turm und See!
Hilf, Frühling, Kind der Maiensonnen,
Du kennst sie all die freien Wonnen,
Hilf Glücklicher mir aus dem Weh!

Der schwinget seine singenden Main,
Streut Blüten unter Lachen, Kosen —
Und zieht dahin mit seinen Rosen
Und allen seinen Melodein.

Geh grüner Knabe, duftger Fant!
Was weiß dein Himmel auch von Schmerzen!
Jetzt kommt der Mann mit reifem Herzen,
Der reiche mit der goldnen Hand.

Jetzt kommt der Sommer, Mann der Tat,
Der uns den Lohn gibt für die Mühen,
Der uns die Frucht gibt aus dem Blühen,
Dem stillen Sämann seine Saat.

Und ach, wie hat es mir geblüht!
Wie hab mein Hoffen und mein Sehnen
Ich satt gepflegt mit meinen Tränen,
Wie hab ich Sämann mich gemüht!

Der Sommer kommt, aufwogt das Land,
Ein golden Meer aus seinem Regen —
Abzieht er trocken mit dem Segen,
Und läßt zurück den leeren Sand.

Ade, du armer, reicher Mann!
Du nimmst mit allen deinen Gaben,
Gibst denen nur, die da schon haben —
Nun kommt der gute Herbst heran.

Gib Wirt mit fruchtgefüllter Schal,
Gib Schenk vom süßen Sorgenbrecher,
Mir einen Tropfen aus dem Becher,
Nur einen Brosam mir vom Mahl!

Digitized by Google

Der keltert luſtig ſeinen Wein,
Und ſchüttelt ab die letzten Früchte,
Zieht wie ſein wanderndes Geflüchte
Mit Sturm in ſeine Keller ein.

Geh wüſtes Tier! dein Menſch iſt tot.
Nur noch dem Tiſchfreund! kannſt du geben,
Der mitverſchwelgt den Rauſch, dein Leben,
Nun kommt der Mann der bittern Not!

Wie ich ſo freud- und ſonnenleer,
Webt über ſeine große Leiche
In langer Nacht ſein Tuch, das bleiche,
Nun kommt der arme Winter her!

Der ſteigt, den Kreuzdorn in der Hand,
Im zottgen Mantel, Reif ſein Odem,
Durch ſeiner Nebel grauen Brodem
Von ſeinen Bergen in das Land.

Und ſieht den See und drin den Turm,
Reckt ſeine Hand durchs Flutgetreibe,
Malt ſeine Blumen an die Scheibe:
„Ich höre dich durch Well und Sturm.“

Aufſchlägt er ſeinen Mantel: Nacht,
Und ſtöbert ab den flockigen Regen,
Daß ſchauernd ſich ums Feuer legen
Die Knechte, müd der froſtigen Wacht.

Tritt knirſchend nieder den hohen See,
Wirft auf den gebändigten Rücken
Nach allen Himmeln kriſtallne Brücken —
Frei drüber flieht der aus dem Weh:

So half die Not dem Unglück nur!
Nachwehet ihm: „Glück auf die Reiſe!“
Der Winter ſcharf in ſein Geleiſe,
Und auch verweht iſt alle Spur. —

Der Totengräber

Sechs Fuß tief und drei Fuß breit,
Lang nach Groß und Klein,
Immer tüchtig und bereit,
Schaufelt aus und ſchaufelt ein:
Was da kommt von Erden,
Will zur Erde werden.
Heute rot und morgen tot,
Schnurrt's am Seil herab;

Digitized by Google

Euer Tod ist unser Brot,
Unsre Arbeit euer Grab.
Wer soviel Leben schon begraben,
Soviel Tränen schon verscharrt,
Muß das Herz im Spaten haben:
Unser Herz ist schädelhart.
Kaum rötet sich der Morgen,
Kaum ist aus Nacht und Sorgen
Der unruhvolle Tag erwacht,
Kommt auch Gevattersmann
Tod schon mit dem Leben an.
Grüß dich Gott, stiller Treiber,
Was bringst du unters Gras?

Tod

Pro primo einen Schreiber.
Er blieb ein weißes Lebensblatt,
Wie's auch sein Kiel befahren hat,
Sein Lebensquell war's Tintenfaß,
Den Lebenslauf hat er versessen;
Er tunkte ein und klexte ab,
Und streute drüber selbst sein Grab,
Und alles, alles ist vergessen.

Totengräber

Du armer Tintenlebenslauf!
Punktum! Streut unsern Sand darauf.

Tod

Item! Wie der gehandelt, gewandelt
Gold in Ware und Ware in Gold,
Gemessen, gewogen, getütet, gerollt,
Und alles verwechselt, verhandelt,
Tags sich gemüht und nachts gesorgt,
Verschuldet und wieder verborgt,
Geschäftchen und immer Geschäftchen gemacht,
Zu Land und zur See,
Bis ich, der alte Courtier,
Ihm seinen Schlußzettel gebracht.

Totengräber

Fahr in die letzte Bude dahin,
Wo aller Handel und Wandel,
Alles Verlust und alles Gewinn.

Tod

Item: Die haben geackert, gebaut, Häuser und Land,
Gefeilt, gemeißelt, gehämmert, gedreht,
Gesponnen, gewoben, gebügelt, genäht,

Digitized by Google

Das Leben zu haben von ihrer Hand,
Da wurden sie's müde, und ich ward's satt,
Dieser webenden, hämmernden Werkstatt.
Feierabend Webschiff und Amboß für heut!

Totengräber

Und Sonntagmorgen in Ewigkeit.

Tod

Item: Hochwürdige gelehrte Herrn.
Sie haben ihr Leben studiert und gedacht
Auf allerlei Licht und Pudelskern,
Und manchen Pudel dabei gemacht.
Verstudiert manch Licht in Nacht;
Nun predige du mit dem Spaten vom Worte,
Schleuß auf zum Licht die dunkle Pforte.

Totengräber

Ade, ihr Herrn, ich wünsche wohl zu reisen!
Unterm Grabstein liegt der Stein der Weisen.

Tod

em: Einen bunten Kriegsgesellen.
Er hat sein Leben exerziert und verschossen,
In Kriegesnot und Friedenspossen,
Klingend Spiel und goldnen Schein,
Kein Haar auf seinem Kopfe sein.
Unruh für andrer Ruh, Nacht und Tag
Schererei und Plag,
Im Kriege für sie gut, im Frieden ihre Last,
Wie seine Kugel ohne Rast.

Totengräber

Abmarschiert, durchs dunkle Defilee,
Zur großen, ewigen Armee,
Quartier und Ruhetag!
Wen aber schiebst du weg so stumm,
Als hätt er kein Curriculum?
Wer war's? —

Tod

— Frag seinen Schneider drum:
Sein Leben war sein Kleid,
Zugeschnitten nach der Zeit,
Ein feiner Rock mit einem Stern,
Einer von den sogenannten großen Herrn;
Möchte gerne noch oben bleiben
Und sein Leichenwesen weiter treiben.

Digitized by Google

Totengräber

Du ſtiller Mann, trotz deinem Wettern,
Du großer Herr in kleinen Brettern,
Laß doch den Prunk und Flitter dieſer Welten!
Was ſoll's, wo ewge Sterne gelten?

Tod

Und nun, Gevatter, zieh die Kapp einmal,
Ich bringe einen jener ſtillen Sterne dir;
Ich bring ihn mit der Sonne letztem Strahl,
Er wandelte wie ſie, drum ſcheide er mit ihr.

Totengräber

Komm, ewger Ritter Gott des Herrn,
Wir ſenken deinen ſtillen Stern
An unſrer Tränen Perlenbande;
Der Orden gilt in jedem Lande,
Den, adelnd, dir die Menſchheit hat gegeben.
Wir beugen uns vor dieſem ewgen Leben.
Und nun, Gevatter, biſt du fertig?
Du nickſt mich doch ſo freundlich an,
Was bringſt du Summa noch heran?
Ich bin's gewärtig,
Der Abend winkt, ich möchte Ruhe haben.

Tod

Summa: Einer der da hat begraben,
Geſchaufelt aus, geſchaufelt ein,
Und grub, begrabend, ſich hinein.

Totengräber

Herr, wie du willſt! — In Gottes Namen!

Tod

Amen!

Rundſchau

Fürſtenerziehung

Allgemeineres

Der Gegenſtand iſt im Verfaſſungsſtaat von heute durchſchnittlich nicht ganz ſo bedeutend, wie der regierenden Fürſtenhäuſer geſellſchaftliche Stellung, allein er ſollte ja und könnte viel Bedeutung gewinnen, zurückgewinnen. Es bleibt der Mühe wert, das Problem der Fürſtenerziehung im Auge zu behalten. Und nach der Ausſprache zwiſchen einem deutſchen Fürſten, Thomas Mann und Avenarius erneut ein Buch vom Prinzenempfinden den Antrieb, uns damit zu beſchäftigen.

Drei Anſchauungen kamen im Kunſtwart zum Wort: erſtens die eines Fürſten, der um Unbefangenheit redlich bemüht iſt, zweitens die eines ſelbſtgewiſſen Dichters, der ſich als Erzieher fühlt, und drittens

Digitized by Google

die eines künstlerischen Erziehers, der auf Verinnigung des Zusammenhangs zwischen der Allgemeinheit und dem Kulturgedanken bedacht ist. Darüber entfernte man sich vom ursprünglichen, literarischen Thema, zu dem uns das erwähnte Buch, „Prinz Hamlets Briefe“, zurückführen mag (Berlin, Reichl & Co.).

Es ist ohne Verfassernamen erschienen; worin wohl nur ein buchhändlerischer Einfall zu sehen ist, nicht die ernsthafte Absicht, den Leser irrezuführen, als würden da wirkliche Briefe eines lebendigen oder vielmehr unmittelbar nach der letzten Niederschrift gestorbenen Prinzen veröffentlicht. Auch wenn nicht, ohne Schwierigkeit, zu erfahren wäre, daß Gerhard Ouckama Knoop der Urheber ist — die Briefe selbst würden schon nach den ersten Seiten verraten, daß sie dichterischer Erfindung entstammen.

Es redet in ihnen durchaus ein zielbewußter literarischer Arbeiter. Alles, was vorkommt, dient dazu, in ununterbrochener Linie grundsätzliche Fragen des Fürstentums, der Regierungskunst und der Nationalkultur zu erörtern. Geschickt, doch eben zu erkennbar geschickt, ist die Einkleidung durchgeführt: ein Thronfolger, der dem Hof entfremdet ist und schließlich auf sein Nachfolgerecht verzichtet, schreibt die sämtlichen Briefe an seine Mutter. Was er erklärt und aus den nichtveröffentlichten Antworten der Mutter aufnimmt, hält jeden beliebigen Leser allzu vollkommen auf dem laufenden. Und schließlich: dieser ganze abseitige Prinz mit seinen idyllisch-ästhetischen Neigungen, seiner ohnmächtig-geistvollen Kritik, seiner stimmungsvollen Ausdrucksgewandtheit hat mehr noch als das Vorbild Hamlet vom Literaten an sich.

Aber auf den Ursprung der Briefe soll es auch gar nicht so sehr ankommen. Die Gedanken und Gefühle, die darinnen lebendig werden, wollen für sich ernst genommen werden; die Form des Bekenntnisses soll nur auf künstlerischem Wege die Aufmerksamkeit des Empfängers erhöhen. Und sie, diese Gedanken und Gefühle, verdienen in der Tat einige Beachtung, weil sie eine Versenkung in das Fürstenproblem und in das Kulturproblem bekunden, wie man sie den echtbürtigen Prinzen nur von Herzen wünschen kann.

Der Geist dieser Hamletbriefe läßt sich auf ein politisches Schlagwort nicht festlegen. Konservative und liberale, soziale und individualistische Regungen lösen einander ab. Und solche Freiheit von Parteibeschränktheit darf beinahe schon als Beweis dafür gelten, daß der Mann im ganzen recht hat. Am besten nennt man ihn einen Kulturaristokraten.

Er haßt an unsrer Zeit die Massengemeinschaft und Massengemeinheit, noch mehr aber die triviale Eitelkeit der „Gebildeten“ auf Besitz oder Rang, ihre Gier nach Reichtum, die Verlogenheit ihrer Moral, den Mangel ritterlicher Gesinnung und herzlich feiner Sitte. „Hat diese schwere Masse,“ fragt er, „die sich gebildet nennt, Kultur? Sie führen das Messer nicht zum Munde . . . und bilden sich viel auf diese Äußerlichkeiten ein, die auch ein Affe lernen könnte. Nein, wirkliche Kultur ist etwas anderes, nämlich der Takt des Herzens, der seine Formen frei schafft, der sich mit Einfalt, aber nicht mit Berechnung verträgt.“*

* Was hier und an andern Stellen über Herzensbildung, Urbanität usw. gesagt wird, deckt sich

Digitized by Google

Das Ziel des neuen Hamlet ist: Verinnerlichung. Die Politik möchte er von dem „Pöbel- und Kinderehrgeiz“, der nur nach äußerlichen Erfolgen trachtet, erlösen, die Volksmasse u. a. vom übermäßigen Kinderreichtum, in dem er ein Haupthemmnis der Kulturentwicklung für Familie und Individuum sieht, die Schuljugend vom Eindrillen fertiger Urteile und allzu zweckmäßigen Stoffes; die Souveränität möchte er vom Streben nach dem Cäsarentum frei wissen, das nur einem Unteroffiziersgemüt verlockend scheine, und die gesamte Kultur von der Mechanisierung des Lebens. „Unreife Menschen berauschen sich stets an den Erfolgen der Technik . . .“ „Eine unreife Kultur geht auf Ausdehnung aus, eine reifere Kultur wird auf Begrenzung ausgehen . . .“

Was das Buch über die Fürstenerziehung zu sagen hat, das prägt sich am plastischsten in dem wichtigsten Punkt der Handlung aus: im Verzicht auf den Thron. Es könnte also der feinstkultivierte Prinz in unsrer Zeit am Herrschen keine Freude haben. Das berührt sich mit Thomas Manns Prinzenroman; Klaus Heinrichs regierender Bruder haßt die Schaustellung seiner selbst und verschmäht die unfruchtbare „Tätigkeit“, auf die er den konstitutionellen Herrscher von heute beschränkt sieht. Allerdings ist bei ihm nicht ästhetischer Idealismus, sondern Gottesgnadentum das Entscheidende, doch läuft schließlich beides auf Aristokratismus hinaus. Beide Fürstenerscheinungen kennzeichnen sich als Ausnahmetypen, zuwenig robust oder auch zu schade für das Amt des repräsentierenden obersten Beamten in einem mehr oder minder demokratischen Staatswesen unsrer rauhen Zeit.

Der Staat kann auch solche Regenten brauchen. Durch die Einrichtung der Ministerverantwortlichkeit und die Möglichkeit der Stellvertretung bleibt viel Spielraum für die Verschiedenheit der Monarchenseelen. Daß es aber rein politisch so wenig mehr auf den Charakter der Regierenden ankommt, daß sogar im Namen von Irrsinnigen ungestört fortregiert werden kann, soll uns das zu der Folgerung zurückführen, es liege heute weniger als je daran, wie die Fürsten erzogen würden? Im Gegenteil, die rechte Heranbildung ist für sie noch wichtiger (und schwieriger) als in patriarchalischen Zeiten; sie muß nur eine andre Richtung einschlagen. Der Fürsten eigenes Interesse fordert ebenso entschieden wie das des Staates, daß sie befähigt werden, so zu handeln, wie Avenarius rät: bei großen Aufgaben der Wissenschaft, der Kunst, der sozialen Pflege, der Kultur überhaupt — die Fürsten an die Front!

Sehr richtig wurde dabei betont, daß sie vorurteilslos viel nähere Fühlung mit den Führenden nehmen müssen. Es bleibt nur noch zu erwähnen, wieviel weise Unbefangenheit für einen Fürstensproß dazugehört, die wirklich Führenden zu erkennen. Wie wird die Fürstenerziehung erreicht, die für eine fruchtbringende Beteiligung am nationalen Kulturleben die Voraussetzung bildet? Einen einzigen patentierten Weg zu solchem Ziel gibt es nicht. Jeder Blick auf die nähere Geschichte lehrt uns, wieviel hierbei auch

---

in einer für den Unterzeichneten doppelt erfreulichen Weise mit dessen eignen Bemerkungen im Leitartikel „Von der Liebenswürdigkeit“, Kw. XXI, 21. W. R.

Digitized by Google

heute und morgen und übermorgen noch auf die ganz persönliche Anlage des Regierenden ankommt. Aber einiges Allgemeingültige läßt sich doch finden.

Hohe Herren der alten Schule sind Muster verfassungsmäßiger Regenten geworden, wofern sie (wie zum Beispiel Wilhelm I., Franz Joseph, Luitpold) die „Genialität der Bescheidenheit“ hatten, den feinen Takt nämlich, hinter der Front zu bleiben, wo sie sich zur Führung nicht eigneten, dagegen hervorzutreten, wo sie nicht bloß nach ihrer eignen Meinung sicher nützen konnten, und durchweg nur die tüchtigsten Fachleute wirtschaften zu lassen. Genialität der Bescheidenheit ist nicht so selten wie produktive Genialität und kann, wo sie nicht mitgeboren ist, zumeist anerzogen oder vielmehr herausentwickelt werden. . . . „Reifere Kultur wird auf Begrenzung ausgehen.“

Erschütternde Erlebnisse (wie beispielsweise Jena oder 1848) können sehr gewichtige Hilfsmittel solcher Erziehung bilden. Natürlich empfiehlt sich's jedoch nicht sehr, auf derartige Ereignisse zu warten. Von frühester Jugend an müßte der Fürst daran gewöhnt werden, in der Genialität der Bescheidenheit das ideale Ziel seiner Ausbildung zu erkennen und zu erstreben: den Boden, worauf dann Kulturmitarbeit oder gar -vorarbeit gedeihen kann. In den Ausnahmefällen, wo der Thronerkorene zugleich ein Genie, ein Zeuge des unmittelbarsten Gottesgnadentums wäre, auch da würde die Erziehung zur Selbstbescheidung nur Gutes wirken.

Wenn das Genie sich in armen Hirtenknaben durchsetzt, wird es in den Gekrönten auch bei konstitutionellem oder parlamentarischem System nicht zu ersticken brauchen; gegen Geniewillkür jedoch muß der Staatsorganismus unter allen Umständen geschützt werden. Weshalb es auch einen zwar wunderschönen, aber bedenklichen Literatentraum bedeutet, wenn Ernst von Wolzogen bei Björnsons Tode sich ausmalte, wie herrlich es geworden wäre, so man nach der Trennung Norwegens von Schweden den ungekrönten König von Norwegen, den Dichter, als festbesoldeten König gekrönt hätte. Genies, politische wie künstlerische, sollte man vielmehr zu verantwortlichen Reichskanzlern und Ministern machen!

Den Fürsten bleibt wahrhaftig noch genug „hohe Aufgabe“, wenn sie mit mehr oder weniger genialbescheidener Klugheit repräsentieren und dort vermitteln, begnadigen, beleben, schützen und stützen, wo die Staatsmaschine und jeder Mechanismus versagt, wenn sie anregen und Geld auftreiben (sei es auch nur durch einen Wink an die reiche Gesellschaft), wo die programmgetreue Talentlosigkeit der Parteien Kulturangelegenheiten schmählich vernachlässigt.

Im besondern ist nun an dieser Stelle noch zu fragen, welche Rolle die Literatur in der Erziehung der Regierungsfähigen zu spielen habe. Gibt es überhaupt Fürstenerziehung durch Literatur? Schwerlich, wenn wir's so verstehen, daß einzelne Bücher wie des alten Braunschweigers Julius „Fürstenspiegel“ oder Fr. K. von Mosers „in patriotischer Freyheit“ verfaßte Schilderung des Herrn und des Dieners oder Thomas Manns „Königliche Hoheit“ oder „Prinz Hamlets Briefe“ einen erwachsenen Fürsten zum Ideal des jeweiligen Verfassers zu bekehren vermöchten. Eher kann ein Fürstenbuch, das wie jenes

Digitized by Google

des Machiavelli die praktischen Interessen der Herrscher unterm Gegenwartsgesichtspunkt klug erfaßt, dem zu Belehrenden wirklichen Eindruck machen. Doch heißt das nicht mehr Fürstenerziehung in unserm grundsätzlichen Sinne treiben. Und befaßt sich nachmals ein fürstliches Genie mit solchem Fürstenspiegel, so kann es — wie der „Antimachiavell“ des Großen Friedrich zeigt — geschehen, daß es ihn für schlecht und verzerrend erklärt, weil das nur zeitlich Berechtigte ungültig oder Unrecht geworden ist.

Erziehung der Fürsten durch Literatur muß, wie jede Erziehung, in früher Jugend der Zöglinge beginnen. Und sie muß weniger eine Gebrauchsanweisung zur Krone, als eine Anleitung zur unumschränkten Menschwerdung sein wollen. Menschheitsspiegel, nicht Fürstenspiegel tun zuvörderst not. Nicht jeder Regierende kann ein geborener Philosoph wie Mark Aurel sein. Aber die Erziehung, die dieser große weise Römerkaiser genoß, kann als leuchtendes Vorbild dienen.

Die Fürstenhäuser unsrer Zeit schicken ihre jungen Prinzen in Gymnasien oder Kadettenschulen — Verzeihung: Kadettenkorps. Der deutsche Fürst, der im genannten Kunstwartbeitrag das Wort nimmt, betont es, weil er mit vielen der Ansicht ist, daß so aufs beste eine vorurteilslose Bekanntschaft mit dem Leben eingeleitet werde. Und das Verfahren hat ja auch ohne Zweifel viel für sich. Dennoch stellt es nicht den allein richtigen Weg dar. „Meinem Urgroßvater danke ich es,“ sagt Mark Aurel im Anfang seiner Selbstbetrachtungen,* „daß ich die öffentlichen Schulen nicht besuchen mußte; gab er mir doch zu Hause gute Lehrer und ließ mich erkennen, daß man hierin unermüdlich sich verschwenden müsse.“ Die Ausbildung im Haus soll darum nicht etwa als die einzig richtige angepriesen werden, schon deshalb nicht, weil es ja immerhin denkbar wäre, daß die heutige deutsche Schule die altrömische weit überträfe. (Ich persönlich glaube das allerdings nicht.) Jedenfalls aber hat sich die Hausmethode an Mark Aurel wundervoll bewährt. Und Thomas Mann brauchte bloß auf dieses Vorbild hinzuweisen, um die Sondererziehung seines Klaus Heinrich von Grundsatz wegen zu rechtfertigen.

Freilich ist es mit einem Doktor Überbein nicht getan. Die fürstlichen Eltern müssen sich schon ähnlich bemühen, wie Mark Aurels Großvater und -mutter und nacheinander die Kaiser Hadrian und Antoninus Pius es für den jungen Mark Aurel taten: sie müssen die bedeutendsten Lehrer der Philosophie, der Rechtskunde und andrer Fächer gewinnen, und zwar nicht zu dekorativem Zweck oder zu flüchtiger Skizzierung des unentbehrlichsten Wissens, sondern zu jahrelang ununterbrochener, ernstlicher Unterweisung; wobei natürlich, so gut wie bei andern Menschenkindern, die Grundrichtung der persönlichen Geistesanlage (phantasiehaft-sprachlich-geschichtliche oder logisch-mathematisch-technische) am meisten zu berücksichtigen wäre. Übrigens: Kaiser Antoninus Pius sandte den heranwachsenden Mark Aurel dem selbstbewußten Philosophen Apollonius in die Wohnung, weil der es forderte. Ein kleiner, aber gar merkenswerter Zug aus grauer Vorzeit.

Ob Haus, ob Schule, das muß

* Deutsche Ausgabe von Otto Kiefer; verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Digitized by Google

wohl von Fall zu Fall entschieden werden. Wenn nur eines unter allen Umständen festgehalten wird: Scheinernst, Scheinerziehung, Scheinprüfung müssen als unwürdig gemieden werden. Im übrigen kommt es gewißlich nicht darauf an, die armen jungen Prinzen durch das Eindrillen möglichst vieler toter Kenntnisse zu plagen oder sie zu Schulphilosophen emporzupauken; sondern: ihren Blick zu weiten, ihr bestes Fühlen zu kräftigen, so daß zunächst einmal jegliche Überschätzung von Rang, Militär- und Zivilsport und andern Äußerlichkeiten unmöglich werde.

Jeder Fürstensohn, der für die Thronfolge in Betracht kommen kann, wird selbstverständlich von Dingen des Kriegs- wie des Verwaltungsdienstes etwas lernen müssen. Und soldatische Zucht wird seinem Körper ebensowenig schaden wie einige wirklich staatsmännische Schulung seinem Geist. Wem aber keine besondre Fähigkeit zum Feldherrn oder zum Staatsmann angeboren ist, der sollte als Thronanwärter lieber zuwenig als zuviel militärische oder politische Fachausbildung erhalten — vorausgesetzt nur, daß er gleichzeitig dazu erzogen wird, Menschen zu erkennen, auf allen wichtigen Gebieten die besten Fachleute zu finden, den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen und ihn dann nicht zu stören, solange nicht unzweifelhafte sachliche Gründe das erfordern.

Bescheidenheit (die wahrlich nichts mit Würdelosigkeit gemein haben muß), Wahrhaftigkeit, durchdachtes Wohlwollen gegen die andern, Strenge gegen sich selbst, umsichtiger Fleiß: das sind so die Hauptfrüchte der Prinzenerziehung, die wir Volk den Fürsten und uns wünschen. Lauter Dinge, die nicht ohne ein bißchen Beschäftigung mit Philosophie bewußter Besitz der Heranwachsenden werden. Das Wort Philosophie ist, von den glorreichen Jugendtagen des „wissenschaftlichen“ Materialismus her, noch immer einigermaßen in Verruf und wird im öffentlichen Leben öfters mit Persönlichkeiten in Verbindung gebracht, die lediglich die Lebensfremdheit mancher Philosophen an sich haben. Man wird aber doch nicht umhin können, den Begriff heute oder morgen wieder tapfer als den einer wesentlichen Lebensmacht anzuerkennen. Gelahrtheit braucht's dazu nicht, bloß die eigentliche Weisheitsliebe in ihrer Anwendung auf die Betrachtung des menschlichen Durcheinanderlebens.

Mark Aurels Philosophenhaupt strahlt als ideales Vorbild über die Jahrhunderte herüber. Dieser heidnische Cäsar kannte schon den Wert der Bescheidenheit (für uns alle). „Von meinem Vater habe ich die Männlichkeit,“ sagte er in den Selbstgesprächen, „die die Bescheidenheit nicht ausschließt . . .“ Und unter andern Vorstellungen, die wir gemeiniglich für ungeheuer viel jünger halten, hat er in dem ausführlichen Dankbekenntnis an seine sämtlichen Erzieher auch diese schon ausgesprochen: „Die Vorstellung von einem freien Staat mit vollkommener Rechtsgleichheit für alle ohne Unterschied und von einem Reich, darin die Freiheit der Untertanen höher gilt als alles.“

Daß ein guter Philosoph ein guter Feldherr und Staatsmann sein kann, sehen wir in der Geschichte oft genug, wenn auch nur selten an gekrönten Führern wie Mark Aurel oder Friedrich dem Großen. Die 23 Jahre, da Antonin und Mark Aurel, zwei Philo-

Digitized by Google

sophen, miteinander über das Römerreich herrschend, Platos Ideal verwirklichten, darf der Biograph Antonins mit der goldenen Zeit des sagenhaften Königs Numa vergleichen. Und Mark Aurels Biograph Kiefer darf sagen: „Man weiß nicht, ob man mehr das damalige Römerreich um solch einen äußerst seltenen Regenten oder diesen Regenten um einen derartig seltenen Mitregenten und Thronerben beneiden soll. Das wirkt die Philosophie, wenn sie wirklich einmal auf den Thron eines großen Reiches zu sitzen kommt..."

Der Prinzenbelletristik, von der wir ausgingen, muß eine ähnlich fruchtbare Wirkung auf die Fürstenseele, namentlich aber auf die erwachsene zeitgenössische, versagt bleiben. Wie blutwenig dringt von all solcher Literatur (oder auch von dieser gegenwärtigen unmaßgeblichen Ergießung) bis zu den Fürstlichkeiten empor! Und was davon wirklich so weit gelangt, braucht drum noch lange nicht als befugte Erziehungsbeihilfe oder als objektiv richtig anerkannt zu werden. Selbst der sehr unbefangene deutsche Fürst, der sich an dieser Stelle gegen Thomas Manns „Königliche Hoheit" wandte, bezeugt es. Im allgemeinen sieht man die Welt noch immer von oben ein bißchen anders als aus der „Untertanen"perspektive; noch immer spricht man droben und unten verschiedenartige Sprachen. Bewußt oder nicht, wenden alle, deren einzige Waffe das vielvervielfältigte Wort ist, sich nur recht mittelbar an die Fürsten, über die sie schreiben, unmittelbar dagegen an die öffentliche Meinung.

Das bedeutet unzweifelhaft einen in der Regel langwierigen Umweg. Beispielsweise in der Vorrede zur deutschen Ausgabe (1896) seines Kampfdramas „Der König" sagte Björnson: „Könnte das Königtum seine eigene Lage überblicken, so würde es selbst den Versuch machen, all das über Bord zu werfen, was sich überlebt hat und deshalb nicht nur den Fluch der Unwahrheit in sich birgt, sondern auch andre zur Unwahrheit zwingt." Sein Drama wollte die Hemmungen vorführen, die das Königtum nicht zur Selbstreformation kommen ließen. Die norwegische Öffentlichkeit aber nahm das Werk zuerst (1876) mit wenig Liebe auf. „Man begegnete mir", schrieb der Dichter ungefähr zehn Jahre später, „in den drei skandinavischen Reichen mit einer Roheit, die in unsrer Literaturgeschichte kaum ihresgleichen hat." Nicht immer muß der Widerstand so deutlich zu spüren sein. Meist wird er in allgemeiner Gleichgültigkeit bestehen. Ein Umweg zur Einwirkung auf die Fürsten aber wird der Weg des Dichters fast jedesmal sein.

Ganz besonders, wo die erzieherische Absicht so verzwickt verhüllt bleibt, wie etwa in Thomas Manns „Königlicher Hoheit". Wenn übrigens sogar die gesamte Kritik, die dem Urheber doch bis dahin wahrlich gute Dienste geleistet, nach seiner Meinung die Absicht des Romans mißverstanden haben soll, könnte da die Schuld nicht auch — vielleicht gar hauptsächlich — an dem Urheber liegen? Aber: „lehrhaftes Märchen" — „didaktische Allegorie": entsetzlicher Gedanke! Hier muß doch wohl die schnöde „Zunftkritik" den Dichter gegen seine Selbstkritik in Schutz nehmen.

Das „Autobiographische" (und auch das „Menschlichkeitpredigen") ist in deutscher Dichtung ziemlich verbreitet, ja beinahe selbstverständlich und findet sich nach Manns eignem Nachwort ja auch in all

Digitized by Google

seinen Arbeiten, kann also nicht das Charakteristische für „Königliche Hoheit“ sein — ferner sind Allegorie und Lehrgedicht Erzeugnisse der Barbarei, die schon Napoleon I. nicht einmal mehr im Ballett dulden wollte; einem Künstler von Thomas Manns Graden ist es demnach guterdings gar nicht möglich, dergleichen anzufertigen — und schließlich kann die eingestandene „Akribie eines Schriftstellers, der durch die naturalistische Schule gegangen“, nicht aus der Welt geschafft und mit einem Märchen nicht vereinbart werden. Kurz, dieser Prinzenroman muß uns eine realistisch-satirische Dichtung bleiben — aber eben doch eine Dichtung. Ich meine, schon das hätte ihrem Verfasser genügen können, den Angriff des deutschen Fürsten zu parieren. Solcherlei Klagen wegen ungenauer Wiedergabe wirklicher Verhältnisse werden ja gelegentlich aus allen möglichen Ständen wider die Dichter erhoben.

Als unentbehrliches Mittel zur Fürstenerziehung fanden wir die sorgsame geistige Unterweisung von früh auf. Dazu kommen: Umgang mit hofunfähigen Mitmenschen und politische Ereignisse. Wer auf literarische Weise an der Fürstenerziehung teilnehmen und den logisch sichern, praktisch aber höchst unsichern direkten Weg (Versendung der Schrift an die Fürsten, die er meint) lieber nicht betreten will, der sollte sich recht klar darüber werden, ob er im wesentlichen wirklich auf Erziehung (mittels Bearbeitung der öffentlichen Meinung) oder vielleicht auf — Dichtung ausgehe. Im ersten Fall würde er am besten auf dichterische Einkleidung völlig verzichten und, gerüstet mit stichhaltigem Tatsachenwissen, bloß eine Broschüre oder Abhandlung schreiben. Im zweiten Fall sollte er des möglichen Eindrucks auf die Wirklichkeit durchaus vergessen und die Tendenz zu einer künstlerischen Idee verarbeiten. Es würde den Staat nicht gerade gefährden und der Dichtkunst nützen. Willy Rath

Perlen älterer romanischer Prosa*

Wenn man in Deutschland über Harmlosigkeit und Unschuld bildlich sprechen will, so spricht man wohl von Kindermärchen. Welche Überraschung steht dem bevor, der anfängt, diesen liebenswürdigen Gebilden auf ihren Spuren durch die Zeiten hindurch zurückzufolgen! Denn mit wenigen Schritten rückwärts ist er in jener mittelalterlichen Literatur, die durch die deutschen „Abenteuer“, die französischen „Fabliaux“, die italienischen „Novellen“ repräsentiert wird, und uns durchaus nicht so besonders unschuldig berührt.

In gewissem Sinne ist sie es

* Herausgegeben von Hanns Floerke, München. Band 1—3: Die Novellen des Franco Sacchetti, Bürgers von Florenz. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke. Band 8—9: Die ergötzlichen Nächte des Giovan Francesco Straparola von Caravaggio. Übersetzt usw. v. dems. Mit zehn Bildbeilagen von Paul Renner. Band 11—12: Das Heptameron der Königin von Navarra. Eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Alfred Semerau. Mit 74 Vollbildern u. 144 Titel- und Schlußvignetten von Freudenberg und B. A. Duncker. (Ältere Bilder!) Band 13—14: Giambattista Basile, Das Pentameron. Unter Zugrundelegung der Übersetzung von Felix Liebrecht neubearbeitet von Hanns Floerke. Mit zehn Bildbeilagen von Franz von Bayros.

Digitized by Google

dennoch, ja, das ist geradezu ihr Reiz. Es handelt sich in ihr sehr vielfach um Liebe illegitimer Art, wie in aller späteren Erzählungsliteratur auch, höchstens weniger ausschließlich. Aber man kennt noch kein Verhüllen, kein Lächeln mit Seitenblicken, nur ein kräftiges und völlig unbefangenes Herauslachen. Das Interesse an diesen Geschichten liegt für ihre Erzähler, sofern es nicht auf eine moralisierende Nutzanwendung abgesehen ist, fast ganz am Streich als solchen. Das Dekameron selbst (die beste Ausgabe ist die des Inselverlags) erzählt eine Reihe fauler und für unsern Geschmack gleich harm- wie witzloser Streiche oder ein ungesalzenes Witzwort des Malers Giotto oder ein Fest im Blumengarten oder das Gleichnis von den drei Ringen oder die tugendhaftesten Rührgeschichten mit merklich demselben Interesse wie die Schnurren, für die man seinen Namen zum Stichwort gemacht hat. Und diesen Doppelcharakter, den moralischen einerseits, die reine Freude am Witz anderseits, trägt auch die ganze Literatur an sich, die den Boccaccio ermutigende sowohl wie die durch ihn ermutigte. Dabei bewährt sich, daß das Bürgertum zuerst in Italien zu Macht kam, als in dem Lande, wenn auch gewiß nicht der Entstehung der abendländischen Kultur so doch der extensivsten Bemühung um sie. Hier zuerst im Mittelalter taucht die Prosa nicht nur als Form des Lehrbeispiels oder der aus ihm erwachsenen Anekdote, sondern als Kunstform behaglicher Erzählung auf. Die Spaßmacher verdienen Geld damit, daß sie ihre wirklichen oder nur erdachten Streiche zum besten geben, wie in Deutschland die Sänger durch die poetischen Berichte von den Heldentaten der Ahnen oder im Norden der Sagamann durch die Erzählung der Vorgeschichte der Geschlechter.

Nachdem schon vor Jahren Paul Ernst in den zwei Bänden altitalienischer Novellen, die er im Inselverlag erscheinen ließ, eine Auswahl aus alter romanischer Erzählungskunst außerhalb Boccaccios gegeben hatte, hat jetzt Hanns Floerke im Verlag von Georg Müller in München eine umfassende Neuausgabe veranstaltet, von der mir die obengenannten Bände vorliegen. Die Übersetzungen sind, zumal die Floerkeschen und die Liebrechtsche — soweit ich sie nachprüfen kann, was insbesondere für Sacchetti der Fall ist —, vorzüglich, die Ausstattung prachtvoll. Der Wert der einzelnen Sammlungen ist natürlich ein ganz verschiedener.

Kulturgeschichtlich am wichtigsten in stofflicher Beziehung — in bezug auf mitgeteilte Sitten, Zustände, Vorstellungen — ist ohne allen Zweifel Sacchetti. Wer Florenz besuchen will, kann sich über die Zeit und die Zustände, die seiner Blüte vorausgingen, auf keine angenehmere und kurzweiligere Weise unterrichten als durch die Lektüre dieser Bände. Handliche Reiselektüre zugleich! Sacchetti ist ganz und gar auf den witzigen Streich als solchen aus. Daß er unter Witz teilweise etwas sehr Andersartiges versteht als wir, das macht eben die Bereicherung für unsere Vorstellung von der Vergangenheit aus. Sacchetti berichtet mit offenbar intensivster und freudigster Teilnahme von Streichen, bei deren erbarmungsloser Roheit uns die Haut schaudert. Dazwischen Geschichten von prächtigem Situationshumor wie die der Gesandten, die ihre Botschaft vergessen haben, oder von dem Manne, der eine Predigt

Digitized by Google

auf den Wein hält. Auch blutige Sarkasmen wie in der Geschichte von jenem, dem der Signore von Cortona durchaus die Reliquien zeigen will, die er besitzt, und der ihm antwortet, er glaube auch ohne zu sehen, daß an den Orten, wo es große Herren gebe, auch viel Totengebein vorhanden sei, sonderlich von guten und frommen Menschen. Und dann Geschichten, in denen auf das Naivste und Wohltuendste eine noch ungefüge Liebe zu feinen sinnreichen Antworten sich auszusprechen sucht wie in der vom Nagel des Buondelmonte — die ganze präraffaelitische Stimmung in Worten. Aber Sacchetti in den rund 230 Geschichten, die von seinen 300 erhalten sind, ist unerschöpflich.

Sacchetti erzählt nicht eigentlich gut, will mehr berichten, aber die harmlose Freude an den Sachen reißt mit fort. Größere Prätensionen erhebt, ohne ihnen genügen zu können, Straparola, der jedoch für die Geschichte der Märchenstoffe von großem Wert ist.

Künstlerisch bedeutend höher und wohl am höchsten unter den hier besprochenen Werken steht Basiles Märchensammlung, das Pentameron. Wenn man sich erst mit diesem geschraubt geistreichelnden Stil abgefunden hat — dem echten Erben lateinischen Rhetorengeistes, barock überladen und auch bereits rokokoartig verziert —, so wird man finden, daß durch all diesen Bombast hindurch die Erzählung sicher und plastisch fortschreitet, so daß man schließlich dies Klingelgehänge von Esprit, das um alles herumsprüht, fast liebgewinnt. Und daß in diesen Reichtum diese im Grunde so einfachen Volksmärchen eingekleidet sind, die Basile offenbar geradeswegs aus dem Volksmund herübernahm, das bringt noch einen besondern und absonderlichen Reiz hinein — orientalischen Reiz, möchte man sagen. Ein schönes Vorwort Jakob Grimms als Beigabe mitzuerhalten, wird die Leser freuen, obwohl es natürlich wissenschaftlich nicht mehr auf der Höhe steht, zumal seit Benfeys indischen Märchenstudien. Jakob Grimm spricht stets so tief aus der Natur der Dinge heraus, daß selbst wissenschaftliche Neueinsichten ihn selten völlig veralten lassen.

Am tiefsten in den moralischen Zustand der Renaissance (zunächst freilich der französischen, durch sie hindurch doch einigermaßen auch der Renaissance überhaupt) führt das Heptameron der Königin von Navarra. Während in allen andern dieser Novellensammlungen der Wert ganz allein in den Erzählungen selbst liegt — auch bei Sacchetti, dessen ergötzliche Schlußmoralen doch manchen guten Fingerzeig für das rechte Verständnis geben —, so sind im Heptameron die Geschichten wieder durchaus geworden, als was sie einst nach Europa herüberkamen aus dem so widerspruchsvoll bunt abstrahierenden Indien: Lehrbeispiele. Aber keine Spur von lederner Lehrhaftigkeit. Vielmehr werden die meist etwas eilig und ohne das auskostende Behagen des Boccaccio erzählten Geschichten alsbald in einer wirklich geistreichen Diskussion durchgesprochen, und eben diese Diskussion, wie sie den Rahmen der Geschichten bildet, ist auch der eigentliche Inhalt. Man erhält einen starken Eindruck von der geistvollen Frau (die Schwester Franz I. war sozusagen korrespondierendes Mitglied der Reformation), wie sie alles, was sie gehört hat, in ihr lebhaftes Selbstgespräch hat fallen lassen, um es dann in dieser Diskussion wieder zur Darstellung

Digitized by Google

zu bringen. Wertet man nach dem ethisch-philosophischen Gehalt, so wird man dies Werk, in dem doch keine Derbheit vermieden wird, an die Spitze stellen müssen. Bonus

Wie's gemacht wird

Was sich durch rastlose Reklame auch bei vollkommen geistlosen Büchern erreichen läßt, wenn sie nur den allgemeinsten Instinkten der Menschheit entgegenkommen, das beweist unter anderm die Tatsache: daß A. O. Webers sogenannte „Satiren" nicht nur viel gekauft, sondern, dem Vernehmen nach, von manchen Leuten sogar für literarische Produkte genommen werden. Wie man ihren Vertrieb „anfaßt", davon als eine Probe das folgende Inserat, das vor Beginn des Allensteiner Prozesses im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" erschien:

„Geehrter Herr Kollege! Wir bitten, die nachstehenden satirischen Schriften von A. O. Weber nicht auf Lager fehlen zu lassen. Durch seine Heirat mit der im Vordergrund des Interesses stehenden Frau v. Schönebeck, deren Prozeß demnächst in Allenstein verhandelt wird, wird die Nachfrage nach den Weberschen Satiren dauernd sein. Wir unterstützen den Antrag durch eine großzügige Reklame und stellen Ihnen somit ein großes Geschäft in Aussicht. Die Weberschen Satiren sind keine Eintagsfliegen; täglich ist im Sortiment Nachfrage nach gut pointierten Vortragsstücken, daher verkaufen sich die Bändchen spielend leicht. Wir empfehlen Ihnen den Bezug zu unsern günstigen Partiesätzen. — Sie riskieren dabei nichts. — Hochachtungsvoll Weber-Haus G. m. b. H., Berlin NW, 52, Thomasiusstraße 22."

Zu bemerken, daß der „Dichter" A. O. Weber selber auch geschäftlich zum „Weber-Hause" gehört, ist nach dieser Geschmacksprobe kaum noch von Bedeutung.

Die Festspiele von Mézières

Theater

haben nach zweijähriger Pause wieder stattgefunden, und diesmal war es ein neues Werk des Trios René und Jean Morax und Gustave Doret, das in dem hübsch gelegenen Schweizer Alpendorfe unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung und vieler von weither zugereisten Fremden zur Darstellung kam. Es ist etwas Eigenes um diese Volksspiele, und es verlohnt sich wohl einmal, auch in Deutschland, wo man wenig von ihnen weiß, davon zu sprechen.

Wären sie nichts andres, als die vielen Liebhaberaufführungen volkstümlichen und historischen Charakters, mit denen die Schweiz alljährlich gesegnet ist, so würden sie lediglich örtliches Interesse beanspruchen, als eine typische, in der Geschichte des Landes begründete Kulturerscheinung. Das Theater von Mézières knüpft aber nur zum Teil an althergebrachte Volkssitten an, wie sie am Genfer See so gut wie anderwärts in der Schweiz, zum Beispiel in den Fêtes des Vignerons bestehen. Zum andern Teil verfolgt es literarische Tendenzen und bühnentechnische Probleme, was schon daraus hervorgeht, daß man diese Spiele nicht in die Szenerie der freien Natur, sondern in ein eigens dafür erbautes, wenn auch primitives Theater verlegt hat. Im wesentlichen von Dilettanten und Landbewohnern dargestellt, aber von modern gesinnten Künstlern geleitet, bieten sie gerade in ihrer Mischung von Naivem und Artistischem etwas durchaus Eigenartiges.

Digitized by Google

Die Bühne des Theaters von Mézières verbindet in einer ihren Zwecken sehr geschickt dienenden Weise das starre und das bewegliche Prinzip. Der vordere Teil zeigt beim Auseinandergehen der Gardine ein unveränderliches Interieur; ihn schließt ein zweiter kleinerer Vorhang ab, hinter dem die landschaftlichen Ausblicke wechseln. Sobald sich dieser zweite Vorhang teilt, wird der Vordergrund zum Rahmen des Bildes, das uns nun, je nach dem Bedürfnis der Dichtung, in die verschiedensten Gegenden führt. Auf diese einfache Weise ist ein schneller Szenenwechsel ermöglicht, der die Handlung unmittelbar von einem Ort zum andern springen und in ununterbrochenem Fluß sich entwickeln läßt. Doch damit nicht genug. Vor der Bühne, wo sonst das Orchester, erhebt sich eine ansteigende Estrade. Auf ihren Stufen nimmt der Chor Platz, der bald, zum Publikum gewendet, seine Reflexionen einstreut und Stimmungen vorbereitet, bald (er ist im Kostüm) zur Szene emporsteigt, um in verschiedenen Gruppen an der Handlung teilzunehmen. Die wenigen Instrumente, die die Vorgänge und gelegentlich die Gesänge begleiten, Trompeten, Pauken und Harfen, sind zu beiden Seiten im Proszenium oder hinter der Bühne aufgestellt.

Im modernen, eigentlichen Drama würde das alles natürlich stillos wirken; für die Aufgaben von Mézières ist es erfinderisch erdacht. Im besondren entspricht die Zwitterstellung des Chores, der halb außerhalb der Handlung steht, halb in sie hineinflutet, so ganz dem Charakter des Bühnenspiels, das mit seiner Beteiligung der Bevölkerung an der Darstellung und seiner Anknüpfung an ihre Sitten und Gebräuche Kunst und Wirklichkeit in phantasievollem Gewande so eigenartig ineinander übergehen läßt.

Unter den genannten drei Autoren kommt René Morax als die wichtigste Persönlichkeit, als der eigentliche Gestalter in Frage. Er ist der Lokaldichter, der dieses ländliche Theater mit dramatischen Stoffen versorgt. Sein neuestes Werk nennt sich „Aliénor“ und behandelt eine altfranzösische Legende. Die Geschichte der treuen Aliénor ist eine der vielen Erscheinungsformen, die die Poesie aller Zeiten von der Idee der Gattenliebe, der verfolgten Unschuld und der Opferfreudigkeit des Weibes gebildet hat. Mit feinem Gefühl hat sie der Dichter in das eigne Land verlegt und läßt sie in dem romantischen, seinen Leuten wie den fremden Touristen aus eigner Anschauung vertrauten Romont spielen. Wir werden Zeugen des Abschieds Aliénors von ihrem in den Kreuzkrieg ziehenden Gatten; wir sehen sie in den Händen der stolzen Schwiegermutter und des zurückbleibenden Schwagers, der ihr nachstellt; wir finden die Entflohene wieder im fernen Orient, wo sie als Minstrel verkleidet den Grafen von Romont durch ihren Gesang aus der Gefangenschaft der Feinde befreit. Unerkannt geleitet sie den Gatten in die Heimat; aber der Untreue angeklagt, muß sie sich erst dem Gottesgericht darbieten, bevor die Entdeckung der Wahrheit ihr die Liebe des Grafen und das Glück an seiner Seite zurückgewinnt.

René Morax hat diesen legendären Stoff ganz geschickt verwertet und ihn in einer bilderreichen, von echtem Pathos getragenen Sprache behandelt. Mit Absicht hat er sich dabei der schlichten Technik des Volksspieles bedient, hat die Vorgänge durch sich selbst wirken lassen und auf psychologische Vertiefung gänzlich verzichtet. Auch die Ein-

Digitized by Google

streuung komischer Episoden in die Handlung brachte sie dem Können und Charakter seiner Darsteller nur um so näher. Sein Bruder Jean, offenbar ein begabter Maler, hat dann die dargebotenen Motive zu wirksamen Dekorationen und farbenprächtigen Kostümen benutzt und namentlich mit Zuhilfenahme der rückwärtigen Bühne landschaftlich wie architektonisch gleich schöne Bilder von großem Stimmungsreiz geschaffen. Gustave Doret endlich schrieb dazu eine einfache aber charakteristische Musik, die nur in den Chören selbständiger zu wirken sucht, im übrigen aber die Handlung zart untermalt und den vorhandenen Ausführungsmitteln angepaßt ist. Es war eine Freude zu sehen, wie alt und jung mit ganzer Seele dabei war. Diese Spiele sind auch für uns bemerkenswert als ein Versuch, die dilettantenhafte Komödie des Volkes in höhere Kreise zu rücken und sie mit den feineren Wirkungen ernsthafter Kunst zu durchsetzen.

Leopold Schmidt

Über die Münchner „Straußwoche"

gehen recht verschiedene Meinungen um. Einerseits wird gesagt, Richard Strauß sei heute ohnehin der meistgehörte lebende Komponist, dessen Weltruf keiner Verstärkung bedürfte, den kennen zu lernen man auch sonst hinreichend Gelegenheit hatte. Demnach bliebe den Münchnern der Vorwurf, mehr auf den lauten und geschäftlichen Erfolg als auf Kunstpflege geachtet zu haben. Dagegen wenden die Verteidiger ein: warum soll die günstige Gelegenheit, fremde Gäste mit der Leistungsfähigkeit deutscher Künstler bekannt zu machen, nicht benutzt werden, wenn auf einen ungewöhnlich großen Fremdenstrom einmal zu rechnen ist; warum soll eine solche Veranstaltung nicht auch sehr hohen künstlerischen Gewinn bringen? Und wenn der unvermeidliche Snob auch dabei gewesen sei, so habe es sich doch nicht um Mode und Neugier gehandelt, dafür seien die Programme zu reichhaltig und ernst, die Namen der Mitwirkenden zu klangvoll, die Kosten für den einzelnen zu hoch, die Anstrengung zu groß! Uns deutet das auf eine Verkennung Snobs. Snob legte sich eine bretterne Hemdbrust vor, mauerte sich eine weiße Säule um den Hals und zwängte seine Zehen auf den „pragmatischen Raum", alles bittere Anstrengungen — nur um zeitgemäß zu sein. Snob hat Geld, und wenn er wenig hat, entzieht er es seinem Diener, seinem Hund, etwa sogar seinem Magen, aber nimmermehr dem Konzertkassierer. Eben das Teure, das Klangvolle, das Anstrengende — ihn strengt es ja nicht an! — ist Snobs Element, wenn es nur genügend „öffentlich" ist. Und wer wollte den Münchnern abstreiten, daß sie mit Geschick in der Öffentlichkeit operieren?

Sie haben sogar ganz unbefangen von der Begeisterung erzählt, die Strauß nun in München endlich seine „Popularität" offenbart habe. Leider, es gibt Pessimisten, die auch die Begeisterung noch auf den Feingehalt untersuchen. Wer war denn begeistert? Aus fünf Weltteilen, so war stolz verkündet worden, sind Gäste gemeldet. Fünf Weltteile brachten Strauß ihre tosende Ovation. Sagt das mehr, als daß ein paar Leute, denen die Möglichkeit zum Urteil abgeht, weil sie weder Zeitgenossen noch Vorläufer vergleichen können, weder allgemein kulturell noch insbesondere musikalisch die

Digitized by Google

Lage übersehen, daß bei diesen ein unvergleichlich starker Nervenreiz ein Klatschen auslöste? Snob wurde schon genannt. Nicht ganz gering ist dann die Zahl der fachlich-beruflich Beteiligten, deren Urteil wiegt, — deren Beifall aber selten geäußert wird. Und nun das Kernpublikum: die Strauß—ianer. Jene Fanatisierten, welche in der Dresdner Hofoper Strauß vierzigmal hervorzwangen, die mit ihm reisen durch dick und dünn und die Luft der brünstigen Ekstasen und instrumentalen Raserei wie ein Lebenselixier einschlürfen. Begeisterung? Wollen wir nicht lieber darauf halten, daß dieses gute Wort für minder exzessives Toben vorbehalten bleibt? Wenn diese Begeisterung ein wenig produktiver wäre, so ließe sich eher an die Tiefe ihres Sieges glauben — es stimmt doch einigermaßen bedenklich, daß Richard Strauß so gar einsam auf seiner Höhe wandelt. Bestreitet man, daß heute schon recht viele in Straußens Kunst eine Kunst von gestern sehen? Und es mag wohl ein künstlerischer Gewinn genannt werden, wenn durch Überfütterung mit Straußscher Musik allmählich die Erkenntnis eindringt, daß er kein Kulturführer, sondern ein hochentwickelter Sonderling ist. Doch gerade solchen Gewinnes wegen lohnt es sich wohl nicht, ihm die Hekatomben einer „Woche" darzubringen. Die Meinung, Strauß sei genügend bekannt, wird ja schließlich dadurch nicht widerlegt, daß man fremde Gäste mit der Leistung deutscher Künstler bekannter macht. Oder will man damit sagen, daß diese Leistung geringer gewesen wäre, wenn man ein — Pfitznerfest gemacht hätte? Da hätte man den Vorteil gehabt, wirklich weitesten Kreisen Unbekanntes zu geben, einem Genie durchzuhelfen, und eminent schwierige künstlerische Aufgaben lösen zu dürfen. Freilich, Pfitzner „zieht" nicht, aber man macht's ja, sagt man, nicht der Geschäfte und der Fremdenindustrie wegen, und was „zieht" ist ja schon bekannt. Nähme man's mit dem Kunstfördern ernst, so müßte man sagen: Die großen Mittel der Münchner verpflichten sie eigentlich das zu leisten, was notorisch anderwärts nicht geleistet wird oder nicht geleistet werden kann; erst dann wird man von kulturell wertvoller Arbeit sprechen dürfen. Wenn Hans Pfitzners Name am Orinoko noch nicht so bekannt ist wie der Richard Straußens, je nun: man übt sich ja jetzt an der Isar so fleißig im Trommeln, — schließlich hätte man's wohl auch fertiggebracht, für drei bis vier auf Pfitzner getaufte Veranstaltungen wirksame Reklame zu machen; und was an Fremden weggeblieben wäre, hätten deutsche Kunstpilger wenigstens zum Teil ersetzt. Freilich nicht für 10 und 20 Mark Billettpreis, das tun die Deutschen nicht. Und so wäre der Kassenerfolg wesentlich geringer geworden. Aber man hätte vielleicht die fatalen Stimmen zum Schweigen gebracht, die immer wieder von Verzinsungsnöten der Ausstellung, von Fremdenindustrie und Kunstausschrotung reden. Man hätte durch sorgsame Vorbereitung vielleicht sogar bewirken können, daß die Ausführung des Programms nicht zur Hälfte mittelmäßig gewesen wäre.

Letzteres zwar hätte man für die Straußwoche auch bedenken können, wenn es überhaupt durchweg auf künstlerische Ziele abgesehen war. Künstlerische Kulturarbeit rechnet mit einem Publikum, das nicht durchweg fachverständig, aber durchweg sachlich und innerlich be-

Digitized by Google

teiligt ist, oder sie arbeitet daran, solch ein Publikum heranzubilden. Treibt man's anders, so kann das etwas ganz Unterhaltendes, Interessantes, Nützliches, nach verschiedenen Seiten hin Wertvolles ergeben. Wenn man's aber als Kunstkulturarbeit bezeichnet, edler Begeisterung dienend, so steckt man eine falsche Flagge aufs Dach.

Franz Gürtler

Ein Ausweg aus dem Schulgesangelend?

In Würzburg findet am 25.—29. Juli ein Fortbildungskursus für Volksschulgesanglehrer statt. Ein Kursus, bei dem nicht etwa Alltägliches geboten wird. Dafür bürgt schon der Name des Kursleiters: Raimund Heuler. Man kennt Heulers Publikationen über die Reform des Volksschulgesangunterrichts — auch im Kunstwart ist ja seinerzeit hingewiesen worden auf die im Vorjahre erschienene kleine Schrift: „Der Gesangunterricht in den untern Klassen der Volksschule als Grundlage einer fortschrittlichen musikalischen Jugend- und Volkserziehung"; man hat dieses Schriftchen hier mit Recht als das Beste bezeichnet, was seit Jahren auf dem Gebiet der Gesangpädagogik erschienen ist. Heuler ist nicht nur ein Anhänger des Eitzschen Tonwortverfahrens, sondern er ist der Mann, der Eitz populär gemacht, der die Eitzsche Erfindung für die Praxis ausgemünzt, der gezeigt hat, wie die Eitzschen Gedanken durch die Schule in die Tat übergeführt werden können. Diesem Bestreben ist auch in letzter Zeit Heulers „Deutsches Schulsingbuch"* entsprungen, über das Eitz selbst entzückt ist, der Heulers Schriften zuverlässige und zielsichere Führer für den Volksschulgesangunterricht nennt und sagt: „In R. Heuler vereinigen sich gründliche musikalische Durchbildung, psychologischer Tiefblick, pädagogische Meisterschaft und mit tatkräftiger Energie gepaarte Begeisterung für musikalische Volksbildung zu einem System von Kräften, das ein Meisterwerk wie das »Deutsche Schulsingbuch« zeitigen mußte."

Dieser Mann also ist der Leiter des Würzburger Gesangkurses. Es war mir im vorigen Jahre eine wahre Lust, seinem Gesangunterricht in der Würzburger Zentralsingschule, deren Direktor Heuler ist, beizuwohnen; ich war erstaunt über die Leistungen, die er mit Kindern von sieben und acht Jahren fertigbrachte. Nicht nur das, ich sah, daß in seinem Verfahren endlich ein Ausweg aus dem Schulgesangelend der Gegenwart gefunden sei. Das Eitzsche Tonwortverfahren ist ein Unterrichtsprinzip, das dadurch besonders wertvoll wird, daß es ermöglicht, auch in schwierigen Schulverhältnissen wie in Einklassenschulen bisher nicht gekannte Erfolge zu erzielen.

Es seien hier in Kürze die Grundlinien des Systems bezeichnet: Guidos Solmisationssilben ut re mi fa sol la si sind bekannt und ebenso, daß sie zufällig gebildet wurden. An diese knüpft das neue System an, was dort zufällig und unlogisch und unpsychologisch ist wird abgestreift und ein streng logisches und psychologisches System entwickelt, Tonsilben, Tonworte, die in einfachster und bester Weise der gesangtechnischen Ausbildung, der Ton- und Stimmbildung dienen. Im Unterschied von den Guidonischen Silben und den Ziffern, die nur diatonische Tonstufenbenennungen ohne Rücksicht

* Verlag von Richard Banger Nachf., Würzburg; Preis Mk. 2,80.

Digitized by Google

auf Chromatik und Enharmonik sind, stellen die Tonworte psychologisch ausgedachte absolute Tonbezeichnungen dar auch für jede chromatische bezw. enharmonische Stufe; es sind demnach zusammen 21 Tonworte, je aus einem anlautenden Konsonanten mit nachfolgendem Vokal bestehend. Aus sechs Moment- und sechs Dauerlauten und den fünf Vokalen ist das ganze System in schönster Ordnung gebildet. Die sechs Momentlaute b t g p d k kommen zur Anwendung für die Ganztonstufen von c aus, die sechs Dauerlaute r m s l f n für die dazwischenliegenden Halbtonstufen, die Vokale a e i o u folgen sich zum Beispiel in der G-durtonleiter in dieser Reihenfolge: la se ni bi to gu pa la. Unsere C-durtonleiter lautet beispielsweise: bi to gu su la se ni bi. Bei der großen Halbtonstufe haben wir demnach den gleichen Vokal: ni bi = h c, gu su = e f, pa la = fis g. So wird es bei allen Halbtönen gehalten, zum Beispiel c dis = bi ri, cis d = ro to; wir sehen hier: die beiden enharmonischen Töne dis cis = ri ro zeigen die Enharmonik durch Beibehaltung des gleichen Konsonanten (r) und zugleich in einfacher und feiner Weise durch Wechsel des Vokals (i o) noch den Kommaunterschied. Die psychologischen und sonstigen Vorteile dieser Anordnung leuchten ein, sie sind aber nicht die einzigen des Systems, man vergleiche zum Beispiel damit das beliebte Ziffernsingen. Das gibt ja allerdings eine gewisse Vorstellung der gesungenen Intervallengrößen oder regt sie wenigstens an, aber im übrigen sind die Ziffern nur Stufen-, nicht Tonnamen, und als Stufennamen drücken sie nicht einmal den Unterschied der kleinen und großen Stufen, der Ganz- und Halbtöne, noch viel weniger die verminderten und übermäßigen Intervalle, die chromatischen und enharmonischen Tonverhältnisse aus; bei ihrer Übertragung in die Notenschrift ergeben sich die entsprechenden Schwierigkeiten, ebenso fällt für Ton- und Stimmbildung beim Ziffernsingen wenig ab, ähnlich wie beim Singen mit unsern gewöhnlichen Notennamen. Die Solmisationsmethode bietet in ihren Silben besseres Übungsmaterial, teilt aber im übrigen die Nachteile der andern Systeme. Nicht so das Tonwortverfahren: neben den genannten und angedeuteten Vorzügen hat es noch manche andere: die mathematische Berechnung der Intervalle, die bisherigen systematischen Vorübungen und alle andern Hilfsmittel werden entbehrlich, da sich mit dem Tonwort und den Tonwortreihen allmählich ganz von selbst die Ton- und Tonreihenvorstellungen, Sprachlaut und Tonbegriff im Wortsymbol verschmelzen, das so die Einheit zwischen Schriftzeichen und Ton vermittelt und das Gefühl für absolute Tonhöhe und Treffsicherheit und nicht weniger das harmonische Gefühl in einer bisher ungewohnten Weise entwickelt. Größere Anforderungen können wir an eine moderne, wissenschaftlich begründete Gesangmethode gar nicht stellen und glänzender hat sich noch keine bewährt.

Ich schließe mit einem Wort des Meisters: Berufsgenossen, greift zu! Den Volksschullehrern winkt diesmal die Fahne, eine Reform des musikalischen Bildungswesens in die Wege zu leiten, die den breitesten Volksmassen zugute kommt, und damit Probleme zu lösen, denen bis jetzt selbst die berufensten Autoritäten rat- und tatlos gegenüberstanden.

A. Möhler

Digitized by Google

Beethoven-Häuser

Die hübsche braune Mappe, die diesen Titel führt, enthält zwölf Originalradierungen von L. Gruner und ist bei Joseph Grünfeld in Wien verlegt. Es liegt für den Musikfreund ein seltsamer Zauber über all den Stätten, welche den Menschen Beethoven beherbergten, es ist, als summten die unsterblichen Melodien noch immer leise um die alten Mauern, als sänge sie der Wind, der um die Ecken streicht, als klatsche sie der Regen, der ans Dach schlägt, als webten sie mit in dem Sonnenschein, der über First und Tor seine goldenen Netze spinnt. Nur zwei dieser Häuser stehen nicht mehr, das „Schwarzspanierhaus", wo Beethoven starb, und der „Biedenhof", wo die Eroica entstand. Lila Gruner hat Vollständigkeit weder versprochen noch erstrebt. Immerhin wäre sie wünschenswert gewesen, wenn die Mappe über den artistischen Zweck hinaus auch der Heimatkunde und dem Fremdenverkehr dienen sollte. Ein Blatt, das dem Benutzer die geschichtlichen Daten für jedes Haus an die Hand gibt, wäre den meisten lieber gewesen als der räsonierende Geleitbrief von Rößler. Es ließe sich noch nachträglich hinzufügen. Vielleicht könnte sich die so rührige Ansichtskartenindustrie der Sache bemächtigen und uns billige, aber künstlerisch einwandfreie Sammlungen der geschichtlich denkwürdigen Häuser unsrer Hauptstädte liefern. B

Ausschnitte sehen

Der Großstadtmensch von heute ist, wie er weiß, siebenmal gescheit und neunmal weise, und zwar, wie insgemein, so insbesondere in Sachen der Kunst. Er kommt zwar höchstens in den Ferien für nennenswerte Zeit dahin, wo man Feld, Wald, Wiese oder gar Berg und Meer sieht, aber er ist doch höchster Sachkenner von all dem, und weiß zum Beispiel gelegentlich der Kunstausstellungen durch seinen Wortführer, den Rezensenten (dem's ebenso geht) oder auch eigenen Mundes vor des Malers Gebild mit zusammengekniffenen Augen und toternst überzeugter Miene über die Naturwahrheit, die Beleuchtungswahrscheinlichkeit und sonstige Echtheit der dargestellten Siebensachen für seine Person autoritativ zu sprechen. Ach, wer mit der Natur wirklich auf Du und Du verkehrt, empfindet Jahr für Jahr mehr das Affenkomödienhafte des Themas: Snob in der Ausstellung. Und das Tragikomödienhafte der weitern Tatsache, daß leider es *nicht* nur Snob ist, was durch das Getu unsrer Rezensenten, als wäre jeder Leser, versteht sich, Kunstkenner, für seine Lebenszeit von lebendigem Kunstgenusse ferngehalten wird. So gewiß Kunst Auseinandersetzung eines schaffenden Menschen-Ichs mit der *Natur* ist, so gewiß verlangt sie auch vom genießenden Menschen-Ich Auseinandersetzung mit der Natur, ehe sie sich ihm erschließt. Was sollen die Leser mit all den Urteilen, wenn sie ihr Sehen nicht an der Natur üben?

Der Maler gibt *Bilder*, und jedes Bild ist ein *Ausschnitt*. Der Ausschnitt muß „richtig" sein. Überlegter gesagt: er muß *einer* von den „richtigen" sein, er muß im besondern Falle das „*heben*", was wir sehn. Was tut denn jeder Ausschnitt? Er entfernt von einem Naturbilde alles an den Seiten, alles das, was wir nur verschwommen sehn, was wir nicht gleichzeitig mit einem einzigen Blicke umfassen können. Er sammelt also unsre Aufmerksamkeit. Dadurch aber läßt

Bildende Kunst

Digitized by Google

er das so Belassene als etwas Zusammengehöriges, als etwas Selbständiges sehn, als eine Einheit für sich: eben als ein Bild. Was in der Wirklichkeit mit Linien wie mit Farben in die Umgebung verläuft, das ist hier aufeinander angewiesen und wirkt deshalb aufeinander ein. In der Natur mag sich eine Linie, Form, Farbe auf Gott weiß was in der Ferne beziehn, im Bilde bezieht sich jegliches auf seine Nachbarschaft im Bild. Tut es das nicht, so „zerfällt" das Bild eben — und ist im künstlerischen Sinne dann überhaupt kein Bild. Tut es das wohl, so ist das Bild „geschlossen", so scheint es „komponiert". Dies kann von den Linien, den Massen (das heißt zumeist: der Licht-Schattenwirkung) und von den Farben gelten. Das ist ja der Grund, weshalb für den künstlerisch Sehenden nicht das Panorama, sondern der „umrahmte" Ausblick die Reize bietet, die ihn am meisten entzücken.

Nun frag ich: wieviele Menschen üben sich im Ausschnittsehn? Alle Maler, versteht sich. Daß die Photographen gezwungen werden, sich darin zu üben, darin beruht vielleicht der größte „kunsterzieherische" Wert der Liebhaberphotographie, nur müssen sie sich dann auch im wirklichen „Ausschneiden" üben, nach allen Möglichkeiten von hoch und breit, schmal im Rechteck oder quadratisch, kreisförmig usw. — sie dürfen nicht etwa nur Diener des einen Formats ihrer Platten sein. Leider sind das die meisten. Und wer hat sonst schon Leute gesehn, die sich mit einer kleinen verstellbaren Vorrichtung aus Papier, oder nur mit der Hand im Ausschnittsehn übten? Daß ich eine schreckliche Ketzerei sage — ich verspreche von solcherlei Übung mehr für die Augen-Schulung und damit: für das erste Element aller ästhetischen Erziehung zur bildenden Kunst, als von dem gewissenhaften Studium dreier Bände üblicher Kunstgeschichte. Lassen wir aber das „Erziehen", das „Schulmeistern" beiseit. Ganz einfach: ich verspreche jedem, der das betreibt, unter der einzigen Voraussetzung, daß er ein nicht unter der Norm schwachbegabtes Auge hat, Genüsse, von denen er bald überrascht sein wird. Vor allem in der Natur, ganz und gar hauptsächlich in der Natur. Daneben kann er sein schwarzes Papierstück mit dem verstellbaren Rechteck so nebenbei auch in Kunstausstellungen gut gebrauchen, um die Bilder von ihren Konkurrenten noch besser, als das ihr Rahmen tut, zu isolieren. A

Große Berliner Kunstausstellung

Man geht nicht gerade wie zur Schlacht und nicht wie zum Tanz, wenn man nach Moabit geht, um Kunst zu genießen. Viel zu erleben gibt's da nicht, das weiß man von früher. Von diesen Hunderten, Hunderten von Künstlern, wie viele haben denn da überhaupt etwas Eignes erlebt? Und von diesen wieder, — denn Empfindungsfähigkeit ist noch lange nicht Zeugungskraft — wie viele haben die Fähigkeit, ihr Erlebnis zu gestalten, so suggestiv auszusprechen, daß es auch in uns Ereignis wird? Es fehlt eben vor allem an dem nötigsten Untergrund jedes künstlerischen Schaffens, an der Persönlichkeit. Die meisten, die übermeisten dieser Künstler malen nicht, weil sie etwas zu sagen haben, sondern weil sie — Bilder malen wollen.

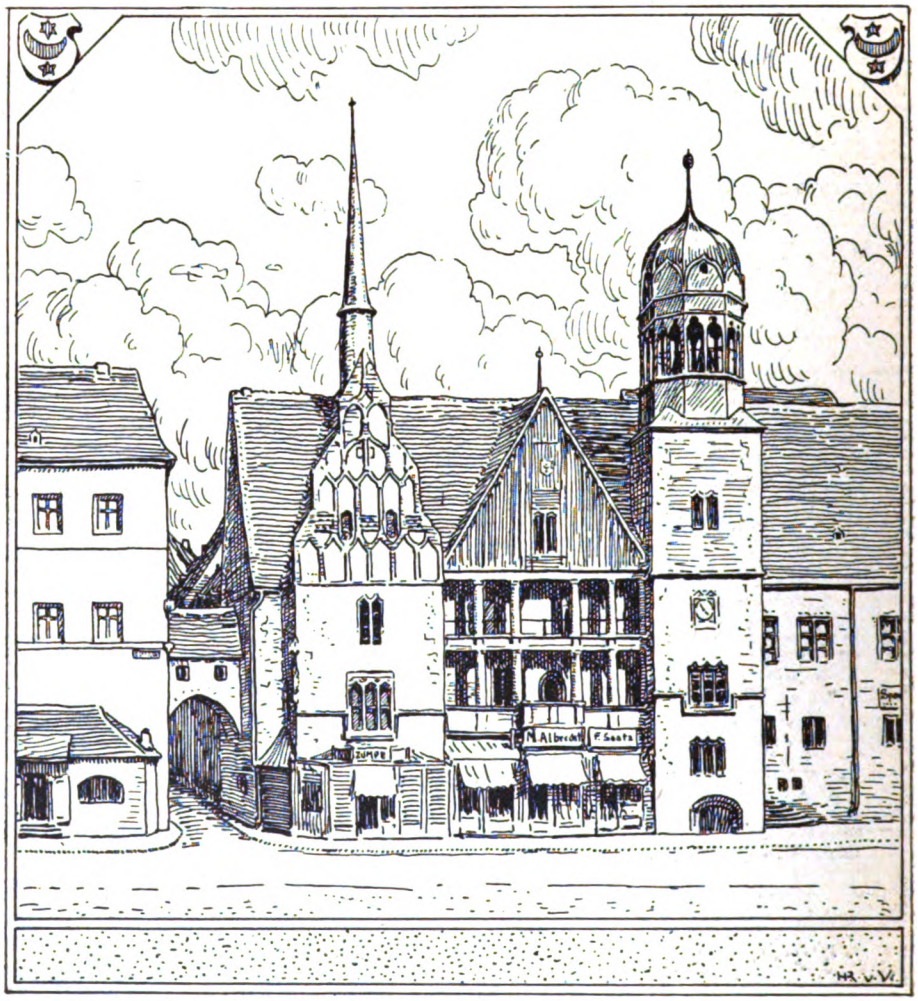
Damit muß man sich abfinden. Diese Massenausstellungen, die im Grunde ja gar keine künstlerischen,

Digitized by Google

Die Moritzkirche in Halle, von der Gerbersaale aus. Von Hans von Volkmann

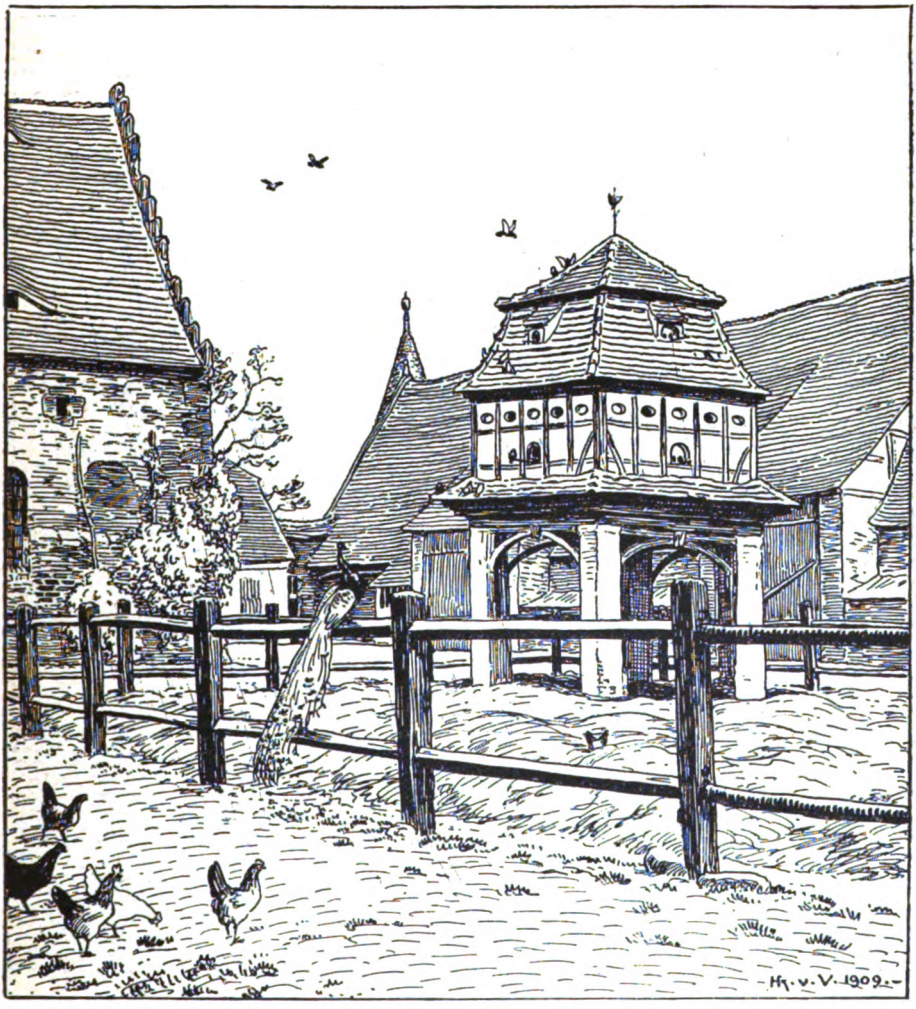
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



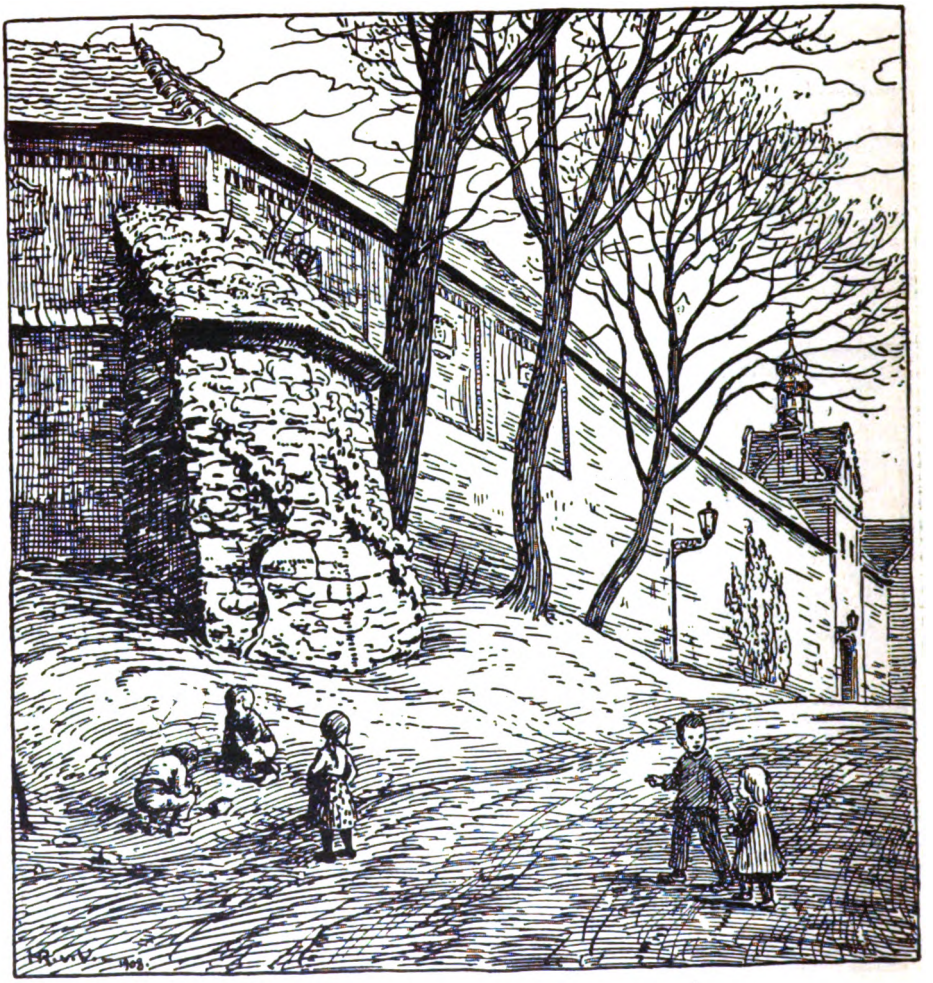
Das alte Rathaus in Halle.
Von Hans von Volkmann

Digitized by Google



Der Hof der Vorburg Giebichenstein bei Halle. Von Hans von Volkmann

Digitized by Google



Beim Stadtgottesacker in Halle.
Von Hans von Volkmann

Digitized by Google

sondern wirtschaftliche Veranstaltungen sind, können nun mal nicht anders sein. Es ist schon viel, wenn die Leitung es versteht, die Ausstellung auch für den feineren Genießer wenigstens erträglich zu machen. Man kann der Berliner Kunstausstellung die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit Eifer und Glück bestrebt ist, dieses Ziel zu erreichen. Noch vor wenigen Jahren war der Besucher übel dran: nur zwischen Sedanpanorama und der „Gartenlaube" blieb die bange Wahl. Jetzt werden einem nicht mehr beim Eintritt gleich die schlimmsten Paradeschinken geradezu um die Ohren geschlagen. Man findet ja noch immer dergleichen Erzeugnisse, aber sie rangieren nicht mehr an erster Stelle. Dafür steht jene anständige, solide Ware mehr im Vordergrund, die zwar im höchsten Sinne noch lange nicht Kunst genannt werden kann, die aber so etwas wie die gute Unterhaltungsliteratur darstellt, die man mit ruhigem Gewissen in die Bürgerhäuser ziehen lassen kann, ohne von ihr eine Zersetzung des künstlerischen Geschmacks und des Verständnisses für höhere Kunst befürchten zu müssen. Der feineren, über die Ebene hinausragenden Geister werden ja immer wenige sein, aber sie ziehen sich doch, wenn auch etwas dünn, wie der gütige Faden der Ariadne durch das ganze Labyrinth der 56, sechsundfünfzig Säle.

Mit den Sonderausstellungen hat man in Moabit immer seine Not gehabt. An so überragenden Künstlern, daß sie solche Ehrung vertragen können, fehlt es eben doch gar zu sehr. Auch diesmal können nicht alle unsre Teilnahme wecken. Müller-Schönfeld hat zwar Vielerlei, aber das sollte doch noch nicht genügen, um das Kaleidoskop seiner ganzen Persönlichkeit vorzuführen. Man hätte besser getan, wenn man ihn nur von seiner besten Seite und vielleicht allein das Bild mit der Blumen pflückenden Frau gezeigt hätte. Bei dem Berliner Tiermaler Oskar Frenzel liegt die Sache anders, aber nicht besser. Frenzels Können ist sehr eng, sehr einseitig. Seine Art ist ehrlich, brav, sympathisch, vielleicht dabei ein bißchen langweilig. Er sagt uns in zehn Bildern nicht mehr als in einem. Besser steht es um die Kollektivausstellungen des Karlsruhers Julius Bergmann und des Berliners Lesser Ury. Bergmann hat sich entwickelt, die Mannigfaltigkeit seines Wesens ist kein bloßes Experimentieren, sondern der Ausdruck einer im Reifen ganz organisch sich wandelnden Persönlichkeit. Der Maler, der in den Rheinniederungen die Tümpel und wasserreichen Wiesen und Weiden malte, mußte von der Auffassung der Fontainebleauer allmählich zur Luft, zum Dunst und Licht und damit zum Impressionismus kommen, wobei er doch für seine Tiere die schweren, öligen Farben nicht missen mochte. Seine großen dekorativen Stücke mit dem merkwürdig dünnen grau harmonisierenden Auftrag in der zeichnerisch klaren und sichern Komposition erscheinen zunächst etwas fremd an ihm; aber man fühlt, daß dieser Maler, der für den linearen Aufbau seiner Landschaften immer einen starken Sinn hatte, zu seinem auflösenden kräftigen Kolorismus eine komplementäre Ausdrucksform nötig hatte. Als Tiermaler ist er temperamentvoller als Frenzel, dem ein Bild wie die „Schafherde bei losbrechendem Gewitter" kaum so lebenswahr gelungen wäre. Was an der Ausstellung Lesser Urys besonders

Digitized by Google

erfreulich ist, ist zunächst etwas Negatives: das Fehlen jener unerquicklichen „monumentalen“ Ausschweifungen seiner Phantasie und seines Pinsels. Man hätte auch noch ruhig ein paar von seinen späteren Werken weglassen können, jenen unangenehm aufgeregten, unsoliden Stimmungsbildern, bei denen er in seiner fiebrigen Anbetung der Natur so tief in Unnatur verfällt. Es war immerhin gut, daß der Nachdruck bei seiner Ausstellung auf die Jugendwerke gelegt wurde. Hier steckt ein hochbegabter und ehrlicher Künstler, ein Kolorist von eigner und starker Prägung, der ohne die Grundlage einer tüchtigen künstlerischen Erziehung sich heiß und bei aller Unbeholfenheit glücklich um den Ausdruck müht. War es einzig dieser Mangel an Erziehung, der ihn später so zuchtlos werden ließ? Oder lagen die Gründe zu dieser Entartung tiefer? Es läßt sich schwer sagen. Wir wollen uns auch lieber an das Positive und Gute halten. Da sind besonders aus dem Anfange der achtziger Jahre einige ausgezeichnete Sachen, die noch heute uns koloristisch so Verwöhnten und Empfindlichen ein ganz reines Vergnügen bereiten können, Stilleben, Interieurs und ein paar Figurenbilder wie die „Feldarbeiter“ und „Am Zaun“. Sein Kolorit hat ja schon hier etwas Subjektivisches, Gesteigertes, aber es wird doch durch die Realität gebändigt und kontrolliert.

Erich Vogeler

(Schluß folgt)

Angewandte Kunst

Bibliophilie und Ausdruckspflege

Uns wird geschrieben:

„Man lese den folgenden Abschnitt aus einer literarischen Voranzeige, die zwar für einen ziemlich beschränkten Kreis von Gesinnungsgenossen bestimmt und daher an sich nur Angelegenheit privaten Geschmacks ist, aber zugleich doch als Musterbeispiel einer sich täglich fester einwurzelnden allgemeinen Unsitte gelten kann. Um eine monumentale Neuausgabe von Goethes »Winckelmann« zum Kauf zu empfehlen, wird von ihr berichtet: »Die Leitung des Unternehmens lag in den Händen von Hugo Steiner-Prag; die Satzanordnung besorgte Georg Belwe, der auch die zahlreichen, mit der Hand kolorierten Initialen und die Schmuckstücke des Innentitels entwarf; den Druck in einer neuen Type Georg Schillers überwachte Professor Richard Berthold; Professor Walter Tiemann zeichnete den Einband, Hans Dannhorn führte ihn aus; Hermann Delitsch schrieb die Widmung Goethes an die Herzogin Anna Amalia im Charakter der Kalligraphie des 18. Jahrhunderts. Folgende Bildnisse (mit Umrahmungen von Hugo Steiner-Prag und Hermann Delitsch) schmücken das Werk usw.«

Ähnliches ist auf der ersten oder letzten Seite zahlreicher heut erscheinender Bücher zu lesen. Abgesehen von der vielleicht für Liebhaber des »Buches als Kunstwerk« berechtigten hohen Wertschätzung der einzelnen Männer, die an der Herstellung des Prachtwerkes mitgewirkt haben und nun durch Nennung ihrer Namen in einer Reihe mit Goethe und Winckelmann ausgezeichnet werden — so stellt sich doch das Gefühl ein, daß hier dem rein Äußerlichen allzuviel Ehre widerfährt. Aber mehr noch: ein Ausdrucksschwindel macht sich da breit!

Mag man auch der Buchausstattung in der berechtigten Freude über ihre Leistungsfähigkeit noch so große

Digitized by Google

Wichtigkeit beimessen, sie ist immer doch nur ein Dienendes, ein Mittel; und von diesem Verhältnis der Dinge aus muß der Stil jener Mitteilungen beurteilt werden. Im Inhalt, im geistigen Gehalt eines Buches suchen wir das Lebendige, Wirkungsvolle; das Buch selbst soll der lautlose Träger sein. Oder wenn schon auch das Buch an und für sich eine eigene, spürbare Wirkung auf den Benutzer ausüben soll, so darf es doch immer nur eine sein, die sich bescheiden, harmonisch der Hauptwirkung anschmiegt. Aber wie in solchen modernen Ankündigungen auf die einzelnen Stücke der Ausstattung hingewiesen wird, das wirkt ungefähr so, als ob bei einem Bilde der Stuckrahmen lebendig würde und seine Figuren zu zappeln anfingen, oder als wenn nun in dem Buche, in das man sich versenken will, plötzlich die Zierleisten und Initialen, statt Ruhe im Glied zu halten, anfingen zu schreien: »Hergesehen!«

An diesen Stellen ist vielmehr das Leben nicht nur überflüssig, sondern geradezu von Übel. Und darum würde dem sachlichen Zweck in unserm Falle vollkommen die früher übliche schlichte und starre Form der Mitteilung entsprechen: »Drucktype von Müller, Initialen von Schulze usw.« Die schwung- und lebensvolle, feierlich gespreizte Satzbildung aber wirkt anmaßlich und weckt die Forderung des alten Meisters: »In die Ecke, Besen!«

Wie der Herr Einsender denkt, hat bis auf einen kleinen Kreis von Bibliophilen wohl schon jeder gedacht, mir scheint aber doch, als ob das nicht richtig sei. Zunächst: wenn man bei guten technischen oder künstlerischen Leistungen sich den Genuß durch die Selbsteinschätzung der Verfasser stören lassen wollte, würde man wohl recht oft gestört. Dann aber gilt bei all solchen Dingen das „was ihr niemals überschätzt, habt ihr nie begriffen“. Gewiß überschätzen die „Buchkünstler“ sehr oft die Wichtigkeit ihrer Aufgaben im Ganzen der Kultur, indem sie bei der Betrachtung des Buchs als Kunstwerk steckenbleiben und die große Hauptbedeutung des Buchs als Vermittlers, der Geist vom denkenden Kopf zum denkenden Kopfe trägt, unterschätzen. Aber ihre Aufgabe: diese Lagen Papier für den Gehalt bezeichnend und den Sinnen erfreulich zu gestalten, ist deshalb doch immerhin keine gleichgültige Nebenaufgabe der Kultur, denn in der hängt alles zusammen, und es ist für das Zentrum eines Organismus bekanntlich nicht gleichgültig, ob irgendwo an einem Außenglied ein Stück Haut nichts taugt. Wegen der Sepsis, sozusagen, die weitergreifen kann. Es ist schon deshalb erfreulich, wie das Buch als körperliches Ding von Jahr zu Jahr an Kultur gewinnt. Dank den Männern und Frauen, die schwerlich mit soviel Fleiß, soviel Ernst, soviel Eifer, soviel Freude bei dieser Arbeit wären, wenn sie ihnen nicht so ganz kolossal wichtig erschiene. Ich glaube, man sollte ihnen das nicht ernsthaft verübeln und zum mindesten so lange auch gegen Erscheinungen wie die vom Einsender gerügten ein wenig nachsichtig sein, bis wir die Kultur des Buchs als sichere Tradition wiedergewonnen haben. A

Heimatpflege

Bausünden im Riesengebirge

Typisch für schlechte Bauwerke auch im Riesengebirge — nicht etwa nur dort — sind drei Arten von Bauten, wie wir sie unsern Lesern im Bilde zeigen. Da ist zu-

Digitized by Google

nächst der „Kasten“. Als Anfang der achtziger Jahre die Riesengebirgler darauf kamen, daß mit den Fremden ein Geschäft zu machen sei, sorgten sie durch solche vier weißgetünchte Mauern mit flachem Pappdach für Sommerwohnungen. Überall im Gebirge findet sich diese Art Sünden gegen das Ortsbild und gegen die herrliche Umgebung. Man muß ihnen gegenüber insofern noch duldsam sein, als man zugestehen muß, daß ihre Erbauer unterm damaligen Zeitgeist noch kaum eine Ahnung davon haben konnten, was not tat, wenn sie nun einmal aus sich selbst heraus keinen Geschmack entwickeln konnten — denn gewiesen wurde ihnen der Weg zum Bessern damals noch von niemand. Es gilt nur, zu verhindern, daß solche Bauten weiter entstehen, und das scheint zu gelingen.

Schlimmer ist, daß jetzt Bauarten, die in den Großstädten leider entstanden sind, um möglichst protzenhaft zu wirken, in gemütliche Baudendörfer hineingesetzt werden und nun den Ort in ihrer Weise verschandeln. Charakteristisch hierfür ist der „Schweizer Stil“, sagen wir lieber: der „Grunewald-Stil von gestern“. Eine Fülle von schlecht geschnittenem, mit brauner Ölfarbe angestrichenem Holz: Balkönchen, Türmchen, Erkerchen, Veranden usw. —, das kennzeichnet das Bestreben eines ungebildeten Geschmacks, eine „Gebirgsvilla“ zu erbauen. Besonders schrecklich sind in unserm besondern Falle die Zutaten zum Bau. Diese Fremdenvilla liegt in einem ungewöhnlich malerischen Ort, dessen besondres Merkmal ist, daß durch ihn hin in reicher Fülle sich die wechselvollsten moosbewachsenen natürlichen Felsgruppen finden, verbunden mit reizenden Gebüsch- und Baumgruppen. Gerade diese Villa liegt mitten zwischen solchen. Und was macht der Besitzer? Er läßt die natürlichen Felsen sprengen und errichtet als Eingang zum „Gebirgsgarten“ einen künstlichen Felsenbogen! Auf der Photographie sind durch diesen Bogen hindurch die natürlichen Felsen noch zu sehen, so daß wir Beispiel und Gegenbeispiel auf einem Bilde haben. Auf den Felsenbogen sind noch eiserne dreifüßige „Feuerbecken“ gestellt, ebenso auf umliegende Felsgruppen.

Schließlich sei noch einer Bausünde gedacht, die bisher glücklicherweise vereinzelt dasteht, wenigstens in dieser Form. Sie ist zurückzuführen auf das Bestreben, möglichst „individuell“ zu sein. Mitten in einem Gebirgsdorfe, unter lauter alten Häuseln mit dem charakteristischen Schneedach, wird nun ein würfelartiger Bau errichtet, der formal, gedanklich und technisch im größten Gegensatz zur gesamten Umgebung steht. Man sieht ringsherum die alten Bauden liegen, wiederum Beispiel und Gegenbeispiel. Das Haus ist weiß getüncht; da die Aufnahme gemacht ist, als der Schnee noch nicht ganz geschwunden war, kommt dieser Frevel gegen die lokale Farbenstimmung noch nicht so zum Bewußtsein wie im Sommer, wo der weiße Würfel zum Beispiel vom gegenüberliegenden Bergrücken wie eine Eiterbeule in einem schönen Gesicht wirkt. Dann das flache Dach, das dem Schnee geradezu ein Bett bietet, und die gewaltigen Burgzinnen, die hier nichts zu schützen haben, als den Schnee, für dessen langes Liegenbleiben sie dann freilich einwandfrei garantieren.

Im übrigen sei nicht verkannt, daß gerade im Riesengebirge das Streben auf diesem Gebiete bereits besser geworden ist, so daß sich gute neuere Bauten immerhin, wenn

Digitized by Google

schon noch sehr selten, finden. Den Fehlern aber, von denen wir sprechen, begegnen wir noch in allen deutschen Mittelgebirgen. Gerade das gibt, scheint uns, unsrer kleinen Beispielsammlung ihren bescheidenen Wert.

Ein besonders schmerzliches Kapitel auf dem Gebiete der amtlichen Bauweise sind bis vor kurzem bekanntlich die Bahnhofsbauten gewesen. Doch drang in die amtlichen Baubureaus mit der Zeit doch Morgenluft, und als man die Bahn Schmiedeberg-Landeshut baute, fühlte man sich verpflichtet, in die prachtvolle Gebirgsgegend im Osten des Riesengebirges Bahnhofsbauten zu setzen, die in die Gegend und zu den alten Dörfchen passen sollten. Aber wie fing man das an? Man baute eine Wartehalle im Blockbau und strich auch das Holz ausnahmsweise nicht mit Ölfarbe, sondern mit Karbolineum. Damit war die Anpassung an das Gebirge und die dörflichen Blockbauten zu Ende. Während überall dort das steile Schneedach üblich ist, gab man der Blockwartehalle ein Dach mit so geringer Neigung, daß es fast so langweilig wie ein flaches Dach wirkte. Dann setzte man auf die eine Seite eine Abortanlage und ein Beamtenwohnhaus im durchschnittsmäßigen Roh- und Putzbau, und auf die andre, unmittelbar an den Holzbau, einen Ladeschuppen und ein Wagehäuschen aus Wellblech.

Das war im Jahre 1905. Seitdem ist man auch in der preußischen Eisenbahnverwaltung auf künstlerischem Gebiete fortgeschritten. Auf der Bahnstrecke Hirschberg-Lähn-Löwenberg, die 1909 eröffnet wurde, hat die Eisenbahnverwaltung sogar ganz entzückende Stationsanlagen gebaut: kleine Landhäuser, im Oberstock Fachwerk oder Holzverschalung, steiles Ziegeldach mit abgeschrägten Giebelecken, Wartehalle und Beamtenwohnung vereinigt, der Ladeschuppen mit dem Hause organisch verbunden und in gleicher Bauweise durchgeführt. Man hat dort Stationsanlagen geschaffen, die zur Sommerfrische am Ort ordentlich einladen. W. D.

Hotelfrechheit

Naturschönheit

Der verehrliche Leser kennt das: wo die Welt am schönsten ist, steht ein Hotel, und in, sagen wir vorsichtig: zwanzig Fällen von dreißig bedeutet das: nun hat die Welt dort aufgehört, schön zu sein. Höchstens für die bleibt sie's noch, die im Hotel selber wohnen, denn die bekommen den Prachtbau ja weniger zu sehn. Die andern können froh sein, wenn sie wenigstens in die Nähe dürfen, um ein Stück Aussicht mitzugenießen. Das heißt: wenn's nicht auf einer Tafel heißt: „Der Zutritt ist meinen werten Gästen reserviert."

Ich bitte, hinten auf der Illustrationsbeilage unsre Bildchen von Zell am See zu betrachten. Oben: Zell vom Norden, unten: Zell vom Süden her. Vorn auf der Landspitze der Hotelbau ist ein und derselbe. Man vergegenwärtige sich die Lage: er sperrt allen unten im Ort, die nicht auf seinem Dache stehn, allen also am Seeufer, die Aussicht über den See zur vollen Hälfte ab. Die einzige Stelle am Zeller Seeufer, von der aus man sowohl nach Norden wie nach Süden blicken, also die Schönheit der Lage voll genießen könnte, liegt im Hotelgarten und ist „privat". Solch einen Bau haben die Zeller leitenden Intelligenzen bewilligt.

Ein andres Beispiel: der Misurina-See in den Dolomiten. Er zehrt noch vom alten Ruhm. Wanderer, sei gewarnt! Trotzdem er,

Digitized by Google

der Alpeneinsamkeits-See in 1750 Metern Höhe, sogar so etwas wie ein — Schwaneninselchen mit Häuschen hat. Vor der Hauptaussichtsstelle steht ein Grand Hotel und am andern Seeende ein Grand Restaurant. Wer noch nie da war, begreift seinen Ruhm nicht mehr, und wer ihn von ehedem kennt, begreift, daß der Neuling ihn nicht mehr begreift.

Soll ich noch ein drittes Beispiel anführen? Das Hotel auf dem... Nein, ich nenne kein einzelnes, ich sage schlechtweg: das Hotel auf dem Gipfel. Auf ihm, nicht etwa fünf Minuten darunter, denn da hätten die Gäste ja nicht so stark „gefragte“ und also ankreidbare Rundsicht, und der „Palastbau“ machte auch nicht so fernhin Reklame für sich selbst. Auf dem Berg, als Krone der Schöpfung, die zwar hier einen Gipfel, aber den Aber-Gipfel-Kasten allerdings nicht zustande gebracht hat. Der bricht nun dem Gipfel die Spitze ab oder schreit durch seine Maße übers Land: „Der Berg ist ja gar nicht so hoch, wie du glaubst! Jedenfalls: wir Hoteliers sind noch höher, denn wo's Geld zu machen gibt, scheuen wir keine Kosten.“

Ich sprach von Hotelfrechheit, nicht von Hotelierfrechheit. Die betreffenden Gastwirte und sonstigen Spekulanten handeln in allen solchen Fällen möglicherweise harmlos wie Kinder. Was schiert die meisten von ihnen überhaupt die Naturschönheit, was merken sie von ihr! Sie ahnen auch schwerlich, daß diese Hotelfrechheit in einigen Gegenden bereits so stark geworden ist, daß für den Sehenden der Ausdruck einer niedrigen Menschengesinnung über der ganzen Landschaft liegt und so verdirbt, was einst hergezogen hat. Von den Hoteliers dieser Sorte ist nicht mehr zu verlangen. Aber die Gemeinden und Behörden, die mitzusprechen haben, könnten nachgerade überall dahinterkommen, daß sich die Ansprüche unsres Geschlechts zu wandeln beginnen, und daß durch Bauten solcher Art auch die materiellen Interessen der ganzen Gegend so sicher geschädigt werden, wie in die Landschaft eingepaßte gute Gasthäuser sie fördern würden. Oder müssen auch die Gemeinden und Bezirke erst den Wandel in den „Ansprüchen der Neuzeit“ am Portemonnaie als ihrer empfindlichsten Seelenstelle verspüren?

A

Gesellschaft

Jugendfürsorge 2

Durchdringen!

Durchdringung ist die Wesenheit der Menschbildung; Veräußerlichung, Mechanismus, Buchstabengläubigkeit, Bevorzugung der Form ist ihr Niedergang. Wir haben Niedergang bis an den Karfreitag, Ostern ist um so näher, je mehr Menschen kommen und sehen. Für mich ist „Mensch“, wer den andern versteht, mit ihm empfindet, ihn gerecht zu beurteilen weiß, ihn heben will, ihn nicht leiden sehen kann, für ihn und an ihm arbeitet. Solch ein Mensch sieht. Wo andere mit oder ohne ihren Willen übersehen, sieht er tiefer, erfaßt er die Zusammenhänge, sieht er sich als einen Teil des Ganzen, dem er verpflichtet ist. Er hat soziales Gewissen, lernt die Zuckungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens verstehen, empfinden, durchdenken; er häutet den Philister und verwirft den Banausen, den Fachsimpler, den Kastenmenschen. Er greift an und greift zu.

Jugendfürsorge muß tiefer erfaßt werden, als es schlechthin geschieht; man faßt sie noch arg häufig als Elendfürsorge

Digitized by Google

auf oder denkt dabei nur an die gesetzliche Fürsorgeerziehung, an Reform der Erziehungsanstalten, an Herabminderung der Kriminalität der Jugendlichen; als Kinderfürsorge käme, so meint man, die „moderne“ Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der immer noch notwendige Kampf gegen die Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft, neuerdings wohl auch das „entsetzliche“ Krüppeltum und die „vermeintliche“ Unterernährung „mancher“ Kinder dazu.

Ich müßte, nur um das Gebiet des Kinder- und Jugendelends mit seinen Nöten, Arbeitsschwächen und Arbeitserfolgen darzustellen, allein fünf Spalten Übersicht geben;* die Elendfürsorge ist aber keineswegs der Kern der Jugendfürsorge. Ich bin vielmehr der Meinung, daß nicht nur genau so viel, sondern soviel mehr quadriziertes Elend an Säuglingssterblichkeit, Ausbeutung, Krüppeltum, Alkoholismus, Selbstmord, Aufsichtslosigkeit, Verwahrlosung, Unehelichenjammer, Verbrechertum usw. der Jugend heraufkommen wird, als man nicht endlich zu der Anschauung sich aufschwingt (die Führenden sehen macht und die Massen sehen macht), daß der Kern aller Jugendfürsorge in der Frage der Erhaltung des Gesunden und Starken in der Jugend liegt.

Freilich, es muß unmittelbare Elendfürsorge getrieben werden; denn die Erziehungsidee ist in ihrer ganzen Tiefe noch nicht erfaßt worden, und es gibt viele Leute, die nur hören, wenn ein Kind in seiner Verzweiflung schreit, die nur sehen, wenn eins vor ihnen zusammenbricht. Ja, man muß schon Massen von Schreienden und Zusammenbrechenden sozusagen ins Feld führen können, um die Gesellschaft mobil zu machen. Sagen wir einmal: 500 000 im ersten Lebensjahr gestorbene Kinder in Deutschland (immer im Jahr!) oder 50 000 jugendliche Kriminelle, oder rund 6000 neue Fürsorgezöglinge im Jahr — letztere Jahr für Jahr in Preußen allein, oder die Zahlen der in Fabriken arbeitenden Mütter, denn die wirtschaftliche Entwicklung stiehlt den Kindern die Mutter. Und es ist in tatsächlich Millionen von Fällen des Kinder- und Jugendelends dieser Schrei nach der Mutter noch gar nicht gehört worden. Will ihn die Gesellschaft nicht hören? „Gesellschaft hin, Gesellschaft her!“ Den Ruf nach der Polizei haben sich verständige Menschen abgewöhnt; ich höre aber schon gar zu oft den ebenso unverbindlichen: die Gesellschaft! Wer ist: die Gesellschaft? Die „Gesellschaft“ sind du und ich. Wenn du und ich begreifen, um was es sich handelt, helfen wir jedem hilfsbedürftigen Kinde, das uns in den Weg kommt. Wenn jeder Kunstwartleser drei armen Teufelchen hilft, bricht niemand unter der Last dieser Mitarbeit an der Lösung der sozialen Frage zusammen, es wird aber schon 150 000 Kindern geholfen.

Nur schwerlich immer in der richtigen Art, weil nicht grundlegend. Aber doch wohl oft genug auch grundlegend. Nicht grundlegend, wenn es sich nur um Wohltat handelt; denn die Aufgaben einer neuen Zeit werden nicht durch Wohltaten gelöst, sondern auf der Basis des Rechts.

Dieses Recht des Kindes habe ich seit zwanzig Jahren proklamiert. Jahre hindurch war es nur das

* Vergleiche Agahd, Jugendwohl und Jugendrecht (Schrödel-Halle).

Digitized by Google

Recht des ausgebeuteten Kindes und ausgenutzter Jugendlicher, das ich forderte, dann war es das Recht derjenigen, denen die wirtschaftliche Entwicklung jede Erziehungsmöglichkeit entzog, die man aber in Zwangserziehung nahm, wo ein Diebstahl oder eine Brandstiftung oder Blutschande den Anlaß boten. Denn so etwas mußte bis 1901 in Preußen erst eintreten, um den Staat eingreifen zu sehen. Man hört ja auch heute noch schmählich oft das Wort: das Kind hat ja noch nicht gestohlen. Dann habe ich weiter gefordert das Recht dieser in Fürsorgeerziehung genommenen Kinder und Jugendlichen auf eine vernünftige Erziehung.* Heute gibt es 40 000, in ganz Deutschland etwa 51 000 Fürsorgezöglinge, wovon (1901—1908) 36 000 mindestens während des ersten Jahres der Fürsorgeerziehung in Erziehungsanstalten waren. Dann habe ich gemeint, alle unterernährten Kinder hätten schließlich auch ein Recht darauf, daß man sie vor der Unterernährung bewahre. — So ist, ohne die Arbeit der Charitas und Inneren Mission, der privaten Wohltätigkeitsvereine usw. zu unterschätzen, immer das Recht in den Vordergrund getreten. Auch andre haben so gefordert und bewiesen.

Höher aber als das Recht der Schwachen steht uns jetzt das Recht der Gesunden. Wir müssen nun über die Elendfürsorge auf der Basis der Wohltat und des Rechtes hinaus zur allumfassenden Jugendfürsorge auf der Grundlage sozialen Pflichtgefühls erzogener Menschen aller Stände. Es gilt Arbeit an rund 20 000 000 Kindern und Jugendlichen. Unter diesen alles Gesunde gesund zu erhalten und alles Starke stärker machen zu helfen, ist Pflicht, deren Erfüllung nimmer durch Zwang, wohl aber durch Erziehung, durch Heranbildung von Menschen in allen Schulen erreicht werden kann. Und je mehr — leider — es die Verhältnisse mit sich bringen, den Schwerpunkt der planmäßigen Einwirkung (das ist Erziehung) in das Schulleben zu verschieben, desto mehr wäre es nur noch eben durch die Schulen möglich (von der Universität an bis zur Volksschule), Menschen zu „Menschen“ zu machen in dem Sinne, wie ich oben einleitend bemerkte. Durch eine planmäßige Erziehungspolitik ist auf Menschbildung hinzuarbeiten, so, und nur so wird die Organisation einer sozialverständigen Gesellschaft den Aufgaben gewachsen sein, die uns die Geldkultur als Joch auf den Hals legte und weiter aufhalsen wird, weil — die Menschen- und Mutterkultur vergessen wurde.

Mutterkultur? — Ja. Es ist so natürlich, daß eine Mutter die allerbeste Jugendfürsorge treibt und treiben kann. Und wir haben gottlob noch Mütter genug in deutschen Landen. Aber es werden ihrer weniger.

Maß man alle Werte nach Geldwert, so konnte es nicht unterbleiben, Werte zu entwerten, die durch Natur und Sitte jahrtausendelang vor Beklebung mit einer Berufs-,

* Vergleiche Agahd, Erwerbstätigkeit schulpflichtiger Kinder (Soennecken-Bonn 1897), Kinderarbeit (Fischer-Jena 1902), Kommentar zum Kinderschutzgesetz (Ebenda 1903, in 3. Auflage 1905). — Praktische Anweisung zur Durchführung des preuß. Fürsorge-Erziehungsgesetzes (Schnetter & Lindemeyer-Berlin 1901), Reform der Erziehungsanstalten (Wunderlich-Leipzig 1905).

Digitized by Google

Geschäfts- oder Steuermarke bewahrt waren. Mutterschaft, Kinderkraft, Familienleben, Häuslichkeit sind unantastbar, sind heilig; aber man hat sich in der Zeit der vielgepriesenen wirtschaftlichen Entwicklung daran gewöhnt, ewige Werte als Spielmarken zu betrachten. Ich wollte, es würde folgendes beachtet: Mutterschaft ist nicht Mutterlust allein, sondern auch Mutterlast; es wäre gut, wenn noch immer die „feine" Frau auch ihr Kind an die Brust legte. Die Frauen wollen nämlich alle fein sein. So haben wir die Säuglingssterblichkeit großgezogen, denn die Massen können keine Ammen bestellen; sie bestellen Saugflaschen und liefern nun Säuglingssterblichkeit, und die Stillstuben in den Fabriken gefallen mir gar nicht.

Ich kann hier nicht zeigen, daß Kinderkraft Sachgüterobjekt wurde, als der Mechanisierungsprozeß des Menschen einsetzte, ich kann nur andeuten, wie Häuslichkeit sich mit tödlicher Sicherheit in „Werkstätten" im Sinne etwa des Kinderschutzgesetzes verwandelten;* ich behaupte aber, daß eine Mutter, die mehreren Kindern das Leben gibt, diese Kinder säugt und nach jeder Richtung hin, also körperlich, sittlich und intellektuell, planmäßig beeinflußt, also zeitgemäß zweckmäßig erzieht, für die Gesamtkultur ebensoviel leistet, wie jeder Mann, der Geld verdient und doppelt und zehnfach mehr als das Weib, welches in die moderne Sachgüterproduktion gedrängt wurde und nun seiner Bestimmung, Edelgüter zu schaffen, fortgesetzt mehr entzogen wird.

Kann der Staat dem Kinde nicht die Mutter erhalten oder durch eine großzügige Erziehungspolitik zurückerobern, so wird er immer mehr auf das Gebiet der Elendfürsorge gedrängt. Ich wage bereits heute zu behaupten, daß die Witwen- und Waisenversicherung nach der neuen Reichsversicherungsordnung ohne die zeitgemäße Erziehung der heranwachsenden Mädchen ein Schlag ins Wasser ist, trotzdem sie uns nicht 60 Millionen, sondern 100 Millionen Mark kosten wird. Wir haben es hier, worauf meines Wissens noch niemand hingewiesen hat, gar nicht mehr mit bewahrender sozialer Versicherung, sondern schon mit grauem Elend und seiner Befürsorgung zu tun. . . . . Das Gold blendete.

Wir müssen mehr Menschen haben, das bedeutet: Wir müssen schon jetzt mehr Mensch sein. Also mehr von Mensch zu Mensch leben, lieben, lachen, regieren. Wo es auch sei. Uns wieder mehr verstehen wollen. Es ist nicht leicht, aber mit gutem Willen ist es immer noch möglich. Es gibt noch soviel Gute und Starke, es wachsen noch unglaublich viele Jung-Siegfried-Naturen heran, es kommen auch schon mehr und immer mehr Leutlein durch anfänglich sozialen Sport zum Ernst, zu der Einsicht, daß Pessimismus nicht am Platze wäre. Nur müssen wir nicht die Meinung aufkommen lassen, Jugendgerichtshöfe und Kongresse, Gesetze und Vorschriften wirkten Wunder. Nochmals: Alles das ist nur Technik. Der Erfolg einer umfassenden Jugendfürsorge und damit auch der Elendfürsorge ruht in dir, einem Menschen, der sieht und handelt. Mir ist nicht bange; denn noch immer hat eine Zeit geboren, was sie brauchte. Nur meine ich, es sollte nicht unter Revolutions-

* Man vergleiche dazu vielleicht das Kapitel „Mutterkultur, die wichtigste Grundlage der Jugendfürsorge" in „Jugendfürsorge" (bei Gerdes & Hödel, Berlin 1909).

Digitized by Google

schmerzen geschehen müssen. Wehen und Erschütterungen werden eintreten müssen, aber weil sie natürlich sind, sind sie auch gut. Die Zeit arbeitet nicht mit Brutapparaten, um Ideen als sichtbare Realitäten kraftvoll in Erscheinung treten zu lassen. Konrad Agahd

Vom Recht

Der Strafrechtsentwurf 2

Mischwerk und Stückwerk

Reichsgesetz wird nur, worüber die Mehrheiten in Bundesrat und Reichstag sich einig sind; so bleibt kaum eines frei von Mischwesen (Kompromißcharakter). Darum kann aber der Entwurf eines Gesetzes sehr wohl frei davon sein. Der des Strafgesetzes ist es nicht. Sein Mischwesen besteht in folgendem. Er „vertritt nicht den Standpunkt einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung. Insbesondere hat er in dem Streit der modernen mit der klassischen Schule keine ausschließliche Stellung genommen, denn dies ist nicht Aufgabe des praktischen Gesetzgebers. Die ausschließliche Befolgung einer bestimmten Theorie führt bei strenger Durchführung, selbst wenn sie von guten wissenschaftlichen Gründen gestützt wird, zu praktischen Unzuträglichkeiten. Die Zwecke der Strafe sind auch nicht lediglich aus einem Gesichtspunkt zu erfassen, sondern wie fast alle menschlichen Einrichtungen aus mehreren; Vergeltung, Besserung, Schutz der Gesellschaft, General- und Spezialprävention liegen zusammen in ihr beschlossen. Allen diesen Zwecken hat der Gesetzgeber Beachtung zu schenken und danach zu beurteilen, inwieweit das bestehende Recht einer Änderung bedarf". So kommt's, „daß der Entwurf im allgemeinen zwar auf dem Boden der klassischen Strafrechtsschule steht, jedoch der modernen Schule eine Anzahl von Zugeständnissen macht, die von dem Bedürfnis der Zeit und von der öffentlichen Meinung nicht mit Unrecht gefordert werden". Auf diesem Wege gelangt man allerdings nicht zu „etwas vollständig Neuem, noch nie Dagewesenem", hingegen vermutlich bald zu „praktischem Erfolg", das heißt zur Erhebung des Entwurfs zum Gesetz. Aber doch eben nur im Wege des Fortwurstelns und mit dem Eingeständnis, „weitaussehende, zurzeit hinsichtlich ihrer Lösung noch ungeklärte Aufgaben der Zukunft zu überlassen". Statt eines Reformkleides gibt man ein Prinzeßkleid; das starre System, der Panzer, der Vergeltungs- und Rachegedanke bleiben das Gerüst.

Mit dieser Beschränkung stellen die Verfasser entweder sich ein Armutszeugnis aus oder, da sie sich wohl wegen des Reichstags und seiner Wähler oder auch der verbündeten Regierungen beschränkten, diesen. Möglich, daß deren Mehrheiten so arm an Zukunftssinn und Gegenwartstatkraft sind. Um so wichtiger für die entwickelteren Minderheiten, jene an beiden zu bereichern!

Ein guter Weg zu diesem Ziel wäre der, daß diejenigen Minderheiten, die sich unter dem Namen moderne Strafrechtsschule sammeln, einen Gegenentwurf *ihres* Geistes, ihrer „Impression" schüfen. Und nicht mit Beschränkung auf das Strafrecht, sondern mit Einbeziehung der Strafgerichtsordnung, des Strafverfahrens und der Vollstreckungsordnung, von vier Gebieten also, die in so engem Zusammenhang stehen, daß sie einheitlich und gleich eingehend geregelt werden müssen. Da auf diese Weise in der Tat etwas „Neues und noch nie Dagewesenes" geschaffen würde, zu dem in allen seinen Teilen unmittelbar hinüber-

Digitized by Google

zukommen allzu gewagte Sprünge notwendig machte, so würde fünftens ein umfassendes Übergangsgesetz erforderlich, dessen Wesen folgendes Beispiel veranschaulicht. Der Entwurf würde wahrscheinlich ständige Laienrichter, die in Gemeinschaft mit Beamtenrichtern zu richten hätten, und Friedensrichter zur schleunigen Aburteilung geringfügiger Übertretungen vorschlagen. Beim Mangel an geeigneten Laien würde nun das Übergangsgesetz etwa anordnen, daß diese Übertretungen einstweilen wie bisher abgeurteilt würden, daß aber nach Ablauf von zehn Jahren, das heißt nach Heranbildung eines ausreichenden Stabes von Laienrichtern, aus ihrem Kreise die notwendigen Friedensrichterstellen besetzt würden.

Statt so ein einheitliches Werk zu versuchen, ordnet man jetzt das Verfahren und zum Teil die Gerichtsordnung für sich und hat in diesem Strafrechtsvorentwurf einige Bestimmungen über die Vollstreckung aufgenommen, ihre Ausgestaltung ganz den Gliedstaaten überlassend. Wie man bewußt und wollend Mischwerk anbietet, so ebenso vorsätzlich Stückwerk.

Gegen dieses Verlangen nach einem Vorentwurf von ganzem und reinem Wesen wird man allerdings sogleich den Einwand zu hören bekommen: „Bei einer ernstlich unternommenen und auf praktischen Erfolg angelegten Reform ist das erste Gebot, sich erreichbare Ziele zu setzen.“ Aber einmal handelt es sich hier noch gar nicht um einen Entwurf, der den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt werden soll, sondern um einen Vorentwurf, über den sich Fachleute und Laien aussprechen sollen. Man braucht also noch gar nicht nach irgendwelchem praktischen Erfolg — übrigens nur Augenblickserfolg — zu schielen, als welcher in diesem Zusammenhang doch nur seine Erhebung zum Gesetz gedacht werden kann. Ferner fehlt noch jeder Beweis dafür, daß ein Entwurf aus dem Geist der modernen Schule solchen praktischen Erfolgs entbehren würde. Damit, daß die eine oder andere ihrer Theorien, streng zu Ende gedacht, „zu praktischen Unzuträglichkeiten führt“, wäre er ganz und gar nicht erbracht; erst dann wäre er's, wenn ein bis ins kleinste ausgearbeiteter Entwurf der Modernen sich als undurchführbar erwiese. Von dem freilich das Gegenteil erwartet werden darf, wenigstens wenn es gelänge, die Wissendsten, Klügsten und Weisesten unter ihnen mit seiner Schaffung zu betrauen. Im Wettbewerb, im Bewußtsein der Verantwortlichkeit, im Dienste der Zukunft würden sie ihr Bestes geben.

Aber freilich, wer von ihnen wird zu solcher vielleicht doch vergeblichen Mühe bereit sein, da sie doch alle als Richter oder Lehrer des Rechts in einem Knäuel von Berufsgeschäften stecken? So sollte das Reich sie bereitmachen! Ist doch für soundso viele unwichtigere Dinge Zeit, Geld und Hilfspersonal da. Auch hätte das Reich alle Ursache dazu: Wenn die Kultusministerien moderne Strafrechtler den Nachwuchs vorbilden lassen, so sollte das Reichsjustizamt auch ihre Gesetzgebungswünsche anhören. Wenn diese Wünsche bei den gesetzgebenden Behörden jetzt keiner Mehrheiten gewiß sind, so ist es zum mindesten Anstandspflicht des Reichs als eines über den Parteien stehenden Wesens, gerade der Minderheit, die nur Gründe und keine Zahlen für sich hat, Gelegenheit zu geben, sich in der geeignetsten Weise jenen an-

Digitized by Google

geblichen Mehrheiten verständlich zu machen. Man bedenke endlich, daß noch immer, was heute Allgemeinheit ist, vor ein bis zwei Menschenaltern als praktisch undurchführbare Theoretisiererei und Eigenbrödelei verschrien wurde. Sollte man wirklich bei unsern Maßgebenden nicht soviel Einheitsbewußtsein, soviel Staatsanstandsgefühl, soviel Geschichtsklugheit erwarten dürfen? Karl Polenske

Mann und Weib

Die Frauenschule

Unter den Neuschöpfungen der Mädchenschulreform ist zweifellos die Frauenschule dasjenige Glied, das sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut, auf dessen Entwicklung die größten Hoffnungen gesetzt werden. In ihr begrüßt man eine Schulgattung, in die die Schülerinnen ohne Nebenabsichten, nur um des dort gebotnen Bildungsstoffes willen, eintreten, nicht um irgendwelche Berechtigungen für einen künftigen Beruf oder ein künftiges Studium zu erlangen, sondern einzig, um sich die Grundlage für eine verständnisvolle Erfüllung der ureigensten Aufgaben des weiblichen Geschlechts zu gewinnen. Die Frauenschule hat ihre Stoffe allein in Rücksicht auf Frauenart und Frauenpflichten auszuwählen; kein fremder Gesichtspunkt hat hier hineinzusprechen. So stellt sie sich dem allgemeinen Urteil dar als die Schule, die am reinsten der Ausbildung echt weiblicher Persönlichkeiten dienen kann.

In welcher Weise nun soll sie dies Ziel erreichen? Nach dem Wortlaut der preußischen Neuordnung soll sie „neben wissenschaftlichen Fächern hauswirtschaftliche, sowie praktisch-pädagogische Belehrungen und Übungen bieten, um dem Bildungsbedürfnisse der heranwachsenden Mädchen nach ihrer Wahl und Neigung entgegenzukommen und ihrem inneren Leben einen würdigen Inhalt zu geben, der sie vor Verflachung und Veräußerlichung bewahrt, und um ihnen zugleich Mittel und Wege zu zeigen, wie sie als Frauen den Anforderungen unsrer Zeit entsprechen können". Pädagogik soll dabei für alle Schülerinnen verbindlich sein; im ganzen haben sie mindestens zwölf Stunden zu belegen, außer Pädagogik noch wenigstens ein wissenschaftliches Fach. Das sächsische Gesetz sieht ebenfalls allgemein-wissenschaftliche, pädagogische und hauswirtschaftliche Belehrungen sowie Übungen in Hauswirtschaft und Kinderpflege vor, teilt aber die für die Frauenschule in Betracht kommenden Unterrichtsfächer in zwei Hauptgruppen, die es zwei Abteilungen der Frauenschule, der höheren Frauenbildungsschule und der höheren Haushaltungsschule, zuweist, und behält der obersten Schulbehörde weiterhin das Recht vor, für jede Abteilung einen Kern von Pflichtfächern zusammenzustellen, um dadurch das Erreichen eines gewissen Bildungszieles zu sichern. Diese Art der Regelung ist entschieden glücklicher als die preußische. Wenn in Preußen die Schülerinnen aus der Fülle der Unterrichtsfächer, die die Frauenschule nach den vorliegenden Entwürfen bieten kann, so gut wie frei wählen können, so liegt die Gefahr vor, daß unter einem neuen, wohlklingenderen Namen die so übel berufnen „Selekten" mit ihrer Abhängigkeit von den Launen der Schülerinnen, mit ihrer Verflachung und Veräußerlichung des Unterrichtsbetriebes eine fröhliche Auferstehung feiern. In Sachsen haben die jungen Mädchen zunächst anzugeben, ob sie eine hauswirtschaft-

Digitized by Google

lich-praktische oder eine allgemeinwissenschaftliche Fortbildung wünschen. Entscheiden sie sich für letztere, so haben sie weiter, da zusammengehörige Fächer nicht getrennt werden sollen, eine Wahl für das bestimmte Gebiet ihrer Weiterbildung, etwa das historisch-literarische oder das naturwissenschaftliche, zu treffen. In jedem Falle soll dafür gesorgt werden, daß sie das für ihre Ausbildung Wesentliche in ihren Arbeitsplan aufnehmen. Nur in Nebenfächern haben sie völlig freie Wahl.

Die große Menge der in Preußen wie in Sachsen in Aussicht genommenen Nebenfächer aber ist allerdings geeignet, Bedenken zu erwecken. Neben Deutsch, Pädagogik, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Geschichte, Naturwissenschaften und allerlei praktischen Fächern sind auch Musik- und Kunstgeschichte, fremde Sprachen, und zwar außer Französisch und Englisch noch andre lebende Sprachen, beispielsweise Italienisch, ferner Zeichnen, Malen, Musik und anderes als möglich vorgesehen. Hat man bei dieser Aufstellung wirklich nur an die künftige Hausfrau und Mutter, nicht vielleicht ebenso an die künftige Dame gedacht und sich unbewußt beeinflussen lassen von den landläufigen Anschauungen über das, was zur gesellschaftlichen Bildung eines jungen Mädchens der höheren Stände gehört? Oder ist dies Vielerlei von Unterrichtsfächern aus praktischen Gründen in die Pläne der Frauenschule hineingekommen? „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Eine größere Schülerinnenzahl wird vielleicht damit angelockt. Ob aber nicht zugleich auch das Interesse von der Hauptsache abgelenkt, ob nicht einem Dilettieren in allen möglichen Künsten und Fertigkeiten damit Vorschub geleistet wird?

Zum Dilettieren in solchen Dingen bieten sich in großen und kleinen Städten Privatstunden genug; zum ernsten Betriebe einer Kunst oder eines Fachs, wie Musik- oder Kunstgeschichte, aber gehört mehr Zeit, als die Frauenschule diesen Fächern widmen kann. Für ihren Charakter als Pflegestätte wirklich gediegner Frauenbildung wäre es jedenfalls besser, wenn sie sich vor allzuviel Nebenfächern hütete und dafür den Haupt- und Pflichtfächern möglichst viel Stunden zuwiese. Dabei braucht die Wertschätzung der Künste gewiß nicht zu leiden. Zeichnen, Malen und Singen gehören in die Frauenschule in Verbindung mit Kindergartentätigkeit; Kunstbetrachtungen können an Pädagogik unter dem Gesichtspunkte der Kunsterziehung angeschlossen werden; auch Kapitel aus der Musik- und Kunstgeschichte ließen sich im Rahmen des geschichtlichen oder deutschen Unterrichts einfügen, wenn man sich vor dem schweren Fehler hüten wollte, auch in der Frauenschule wiederum nur einen Überblick über das ganze weite Gebiet der Kultur- oder Literaturgeschichte zu geben, wenn man statt dessen darauf ausginge, durch gründliche Einführung in begrenzte Zeitabschnitte (Renaissance, Reformation, 18. Jahrhundert) auch jungen Mädchen einmal ein wirkliches Einleben in vergangene Kulturepochen mit ihren geistigen, religiösen und künstlerischen Strömungen zu ermöglichen und damit den Grund zu legen für eine tiefere Geistesbildung, wie sie die Frauen als Mütter der heranwachsenden Generation so nötig haben.

Neben umfassender allgemeiner und pädagogischer Bildung aber und neben praktischer Hausfrauenbildung

Digitized by Google

braucht die Frau der höhern Stände noch ein Drittes, wenn sie wirklich den Anforderungen der Gegenwart entsprechen soll. Das ist soziale Bildung. Soziale Aufgaben harren überall der Kräfte, die sie lösen sollen. Die große Menge aber der wohlhabenden Frauen, denen am reichlichsten Zeit und Mittel zur Verfügung stehen, lebt dahin, ohne viel von solchen Aufgaben zu ahnen, ohne sich verpflichtet zu fühlen, an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre und Geschichte, in der Frauenschule in der rechten Weise behandelt, könnten dazu dienen, die weibliche Jugend der höheren Stände zu sozialem Verständnis und zu sozialem Pflichtbewußtsein zu erziehen.

Körperpflege

Allerdings fragt es sich, ob 16 bis 18jährige Mädchen schon die genügende Reife für eine derartige Erziehung haben, und es fragt sich weiter, ob überhaupt diese Mädchen im geeignetsten Alter für die Darbietung einer vertieften Frauenbildung stehen. Mädchen, die einer Berufsbildung zustreben, pflegen allerdings jederzeit sehr eifrig zu arbeiten. Mädchen aber, die eine solche „nicht nötig haben", sind nach dem Verlassen der Mädchenschule zunächst meist mehr geneigt, ihr Leben in Geselligkeit oder auf Reisen zu genießen. Nun soll ja die Frauenschule mit ihren Bildungsstoffen der Neigung zu Oberflächlichkeit und Genußsucht entgegenarbeiten; die Erfahrung wird aber erst lehren müssen, ob nicht auch manchmal umgekehrt der leichte Sinn der durch keinerlei festes Ziel gebundenen Jugend zu einem gewissen Herabschrauben der an sie gestellten Ansprüche führen wird. Jedenfalls sind die aus privater Initiative hervorgegangnen Frauenschulen, die sich ein höheres Bildungsziel als bloße Haushaltungsschulen gesteckt haben, vor allem die von Dr. Alice Salomon in Berlin begründete soziale Frauenschule, bisher im allgemeinen von älteren Mädchen besucht worden, und es könnte daher vielleicht auch für die Entwicklung der öffentlichen Frauenschulen von Vorteil sein, wenn man sie nicht nur an bestehende Mädchenschulen anschließen, sondern auch unabhängig von solchen für die Bedürfnisse gereifterer Mädchen einrichten wollte, deren Sehnsucht nach wertvollem Lebensinhalt hier auf die Gebiete gelenkt werden könnte, wo in der Gegenwart tüchtige Frauenkraft am dringendsten gebraucht wird.

Franziska Ohneſorge

Weltmeisterschaft im Verprügeln

Neulich zog in einer illustrierten Zeitung ein Bild wegen des kräftig Animalischen meinen Blick an. „Aha," dachte ich, „ein neuer dressierter Orang-Utan." Irrtum, es war Johnson, der siegreiche Boxer. Ach, er hat Jeffries, den Stolz Weiß-Amerikas, niedergelegt! Daß man davon auch in unsern Zeitungen sprach, als nunmehr die Ehre der weißen Farbe durch ein großes Negerverprügeln usw. gewahrt wurde, das versteh ich, denn die Kulturzustände, die sich jetzt in Amerika zeigten, waren wirklich des Hinsehens wert. Aber warum, meine Herren Redakteure in Berlin erscheinender „Weltblätter", wandten Sie schon vorher spaltenlange Kabeltelegramme daran, um uns über diesen Wettkampf des Sports als solchen zu unterrichten? Wirklich, es drängt sich noch eine andre Frage auf. Wie werden eigentlich wir gebildeten Deutschen von Ihnen,

Digitized by Google

unsern Redakteuren, eingeschätzt, wenn man glaubt, man müsse soundso viel tausend Mark Telegrammkosten dranwenden, um uns ja sofort wissen zu lassen, ob der eine oder der andre drüben den Kopf erfolgreicher zerdroschen bekommen hat? „Aber die Weltmeisterschaft!“ Ja, was schiert uns die Weltmeisterschaft im Boxen? Soll vielleicht auch für diesen gröbsten der groben Unfuge ein Interesse in Deutschland künstlich gezüchtet werden? Oder dürft ihr euch des Erfolgs rühmen, durch eure hochgeschätzte Kulturarbeit auch bei uns einigen Pöbel dafür schon gewonnen zu haben?

„Schulklagen“

Die Väter, die Klagen über die Schule vorbringen, führen in der Regel etwaige wirkliche oder scheinbare größere Mühen und schlechtere Erfolge ihrer Söhne auf die Mängel der Schulorganisation zurück.

Nun besteht ja darüber kein Streit, daß die vielfachen Mängel unsres Schulwesens einen ganz unverhältnismäßigen Teil wertvoller Energie bei Lehrern und Schülern verbrauchen. Aber man berücksichtigt doch wohl über dieser Beobachtung zu wenig eine ganze Reihe von Faktoren, die außerhalb des Machtbereiches der Schule liegen und die doch einen sehr starken Einfluß auf die Erfolge und Mißerfolge der Schüler und der Schule ausüben.

Zunächst spielt die Mittelschule als solche nicht mehr dieselbe Rolle wie in früherer Zeit, da sie noch eine Ausnahmestellung neben den andern Schulen einnahm und da es für eine Ehre und Auszeichnung galt „Gymnasiast“, in Österreich gar „Student“ zu heißen. Der Schüler schon wurde ein bißchen als zukünftiger Pfarrer, Doktor oder Professor behandelt, und auch in den reicheren Bürgerkreisen war man noch stolz darauf, einen Angehörigen dieser Berufe unter seinen Verwandten zu haben. Heute versteht sich's in diesen Gesellschaftsschichten von selbst, daß der Junge die Mittelschule besucht. Die Mittelschule hat ihre besondere Stellung verloren, sie erscheint eben als Fortsetzung der Volksschule. Mit ihrer Sonderstellung und mit der ihrer Schüler ist aber auch die von diesen früher unbewußt gefühlte Ehrenpflicht verloren gegangen, sich der gewährten Auszeichnung geistig gewachsen zu zeigen. „Adel verpflichtet“ gilt nicht mehr.

Bildung und Schule

Das ist einer von jenen außerhalb der Schule wirkenden Faktoren. Aber auch das Schülermaterial als solches hat sich geändert. Die Menge an Stoff, welche der Geist eines Kindes aufnehmen muß, bevor es in die Schule kommt, ist heute ungleich größer als in Zeiten, die noch gar nicht solange zurückliegen. Unsre Schulkinder haben die Kindheit noch nicht so verarbeiten können, die eben heute inhaltsreicher ist, sie sind noch kindisch auf der Stufe, auf der sie für die Mittelschule reif sein sollen. Kindisch, nicht etwa kindlich; die Kindlichkeit ist eben durch jene Masse unverdauter Eindrücke häufig verloren gegangen.

Dieser Zuwachs und diese Verwicklung der dem Kinde dargebotenen Vorstellungsmassen ist auf allen Gebieten festzustellen. Schon das Verstehen der sozialen Stellung seiner Eltern und seiner sonstigen nächsten Umgebung ist dem Kinde viel schwieriger gemacht als früher, da es in den meisten Fällen noch begreifen konnte, worin z. B. das Erwerbsverhältnis des Vaters bestand, wenn dieser die Nahrung vom

Digitized by Google

Felde heimbrachte als Bauer, oder als Handwerker Nägel schmiedete und verkaufte, oder Waren kaufte und verkaufte als Kaufmann; sogar Beamtenstellungen gab es, wo das Kind vom Verhältnis der Tätigkeit des Vaters zu dem dadurch geleisteten Dienst und seiner Entlohnung ein Bild gewinnen konnte. In unsrer Zeit aber ist bei den meisten öffentlichen und privaten Beamten, bei den meisten Technikern höherer und niederer Ordnung, bei den meisten Industriearbeitern usw. dem Kind das Verständnis dieses Verhältnisses schon ungemein erschwert. Noch andre gegen früher unverhältnismäßig stark verwickelte Verhältnisse, etwa die der Dienstboten und andern Bediensteten zum Herrn, die Berufsunterschiede, die sozialen Schichtungen, die politischen Parteiungen usw., spielen in das Leben des Kindes schon hinein, heute vielleicht mehr als je. Sie alle sollten vom Kinde bis zu einem gewissen Grade verarbeitet sein, wenn es in die Volksschule, in einen höheren, wenn es in die Mittelschule tritt. Der hierzu nötige Grad aber kann heute nicht mehr erreicht werden, da wohl die Masse des Aufzunehmenden, nicht aber die Fähigkeit des Aufnehmenden oder die Zeit zur Aufnahme größer geworden ist.

Damit ist natürlich die Erörterung der außerhalb der Schule wirkenden Faktoren, die alle Ergebnisse des Unterrichtes und der Erziehung wesentlich beeinflussen, nicht erschöpft. Es sollte ja auch nur nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß man der Schule vieles zur Last legt, woran sie unmittelbar gar keine Schuld trägt. Die Aufgabe der Schule wäre nun freilich ihrerseits, jenen Veränderungen außerhalb ihres Machtbereiches sich anzupassen. Daß ihr das trotz vieler erfolgreicher Verbesserungen ihrer Organisation noch nicht gelungen ist, das beweisen freilich letzten Endes jene „Schulklagen".

Karl Röll

Lebende Worte

Stille Kunst

Was von jedem Hans gleich verstanden und bewundert wird, muß notwendigerweise eine banale Sache sein. Stauffer-Bern

Die Malerei ist die Aufzeichnung eines Wechselgesprächs zwischen der Seele und der Natur. Sie ist ein Versuch, sich mit der Natur zu verständigen, ihre Sprache zu verstehen. In jeder Form, in jedem Dinge liegt ein Geist verborgen, der mit uns zu reden verlangt: das ist der notwendige Inhalt des Kunstwerks. W. Steinhausen

Das Ausstellungswesen bringt uns um, wie der Salon die Franzosen umgebracht hat. Jeder fragt sich bloß: was wirkt? Und dahin geht die ganze Rechnung. Besonders, was wirkt von weitem? Dieser oder jener ungewöhnliche perspektivische Witz usw. Stärkeres zu finden, ist der künstlerische Zweck geworden. Das Elend, was da entsteht, sieht man. Böcklin

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Mit dem vorgesetzten Blatte veröffentlicht der Kunstwart die erste farbige Wiedergabe desjenigen Bildes, das in der letzten Zeit wie kein anderes Debatten über Bilder hervorgerufen hat: Eduard Manets „Erschießung Kaiser Maximilians“. Unsre Leser wollen Erich Vogelers Besprechung des Werks im zweiten Maihefte nachlesen. „Diese Pinselstriche geben immer Menschen, Menschen, die in ihrer Welt stehen, die leben und handeln“, mit solchen Worten schließt sie — und hier ist berührt, was wir noch etwas ausführen möchten, da die modernitischen unsrer Rezensenten infolge ihres Steckenbleibens am rein Malerischen die Charakterisierungskunst Manets selbst vor diesem Meisterwerke kaum beachten. Ein Meisterwerk scheint uns nämlich Manets Bild nicht nur wegen der reichen Ruhe seines Kolorits und der Sicherheit seiner Komposition, sondern auch wegen seiner vollendeten Darstellung des Seelischen — es wäre im höchsten Sinne des Worts kein Meister-, es wäre nur nach irgendeiner Richtung hin ein Virtuosenwerk, wenn diese seine Fähigkeit fehlte. Die Gegner Manets behaupten das, seine Bewunderer reden nicht viel darüber, weil sie das, was sie aus Mißverständnis „das Literarische“ nennen, nach ihrer Kunsttheorie für gleichgültig halten. Und doch braucht es nur einer nicht bloß einäugigen Betrachtung, um hier auch in Manet dem Seelenschilderer einen Meister zu sehn. Vielleicht empfiehlt sich als Ausgangspunkt die Gestalt des Kaisers selbst: Er hat erbeten, nicht in der gelben Bluse, die er wegen der Hitze trug, sondern in schwarzem Gehrock, und zugleich: nicht vor den Getreuen, sondern mit ihnen zugleich erschossen zu werden. Wie entspricht dem die Erscheinung dieses Mannes, der bis zum Tode bewußt, wenn auch im besten Sinne: „repräsentieren“ will, sich zu ruhigster Haltung beherrscht und mit jeder Hand die Hand eines der Leidensgefährten hält. Und kann das Gesicht Maximilians ausdrucksvoller sein? Ein Mensch, der kein Genie, weder des Gedankens noch des Willens, nun von Enttäuschung zu Enttäuschung, von Sorge zu Sorge, schließlich durch schlaflose Nächte von Schmerz zu Schmerz gequält ist, und jetzt mit geschlossenen Augen, aber im Bewußtsein seiner innern Vornehmheit, würdig zu sterben weiß. Ich kenne in der Tat keines der Historienbilder älterer Art, die das Seelische ergreifender gäben. Die künstlerische Absicht auch einer seelischen Charakteristik, weshalb neben Maximilian die beiden Getreuen Mejia

Digitized by Google

und Miramon äußerlich bewegter, zugleich aber im Psychischen viel weniger eindringlich geschildert sind, liegt klar. Nun das Peloton, zu dem Manet offenbar eine jetzt auch veröffentlichte Photographie der damals zur Exekution kommandierten Soldaten vorgelegen hat. Manet hat trotz seines „Naturalismus" die Größen- und sonstige Verschiedenheit dieser aus mehreren Rassen nach damaligem mexikanischen Rekrutierungssystem aus den alleruntersten Schichten zusammengewürfelten Gesellschaft eher noch gemildert. So hat er Einheitlichkeit des Ausdrucks in diese kleine Horde im einzelnen doch wohl unterschiedener Stumpfsinniger bekommen, die ohne eine Spur von irgendwelchem Fanatismus tun, was ihnen eben befohlen ist. Der Fanatismus ist drüben beim Mob hinter der Mauer; über die tönt er wie eine dämonische Begleitung aus den Hintergründen der Ereignisse ins Geschehn. — Einzelne Mängel des Bildes sind viel besprochen worden. Mir scheint, der Maler hat sich nicht an den Bericht gehalten, der alle drei zugleich erschießen läßt, hier wird zunächst nur auf Mejia gezielt — aber trotzdem schießen in der Tat ein paar von den Flintenläufen vorbei. Daß die Hand, die Tatze des Unteroffiziers zu groß ist, kann man, glaube ich, ebenso getrost zugeben, ohne damit die besondern Werte des Werks irgendwie preiszugeben. Korrekt sein kann jeder — es ist doch schlechthin eine Lächerlichkeit, ein Kunstwerk nicht nach dem beurteilen zu wollen, was es *allein* „kann". Im übrigen unsre alte Bitte: man urteile nicht nach Reproduktionen ab, auch nicht nach farbigen, auch nicht nach unsrer, man betrachte nach Menschenmöglichkeit ohne Vorurteile nach Ja oder Nein hin das Original. Nach Schluß der Berliner Sezessionsausstellung wird es bekanntlich wieder in der Mannheimer Galerie zu sehn sein, der es als einer ihrer größten Schätze gehört.

Unsre beiden ersten Bilder hinterm Text führen uns weit, weit weg von Manets Wegen. Sie dienen gemeinsam einer Absicht. Die Bilder des Kunstwarts haben ganz und gar nicht den Zweck, den Lesern immer nur die größten Meisterwerke oder vom Bezeichnenden das Allerneueste vorzuführen, sie möchten auch auf solche Bilder aufmerksam machen, die, *ohne* daß sie irgendwelche kunstgeschichtliche Bedeutung erstrebten, ein ehrliches Stück „fühlendes Schauen" vermitteln. Erst, wer diese bescheidne Kunst, erst, wer unter den Malern „*die Stillen im Lande*" zu sehn, zu suchen gelernt hat, kann ja, ungegängelt von uns Zeitungsleuten, mit Finderglück auf den Ausstellungen seine eignen Pfade zum Suchen gehn. Auch Bilder wie das *Artur Schülers*

Digitized by Google

beginnen ihnen dann zu sprechen, während sie ihnen jetzt meistens stumm bleiben, und sie kommen dahinter, wie sehr viel mehr solche stillen Werke doch eigentlich zu sagen haben, als was da schreit oder schauspielert. Schüler zeigt ein Stück Land zwischen Herbst und Frühling und doch nicht Winter, darauf aus dem ruhigen Himmel niederkreisend einen Krähenschwarm. Für mich liegt der feinste Reiz des Bildes nicht allein in der höchst glücklichen Wiedergabe der Bodenbewegung, so ungewöhnlich schön diese ist und so fein sie durch das dunkle Baumwerk betont wird. Sondern in der Übertragung eines sehr reinen Naturgefühls. Wer auch die Feinheit der Mittel dieses Künstlers belauschen will, der beachte das einzige bißchen Laub im ganzen Bild. Wie wesentlich die paar zierlichen Birkenzweige links mitsprechen, wenn man sie überhaupt erst „apperzipiert" hat! — Johannes Lippmanns Gewitterbild ist nicht so reich, aber auch hier ist eine besondre Naturstimmung eigen gefunden und gut gebannt. Gemächlich ansehn, sich sammeln beim Bild — das ist der auch hierher gehörige Rat, der jedes Jahr tausendmal allen wiederholt werden sollte, die in der Kunst das Leben suchen. Befolgt, sichert er von einem einzigen guten Bilde Wertvolleres, als eine ganze Ausstellung dem Durchläufer und Beschwatzer geben kann.

Zu den vier Autotypien „Bausünden im Riesengebirge" gehört der Rundschaubeitrag, der ebenso überschrieben ist, zu den zwei Bildern „Zell am See" der unter dem Stichwort „Hotelfrechheit".

Auf der letzten Seite der Illustrationsbeilage hinten kommen dann noch zwei niedliche Sachen: das obere Bildchen zeigt, wie stimmungsvoll der Staat seine Hoheitsrechte über Hünengräber in der Lüneburger Heide wahrt. Worte braucht's dazu nicht. Die untere Ansicht verrät, wie man weltberühmte Naturschönheiten zurichtet. Ach, die Adelsberger Grotte! Wir haben in den letzten Jahren keinen Reisenden gesprochen, der in ihr war, ohne daß er davor gewarnt hätte, hinzugehn.

Dann bringen wir noch, im Texte, vier Federzeichnungen von Hans von Volkmann aus den beiden bei Gebauer-Schwetschke in Halle a. S. erschienenen Heften „Alt-Halle, Verschwundenes und Erhaltenes". In diesen Heften selbst sind die Bilder außer der Linienmit je einer Tonplatte gedruckt, und somit noch wirkungsvoller. Volkmann, in dem wir jetzt einen unsrer feinsten, vor allem: einen unsrer „deutschesten" Landschafter lieben, ist als Sohn des einst gefeierten Medi-

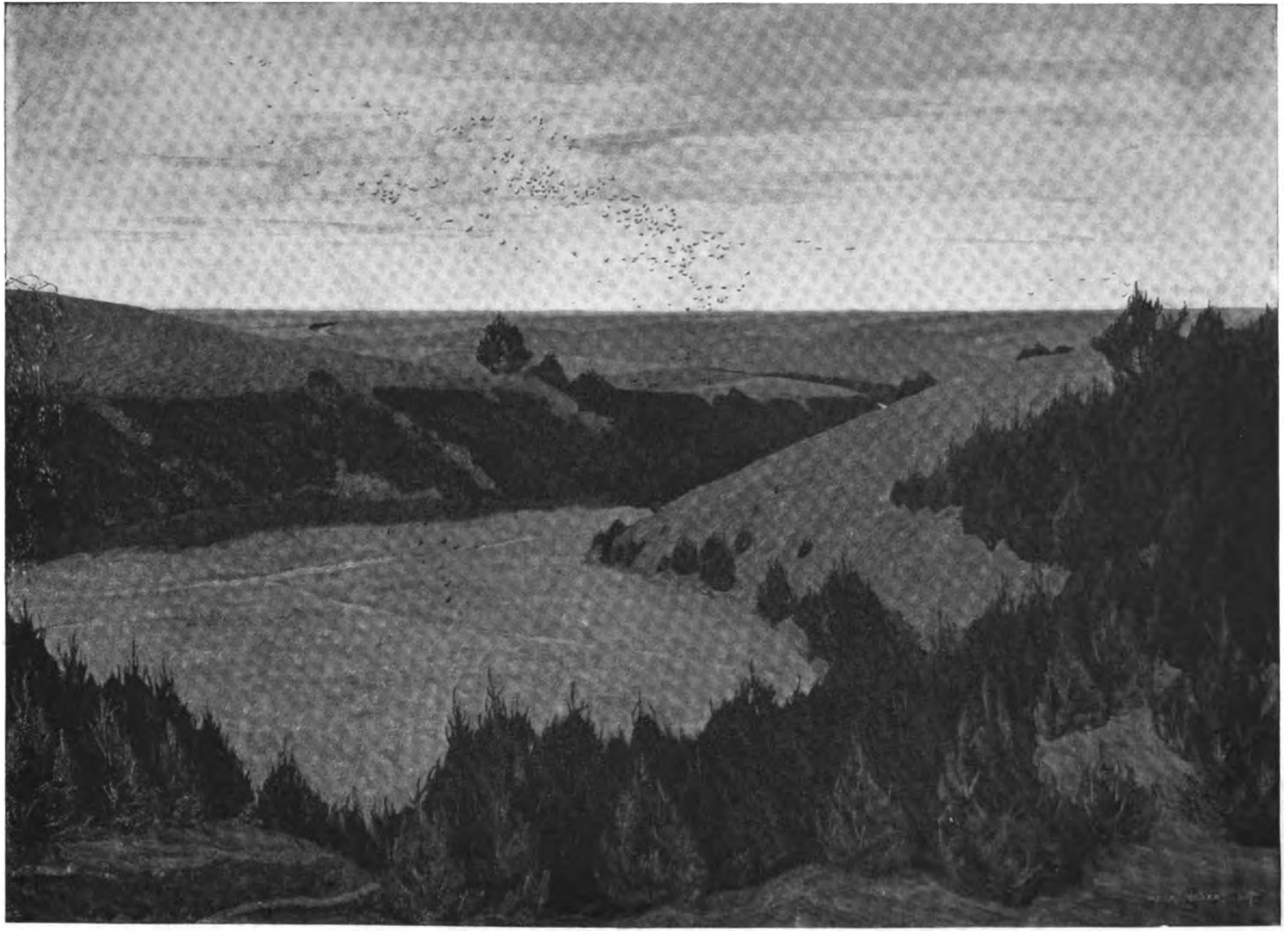
Digitized by Google

ziners, den als „Richard Leander“ auch unsre Literatur kennt, auch ein Kind der „alten Salzstadt an der Saale“, und so haben ihm Jugenderinnerungen und Heimatliebe die zeichnende Feder geführt. Wir glauben nicht, daß unter irgendeines „Fremden“ Hand diese beiden entzückenden Hefte hätten entstehen können, die wir allen, die's angeht, auf das freundlichste empfehlen. Volkmann hat auch die Texte dazu geschrieben. A

Unsre Notenbeilage bringt ein wenig gekanntes Lied von Franz Schubert, den es hier weniger als gemütvollen Melodiker denn als ausdrucksvollen Interpreten des Dichters zu belauschen gilt. Schubert zeigt sich da von einer Seite, wo er mit Hugo Wolf verwandt ist, von seiner modernsten, als musikalischer Nachgestalter, wie er seinem Poeten bis in alle Einzelheiten des Empfindungsverlaufes nachgeht. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



ARTUR SCHOLER

KW

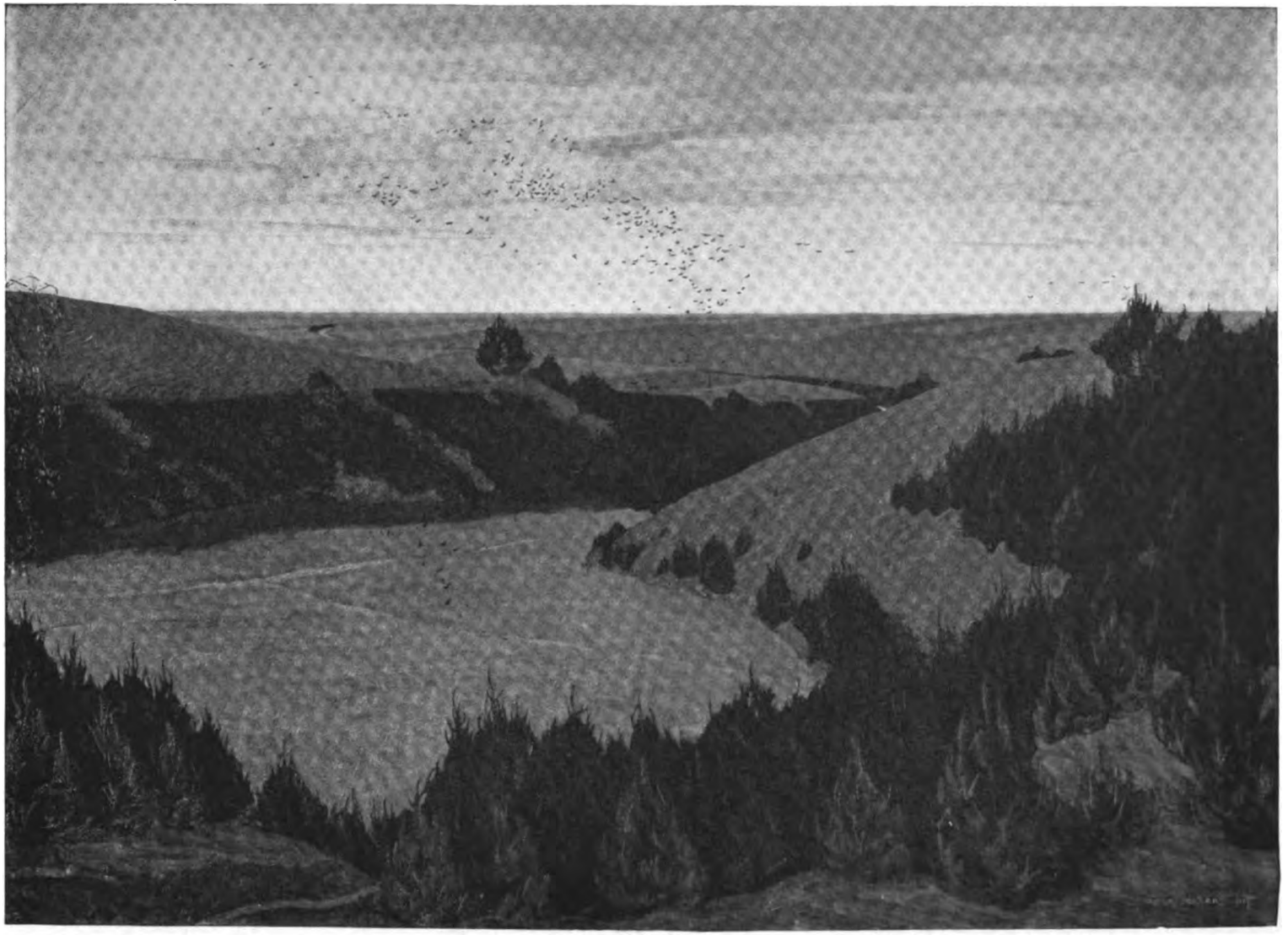
Digitized by Google

ziners, den als „Richard Leander“ auch unsre Literatur kennt, auch ein Kind der „alten Salzstadt an der Saale“, und so haben ihm Jugenderinnerungen und Heimatliebe die zeichnende Feder geführt. Wir glauben nicht, daß unter irgendeines „Fremden“ Hand diese beiden entzückenden Hefte hätten entstehen können, die wir allen, die's angeht, auf das freundlichste empfehlen. Volkmann hat auch die Texte dazu geschrieben. A

Unsre Notenbeilage bringt ein wenig gekanntes Lied von Franz Schubert, den es hier weniger als gemütvollen Melodiker denn als ausdrucksvollen Interpreten des Dichters zu belauschen gilt. Schubert zeigt sich da von einer Seite, wo er mit Hugo Wolf verwandt ist, von seiner modernsten, als musikalischer Nachgestalter, wie er seinem Poeten bis in alle Einzelheiten des Empfindungsverlaufes nachgeht. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



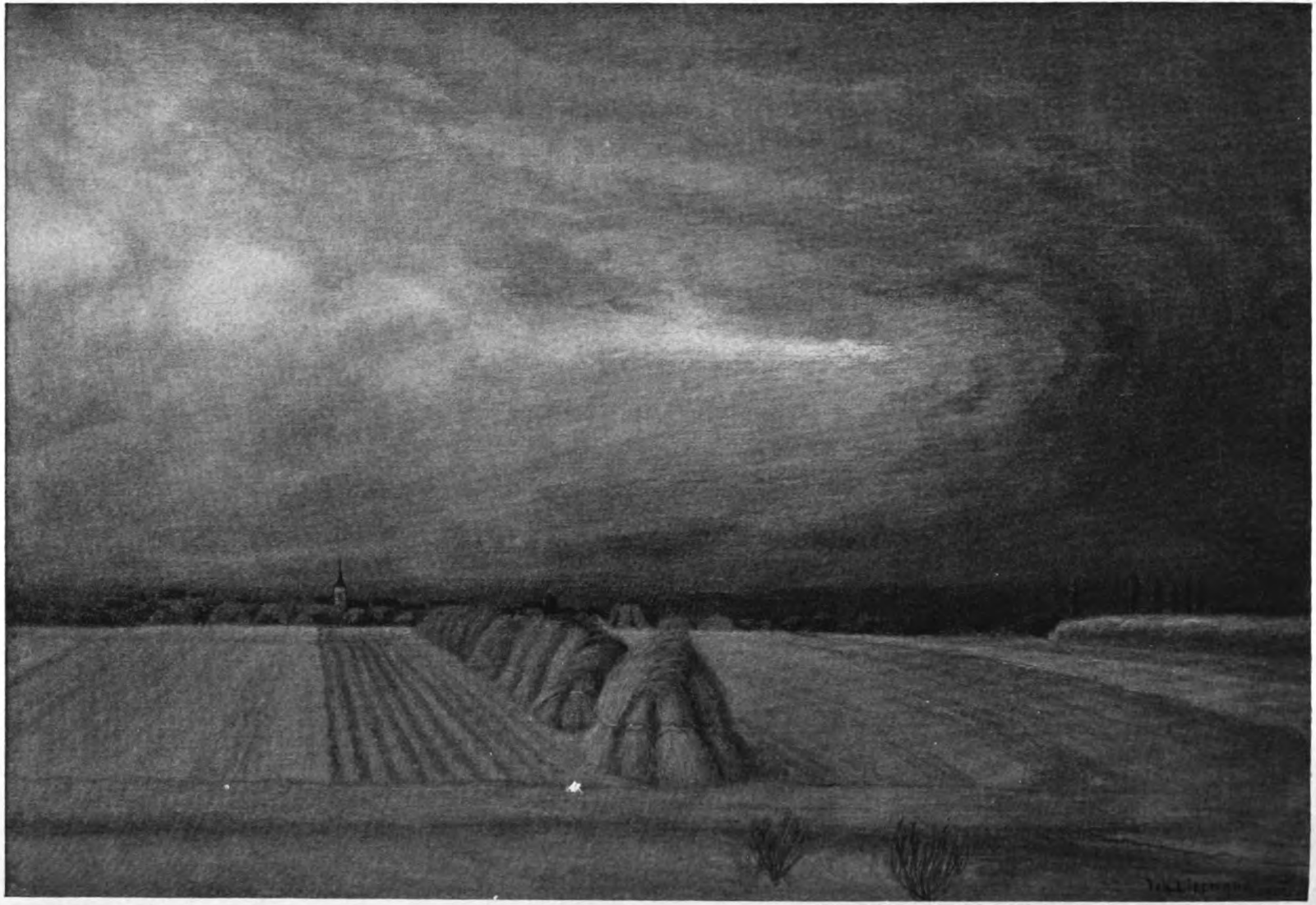
ARTUR SCHOLER

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



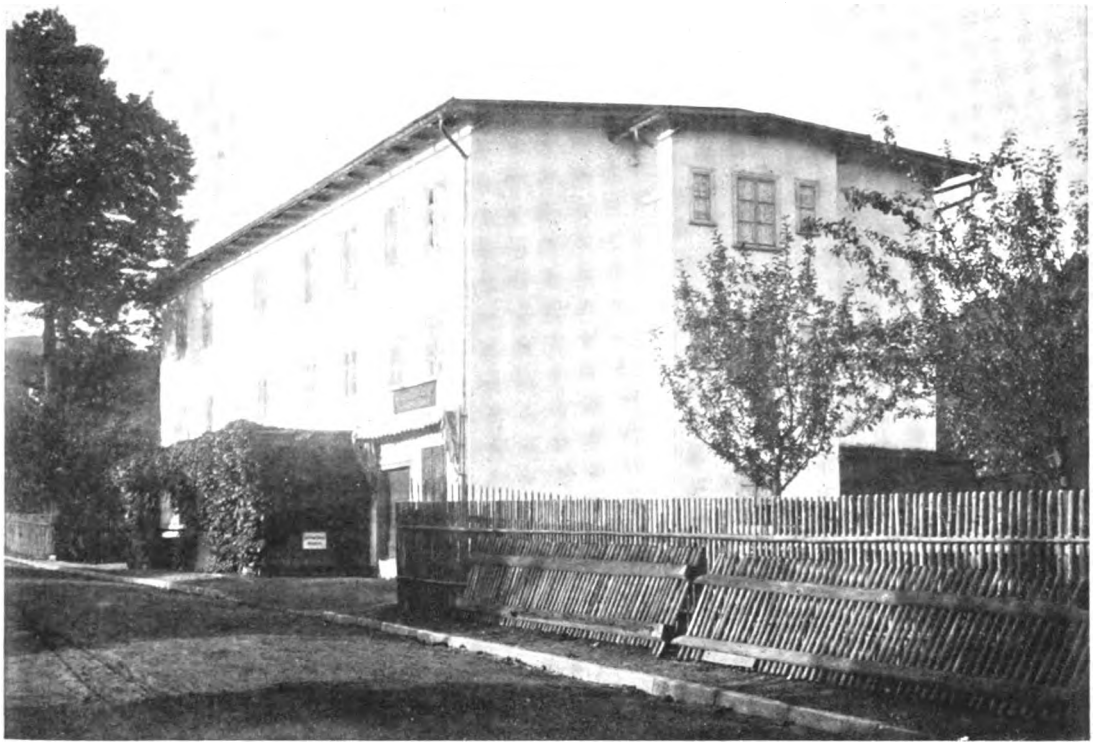
JOH. LIPPMANN

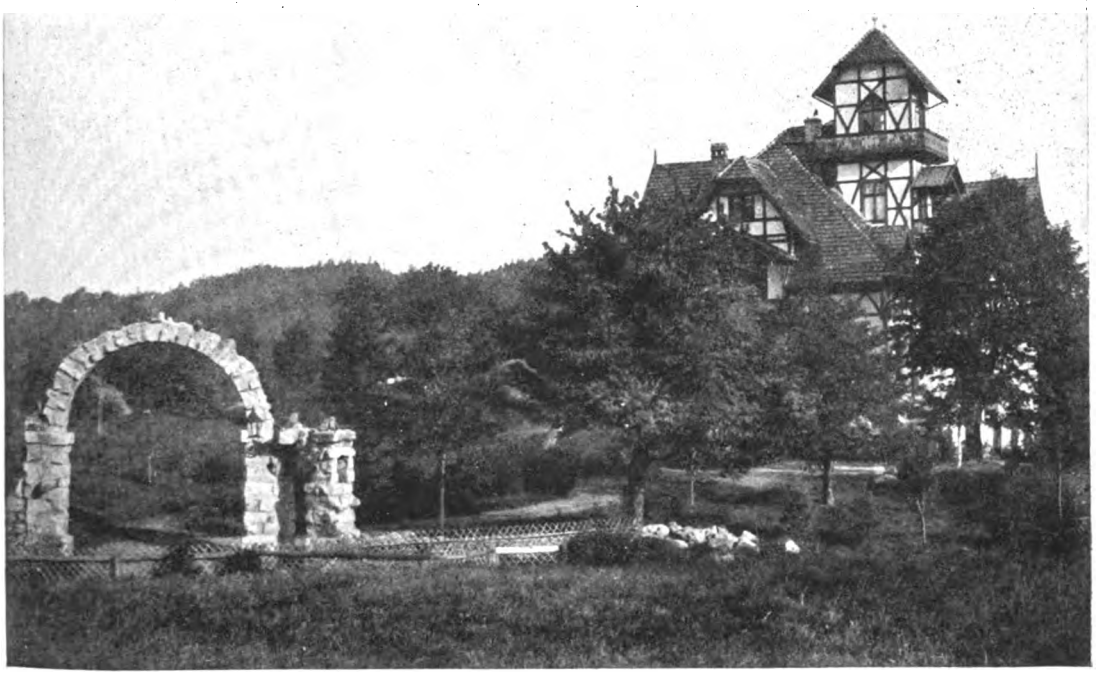
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

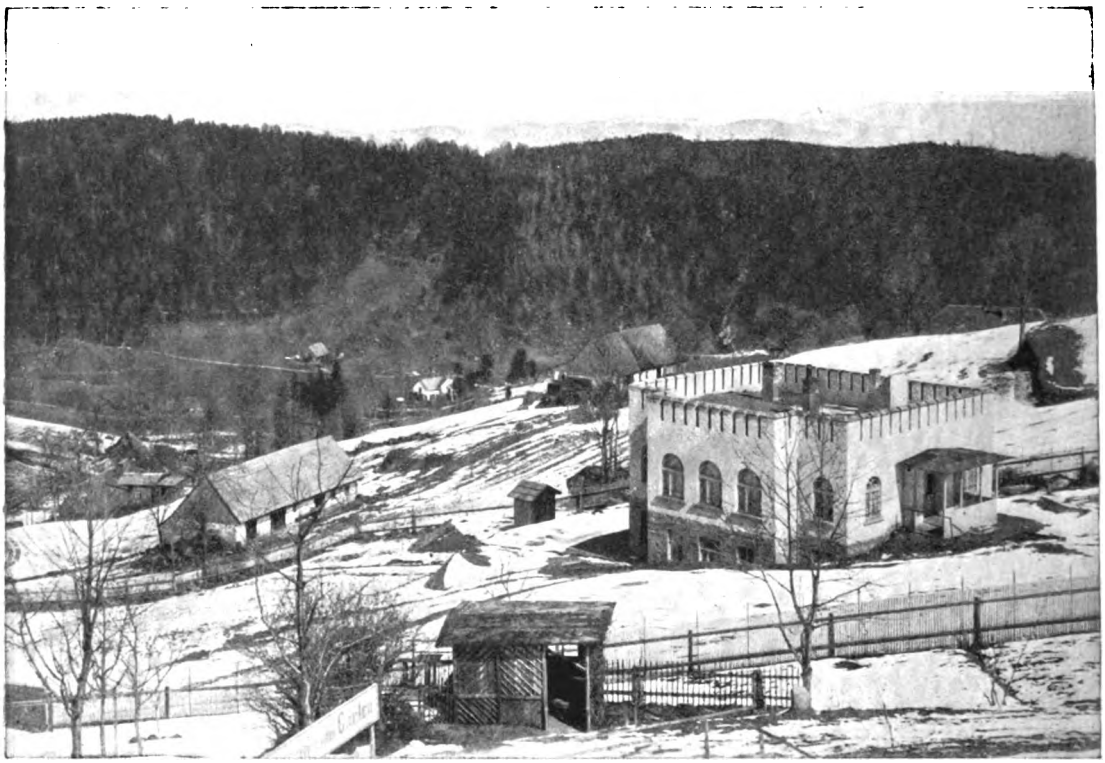
ZU DEM BEITRAGE: BAUSÜNDEN IM RIESENGEBIRGE

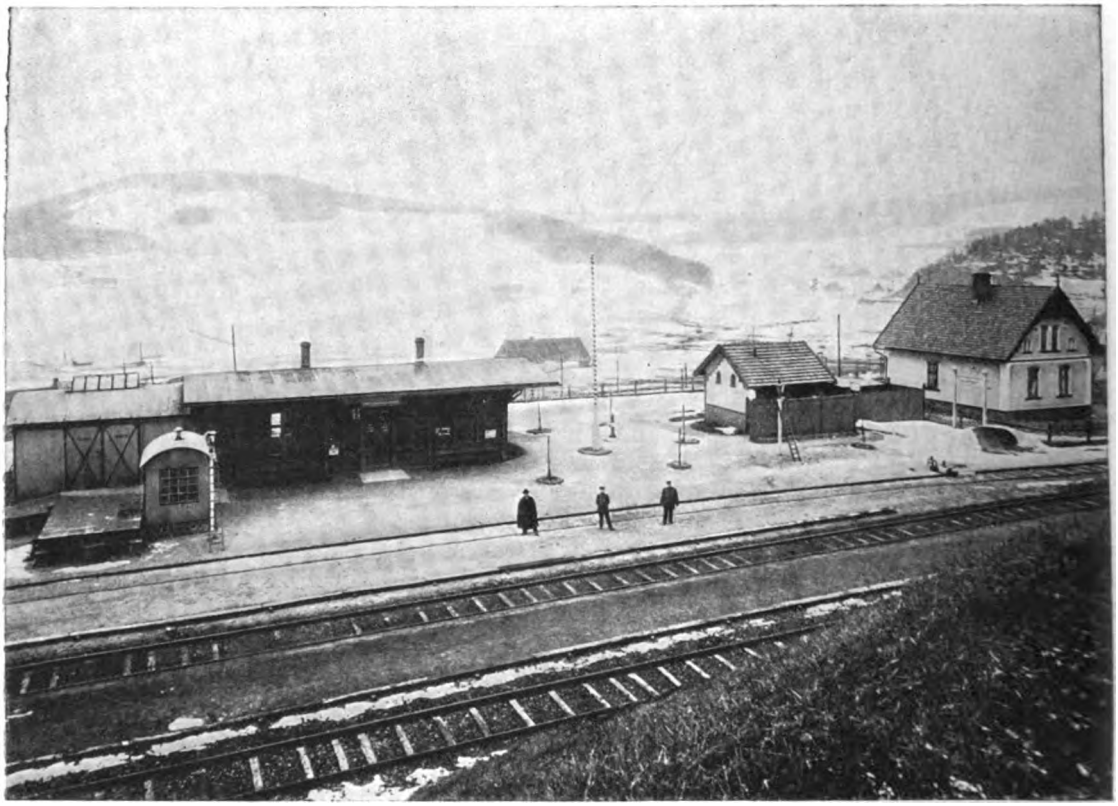




Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: BAUSÜNDEN IM RIESENGEBIRGE



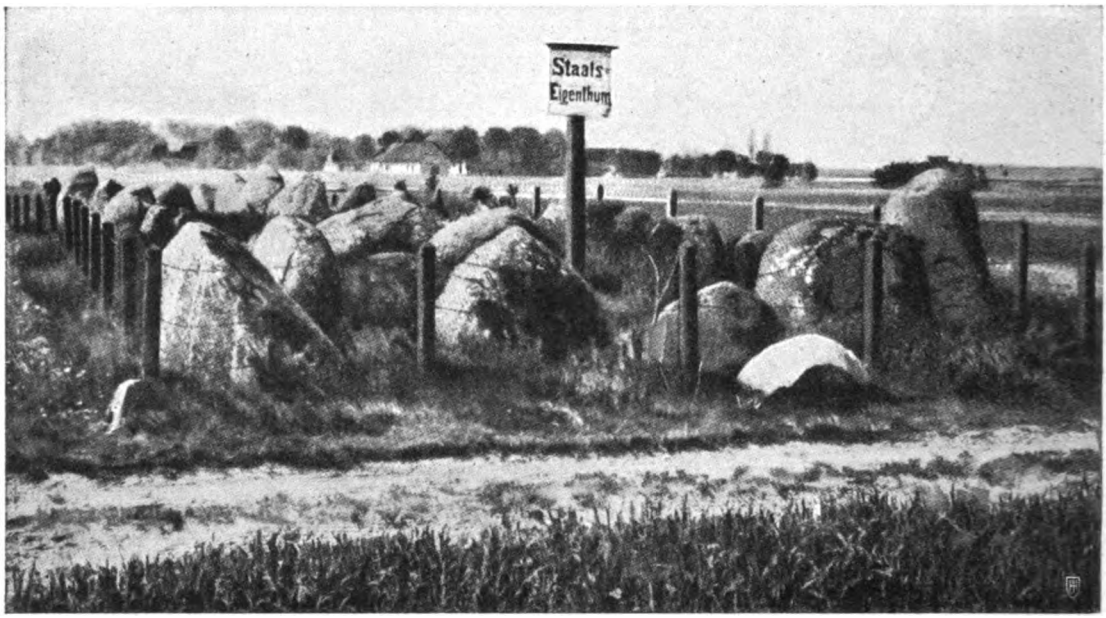


Digitized by Google

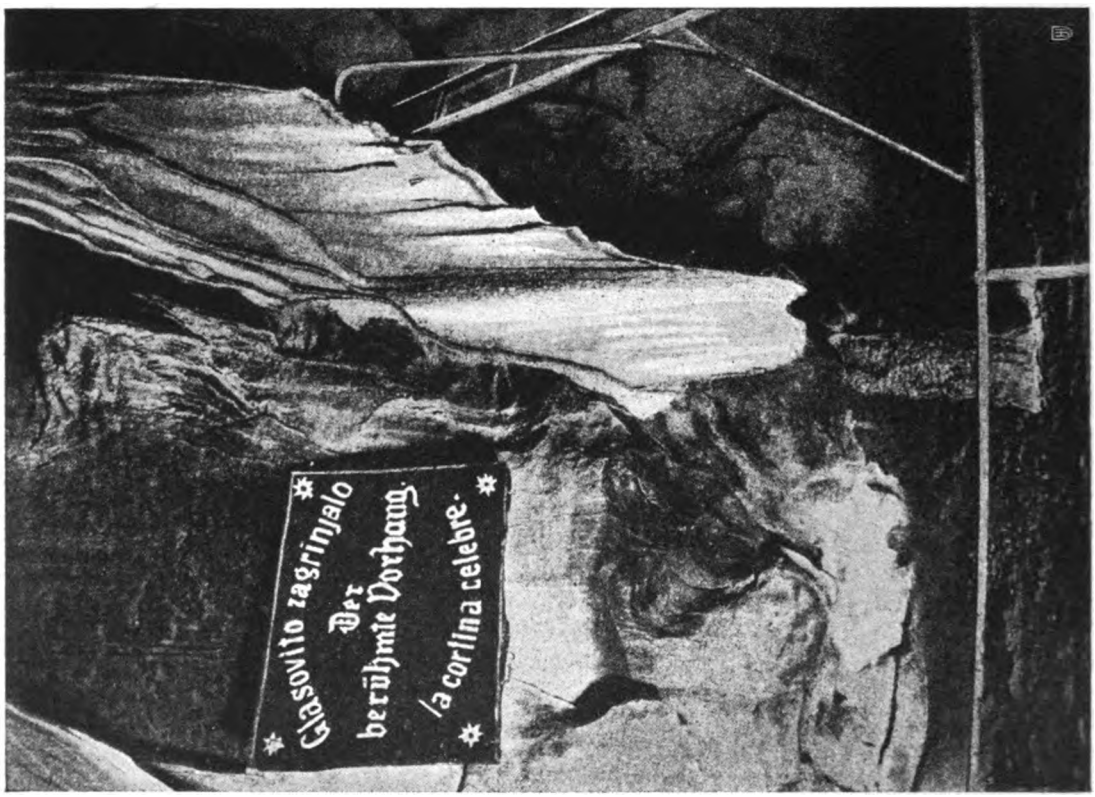
AUS DEM KUNSTWART

ZELL AM SEE

Digitized by Google



HÜNENGRÄBER IN DER LÜNEBURGER HEIDE



ADELSBERGER GROTTE

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MAX LIEBERMANN

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Augustheft 1910 Heft 22

Die Wahrheit der Dichtung

Im Studierzimmer der weinumwachsenen Pfarre eines norddeutschen Städtchens saßen vor einem breiten Fenster, das weit hinaussah über den Teppich der rotblühenden Heide und die schwarzen Stahlspiegel der Moore, drei Männer: der Geistliche, der Arzt und „der" Maler des Orts. Die Sonne sank und machte die Landschaft beruhigt und groß, so daß sie aussah wie ein zur Wirklichkeit gewordener Kupferstich eines alten Meisters.

„Am Abend", begann der Maler, „ist die Sonne nicht nur **Künstlerin** — das ist sie immer —, sondern auch **Lehrerin**; sie zeigt es uns, wie wir's anfangen sollen, die Dinge wiederzugeben, die sie erleuchtet."

„Was ich an Ihnen nicht verstehe," sprach der beobachtende Arzt, „ist Ihr Hang zum Begrifflichen. Ich meine ein Mann, der aus seiner Anschauungsgabe seinen Beruf macht, sollte philosophische Neigungen eigentlich eher unterdrücken, als sie durch Übung stärken."

„Verzeihung: nein. Meine Philosophie — wenn Sie meine anspruchslosen Gedanken mit einem solch sonoren Namen nennen wollen — ist nichts weniger als ein Nebenwerk meines Talentes; sie ist vielmehr, sozusagen, das Sicherheitsventil meines Talentes. Sehen Sie, der Hang zum Abstrakten liegt nun einmal in jedem Menschen in irgendeinem Grade drin; er kann aber in den verschiedenartigsten Verkleidungen ans Licht treten. Ist ein Mann der Anschauung von ihm besessen, so ist Gefahr, daß er seine Begriffe auf die **Leinwand** bringt. Das Publikum preist dann oft dasselbe als tiefsinnige Anschauung, was es, wäre es ihm in ehrlichen Gedanken vorgesetzt worden, als ein Ballspiel mit Begriffen würde abgelehnt haben. Um also meine Kunst rein zu erhalten, gebe ich meinem begrifflichen Hang die Ableitung aufs Gebiet der Philosophie, die volkswirtschaftlich unschädlich bleibt, da ich nichts drucken lasse."

Der Geistliche hatte diesem Teil der [illegible] nur mit einem halben Ohre gelauscht und lange auf die [illegible], die ihre kugeligen Köpfe scharf am grünroten Horizonte abzeichneten. Er spann an dem Faden weiter, den der Maler zuerst ausgeworfen hatte. Nur zuletzt horchte er auf, hob den Blick und sprach: „Was Sie da andeuten, übersetzt das ins Persönliche, was Goethe mal fürs Sachliche gesagt hat." Damit holte er den Wilhelm Meister, blätterte und las: „Sie begreifen nicht, was für einer anderen Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Statue, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang [illegible] Gesanges willen zu vernehmen, den Schauspieler im [illegible] zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen [illegible]

MAX LIEBERMANN

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Augustheft 1910 Heft 22

Die Wahrheit der Dichtung

Im Studierzimmer der weinumwachsenen Pfarre eines norddeutschen Städtchens saßen vor einem breiten Fenster, das weit hinaussah über den Teppich der rotblühenden Heide und die schwarzen Stahlspiegel der Moore, drei Männer: der Geistliche, der Arzt und „der" Maler des Orts. Die Sonne sank und machte die Landschaft beruhigt und groß, so daß sie aussah wie ein zur Wirklichkeit gewordener Kupferstich eines alten Meisters.

„Am Abend", begann der Maler, „ist die Sonne nicht nur Künstlerin — das ist sie immer —, sondern auch Lehrerin; sie zeigt es uns, wie wir's anfangen sollen, die Dinge wiederzugeben, die sie erleuchtet."

„Was ich an Ihnen nicht verstehe," sprach der beobachtende Arzt, „ist Ihr Hang zum Begrifflichen. Ich meine: ein Mann, der aus seiner Anschauungsgabe seinen Beruf macht, sollte philosophische Neigungen eigentlich eher unterdrücken, als sie durch Übung stärken."

„Verzeihung: nein. Meine Philosophie — wenn Sie meine anspruchslosen Gedanken mit einem solch sonoren Namen nennen wollen — ist nichts weniger als ein Nebenwerk meines Talentes; sie ist vielmehr, sozusagen, das Sicherheitsventil meines Talentes. Sehen Sie, der Hang zum Abstrakten liegt nun einmal in jedem Menschen in irgendeinem Grade drin; er kann aber in den verschiedenartigsten Verkleidungen ans Licht treten. Ist ein Mann der Anschauung von ihm besessen, so ist Gefahr, daß er seine Begriffe auf die Leinwand bringt. Das Publikum preist dann oft dasselbe als tiefsinnige Anschauung, was es, wäre es ihm in ehrlichen Gedanken vorgesetzt worden, als ein Ballspiel mit Begriffen würde abgelehnt haben. Um also meine Kunst rein zu erhalten, gebe ich meinem begrifflichen Hang die Ableitung aufs Gebiet der Philosophie, die volkswirtschaftlich unschädlich bleibt, da ich nichts drucken lasse."

Der Geistliche hatte diesem Teil der Unterhaltung nur mit einem halben Ohre gelauscht und lange auf die Weiden geblickt, die ihre kugeligen Köpfe scharf am grünroten Horizonte abzeichneten. Er spann an dem Faden weiter, den der Maler zuerst ausgeworfen hatte. Nur zuletzt horchte er auf, hob den Blick und sprach: „Was Sie da andeuten, übersetzt das ins Persönliche, was Goethe mal fürs Sachliche gesagt hat." Damit holte er den Wilhelm Meister, blätterte und las: »Sie begreifen nicht, was für einer anderen Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Statue, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesanges willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie

Digitized by Google

und seiner Dauer willen zu erfreuen.« Nun aber soll »ein Gemälde lehren, ein Schauspiel bessern, und alles soll alles werden ... Alles reduzieren sie zuletzt auf den sogenannten Effekt, alles ist relativ, und so wird auch alles relativ, außer dem Unsinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regieren ...« Sie sehen, was ich erst meinte. Ich wollte sagen: die hier sachlich geforderte Sonderung haben Sie in Ihrer persönlichen Erziehung erreicht."

„Erreicht wohl nicht, doch strebe ich ihr nach. Denn auch mein Sein soll Einheit durch Scheidung werden, oder, was auf dasselbe hinauskommt: in meinem Sein wie in meiner Kunst will ich nur eins: die Wahrheit."

Der Arzt wiegte den Kopf. „Die alte Pilatusfrage. Und nun vollends die künstlerische Wahrheit! Doch, ich weiß, unser geistlicher Freund hat darüber besondere Gedanken. Wollen wir heute gemeinsam wider diese Sphinx angehen?"

„Gern," pflichtete der Geistliche bei, „und ich glaube, auch ihres Rätsels Lösungswort heißt »der Mensch«. Doch es geht mir gegenwärtig wie Vischers seligem Kallar in der Pfahldorfgeschichte; ich will da einen Gedanken aussprechen, den ich noch nicht denken kann — was in der Geschichte beiläufig öfter vorkommen mag, als man gemeinhin glaubt. Mir fehlen, daß ich mich verständlich machen kann, noch die nötigen Grundbegriffe. Wohl, kehren wir an den Ausgangspunkt zurück. Also: warum gewinnen die Weiden da künstlerische Form im Abendlicht?"

„Weil die sinkende Sonne eine Ferne legt zwischen sie und den Beschauer", erklärte der Arzt. „Glauben Sie mir, alles sogenannte Idealisieren, alles Formgeben, ist nichts als eine Ausnutzung der Macht der Ferne."

„Solche Gedanken kommen auch mir manchmal," nickte der Geistliche, „und dann denke ich, daß die gleiche Macht, wie dem Raum, auch der Zeit beiwohnt. Meine harte Jugend, die Enttäuschungen meines Mannesalters scheinen mir von einem besonderen Lichte umflossen, so wie es sonst nur von den Bildungen der Poesie ausgeht. Überhaupt empfinde ich dies als den höchsten Vorzug meines gegenwärtigen Alters, des Greisenalters, daß alles, und gehe es einen noch so nah an, in einen gewissen Abstand rückt. Jetzt erst verstehe ich das tiefe Wort Franz Wöpkes: ich habe das Leben von der poetischen Seite her genommen. Und das ist doch wohl die zeitliche Ferne, die die Erlebnisse läutert, die die Weltansicht des Greisenalters so schön macht, wie hier das entschlummernde Land, die mit dem Zauberstabe der Vergangenheit so manche lästige Gegenwart in Gold der Erinnerung verklärt."

„Lassen Sie uns den begrifflichen Feingehalt solcher Erfahrungen feststellen", mahnte der Maler. „Ist es Ihnen recht, so nennen wir die Erscheinungsweise der Dinge, wie sie aus einer gewissen, entweder räumlichen oder zeitlichen Ferne auf uns wirken, ihr Fernbild. Sie haben nun beide gesagt, daß dieses Fernbild der Dinge, sei's, wie bei den Weiden, das räumliche Fernbild — fern durch die zwischengelagerte, sichtbar gewordene Luft —, sei's, wie bei den Jugenderinnerungen unsres Pastors, das zeitliche Fernbild, das, durch

Digitized by Google

eine Atmosphäre tapferer Arbeit und heiteren Entsagens hindurch gesehen, als leidenschaftslose Erinnerung erscheint — daß solches Fernbild, sag ich, irgendwie eine Vorform des Kunstwerkes sei. Setzen wir nun, der Maler sehe seinen Gegenstand so an, wie wir die Weiden, der Dichter den seinen so, wie unser geistlicher Freund seine Jugend. Nun können beide uns aber doch nicht leiblich durch ihre eigenen Augen sehen lassen. Sie müssen darum etwas in ihr Werk hineinlegen, das da macht, daß wir den Gegenstand ihres Schauens ebenso sehen, wie sie ihn sahen. — Wir sind früher einmal darin übereingekommen, daß wir dies Etwas, diese Leitstrahlen der Auffassung, die künstlerische Form nennen, und eine Kunstschöpfung, die uns diese Gefühle aufzwingt, als künstlerisch wahr ansehen wollen. Soll diese Form überhaupt beschreibbar sein, so darf sie den Begriffen nicht vollkommen unzugänglich sein. Nun scheint aber die architektonische Form der Poesie, wenn ich so sagen darf: begriffsfähiger sich zu zeigen, als die aller anderen Kunstformen, denn die Poesie liegt doch schon im Reiche — wenigstens des sinnlichen Begriffs."

„Überhaupt", fiel der Arzt ein, „müßte bei der Poesie eigentlich die Sache auch aus andern Gründen sehr einfach zu entscheiden sein, denn da haben wir ja eine besondere Wissenschaft, die Literaturgeschichte, die die Taten der Dichter nicht nur schreiben, sondern auch richten will. Dazu muß sie doch Rechenschaft darüber geben können, weshalb das eine Werk gefallen, das andere mißfallen soll. Das ist aber nicht angängig ohne einen Prüfstein, von dem man abnehmen kann, ob ein Dichtwerk in sich schön oder häßlich ist. Dieser Prüfstein kann aber nichts anderes sein als die notwendige seelische Gegenwirkung auf die künstlerische Form, und die sollte sich doch wohl bestimmen lassen."

„Dieser Prüfstein muß ein sehr sorgfältig gehütetes Handwerksgeheimnis sein," meinte der Maler, „ich weiß nichts von ihm."

„Gewiß. Im allgemeinen sagt der Literarhistoriker, wenn man ihn hierauf stellt, die Probe sei nur zu machen am eigenen, unmittelbaren künstlerischen Taktgefühl. Und damit ist er fraglos aufrichtig. Ab und an findet man indessen einen, der versucht, seiner Begabung die Form der übertragbaren und nachzuprüfenden Methode zu geben. Ein solcher Mann war Taine. Seine Methode soll, auf irgendeinen vorliegenden Fall angewendet, jederzeit vollkommen untrüglich dessen künstlerisches Verständnis vermitteln. Zu diesem Ende betrachtet er das Kunstwerk als eine Mannigfaltigkeit, die von zwei vollkommen verschiedenen Gesetzesgruppen beherrscht wird. Die erste Gesetzesgruppe bestimmt von außen her das Kunstwerk, die zweite macht in ihm das aus, was zuerst Buffon, und nach ihm Kant und Goethe die innere Form genannt haben. Die erste Gesetzesgruppe ist, wie Sie wissen, das berühmte „Milieu". Dies Milieu aber besteht aus recht verschiedenwertigen Operatoren: aus Rasse, Nation, Zeitatmosphäre. Das Tiefste ist die Rasse — sie ist sozusagen der gemeinsame Malgrund aller Kunstwerke eines bestimmten Landstrichs. Die Nation greift nicht so tief in die Seele hinab; sie ist, der Rasse

Digitized by Google

gegenüber, das Zweite. Sind endlich Rasse und Nation zusammen den tiefen bewegungslosen Grundwassern vergleichbar, so ist die Zeitatmosphäre die wellige, windbewegte Oberfläche. — Die zweite Gesetzesgruppe bestimmt den inneren Bau des Kunstwerkes. Das Kunstwerk soll die Erscheinungsform der Dinge nachahmen. Es sind jedoch nicht die gesamten Inhalte dieser Erscheinungsformen wiederzugeben, sondern nur die wesentlichen Beziehungen eben dieser Inhalte (rapport des parties). Hierbei aber werden die Beziehungen geformt; sie erscheinen einem Zweck untertänig, sie werden beherrscht von einem wesentlichen Charakter. Wir bekommen damit folgende Definition: »Der Sinn des Kunstwerks ist es, einen wesentlichen oder herausspringenden (saillant) Charakter, das heißt eine wichtige Idee zu offenbaren, und zwar klarer und vollständiger, als das die wirklichen Dinge tun. Dies geschieht dadurch, daß man eine Mannigfaltigkeit verbundener Teile zum Grunde legt, und deren Beziehungen planmäßig zuspitzt.«"

„Das Milieu soll die Macht sein, die eigene Welten baut, und Menschen schafft, wie Gott und Shakespere!? — Werden Sie es sehr übelnehmen, wenn ich die erste Gesetzgruppe für meine Person sogleich streiche?" fragte lächelnd der Geistliche.

„Bedenken Sie genau, was alles Sie im Prinzip damit streichen. Sie streichen die Fragen: welche Person hat dem Dichter zu der und der Gestalt Modell gestanden? — aus welchen eigenen Erlebnissen ist diese oder jene Beobachtung abgezogen? — aus welcher Lektüre stammt der oder jener Zug der Fabel? — ja, Sie streichen eigentlich die ganze gegenwärtige Literaturgeschichte."

„Ich streiche sie nicht, ich möchte im Gegenteil, daß die Teilnahme am Schicksal des Künstlers nicht erst nach seinem Tode beginne, und daß die Forschungen darüber, wie ein Werk entstanden sei, mehr schöpferische Einbildungskraft verrieten. Ich bestreite nur, daß man auf diesem Wege auch nur das Allergeringste über das Kunstwerk erfahre. — Sie können genau so gut hoffen, den »Faust« dadurch zu erklären, daß Sie die Druckerpresse beschreiben, mit der er zum erstenmal gedruckt wurde, wie dadurch, daß Sie die Gelegenheitsursachen seiner Entstehung und all das andere anführen. — Aber über die zweite Gesetzesgruppe Taines will ich gern in Verhandlung eintreten. Nur kann ich mich auch hier auf keine Deutung einlassen, die die sinnenfälligen Schranken des Kunstwerks irgendwie überfliegt. Ich kann mich nicht überzeugen, daß wir durch das Kunstwerk etwas erkennen sollen, was hinter dem Kunstwerk liegt, weder einen Rassetyp, wie bei Taine, noch eine Stufe der Objektivation des Willens, wie bei Schopenhauer; nein, ich meine, daß das eigentlich Künstlerische im Kunstwerk nur und ganz allein in der Auffassungsform liegt, in der wir leben, wenn wir es aufnehmen."

„Was hat das mit Taines zweiter Gesetzesgruppe zu tun?" wandte der Arzt ein.

„Sehr viel. Taine spricht von Beziehungen der Teile des Kunstwerks. Nun sehen Sie: alles menschliche Erkennen besteht im Erkennen von Beziehungen. Was sonst in unsern Geist kommen

Digitized by Google

kann, sind nur Empfindungen, die als solche gar nichts bedeuteten. Wir *empfinden* warm und kalt, Rot und Grün, Freude und Schmerz. Einen Baum aber *erkennen* wir, und zwar schon dadurch, daß wir ihn »Baum« nennen. Solche einfache, sinngebende Akte, wie dieser, können nun zu einem Verbande zusammentreten, und dieser Verband kann ein besonderes Verhältnis, das wir »*Zusammenstimmen* der Teile« nennen, entweder haben oder nicht haben. Stimmt der Verband zusammen, so sagen wir, er habe eine Anordnung, eine *Form*. Diese Formen können auf verschiedene Arten zu uns sprechen. Denken Sie sich zuerst einen beliebigen Dreiecksatz. Dann tritt, aus einer gewissen Anordnung der Linien, eine sinnlich abgezogene *Erkenntnis* heraus, von einem Gefühl begleitet, das man das *Einleuchten*, gelehrt: die *Evidenz* nennt. In den Formverhältnissen der Linien liegt also ein gewisser Grund, der, wenn er auf den erkennenden Geist wirkt, diesem eine bestimmte Einsicht vermittelt, die begleitet ist vom Gefühl des Einleuchtens. Über die Rechtmäßigkeit dieses Gefühls können wir hier in Begriffen in der Weise Rechenschaft geben, daß wir die Herrschaft gewisser, von der Darstellung in Linien unabhängiger *Formverhältnisse* in der Figur nachweisen. Und so besteht ein jeder begriffliche Beweis im Rückgang auf letzte Formen, daher denn die begriffliche Wahrheit nichts anderes ist als ein *Formwert*. — Nunmehr lassen Sie Goethes Gedicht »An den Mond« an Ihrem Geist vorüberziehen. Auch hier wird Ihnen eine ganze Reihe von Vorstellungen vermittelt: Tal, Nebelglanz, Seele, Gefild, Blick usw. Wiederum schließen sich diese Vorstellungen zu einem Ganzen zusammen, und wiederum ist dieses Ganze von einem *Gefühle* begleitet, aber nicht von dem des Einleuchtens, sondern von dem der *Schönheit*. Jetzt versuchen Sie aber einmal, über *dies* Gefühl Rechenschaft zu geben. Nehmen Sie all die einzelnen Begriffe vor, zergliedern Sie sie, wie Sie wollen, Sie werden nie den Beweis führen können, daß ihr Zusammenwirken das Gefühl der Schönheit geben muß. Dennoch aber soll, wie der Maler schon sagte, der Grund für dies Gefühl in einer bestimmten Anordnung der Teile des Ganzen liegen, in gewissen Leitstrahlen, an denen die Auffassung entlang geht. Lassen wir uns hier nunmehr von dem beraten, was wir eben für die begriffliche Erkenntnis ausgemacht haben, so können wir sagen: Alles Erkennen erkennt nur Beziehungen. Diese Beziehungen können gewisse letzte Formen, das sind Arten restloser Vereinigung des Gegebenen haben. Den Inbegriff all dieser Formen nennen wir die *Wahrheit*. Die Wahrheit kann uns in verschiedenen Arten zum Bewußtsein kommen; wir haben als solche bislang zwei kennen gelernt: die begriffliche Wahrheit, deren Vorhandensein sich uns kundtut im Gefühl der Evidenz, und die künstlerische Wahrheit, deren Vorhandensein sich uns kundtut im Gefühl der Schönheit. Beide beruhen darauf, daß ein Gegenstand ganz von einer gewissen Form beherrscht ist; das erstemal von der begrifflichen, das zweitemal von der künstlerischen Wahrheitsform. Die begriffliche Wahrheitsform können wir immer *darstellen*; teils, indem wir uns über sie in begrifflichen Er-

Digitized by Google

klärungen ausweisen, teils, indem wir sie gar in der Anschauung konstruieren. Die künstlerische Wahrheit zeigt ihr Vorhandensein dagegen nur dadurch an, daß in der betrachtenden Person der ästhetische Zustand auftritt. Hier kann man wohl die Teile aufzeigen, deren Zusammenwirken die Schönheit aufleuchten läßt; dagegen ist es unmöglich, die seelische Chemie zu beschreiben, die den Gegenstand in das Kunstwerk umwandelt. So wenig aber der Umstand, daß mir etwas einleuchtet, der Grund für die Wahrheit des Einleuchtenden ist, so wenig ist der ästhetische Zustand der Grund davon, daß ein Beisammensein von Worten oder Gesichtseindrücken von Schönheit umkleidet erscheint — der ästhetische Zustand ist keine Wirksamkeit, er ist ein Ergebnis; ein Ergebnis aus einer gewissen Harmonie der Gemütskräfte, die ihrerseits ruht in einer gewissen Formbeschaffenheit des Gegenstandes. Diese Harmonie können wir nie beweisen, so wie man einen Dreiecksatz beweisen kann, und um dieses Unterschiedes der Schönheit von der begrifflichen Deutlichkeit willen hat man es oft übersehen, daß diese so gut wie jene eine Weltwerdung der ewigen Wahrheit ist, die in Formen zum Menschengeiste redet. Dennoch trennt beide auch noch etwas anderes. Wenn man sich nämlich denken kann, Wahrheit gelte für alle denkenden Wesen, für Götter und Dämonen, so teilen diese doch nicht unsre übrigen Gemütskräfte und deren Harmonie; darum hat der Schöpfer die Seele des Menschengeschlechts, die Schönheit, versagt den Salamandern und Undinen. Dies aber meinte ich vorhin, als ich sagte, die Lösung des Rätsels der Kunst heiße: der Mensch.“

„»Die Kunst, o Mensch, hast du allein.« — Wenn ich aber das Nicht-Schillersche recht verstehe,“ hob nach einer Pause der Maler wieder an, „so dehnen Sie hier auf alle Künste das aus, was Hildebrand für die Bildhauerkunst ausgemacht hat.“

„Ganz gewiß, und meine »künstlerische Form« ist nichts als das so vielfach mißverstandene »Architektonische des Kunstwerks« in Hildebrands Buch.“

„Schön. Meinen Sie nun aber, daß man diese »Leitstrahlen der Auffassung« irgendwie rein darstellen könne?“

„Das hat Schwierigkeiten, denn das heißt: mit begrifflichen Mitteln darstellen, was durch Definition dem Begriff entzogen ist. Doch meine ich allerdings, man könne die Kristallisationspunkte aufzeigen, an die das Kunstwerk anschießt, wenn man auch im übrigen den Vorgang des Anschießens nicht erklären kann. So haben wir ja für die bildende Kunst eine ganze Schule, die sich um solche Aufzeigungen bemüht, die Schule Wölfflins. Ähnliche Bemühungen um die Dichtkunst sind mir nicht bekannt.“

Der Maler schüttelte den Kopf und meinte: „Als Bemühungen eines Schulverbandes möchte ich auch gewiß derart abgezweckte Kritiken hier nicht sehen. Denken Sie doch, was die schöne und tiefe Lehre von der dramatischen Schuld — der doch Hebbel einen solch unendlichen Sinn abgewann — für erschröckliche Möglichkeiten der Anwendung bietet! »Warum muß Desdemona sterben?« »Weil sie mit ihren Taschentüchern äußerst liederlich umgegangen ist.« »Warum

Digitized by Google

Kordelia?« »Weil sie ihr Komplimentierbuch schlecht gelernt hatte.« Usw. Und solche erdichtete Grenzfälle führe ich nur an, um nicht der wirklichen Entgleisung eines im übrigen verehrungswürdigen Literaturhistorikers gedenken zu müssen. Nein, beileibe keine Methodik aus dem allen ableiten wollen! Die Bestandteile des Kunstwerkes sind ja nach Ihnen nichts, das, abgesondert von seinem Verbande, nach seiner eigentümlichen Bedeutung könnte objektiv aufgefaßt werden, sie sind immer nur im Hinblick auf das Ganze vorhanden, und setzen darum im Beurteilenden immer schon jenen Sinn für künstlerische Einheit voraus, der nie Allgemeingut werden kann. Die Form kann immer nur erfaßt werden in der Anschauung — was nicht bedeutet in der »Sichtbarkeit«! — Aber denken Sie zum Beispiel an Bemerkungen wie die Vischers im »Auch Einer«: »Wissen Sie, wo die Schönheit liegt in dem Vers: »Es stürzt der Fels und über ihn die Flut«? Gar nicht bloß im Klang der Vokale und Konsonanten und nicht bloß im Kraftstoß der einsilbigen Wörter, nein, hauptsächlich in der Zäsur, die mitten in das Wort »über« fällt. Wie die Woge da — sehen Sie hin — über den glattgespülten Felsblock rinnt, so das Wort über den Verseinschnitt.« Das sind wahrhafte Formkonstruktionen! Sie finden sie bei allen großen Dichtern, die über die Natur ihres Schaffens nachgedacht und gefunden haben, daß dies Schaffen kein Rausch, sondern ein Zustand allerhellster Besonnenheit ist. — Hierhin gehört auch ein überaus merkwürdiger Aufsatz des mir als Dichter sehr wenig liegenden Edgar Allan Poe: »Philosophy of Composition«, darin er, an einem seiner Gedichte »The Raven«, jene ideale Rechnung durchführt, die der Dichter mit den Wirkungsmöglichkeiten seiner Mittel, den Begebenheiten, den Empfindungen und ihren sprachlichen Ausdrucksmitteln anstellt. Doch der Großmeister dieser Wissenschaft, die für den Schulbetrieb, um mit dem alten Kant zu reden, gar sehr hoffentlich »projektierte Wissenschaft« bleiben wird, ist Otto Ludwig. Wie hat der die transzendente Rechnung verstanden, die sozusagen die Naturgesetze in Shakespeares Welten bestimmt! Jedoch bestätigt hier die Erfüllung der Wirklichkeit vollkommen, was aus der Theorie unsres Freundes vorauszusehen war: es gibt keinerlei wissenschaftliche Mittel, diese Form zu fassen, sondern es bleibt immer allein dem nachschaffenden Genie in uns anheimgegeben, es zu erkennen, daß sie da ist, und es zu sagen, wie sie da ist.“

„Wie unser Gespräch sich heute zu einem Ganzen gefügt hat!“, bemerkte der Arzt. „Man sieht daran: das erste Erfordernis zu gedeihlichem Nachdenken überhaupt ist die richtige Stimmung, und das erste Erfordernis gemeinsamen gedeihlichen Nachdenkens ist die richtige gemeinsame Stimmung.“

„So war denn“, schloß lächelnd der Geistliche, „die eigentliche Philosophin des heutigen Abends die Urheberin solch gemeinsamer Stimmung: die sinkende Sonne. Sie lehrt demnach nicht nur den Künstler, sondern auch den Denker. Und so sei's! Wie die Kunst, so hält auch die Wahrheit ihren Einzug nur in die frei gewordene Seele, die beruhigt und groß vor ihr daliegt, wie hier die Landschaft im Abendlicht!“

Friedrich Kuntze

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Per Hallströms Werken

[Dem Germanentum im Norden hat der Herausgeber vor wenigen Monaten Worte voll des Bewußtseins gewidmet, wie sehr uns Germanen allen an gegenseitiger Befruchtung im Geistesleben gelegen sein muß. Der Kunstwart gedenkt daran womöglich noch mehr als schon immer auch praktisch mitzuwirken. Diese Arbeit wird heutzutage durch eine eifrige, gelegentlich sogar übereifrige Übersetzertätigkeit erleichtert, wenn es auch noch immer wesentlich nur das literarische Interesse ist, das sie hervorruft, während wir von der sonstigen geistigen und auch politischen Arbeit im germanischen Norden, die nicht gering ist, wohl zu wenig erfahren. Doch auch die Möglichkeiten der Vermittlung wertvoller dichterischer Vorräte zwischen unsern Völkern sind ja noch lange nicht erschöpft. Von einem bei uns noch immer wenig bekannten Skandinavier, dem Schweden Hallström, bringen wir im folgenden eine Prosadichtung, während ein Rundschaubeitrag von Stolterfoth Näheres zu Hallströms Charakteristik sagt. Das gemeinsam Nordische scheint uns an diesem Dichter fast ebenso sichtbar, wie das spezifisch Schwedische. Die Stärke der Naturdarstellung und die Sensibilität seines seelischen Erlebens gemahnen an die besten Norweger und Dänen, wie anderseits die Verwandtschaft mit der ganz schwedischen Lagerlöf unzweifelhaft ist. Hallströms Werke liegen deutsch vor in einer schönen Ausgabe des Insel-Verlags, auf die wir mit besonderer Empfehlung hinweisen. Aus dem Bande „Ein geheimes Idyll" ist die zarte Erzählung, die wir hier wiedergeben, nur das Titelstück, wir raten sehr, auch die anderen dieses Bandes zu lesen.]

Ein geheimes Idyll

Jean Timoléon Goubin war im Herbst 1793 als Schreiber in dem kleinen Städtchen Mans angestellt.

Er hatte sechshundert Franken jährlichen Lohn, keinen Menschen, für den er zu sorgen und auch keinen, über den er sich zu freuen hatte. Er aß einmal am Tage ein ordentliches Mahl im Kabarett und im übrigen trockenes Brot, dessen Krümchen er sorgsam von den Akten fortblies und aus der Halskrause bürstete, in dem trübselig zufriedenen Gefühl, daß er niemand etwas schuldig war und imstande, das Leben, das ihm beschert war, ehrlich zu leben.

Seine drei Namen gaben ziemlich vollständig den Inhalt seiner Seele.

Den ersten hatte er nach Rousseau bekommen und damit einen warmen Hauch von allem, was die Zeit mit Hoffnung und Illusion erfüllte; den zweiten hatte er nach Plutarchs stoischem Helden. In ihm lag die Kühle und der Klang der Bronze und die Sehnsucht nach Größe, die nunmehr von der Erde geflohen zu sein schien, und der Glanz der Flammen von Syrakusas zerstörter Tyrannenburg, der den Schatten des Toten hoch in die Ewigkeit des Nachruhms erhob. Der Zuname hinwiederum fesselte all das an die Erde, hielt es in den wohlgepflegten Rock eines armen Mannes eingeschlossen, führte es am Morgen zur Arbeit, am Abend heim ins Bett, jeden Tag seine ruhig ironische Lektion predigend: das und das

Digitized by Google

zu erfüllen bist du da, groß oder klein, einerlei, wenn du nur deine ganze Kraft hineinlegst.

Er tat es; die Zeiten waren nicht für Schlaffheit und Gleichmütigkeit. Es war die strenge Periode der Erntelese, und ringsumher wurde die wertlose Spreu des versäumten Tagewerks von Jahrhunderten verbrannt.

Also saß er und schrieb eine Handschrift, die immer deutlicher und fehlerloser wurde, immer weniger charakteristisch; er genoß eine selbstverleugnende Befriedigung, sie so zu sehen. Er suchte mit jedem Tage mehr und mehr zu bewältigen und seine Auszüge und Zusammenfassungen immer klarer und bestimmter zu machen. Wenn die Finger vor Kälte steif wurden, und das geschah häufig genug, denn ein bedrücktes Vaterland hatte nunmehr nicht die Mittel, für seine Kinder und Diener viel zu heizen, rieb er die Hände aneinander und träumte mit erhobenem Kopf.

In einer andern, schlechteren Zeit hätte er Verse geschrieben und sich in seiner armen, stolzen Einsamkeit lauschend um sein eigenes Ich zusammengeschlossen; er hätte jede Eigentümlichkeit darin zugespitzt und gemeißelt, und aus einer halb verachteten, halb begehrten Welt ein Piedestal dafür gebaut. Nun kam ihm dies gar nicht in den Sinn, denn je mehr er von den Menschen als einzelnen, von dem, wozu sie es gebracht und was sie waren, zurückgestoßen wurde, desto mehr liebte er den Menschen, so wie er gedacht war und werden sollte. In einer nahen Zukunft sah er sie so, ohne Verbrechen, ohne Sünde, mit einfachen frischen Herzen, nichts müde an ihnen als die Hände, mit ruhigen Atemzügen ein Glück einschlürfend, über das sich ebensowenig sagen ließ, wie über reine, unverdorbene Luft. Aber über diesem Idyll, gleichsam in einem antiken Tempel, der sich auf gemauerten Stufen über Ackerfeldern und Gartenhainen erhebt, sah er die großen Vergangenen, Plutarchs Heldenschatten, mit langen und feierlichen Schritten, so wie es den Toten ziemt, zwischen den Säulen Wache halten und sich neigend die Neugekommenen grüßen, die sich würdig gezeigt, ihrem Kreise anzugehören. Da war der Ort für jene, für deren breite Brust selbst die leichteste Luft des Glücks zu schwer war, die den Nessusmantel des Leidens und der Mühen in stolzen Falten um sich geschlagen und ihn ohne ein Zittern getragen, und die kaum geruhten, einen Blick hinab auf die Seligkeit zu werfen, die sie dadurch andern geschaffen. Dorthin ging sein Sehnen.

Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt und hatte sich sein Ideal geschaffen, so gut er es verstand.

Rings um sich, ferne oder nahe, sah er Männer, die auf dem Wege zu sein glaubten, den er wandeln wollte; im Frankreich der Schreckenszeit war es um Aufopferung, um Heldenmut gut bestellt. Aber für ihn, dessen Blick an die Pose gewohnt war, die nur der heroische Tod gibt, und nicht sogleich, sondern erst in der Vergrößerung des Schattens durch die Zeiten, wollten diese Lebenden nicht groß genug zu Vorbildern werden, nicht ernst genug. Und im Gegensatz zu dem Blute in den Sagen, das den Dolch oder das Schwert niemals befleckt und besudelt, fühlte er Widerwillen gegen das, das nun rot floß, und keine Lust, seinen Strom zu vermehren, wie notwendig es auch vergossen wurde. Er harrte seiner Zeit, bis er fühlte, daß sie gekommen war, und die Schatten winken sah; und kam sie gar nicht, so war es immer besser, als auf dunklen Wegen von ihr abzuirren. Inzwischen erfüllte er seine Pflicht, gering

Digitized by Google

wie sie war, und hatte ein ruhiges Gewissen und lächelte wenig und sprach noch weniger und hielt sich sehr aufrecht mit seinen drei Namen.

Der Bürgerkrieg wälzte sich zur Stadt heran und wich wieder zurück, er überschwemmte das Land mit Schrecken und Haß und Trotz und Leiden. Jean Timoléon beobachtete alles in stoischer Ruhe mit einem Gefühl, daß vielleicht die Stunde der Prüfung nahte, und daß er dann der Mann wäre, ihr standzuhalten.

Mittlerweile arbeitete und schrieb er, so rasch die Kälte es zuließ, und aß sein trockenes Brot und bettete sein armseliges Bett am Abend, um dann bei der Kerze — seinem größten Luxus — sich mit Plutarch zur Ruhe zu lesen und ohne Träume zu schlummern, so wie es dem ziemt, der auf das Schicksal wartet.

Eines Abends ging er später heim als gewöhnlich, denn der Tag war unruhig und oft gestört gewesen. Die Armee der Vendeer hatte sich wie ein gejagtes Tier mit der Kühnheit der Verzweiflung auf Mans und den Feind gestürzt und war von ihrem Schicksal ereilt worden. Nach einem wilden, schwankenden Kampf war sie niedergeworfen und im Sonnenuntergang zerstreut und fortgewirbelt worden, ins Dunkel und in die Vernichtung, wie welkes Laub. Während der Wechselfälle des Tages waren beständig Leute auf die Mairie gelaufen, mit Jammern und Ratlosigkeit und patriotischen Vorschlägen. Goubin kam nicht viel zum Schreiben, sondern mußte sein Lächeln stoischer Zuversicht gebrauchen und sogar widerwillige Worte der Aufmunterung und Einwände. Als dann die Schlacht entschieden war, brachte er das Versäumte wieder ein, während die Stille sich um ihn breitete, so wie nach dem Sturme das Wasser in verklingendem Rauschen zu seinem Platze zurückweicht, wenn der Druck nachläßt.

Auf den Gassen war es noch nichts weniger als ruhig. Einige der Aufrührer waren dorthin geflüchtet, blind und überlegungslos, weil es da Gegenstände gab, hinter denen man sich verbergen, Schatten, in die man sich hüllen konnte. Sie wurden nun von jedwedem gejagt; Pardon ward nicht gegeben, denn dieses Wort hatten sie selbst längst aus der Sprache ausgerottet. Da erklangen Schreie und Röcheln; Büchsenschüsse zerrissen das Dunkel und die Stille und leuchteten einen flammenden Augenblick auf Mauern und Hausecken, die schwebend im Mantel der Nacht zu hängen schienen, auf bleichen Gesichtern, die Fiebererscheinungen des Schreckens glichen, und wurden, gleichsam als fehle ihnen die Wirklichkeit, zurück in das Dunkel geschleudert, wenn der Widerhall des Knalls verstummte.

Vor dem Laternenschein der Patrouillen glitzerten die Metallbestandteile der Waffen und die Knöpfe der Uniformen schwach, dahinter war alles eine undeutliche Masse wandernder Schatten, aus der das taktmäßige Getrappel und Rasseln in seltsamem Gegensatz zu dem Formlosen ertönte. Es war, als ob das Dunkel angstvoll mit sich selbst kämpfte und Leben und Gestalt suchte, als ob all die Seelen, die hinausgesandt waren, um in dem Unbekannten umherzuirren, wie ausgetriebene Bettler vor versperrten Türen verweilten und ihre machtlose Bitte, bleiben zu dürfen, murmelten. Es war, als ob die gewaltige Zeit selbst, so reich an Zerstörung und reich an Wiedergeburt, sich in Fiebertaumel und Schaffensträumen auf ihrem Lager wälzte.

Digitized by Google

In der kühlen und nebelfeuchten Luft kam von dem frostroten und dumpfigen Laub der Gärten ein Geruch von süßlicher Gärung, der in irgendeiner Weise an Blut erinnerte und das Atmen schwer machte.

Goubin ging vorsichtig in der Mitte der Straße, ängstlich, in etwas Schlüpfriges und Beschmutzendes zu treten. Er hielt den Kopf aufrecht und flüchtete in seine stoische Gedankenwelt, um nicht durch das erschreckt zu werden, was er um sich vernahm.

„Es wird schön sein, das auszuschließen," sagte er, „mit dem Buche im Bett zu liegen und es zu vergessen. Morgen ist es fort, die Sonne durchbricht bald den Nebel und leuchtet nur auf die Heldentat. Die Welt ist wieder für das Starke und Helle da, noch brennen die Ahornbäume rot, obgleich sie gelichtet sind. Alles nimmt sich dann anders aus."

Auf einem Marktplatze schloß sich ein Hund an ihn an. Er kam mit einem schwach heulenden Jammern aus dem Dunkel hervor, erschrak, lief davon und kam wieder zurück. Er schnupperte scheu nach ihm und schien sich dann in seinem dunkeln Instinkt klarzumachen, daß hier der Beschützer war, den er brauchte. Er folgte ihm dicht auf den Fersen, scheute vor einer Bewegung, lief voraus und blieb stehen, vor etwas Unbekanntem erschreckend, bis er fast über ihn gestolpert wäre. Die ganze Zeit ließ er dasselbe bittende, schwache Ächzen hören.

„Er hat den Vendeers gehört", dachte Goubin. „Vielleicht hatte er seinen Herrn fallen gesehen und war durch die Starrheit seiner Glieder erschrocken, und jetzt ist all das dahin, was sein Licht und seine Vorsehung war, und er begreift nichts, und die Dunkelheit drückt ihn."

Er kam ihm am hilfelosesten und scheuesten in all dieser Hilflosigkeit und all dem Entsetzen vor; und obgleich er ihn nicht mit einem Worte ermutigen wollte, ließ er ihn nachlaufen und war halb überzeugt, daß er nichts andres tun konnte, als sich seiner anzunehmen.

„Er wird mich stören," dachte er, „er wird mich im Lesen unterbrechen, kaum habe ich ihm auch etwas zu essen zu geben — nun, es ist ja auch noch nicht entschieden, und vielleicht läuft er von selbst seiner Wege."

Aber das tat er nicht, im Gegenteil zog er seinen magischen Kreis immer enger, um sein Mitleid zu binden.

Als Goubin zu seinem Tore kam, entnahm das Tier aus seinen verlangsamten Schritten, daß er da wohnte, und lief vor ihm hinein, als wäre der Weg ihm bekannt.

Aus einem Fenster auf der andern Seite der Straße fiel ein wenig Licht; Goubin blieb stehen, um seinen Schützling anzusehen.

Der stand still, unter heulendem Jammern, wie immer, erfreut mit dem Schwanze wedelnd; aber seine Aufmerksamkeit schien durch etwas andres hinter ihm abgelenkt. Die Torhälfte stand wie gewöhnlich ausgehängt und an die Mauer gelehnt; in dem Zwischenraum bewegte sich etwas. Goubin steckte den Kopf hinein, um zu sehen, was es war.

In dem Schmutz und der Feuchtigkeit zusammengerollt, wie eine Maus, die bis zur Ermattung gejagt worden ist und nun den Todesstreich erwartet, lag da ein menschliches Wesen zusammengekauert, ganz still, die Augen den seinen gegenüber, ganz stumm, mit zurückgehaltenem Atem, in einer letzten hilflosen Hoffnung, nicht bemerkt zu werden. Das Dunkel lichtete sich dem Blick ein wenig, und er sah, daß es ein Weib war.

Digitized by Google

Er dachte weiterzugehen und sie nicht zu beachten, sich hinauf zu seinem Buche und zu seiner Ruhe zu begeben, in dem Gefühl, daß er so ihrem Wunsche entspreche und Barmherzigkeit zeige. Aber sein Mitleid war durch die Episode mit dem Hunde wachgerufen, und das unsäglich Verzweifelte ihrer Lage wurde ihm klar. „Ein Flüchtling, natürlich," dachte er. „Früher oder später wird sie entdeckt, und dann kommt der Tod. Schon der Nacht und der Kälte wegen könnte ich sie nicht so lassen." Und überlegt flüsterte er:

„Kommen Sie und folgen Sie mir!"

Sie gehorchte ihm schweigend, kroch heran und erhob sich. Sie war jung und zart, und trotz des Halbdunkels konnte er sehen, daß ihre nasse und formlose Tracht auf bessere Lebensbedingungen deutete. Er winkte ihr, in den Schatten zu treten, und sie verschwand darin, als hätte die Nacht sie wieder verschlungen. Er wandte sich dem Hunde zu. Es war ihm sofort klar, daß er sich nicht beider annehmen konnte, denn man würde das Winseln des Tieres hören, wenn er an den Türen vorbeiging, und man konnte herauskommen, um nachzusehen.

„Geh deiner Wege," sagte er; es wurde ihm sehr schwer, das zu tun; „geh deiner Wege, es gibt Hilflosere als dich."

Und der Hund verstand, daß es mit seiner scheuen Hoffnung aus war, und entwich mit demselben leisen Jammern.

Goubin wandte sich der andern zu.

„Kommen Sie, Mademoiselle," sagte er, „folgen Sie mir sehr leise!" Und die Nacht gab sie zurück, und sie folgte ihm wie ein Schatten.

Er hieß sie bei der Türe warten, während er sich wieder die Treppe hinabschlich, um wie gewöhnlich seine angezündete Kerze bei einer Handwerkerfamilie im Erdgeschoß zu holen. Er hörte den Hund noch; jetzt heulte er mit all der fassungslosen Verzweiflung, die in diesem Laute liegen kann, und aus der Ferne antworteten ihm zwischen den Büchsenschüssen andre. Goubin schauderte in der Empfindung, daß all dies Entsetzen und Grauen ihn jetzt ganz anders anging als zuvor, aber ohne seine Gedanken zu einem Begriff dessen, was er getan, zu sammeln.

„Eine unheimliche Nacht, Citoyen," sagte die Handwerkersfrau, während sie den Docht putzte. „Doch ganz schön für die, die die Sache jetzt nicht mehr angeht. Jetzt erst kann man sich seines Lebens sicher fühlen, und braucht nur seine Türe zu schließen, Citoyen."

„Nur das, Citoyenne." Und er nahm seinen Leuchter und ging, noch immer unfähig zu denken.

Er schloß vorsichtig die Türe auf und ließ seinen Gast ein. Sie wandte sich noch instinktiv vor dem Scheine ab, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, und stellte sich ebenso, als sie über die Schwelle gekommen war. Er stellte das Licht auf den Tisch und ging auf und ab in dem kleinen Gemach, in dem Versuche, sich zur Einsicht in seine Lage zu sammeln.

Die war sehr ernst, denn er hatte nichts Geringeres als Verräterei begangen und sein Leben aufs Spiel gesetzt, dadurch, daß er so handelte, wie er gehandelt hatte. Das Leben an und für sich, das machte nicht soviel, er hatte sich gewöhnt, es als einen Brennstoff zu betrachten, den man bereit ist, ins Feuer zu werfen, wenn es verlangt wird. Dazu war es da, so hatten die Großen es gemacht, von denen er las und mit

Digitized by Google

denen er umging. Aber es fortzuschleudern wie ein wertloses Ding, hinaus in Dunkelheit und Schmach, ohne daß es einen Augenblick in Glanz aufflammen durfte, es für eine verachtete Sache zu opfern, die er selbst haßte, — sich in das hineinzufinden, war nicht so leicht. Wer war sie, der dunkle Schatten dort, der plötzlich sein Dasein mit Drohung erfüllt hatte? Eine der tausend Furien der Vendeer, die ihnen in wildem Übermut gefolgt waren und ihre Grausamkeit angefeuert hatten, eine die unter andern Verhältnissen sein Lebenslicht ebenso sorglos verlöschen gesehen hätte, als wäre er ein unter Pferdehufen niedergetretenes Kriechtier.

Er fühlte ihren Blick auf sich ruhen, wahrscheinlich ebenso hilflos und flehend, wie er eben unter dem Tore gewesen sein mußte, wo das Dunkel ihn verbarg. Der Blick einer gejagten Maus, eines gehetzten und verwundeten Tiers, ein Blick, in dem all die Hilflosigkeit, die Furcht und der Jammer lag, der den Menschen niedrig macht unter dem Niedrigen. Sein eigner brannte zürnend, als er ihn zu ihr erhob.

Mein Gott, wie war sie jung, und welche seltsamen Augen!

All das, was er erwartet hatte, lag in ihnen, aber so unbeschreiblich anders und mit so unbeschreiblich vielem andern gemischt.

Hilflosigkeit, ja gewiß, sonst würden sie ja gelogen haben, und dazu waren sie außerstande — Jammer, aber ein Jammer, der niemals einen Laut über die Lippen bringen würde, und nicht nur Jammer um sie, sondern um alles, was versunken und dahin war — Furcht, aber nicht gerade vor dem Tode, und mit Scham, Stolz, tausend feinen und zarten Dingen verwoben. Mit einem Male begriff er, was dieses Mädchen fühlen mußte, einsam da des Nachts, dem Gutdünken eines Fremden preisgegeben. Dies gab ihm unmittelbar eine eigentümliche Freude und ein Machtgefühl, ein plötzliches Aufblitzen, welche Möglichkeiten diese dürftigen Wände bargen, aber gleich darauf erwachte Scham und Mitleid und Angst vor dem, was sein Blick verraten haben konnte.

„Mademoiselle," sagte er mit einer Stimme, die ehrfurchtsvoll sein wollte, aber unter diesen strittigen Gefühlen bloß gezwungen wurde, „Sie sind geflohen?"

Sie schien es als einen Hohn aufzufassen. Ihre Augen blitzten zornig auf, und die Wimpern senkten sich über sie, wie um ein paar Tränen zu verbergen. Aber sie sah gleich wieder auf, zu stolz, um etwas zu verhehlen, zu stolz, um das zu verschweigen, was offenkundig war.

„Wie all die andern", antwortete sie kurz. Und gleich darauf, um sofort den Becher der Demütigung zu leeren und die Aufrichtigkeit auf die Spitze zu treiben: „Als ich dort unter dem Tor lag, hätte ich um mein Leben betteln können."

Das bedeutete auch, und Goubin verstand es: „Jetzt, jetzt bettle ich nicht." Aber worauf er vor allem achtete, war der Klang ihrer Stimme. Die war eigentümlich kindlich trotz ihrer Tiefe, sie machte den Eindruck, daß sie niemals etwas andres als die Wahrheit hatte sagen können, daß sie sonst gesprungen und verwandelt worden wäre wie eine Glocke, die von ihrem hohen Thron hinabgeschleudert wird und niemals ihren Ton wiederbekommt.

Das Gesicht entsprach ganz der Stimme, ein recht seltener Fall. Die großen Augen sahen vielleicht nicht so viel oder rasch, aber stets geradeaus; sie leuchteten noch klarer gleichsam gegen einen Hintergrund dunkeln

Digitized by Google

Ernsts, der zurückgedrängt wurde. Die ziemlich hohe Stirne war glatt und schön gewölbt, wie es zu ruhigen Gedanken und traumlosem Schlummer paßt. Der Mund, zu kindlich, um fest zu sein, zeigte eine Wehmut, die die Form von mädchenhaft leichter Hochmütigkeit annahm, um unwillkommene Bewunderung zurückzuweisen. Der Mund allein ließ einen denken, daß ihr Leben vielleicht wie das andrer gewesen sein könnte.

All das war nun bleich und müde, die hohe Bindhaube war zerdrückt, das Kleid befleckt und schwer von Feuchtigkeit. Wie sie da stand, schien sie ein Porträt zu sein, auf dem die Zeit alles Unwesentliche gelöscht, ohne doch das Herz zu haben, anders als mit leicht bleichendem Atemhauch an die Schönheit der Züge zu rühren.

Goubins Stimme brachte all die Ehrfurcht zum Ausdruck, die er hineinzulegen wünschte.

„Mademoiselle," sagte er, „ich fragte nur, um meine Vermutung zu bestätigen. Ich bin beinahe ein Fremdling hier und weiß nicht, wohin ich Sie in Sicherheit bringen soll, ob es überhaupt einen sicheren Ort gibt. Das hier ist alles, was ich Ihnen bieten kann, und Sie müssen es mit mir teilen. Wenn ich fortginge, würde das Argwohn erregen, verstehen Sie; alles muß seinen gewohnten Gang weitergehen. Das Bett gehört Ihnen, ich selbst schlafe auf dem Stuhle hier."

Sie folgte rasch seinen Worten und sah sogleich ein, daß sie nicht zu widerlegen waren. Sie nickte zustimmend ohne einen Laut, aber in dem Blick, der dem seinen begegnete, lagen all ihre Gedanken kindlich offenbar. Da war Dankbarkeit, die nicht wußte, wie weit sie gehen durfte, und ob es Freund oder Feind war, dem sie begegnete, da war scheue Entschuldigung für die Opfer, die sie auferlegte, da war fragende Unruhe: Wer bist du, was hast du für eine Seele, verstehst du meine Sprache? Da war schließlich Müdigkeit und Trauer und Sehnsucht nach der Einsamkeit des Dunkels.

Goubin beantwortete sogleich ihre stummen Fragen.

„Ich gehöre nicht zu den Ihren, Mademoiselle. Ihre Sache habe ich gehaßt." Das rief keine Veränderung in ihrem Ausdruck hervor, der ebenso fragend blieb. Eher kam jetzt mehr stolze Ruhe in ihren Blick, der sich von ihm abwandte und rings um das Zimmer wanderte.

„Ich bin recht arm, Mademoiselle," — früher als jetzt, wo er sie da sah, hatte er nie daran gedacht, wie gering er es hatte, und er errötete darüber — „recht arm, und kann Ihnen nicht viel bieten. Sie müssen hungrig sein, ich habe nur Milch und Brot."

Sie lehnte mit einem Kopfschütteln ab und setzte sich auf das Bett. Sie schien ihm damit zeigen zu wollen, daß sie seine Gastfreundschaft so nahm, wie sie war, einfach, ohne daß es zu einer Fortsetzung verpflichtete, ohne Anforderungen an Mitleid, mit dem Dank und dem Vertrauen, das zwischen Ebenbürtigen am Platz war. Sie sah sehr müde aus, wie sie da saß.

Das Bett war ärmlich und hart, mit geflickter Decke, der Ziegelboden sehr kalt, nackt und häßlich, die Wände fleckig vor Feuchtigkeit. Der hohe, schmale Wäscheschrank zeigte mit seinen klaffenden Laden, wie leer es in den meisten war. Der Schreibtisch stand hinkend und frierend auf seinen dünnen Beinen. Goubin sah sich mit einem eigentümlichen Interesse um und dachte: „Ich bin hier recht glücklich gewesen. Jetzt

Digitized by Google

kann ich es jederzeit verlieren." Und er sehnte sich nach seinem Buch und seiner Einsamkeit. In dem Winkel der Wand gegen das gebrochene Dach sah er seinen Schatten auch gebrochen, gerade am Halse geknickt. Er hatte früher nie darauf geachtet, jetzt starrte er verwundert darauf. „Gerade das," dachte er, „gerade das erwartet uns vielleicht beide."

„Mademoiselle", sagte er ruhig. „Ich lösche jetzt das Licht aus. Ich wünsche Ihnen, daß Sie gut schlafen. Denn Sie haben es nötig." Und er blies die Kerze aus.

„Gute Nacht, Monsieur!" Ihre Stimme klang doppelt kindlich in der Dunkelheit und hallte noch lange in seinen Ohren nach. Er schlug den Mantel um sich und streckte sich in seinem Ruhesessel aus; es war ihm unmöglich, seine Gedanken zu sammeln.

Er hörte ihr feuchtes Kleid rauschen, als sie es ablegte und war froh über ihr Vertrauen. Er hörte sie auf die Knie sinken und zu Göttern beten, die nicht die seinen waren. Wie seltsam! Gestern wußten sie nichts voneinander, und ihre Gedanken würden, falls sie sich unter den Sternen begegnet wären, aneinander vorbeigezogen sein wie stumme Vögel, ohne eine Ahnung voneinander, jedes auf seiner Straße. Nun hielt das Dunkel sie in derselben Umarmung gefangen, vielleicht harrte ihrer dasselbe Schicksal, und sie waren sich doch ebenso fremd. Er hörte, wie sie sich im Bette streckte, und ahnte ihre Schauer der Kälte und Unsicherheit dabei, hörte sie sich leise umdrehen und dann mit ruhigen Atemzügen in den Schlummer hinübergleiten.

Selbst konnte er keine Ruhe finden, es war ihm, als läge er da und horchte auf das Schicksal, und er sehnte sich wieder nach seiner verschwundenen, armen, sorglosen Welt und strebte vergebens, sie mit diesem Seltsamen und Wunderlichen zusammenzustimmen.

Der Hund bellte lange draußen. Schließlich hörte das Gebell in einem Schrei und einem Stimmengewirr auf und verstummte.

In der Kälte versank er in einen Halbschlummer, und alles verschwand für ihn.

Er erwachte mehrere Male, lauschte verwundert den Atemzügen und schlummerte wieder ein. Als es beinahe licht war, stand er auf und machte sich leise fertig.

Sie schlief ruhig, sie sah noch sehr müde aus, grau und bleich in dem Grauen und Bleichen, in Ruhe weich zusammengeschlossen, wie eine erfrorene und welkende Blumenknospe. Jetzt, wo die Augen nicht zu sehen waren, dünkte sie ihn fremder denn je — was hatte sie mit all dem Seinen zu schaffen? Wie ein gehetzter und ermatteter Vogel, durch ein offenes Fenster hereinverirrt, war sie hergekommen und hatte bei ihm Schutz gefunden. Konnte man sie nicht wieder hinausflattern lassen? Hieß es nicht nur, die Scheibe öffnen und den Zufall walten lassen wie in tausend andern Fällen? Für ihn war sie die Gefahr, ungerufen, unvernünftig, war sie der Tod selbst. Und der Tod nicht als der befreiende Genius der Sagen, an den er sich gewöhnt und den er liebgewonnen, sondern der Tod als das krönende Absurde mit Schmach und Unehre nach sich. Hatte er dafür sein Leben gestaltet, nicht ohne Kampf, mit der reinsten Absicht, dafür sein Gewand fleckenlos und stolz bewahrt und seinen Willen stark? Nicht vor der Gefahr scheute er zurück, sondern

Digitized by Google

vor der Verräterei gegen all das Ungeborene, das sich in ihm nach Sein und Tat sehnte. Sollte er selbst der Verräter werden, selbst sein eigener Judas?

Aber er hatte große Angst, sie aus dem Schlummer zu wecken, den sie so nötig brauchte.

Behutsam stellte er das, was er an Speise und Trank hatte, auf den Tisch und schrieb auf einen Zettel daneben: „Verhalten Sie sich ganz still, bis ich heimkomme."

Und noch immer mit einer Unentschlossenheit, die ihn quälte, schlich er sich sehr sachte hinaus und erbebte bei dem Rasseln des Schlüssels im Schlosse.

Unten auf der Straße sah er den Hund wieder. Der hatte eine große Wunde erhalten, wahrscheinlich von irgendeinem ungeduldigen Patrioten, der sich über sein Heulen um so mehr geärgert hatte, als er sich wohl denken konnte, wo er hingehörte. Nun lag er in seiner Blutlache, an eine Mauer gedrückt, und sah jeden an, der vorbeiging. Er lag ganz stumm in der zugleich so würdigen und so demutsvollen Stille der Tiere vor dem Tode. Die braunen Augen, die so dunkel gewesen waren und so wenig gesehen und verstanden hatten, kaum mehr als eine ungewisse Furcht vor dem einen und ein ungewisses Tasten zu einem andern hin, waren nun wunderbar klar und seelenvoll. Sie fürchteten nichts und hofften nichts, sie baten bloß mit unterwürfiger Klage: du Schatten, der du so scharf an meinem Blick vorübergleitest, wie ich es nie zuvor gesehen, hilf mir aus der Welt der Schatten, in die ich nicht mehr gehöre, hilf mir aus den Qualen, du, der es kann!

Goubin ging auf ihn zu, und während der Kopf des Tieres vertrauensvoll in seine Hand sank, brachte er eine Pistole an seine Schläfe und gab ihm den Gnadenschuß. Er bereute bitter, daß er am vorhergehenden Abend seine Zuversicht getäuscht hatte, und erbebte bei seinem Todeszucken, aber Reue und Zittern und alle seine widerstreitenden Gedanken von eben erst lösten sich in einem ruhigen, tiefen Mitleid mit allem, was lebte, all dem Unruhigen, das die Ruhe fürchtete.

Und mit seinen gewöhnlichen hurtigen und sicheren Schritten, den Schritten eines Mannes, der Zukunft Zukunft sein läßt und sich auf dem festen Boden der Gegenwart aufrecht hält, ging er an seine Arbeit und versah sie wie gewöhnlich, mit kürzeren Träumereien als sonst.

Als er heimkam, saß die Fremde regungslos auf seinem Stuhl und begegnete dem Lichtschein mit Augen, die sich nur langsam aus den Schatten lösten, in die sie gestarrt hatten.

„Sind Sie vor den Schritten erschrocken, Mademoiselle? Sie konnten ja nicht wissen, daß ich es war," fügte er auf ihre stumme Frage hinzu.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß ja auch von Ihnen nichts", sagte sie. „Sie sind durch nichts gebunden."

Es fiel ihm nicht ein, auf ihre Andeutung zu antworten, ihr Ton befriedigte ihn. So war also nicht die Rede von Dank, über den er errötet wäre, keine störende Weichheit in alledem. Er hatte sie gerettet, wie er mußte; sie hatte es angenommen, wie sie mußte; ob es nun glückte oder nicht, damit war die Sache zu Ende. Sie hatte ihre Welt und er die seine; eine Mauer war dazwischen, und so wollte er es.

Digitized by Google

„Hat Sie nichts gestört, Mademoiselle?“

„Gar nichts. Ich habe hier gesessen. Der Tag wurde Dämmerung, und die Dämmerung wurde Finsternis, ich habe beinahe nicht gedacht. Da ist nichts mehr zu denken.“

„Oder doch?“ Ihr Blick flammte und stieg plötzlich himmelan wie ein beflügeltes Wesen, das die Dunkelheit von sich abschüttelt — „oder doch? Sie werden es mir sagen, mein Herr? Unsre Sache, meine Sache?“

„Mit der ist es wohl seit gestern aus. Nur noch der Todeskampf.“

Es tat ihm fast weh, es zu sagen.

Ihr Gesicht wurde wieder ruhig.

„Wie ich sagte, nichts zu denken. Der Todeskampf, das ist Sache der Nerven, Sache des Bluts, nichts weiter. Aber die Welt ist gar leer ohne Gedanken, und man friert darin.“ — Und sie schüttelte sich leicht und ging im Zimmer auf und ab.

Er hatte für sie beide Essen mitgebracht und stellte es auf den Tisch. Er bot ihr an, und sie nahm spärlich teil daran. Auch Goubin aß wenig; es dünkte ihn bloß wie ein seltsames Spiel, so zu sitzen.

Plötzlich sah sie ihn an und errötete wie jemand, der seine Pflicht vergessen hat.

„Sie haben vielleicht ein Recht zu erfahren, wer ich bin, mein Herr, und meine Geschichte zu kennen. Da Sie vielleicht für mich sterben werden, meine ich, falls Sie sich nicht eines Besseren besinnen. Man soll immer wissen, wofür man stirbt.“

Die Kindlichkeit ihrer Stimme war eigentümlicher denn je bei diesen Worten. „Sterben“ und „stirbt“, das klang, wie wenn eine Quelle plötzlich mit ihrem hellen Rieseln innegehalten und das Schweigen der Grotte dahinter sich tief und dunkel über sie gesenkt hätte. Eine bitter spielende Ironie auch in diesen letzten Worten, die vielleicht mehr sagten als sie meinten.

„Nur den Namen, Mademoiselle!“ Das andre war leicht zu erraten. Die Kindheit in einem alten Schlosse mit den Baumkronen des Parks, wie dichte, stille Wolken unter dem Blicke, mit dem Gutenachtgruß der Sonne im Westen, ruhig ebenbürtigen, ruhigen und stolzen Seelen entgegenleuchtend. Die Messe in der Schloßkapelle mit dem Jubel des Glockengeläutes über dem Altar, wenn das Wunder sich erfüllte und Gott selbst herniederstieg, verehrt und angebetet, aber doch irgendwie auf Appell erscheinend, sowie alles andre in einem erhabenen und wohlgeordneten Dasein. Die Welt unterhalb und außerhalb unbekannt und gleichgültig. Dann die Unruhe über dem Ganzen, in seltsamen Jahren anwachsend mit ihrem Murren, die Drohung gleich dem Schrei kreisender Habichte im Herbste, unerklärliche Botschaften mit der Post, das Rasseln der Wetterfahnen in schlaflosen Nächten der Überlegung, langes Zögern und rascher Entschluß. Dann der Krieg, der Kreuzzug gegen das, was der Vorsehung wie den Gesetzen der Natur trotzen wollte, alle Männer im Sattel, alle Frauen harrend, emporgehoben und berauscht von dem Sausen des Windes durch die Stille und den Gerüchten der ersten Triumphe. Unmöglich, es in der Stille auszuhalten. Fort, dorthin, wo die Hörner klangen und die Jagd dahinzog, hinaus, um zu helfen, wenn nicht mit den Händen, so doch mit den flammenden, befeuernden Wünschen der Seele. Und der Mütter Segnungen, und der Priester geweihte Fahnen, und des

Digitized by Google

Rittes und des Abenteuers Freude, und dann das Unglück und die Niederlage . . .

Eine Welt enger und ungestümer Gedanken, die nicht der Gegenwart angehörten, eine Gespensterwelt, so als wären die Porträts der Familiengalerien ohne andern Inhalt als den Stolz, der die Pose aufrecht hielt, aus den Rahmen herabgestiegen und ausgezogen, um in schweren Träumen die Seelen zu erdrosseln, die nach Leben strebten.

Er wollte nichts von dem hören, mit dieser frischen Stimme Ton. — „Nur den Namen, Mademoiselle."

„Wie Sie wollen." — Sie schien seine Abneigung zu verstehen. — „Charlotte de . . ."

„Es ist genug, Mademoiselle Charlotte. Ich heiße Jean Timoléon Goubin. Und da wir nichts zu sprechen haben und es noch so früh ist, wollen Sie vielleicht so wie ich lesen? Ich habe ein paar Bücher da."

„Danke, Monsieur Jean, nicht jetzt; es wären nur Worte für mich. Auch um zu lesen muß man Boden unter den Füßen haben. Meiner ist fort. Nein, das ist gar nicht traurig," fügte sie nach seinem Blick hinzu, „man schwebt so frei umher. Man fühlt sich schon als ein Teil des Windes und des Dunkels."

Dann blickte sie hinaus, wie sie da saß, die dunkeln Augen geweitet, die Energie der zarten Gestalt in sich selbst zusammengeschlossen. Hie und da blinzelte sie, wie um eine Erinnerung zu verscheuchen, die deutlich werden wollte, eine Unruhe um irgendeinen teuren Menschen, und die Spiegelung des Lichtes in ihrem Blick fiel wie erlöschende Funken. Ein Teil des Windes und des Dunkels? Eher ein Teil der unbekannten Kraft, die die Seelen der Menschen zu Begeisterung und Heimweh nach dem Großen emporhebt und sie allein mit reiner Freude erfüllt, dazusein — verirrt hier und unschlüssig, nachdem sie die wertlosen Dinge von sich geworfen, mit denen sie gespielt.

Goubin sah oft über das Buch nach ihr, sie dünkte ihn gar nicht mehr fremd, obgleich er nichts über sie hatte wissen wollen; sie war wie eine Erinnerung an seine besten Augenblicke einsamer Träume. Sie machte ihm auch einen Eindruck von Zugvögeln, in Sturm und Nacht dahingetragen, von dem Sang, der stumm im Wirbel und im Brausen wartet. Wird er zu Boden sinken und erstickt werden, oder einmal in der Einsamkeit von Licht und Luft hinansteigen? Gleichviel, ungewiß so wie jetzt war es ihm am liebsten, und er war es zufrieden, sein Schicksal an das ihre gebunden zu fühlen, für eine Zeit oder für immer.

Sein Buch sank herab und sie merkte es.

„Ja, Sie haben recht", sagte sie und stand auf. „Am besten, zu ruhen. Es ist schön zu schlafen und vielleicht das Klügste, sich daran zu gewöhnen."

Goubin löschte das Licht und ergriff von seinem Ruhesessel Besitz. Es wurde ihm noch schwerer einzuschlafen, als in der vorigen Nacht. Er fror, die Gedanken flogen hin und her und mußten eingefangen werden, der Schlummer, als er kam, war kurz und von Träumen gejagt. Die Fremde sank auf die Knie, wie gestern, und betete zu ihren Göttern für die verlorene Sache, die sie nicht einmal vor sich selbst mehr anerkennen wollte, lag dann lange stumm und regungslos in der Dunkelheit und schlief endlich ruhig mit leichten Atemzügen. Wahrscheinlich hielt sie den Mund ein

Digitized by Google

klein wenig geöffnet, dachte Goubin und stellte sich vor, wie kindlich er da sein mußte, wenn die wehmütige und abweisende Miene fort war.

So verging eine Woche oder mehr, und Goubin begann sich an sein neues Leben zu gewöhnen, wie wunderlich es auch war.

Er verrichtete seine Arbeit wie gewöhnlich und aß seine Mahlzeit außer Hause wie gewöhnlich, um nicht durch irgendeine Veränderung in Zeiten und Lebensweise Verdacht zu erregen; er ging seine abgemessenen und sicheren Schritte und hielt sich kerzengerade und unzugänglich. Aber er hatte mehr und mehr das Gefühl, daß er im Schlaf wandelte, auf gefährlichen Pfaden, wo ein unerwarteter Ruf genug war, um ihn aufzuschrecken, ihn den festen Fuß verlieren und in Vernichtung hinabstürzen zu lassen. Sein Wesen kam ihm wie geteilt vor, wie ein Himmelskörper, der nur eine Hälfte den Blicken der Menschen zeigt; die andre, den Geheimnissen der Sterne und des Weltenraumes zugewandt, kannte sich selbst nicht, lag außerhalb des Bereichs von Sprache und Worten, von der Sonne und dem Wechsel des Lebens, lag und leuchtete mit einem seltsamen Schein dem Tode und dem, was hinter dem Tode ist, zu. Da war der Platz der Fremden, ihrer, die nur für ihn da war.

Er hatte niemals geliebt und fühlte auch jetzt keine Liebe, wenn man damit Unruhe und Sehnsucht meint. Sein Blut strömte im gewohnten Takt vom und zum Herzen, seine Augen blickten ebenso klar und ruhig wie nur je.

In seiner Phantasiewelt hatten Frauen wenig zu tun gehabt; kaum aus den Hüllen der Worte gelöst, waren sie während des Lesens in weißen, starren Gewändern als Porcia, Katos Tochter oder die Mutter der Gracchen vorbeigeglitten, ruhige Wesen, deren ganze Seele in einer stolzen Replik gegeben ward, und die sich im zweiten Plan hinter der Haupthandlung opferten. Oder auch waren sie unbedeutende Geschöpfe gewesen, die nur da waren, um das Gewebe des Schicksals dunkler und bunter zu knüpfen, den Abfall von der Idee, die Schwäche und Unvernunft verkörpernd, bloße Schatten, die, ohne daß er wirklich faßte warum, es vermocht hatten, den Blick der Männer zu trüben. Im Leben um ihn hatten sie ihn kaum überhaupt beschäftigt. Halb mit Scheu und Geringschätzung, halb mit Mitleid hatte er auf sie als auf Dinge herabgesehen, die ein Dasein wunderlich komplizierten, das sonst für den Gang der Pflicht so eben lag.

Es war auch nicht so sehr der Gedanke, daß sie ein Weib war, der die Fremde eine Rolle in seinem Leben spielen ließ, schon ihre Hilflosigkeit war da ein Schutz. Aber die Gefahr, der sie Gestalt gab, bekam dadurch eine dunklere Tiefe. Das Fremde in ihr wurde noch unbekannter und lockender für die Ahnung, sie wurde doppelt seltsam, in seine Welt geschleudert wie eine stete Überraschung.

Am Morgen vermied er es, sie anzusehen, aber er merkte, daß sie bloß vorgab zu schlafen, und fand, daß er sich den ganzen Tag nach ihrem Blicke sehnte. Wenn er des Abends heimkam, bebte die Hand auf dem Türgriff, und er mußte erst ihre kindliche Stimme hören, um seine eigne Ruhe wiederzubekommen. Sie hatte ihr Kleid gewaschen und ausgebessert, ihr Gesicht war ausgeruht und frisch, und er merkte, daß sie mit jedem Tage schöner wurde. Selbst war er ermattet von Kälte

Digitized by Google

und Mangel an Schlaf und schrieb dem einen großen Teil der Schuld an seinem eigentümlichen Gemütszustand zu, er fing sogar an, eine Krankheit zu befürchten, wenn dies länger andauerte.

Des Abends beim Lichte hatte er angefangen, laut zu lesen, um sich mit seinen Gedanken an das Buch zu halten und wieder in den Raum zu fliehen, der ihm früher Ruhe gegeben, um ihr dort ruhig unter dem Ruhigen und Großen zu begegnen und nicht beunruhigend und rätselvoll wie sonst. Er wählte seinen lieben Plutarch, und sie lauschte gern und wißbegierig, es interessierte sie, mehr von diesen vergangenen Größen zu hören, deren bloßer Name sie früher mit Bewunderung erfüllt und ihr in den Ohren geklungen hatte wie Glockenton, den der Wind bringt, man weiß nicht woher. Sie hatte oft ihre Lehrer nach ihnen gefragt, stille Abbés mit Augen, die sich gewöhnt hatten, rasch und respektvoll an allem Höherstehenden vorbeizugleiten; und sie hatten ihr geantwortet mit einer Verbeugung im Tone, ebensosehr vor ihr wie vor verblaßten Schulerinnerungen und dem veränderten Lauf der Weltordnung: Miltiades, Mademoiselle — oder: Dion, Mademoiselle, ein vor langer Zeit dahingegangener Mann, ausgezeichnet durch heidnische Tugenden, der uns nicht unmittelbar interessiert, Mademoiselle. Und so hatte sie begriffen, daß selbst, wenn sie mehr hätten sagen können, es kaum der Mühe wert gewesen wäre, ihnen zuzuhören.

Nun ward sie ihr aufgetan, diese Welt, genügend nahe, um Eindrücke neuen, erstaunlichen Lebens zu geben, aber doch genügend ferne, um einen Überblick zu gestatten und in den Ton der Erzählung den phantasieberückenden Klang von „Es war einmal“ zu bringen. Und sie ward ganz darin gefangen, und all ihre Gedanken trieben, als die schwebenden Wesen ohne Stützpunkt, die sie waren, dieser Welt mit ihrem ersterbenden Glanze zu, wie dunkle Vögel so rasch der Abendröte nachfliegen, daß es aussieht, als könnten sie ihr folgen. Ihre Gestalt war eitel harrende Energie wie früher, aber der Blick spiegelte jetzt die Ruhe von weiten, gesammelten Wolken.

Aber Goubin las nicht gut; wie die meisten, die ihre eignen Werke barsch behandeln wie achtlose Diener, wurde er auch nie mit denen andrer nahe vertraut. Es kam auch in seine Stimme etwas von dem Zurückhaltenden und Selbstzügelnden, das sein Leben auszeichnete; die Schrift wurde nichts anderes als schwarz und weiß. Er hörte es selbst und stammelte vor Ungeduld, wenn er begriff, daß sie auch dasselbe fühlte.

„Sie müssen müde sein, Monsieur Jean, lassen Sie mich Ihnen vorlesen!“ Und sie nahm das Buch und las, und nun wurde auch für ihn all das neu, was er doch so gut wiedererkannte, daß jede Episode der andern mit der Gewißheit des Erinnerten folgte. Wie er da saß und auf sie starrte, zerfloß das Licht vor seinen Augen in einem goldenen Dunst, der sie trug, und hinter ihr die Bilder der Phantasie, alles ferne und nahe wie die Ereignisse des Tages, wenn man müde ist und glaubt, sie schon in einem Traum oder in einem vorhergehenden Dasein erlebt zu haben, und grübelt, was sie bedeuten, und es schon weiß tief in seinem Innersten, wohin Worte nicht dringen.

Ihrer Stimme kindlicher Silberklang wuchs und schwoll, ihre Seele, zum Handeln geschaffen wie der Sturm zum Fliegen, brauste hinein in die stumme Welt der Schatten, gab ihnen Blut zu trinken, brachte sie wieder

Digitized by Google

dazu, in Lebenssehnsucht zu erbeben, und trug ihre Worte mit der Leidenschaft und der stolzen Ruhe zurück, die sie das erstemal besessen hatten, als sie gleich Pfeilen bebten, die sich in das Ziel bohren.

Hie und da hielten sie im Lesen inne und horchten irgendeinem unbekannten Laute. Die Gefahr war ihnen nahe die ganze Zeit, und sie fühlten ihre zurückgehaltenen Atemzüge. Es brauchte bloß jemand an die Tür zu kommen und die fremde Stimme zu hören, so war der Verdacht schon geweckt. Eine Weile später würden dann Kolbenschläge an die Ziegelsteine rasseln und barsche Stimmen ihr: Im Namen des Gesetzes! rufen, und die Tür würde aufspringen und der Tod finster auf der Schwelle stehen. Sie fürchteten sich nicht davor, sie ersehnten es beinahe, und der Augenblick mit allem was er barg, wurde nur noch teurer durch diese Ungewißheit. Ohne auf die Entscheidung zu warten, wandten sie sich wieder ihren Sagen zu und setzten die Lektüre fort, und das Licht, das flackernd vor dem Fensterzuge nach innen zuckte, zeigte allein in der engen armseligen Kammer irgendwelche Unruhe. Die Gefahr trug sie in ihren Armen nur noch tiefer hinein in die Welt der Gefahren.

Aber niemand kam, und Abend für Abend drangen sie weiter vor. Am liebsten verweilten sie bei den letzten Zeiten, wo die Sonne des Glückes beinahe von Hellas gewichen war und noch zärtlicher liebkoste, so wie das Licht es des Abends zu tun pflegt zwischen langen Schatten in einer Luft, die kalt geworden ist — bei Philopoimen, Agis oder Kleomenes. So, mit dem Untergange unmittelbar daneben, liebten sie ihre Helden am meisten, und sie fühlten auch, daß so ihre Sehnsucht nach einem Vergangenen und Verlorenen der Erhörung am nächsten kam.

Wenn Philopoimen, gefolgt von seiner Jünglingsschar in Purpurgewändern unter den Mänteln, aufs Theater trat, gerade als der Sänger sang: „Für Griechenland binde ich der Freiheit Ruhmeskranz“, und die Luft vor Händeklatschen, Schluchzen und Jubel zitterte, und es von den Bankreihen weiß flatterte wie von einem Vogelschwarm, der die Schwingen hebt, bis hinauf, dort, wo des Himmels Blau hinter der obersten Reihe anfing, da schwoll ihre Brust im Takte mit all diesen längst gebrochenen Herzen, in derselben Illusion und derselben wehmütigen Gewißheit, daß es nur eine Illusion war.

Wenn Agis durch das Land zog mit seiner jungen, stummen Kriegerschar, das Haar lang über die Schultern wallend, die Hände fest um die Waffen, das Auge hell in Opferfreude, die Lippen hart um das Lächeln geschlossen, alles so still wie eine Geistererscheinung, so feierlich wie eine Figurenreihe auf einer Urne mit der Asche toter Männer, die die Geschichte gedankenvoll vor unsern gesenkten Blicken, rings, rings im Kreise dreht, da saßen sie in einem Schmerz versteinert, der in seiner Erhabenheit einer Art von Glück nahe kam.

Und in der letzten flammenden Vision von Kleomenes' flammendem Zerstörungszug durch den Tyrannenhof, von seinem toten Körper, in der Löwenhaut ans Kreuz geschlagen, das gesenkte Haupt noch lächelnd und erschreckend in seinem Trotz, sahen sie den Sieg in der Niederlage, und ihr Denken war den Launen und dem Wechsel der Zeit entrissen, im Triumph erhoben über den Kampf mit dem Stoffe, und sie neideten ihm sein Ende.

Wie sie da in ihrem dürftigen Zimmer saßen, leicht schauernd vor

Digitized by Google

Kälte, in ihrer seltsamen Einsamkeit, mit der Gefahr um sich, träumten sie jedes stumm für sich, sie von ihrer verlorenen Sache, die in den Staub getreten war und nun so niedrig und dürftig schien, aber doch vom ganzen Feuer der Herzen durchglüht, er von der seinen, die zögernd innehielt, voll Angst, ihr Gewand in der wirklichen Welt zu beflecken. Das fremde Mädchen war ihm nun wohlbekannter als irgend etwas andres. Sie war fast in all seinen Träumen, das einzige Wirkliche in all dem Wechselnden. Sie war der Ruhm, in unruhiger Rast harrend, tiefäugig und klaräugig, vor sich hinstarrend, sich selbst vergessend. Und das Licht brannte im Leuchter herab und zuckte, als wollte die Flamme entfliehen, hinaus ins Dunkel zu dem Ungewissen, wo alle Laute verstummten und hinabsanken, wo alles wartete wie sie — und man entzündete stumm ein neues und dachte weiter.

Eines Abends, als sein Kopf vor Müdigkeit schwindelte und er die Worte nur noch als wunderlichen Widerhall auffangen konnte, kam er mit dem Wunsche, den er bis dahin unterdrückt hatte.

„Mademoiselle Charlotte, ich fürchte, so geht es nicht weiter. Ich habe vor Kälte nicht schlafen können. Wenn ich krank werde, gibt es keine Möglichkeit, unser Geheimnis zu bewahren. Wollen Sie mir Platz im Bette neben Ihnen gönnen?“

Sie sah ihn mit ihrem geraden Blick an und überdachte rasch seine Worte. „Natürlich,“ sagte sie, „warum haben Sie es nicht schon früher gesagt? Es tut mir leid, daß Sie gefroren haben.“

Ihr Vertrauen kam so einfach, wie ein Kind die Hand darreicht, nachdem die erste Schüchternheit überwunden ist. Goubin war froh darüber, und obgleich er es nicht erwartet hatte, kam es ihm jetzt so natürlich und selbstverständlich vor, daß er sich seines früheren Zögerns schämte. Und als das Licht gelöscht war und er an ihrer Seite lag, schlummerte er sehr rasch ein, in einem herrlichen Gefühl der Müdigkeit und Ruhe, das er sich nicht erinnerte, seit seiner Kindheit empfunden zu haben, wo der Tag noch länger und die Nacht tiefer und weicher war als nachher.

Aber gegen Morgen träumte er.

Alles war entdeckt, die Tür stand offen in den Flur, und das Dunkel nickte drohend hinter den barschen Gesichtern der Hausleute, die die Alltagsmiene mit dem Alltagskleid und den Alltagssorgen hatten fallen lassen und nun kalt und scharf zwischen den Bajonetten durchblickten. Man führte sie vor den Richterstuhl. Die Verhandlung war bald vorüber, beinahe ohne Worte, nur mit Blicken, erfüllt von seltsamen Erinnerungen, Personen und Zeiten, die weit getrennt waren, zu einem zusammenschmelzend, Unbedeutendheiten und wichtige Dinge, die ihn anstarrten mit dem ganzen Inhalt seines Lebens in der Tiefe und einem starren Staunen, daß es so enden sollte. Aber er war nicht erstaunt, es war ihm klarer und leichter als sonst zumute. Er sah seine Begleiterin an und fand bei ihr dieselbe Ruhe und hinter ihrem Haupte die Welt der Sagen und den Glanz ihrer gemeinsamen Begeisterung. „Das ist die Ehre,“ dachte er, „aus dem Dunkel kam sie zu mir, stumm, mit dem Finger auf den Lippen, stumm weist sie mir den Weg, warum sollten Stimmen sich um sie erheben und des Tages Sonne auf sie leuchten, ist sie nicht doch was sie ist, ohne das? Feierliches Schweigen ist ihr Wesen, ihr ungesehen auf den ersten Wink zu folgen, das ist alles, das ist Glück.“

Digitized by Google

Auf einen Karren gebunden, wurden sie mit Traumeseile nach Nantes geführt, wo das Ende wartete, die Loire hinab. Es war noch immer Nacht, und das Wasser des Flusses gab mit seinem grauen Schimmer allein Licht. Dörfer und Weiler lagen schwärzer als alles andre inmitten der schwarzen Felder. Gegen den Himmel zeichnete sich, dunkel gegen das Dunkle, eine Welt hochgetürmter, schattengleicher Wolken ab.

Sie standen vor dem Schafott und dem Citoyen Carrier, von dem das Gerücht soviel erzählt hatte. Er war gar nicht fürchterlich; wie ein Schatten, grotesk verlängert und bebend vor dem Zittern des Lichtes, das ihn warf, stand er da und wagte nicht, ihrem Blicke zu begegnen. Er war der Rausch der Vernichtung, er war das absurde Entsetzen des Todes und verschwand in nichts vor einem mutigen Blicke, nachdem er hinaus zum Flusse gewinkt hatte, der sich noch grau und matt leuchtend in einem sachten Wirbel vor der Flut des Meeres drehte, mit tausend seltsamen und bleichen Gestalten, die sich aufrecht und starr im Wellengange wiegten.

Und nun begriff Goubin, was das bedeutete. Dort hinab sollte die Fahrt gehen; in diese kalte Tiefe, deren matter Glanz der des Styx und Hades war, sollten sie hinausgeschleudert werden und sinken und steigen und sacht zur Unendlichkeit des Meeres hingezogen werden und sacht wieder zurückfluten, dem Puls der Ebbe und Flut unter des Mondes und des Raumes geheimnisvollen Mächten folgend. Er fürchtete nur, daß es nicht zugleich geschehen könnte, daß man sie voneinander trennen würde. Aber sie standen schon auf dem Verdeck des Schiffes, das schlüpfrig war von Tränen und zerstäubenden Wellen, standen da dicht nebeneinander auf festem Grund — keine Sorge mehr, der Wind frisch um die Stirne, der Schaum salzig auf den Lippen, Ruhe im Herzen.

Jemand tat etwas an ihren Händen, es schnitt scharf in die Haut. Was war das? Ah, man band sie zusammen, sie sollten zusammen sinken. Wie zwei Flammen, die zusammenschmelzen, zwei Blasen, die zerstiebend sich zu einer weiten, sollten ihre Seelen von der Vernichtung niedergedrückt werden und unter dem Drucke zu unbekannten Räumen aufsteigen. So wie die Liebe zwei Wesen zuerst in Blick und Sehnen zusammenschließt, dann in Küssen und Flammen, und ein neues Leben aus ihrer Begegnung entsteht, mystisch, unerklärlich, ihres, und nicht mehr bloß das, sondern etwas Neues dazu, so sollte jetzt der Tod im selben Atemzug ihrer beider Leben trinken, und was auch daraus ward, Vernichtung oder Wiedergeburt, zu einem wurden sie gewiß. Was war dann der Unterschied — ihre Blicke begegneten sich in demselben Gedanken — was war dann der Unterschied? Keiner, gar keiner; ihre Augen flammten bis in ihre innersten Tiefen in der Gewißheit und dem Glücke auf, sie waren zusammengebunden gleich Zwillingssternen, um durch aller Ewigkeiten Ewigkeit einander zuzuleuchten. Er und der Ruhm, dessen Tonfall er in seinen besten Stunden geahnt, er und die Unbekannte mit allen Geheimnissen des Weibschicksals. Die Freude packte ihn so heftig, daß der Traum wie vor jedem heftigen Gefühl zerstob; seine graue Welt entwich wie Nebel vor der Sonne, und er schlug die Augen auf.

Das Licht schimmerte halb herein, neben ihm lag die Fremde und schlief mit dem kindlichen Ausdruck, den der Schlaf immer verleiht, schlief mit der Gefahr vor der Tür vielleicht im selben Traum wie der seinige war, vielleicht so weit davon entfernt, als es nur von einem

Digitized by Google

Herzen zum andern sein kann. Seine Freude war dahin, er fühlte bloß eine ruhige Befriedigung über den Schutz, den er ihr gewährte, und erhob sich sacht.

So vergingen wieder mehrere Tage und Nächte. Sie sprachen wie zuvor wenig miteinander, sie begegneten sich mit den Gedanken in dem Buche oder in Träumen, und das war ihnen genug. Es wollte Goubin bedünken, als seien Worte und Plaudern zwischen ihnen nicht am Platze, als hätte sein Gefühl für sie stolzes Schweigen zur Voraussetzung und müßte gezwungen und häßlich werden, wenn man daran rührte. Es war kaum für die Oberfläche und den Tag da, aber in tiefster Tiefe ruhte es stumm, fest gesammelt und in sich selbst verschlossen; nur in der feierlichen Welt der Träume regte es sich ernst unter den Schatten. Ihr Verhältnis war auch so, daß jede Annäherung an einen gewöhnlichen Ton sich sogleich selbst verbot, jede Freudigkeit wurde Gefahr und gedankenlose Härte.

Er war sehr glücklich, wie es war, vielleicht gerade, weil es kaum lange so bleiben konnte — das Ausbleiben der Entdeckung ward mit jedem Tage ein größeres Wunder. So oft er konnte, versuchte er etwas über die Möglichkeit ihrer Flucht aus der Stadt in Erfahrung zu bringen. Durch seine Stellung fand er schließlich eine solche; man meldete Verdacht gegen eine Familie an, von der man vermutete, daß sie in Verbindung mit den Insurgenten stand, es bestand die Absicht sie zu verhaften. Goubin entwarf sogleich seinen Plan, er beschloß, sie durch seine Schutzbefohlene warnen zu lassen, und diese konnte sich dann bei der Flucht an sie anschließen. Es war doppelter Verrat, aber er wunderte sich selbst darüber, daß die Sache ihm so selbstverständlich und einfach schien.

Am Abend offenbarte er ihr seinen Plan.

„Mademoiselle Charlotte, jetzt können Sie frei werden. Sie können jetzt dorthin gehen, von wo Sie gekommen sind.“ Und er teilte ihr in kurzen Worten mit, was sie zu tun hatte.

Sie nahm die Neuigkeit ruhig auf wie alles andre, bloß mit einem unterdrückten Zittern vor der Veränderung, die sie erwartete, so wie ein Vogel es gefühlt haben würde, dessen Flugkraft eine Zeitlang gelähmt gewesen war und der sie nun wiederbekam und dem vor dem Abenteuer leicht schwindelte. Es war kein Schimmer von Freude in ihrem Antlitz.

„Ich hätte es nicht geglaubt,“ sagte sie, „ich dachte, es sei zu Ende. Aber wenn es so ist, daß das Leben einem geboten wird — warum nicht, da hat man nur eine Antwort zu geben. Und Ihnen, Monsieur Jean, dem ich früher Tag für Tag zu danken hatte, als jede Stunde ihre Bedeutung, vielleicht die letzte zu sein, fühlen ließ, Ihnen bin ich nun Erkenntlichkeit schuldig für das Zufallsgeschenk einer Zukunft, ich weiß nicht, wie lange und auch nicht von welchem Wert.“

Und damit hatten sie sich nichts weiter zu sagen.

Sie saßen und warteten auf die Nacht. Das Buch blieb liegen, keiner hatte die Ruhe dazu. Sie sahen bloß vor sich hin, und hie und da, wenn die Blicke sich begegneten, lächelten sie leicht, so wie sie es sonst nie getan, mit einer gezwungenen Miene der Aufmunterung. Sie saß da und sah sich in der dürftigen Stube um, mit einem Interesse, wie nie zuvor. Man sah, daß alles für sie schon anfing, der Welt der Erinnerungen anzugehören, wo alles ein wenig teuer, ein wenig schön ist, in seiner selt-

Digitized by Google

samen Ruhe. Es war doch sehr kalt und nackt, sehr enge, und Goubin dachte, leicht schauernd und starrend mit einer Betäubung im Kopfe, wie wenn man aus dem Schlafe aufschreckt und nicht ganz erwacht ist, wie es sich nachher ausnehmen würde, wenn alles sich gleich war wie einst und alles doch so anders, durch das, was geschehen war. Das Licht brannte hörbar in der Stille, die Gedanken klangen hörbar; es war, als wäre die Luft verändert dadurch, daß die Gefahr, die sie bis jetzt stets wie eine Mauer umgeben hatte, nun entwich — das gab eine seltsame Leere.

Als die Zeit angebrochen war, standen sie auf, um zu gehen. Ihre Augen begegneten sich, wie sie es in den Träumen getan hatten, die Tiefe leuchtete ernst und klar hervor. Und mit einem Gefühl geheimnisvoller Bande, unsichtbarer Fesseln, wie von Stern zu Stern, wandten sie sich von dem Raume, der allein darum wußte, daß ihre Wege sich gekreuzt hatten, und gingen hinaus ins Dunkel.

Goubin begleitete sie bis zum Ziele, sah sie wie einen Schatten verschwinden und kehrte zu dem Seinen heim.

Nach längerer Zeit, als es begann im Lande ruhig zu werden, bekam er auf geheimen Wegen einen Brief. Er wußte sogleich, von wem er war, und glaubte in der ein wenig steifen und nervösen Handschrift ihre zurückgehaltenen Bewegungen wartender Energie zu erkennen, den Ausdruck um den Mund mit seiner wehmütigen Zurückhaltung auf der Hut gegen Annäherung und Bewunderung, er sah all das den Bewegungen der Finger folgen, wie Kinder es zu tun pflegen, wenn sie schreiben, den Blick, der abwog, ob jedes Wort so wahr war, daß es von ihrer Stimme hätte ausgesprochen werden können.

Das Schreiben lautete:

„An Monsieur Jean Timoléon Goubin!

Wer eine Wohltat empfangen hat, möchte gerne mit etwas anderem als mit Worten danken. Wer einem andern für sein Leben zu danken hat, der verfügt nicht länger darüber. Gleich den Kindern der Römer hält er es bloß für ein Lehen, das von dem zurückgenommen werden kann, der es gab.

Mein Leben gehört nun Ihnen und vielleicht auch aus anderm Grunde als diesem.

Ich war sehr glücklich bei Ihnen. Die Luft war leicht da, das Leben schien reicher, stets halb zum Abschied abgewandt. Die Zeit ist vorbei; nun sieht mir das Leben gerade ins Gesicht. Wollen Sie es Hand in Hand mit mir empfangen?

Ich bin frei und jetzt beinahe allein, ich habe Eigentum genug. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich auch alleinstehen kann und wenig Geschmack für etwas habe, was das Mitleid gibt.

Charlotte de Combalet."

Goubin las den Brief einige Male und ging dann in seinem Zimmer auf und ab, mehr in Träumen als in Überlegung. Er war sehr glücklich und durchlebte in der Erinnerung in einer Folge alles, was er von den seltsamen Tagen zurückrufen konnte. Er ging wie von stiller Festesfreude emporgehoben und alles, was er in seiner ärmlichen Umgebung ansah, bekam die besondere Bedeutung, die es besessen hatte, als sie da war, und bewegte sein Bewußtsein mit der Fülle und Bedeutung, die die

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Dinge in Träumen haben. Als das Licht herabgebrannt war, zündete er ein neues an und setzte sich nieder, um die Antwort zu schreiben, ohne nach den Worten zu suchen, nur einer inneren Stimme lauschend und sie auf dem Papiere festhaltend:

„Mademoiselle!

Ich war sehr glücklich, als Sie da waren. Ich genieße es noch, so wie man dem Widerhall eines Gesanges lauscht, der verstummt ist. Man lebt darin, man wünscht ihn zurück, aber dennoch würde der erste Ton, wenn er wieder an unser Ohr schlagen könnte, störend auf eine abgeschlossene Harmonie wirken. Es wäre nicht dasselbe; denn der Strom der Zeit rinnt, wie alle andern, niemals zurück, es wäre etwas Neues, das das Alte fort in blauere Fernen tragen würde. Das Leben ist ja nur ein stufenweises Sterben; mag es hinauf zur Entwicklung oder dann zum Niedergang führen, jede Minute wird in der kommenden begraben, nichts steht still, selbst das harte Gestein schmilzt sacht vor dem Regen.

Bloß wenn sie aus ihrer Kette gelöst wird, kann die Erinnerung leuchtend und unveränderlich dastehen. Und so will ich Sie haben.

Sie kamen aus dem Dunkel, unerwartet und unbekannt, Sie weilten in meiner armen Welt und leuchteten still, Ihre Augen hatten die Beständigkeit der Sterne. Sie waren der Ruhm und der Traum für mich, sind es noch — erreicht man die wohl je und nennt sie sein? Daß Sie an einem vorbeigehuscht sind, ist viel, und wert, teuer bezahlt zu werden; haben Sie so lange bei einem verweilt, daß man sich die Züge einprägen konnte und sie nun erkennt, ohne die Möglichkeit, später fehlzugreifen, so ist das ein großes Glück.

Sie haben es getan, Sie erkenne ich. Mit der Gefahr in der Luft um Sie, gegen Ihren dunklen Hintergrund leuchtend, stehen Sie in meiner Erinnerung, geliebt und angebetet. Dieser Raum ist der Ihre — ohne ihn wird alles matt und gedämpft und klein — dieser Raum ist der Ihre für alle Zeit.

Jean Timoléon Goubin."

Rundschau

Allgemeineres

Luise

Hundert Jahre nach der Königin Luise Tod — und es war immer noch und war ganz an der Zeit, daß man in allen Blättern von ihr sprach, denn ist etwas im preußischen Volk ehrliches Gefühl, so ist es das warme Gedenken an diese Frau. „Deshalb kann es doch unberechtigt, kann es Mache sein," ruft man ganz auf der Linken, „und das ist es!" Auf der Rechten ist man über solche Zwischenrufe nicht wenig empört. Und meint, man tue genug und tue das Beste, wenn man auf „Verkleinerungen" und „Verleumdungen" durch Verachtung, oder durch Zurückschelten, oder durch nur um so feurigere Verherrlichung antwortet. Von einem Eingehen auf jene Angriffe, von einer Widerlegung haben wir wenigstens nirgendwo gelesen.

Der diese Zeilen hier schreibt, ist kein Historiker und also ganz außerstande, die Urteile von rechts und links her über die Königin auf ihren Wert hin zu prüfen. Wahr ist, daß uns Älteren Luisens Gestalt immer nur im Glanze überirdischer Verklärung gezeigt worden ist, daß wir, von allem bösen Hof-

Digitized by Google

klatsch über sie zu schweigen, auch von den ernsten Urteilen eines Humboldt, ja eines Stein über Luise nie etwas zu hören bekamen und erst recht nicht von so merkwürdigen Dingen, wie von ihrem Konflikt eben mit Stein, als er sich in Zeiten der höchsten Not der Verwendung von Staatsgeldern auf ihre persönlichen Wünsche hin widersetzte. Soweit wir vermuten dürfen, scheint es, daß ihr Bild der großen Mehrheit des Volkes auch heute noch falsch geschildert wird. Eins aber sehen wir doch. Wenn alles jetzt gegen Luise Gesagte auf zuverlässigen Mitteilungen beruht und nur das bleibt, was man nicht bestreitet, so bleibt sie trotzdem der Liebe ihres Volkes wert. Sie war dann nicht die „heilige Frau“ und die „große Königin“, sie war „ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Aber einer, der die allgemeine Not innerlicher mitlitt, als Hunderttausende jener Zeit, einer, der sich zu läutern suchte und der treulich handelte, wie es seiner Einsicht und seinem Gewissen entsprach.

Es ist immer die Art eines billigen, eines kindmäßigen Idealisierens, die Schatten wegblenden und Licht in Licht malen zu wollen. Dem Reifen kommt's nicht nur schwindlerisch, es kommt ihm auch töricht vor. Warum pflegen wir's, warum erscheint es uns als eine „Entweihung“, auch die Schwächen der Königin am Lichte zu sehen? Warum sorgt man nicht lieber dafür, daß auch diese Schwächen nun nicht einseitig beleuchtet und hervorgehoben, sondern daß sie zusammen mit den Stärken betrachtet werden? Fühlt man denn nicht, daß gerade dieses Totschweigen- oder Totscheltenwollen gegnerischer Anschauungen schließlich auch das Volk gegen die eigne Schilderung viel skeptischer machen muß, als ein Zugeben von Schwächen, aber ein Einordnen dieser Schwächen ins Ganze der Persönlichkeit?

Wenn Luise erst als alte Frau auf dem preußischen Throne gestorben wäre, möglich, daß wir sie dann heutzutage nur so nebenbei nennen würden, wie Theodor Körner schwerlich so lange Zeit als Dichter und Mensch berühmt geblieben wäre ohne die Kugel, die ihn bei Gadebusch traf. Es ist nun einmal so, daß früher Tod verschönt, und je mehr, je weiter hin sichtbar der Mensch stand, als er schied. Aber Körner wie Luise sind nicht deshalb allein idealisiert worden, sondern noch eines kam hinzu: was sie taten und litten, konnten die Besten in ihrem Volk leicht nachfühlen. Das gab ihren Gestalten die erzieherische Bedeutung. Modern gesprochen: hier waren Menschenschicksale, in die man sich auf das leichteste „einfühlen“ konnte, in denen man sein eignes Gutes verkörpert und zugleich im Glanze des Außergewöhnlichen sah. Wenn das nicht angeht, so kann ein Volk bestaunen, was es nicht fassen mag und in der Größe seiner Wirkungen doch sieht. Oder es kann fürchten, wie der Orientale seinen strengen Gott. Aber nicht lieben, und ohne Liebe gibt es ja keine Nacheiferung. So groß ist das Bedürfnis, lieben zu können, daß sich das Volk die Überragenden so lange ummalt, bis es in ihnen auch seines eigenen Gleichen zu sehen glaubt. Wir meinen also, es ist keine Gefahr dabei, wenn wir das Menschliche in Luisens Leben ruhig zugeben. Und erst recht keine Entwürdigung. Nicht nur die Wahrhaftigkeit und auch nicht nur die Gerechtigkeit, auch die Klugheit verlangt, daß wir in einer Zeit weitester Verbreitung

Digitized by Google

der genehmen wie der ungenehmen Worte und des immer wachsenden Sinnes für Wirklichkeit in Menschenbilder hinüberbergen, was in Heiligenbildern vergänglich würde.

Literatur

Skandinavische Dichter

Per Hallström

Per Hallströms Kunst steht derjenigen der Lagerlöf sehr nahe. Nicht ohne sich in Vorzügen und Mängeln sehr wesentlich von ihr zu unterscheiden und dadurch ein selbständiger Zähler zu werden.

Obwohl Hallström seiner Kunst mit einer überall spürbaren Bewußtheit gegenübersteht, konstruiert er doch nicht so erkennbar wie Selma Lagerlöf. Die Tendenz ist stärker in den naturalistischen Stoff hineingesehen, und die Darstellung berührt weit natürlicher und absichtsloser. Während man bei der Lagerlöf zu Anfang immer den Eindruck einer gewissen Künstlichkeit überwinden muß, ehe ihre zauberstarke Phantasie alle Bedenken niedersingt, setzt Hallström von vornherein in einer natürlichen Weise ein, ohne den guten Willen des Lesers stark anzustrengen. Ganz ohne ihn kommt er freilich auch nicht immer aus. Zum Beispiel ist gerade in einem seiner stärksten Stücke, dem Roman vom „Toten Fall", die Anfangsszene, welche die Exposition bringt, doch nicht unmittelbar vorstellbar, obwohl sie fast kraß naturalistisch angelegt ist.

Im höchsten Grade zu bewundern ist, wie fest Hallström seine Gestalten zu umreißen weiß. Sie stehen stets ganz leibhaftig in unsrer Phantasie da, ohne Zweifel oder Unsicherheiten, und die in ihnen sich ausdrückende psychologische Bewegung überzeugt stets, auch wenn sie gegen den Wunsch des Lesers sich wendet. Das ist um so mehr zu schätzen, weil die Sprache der Personen selten so ist, daß man sie sich als wirklich gesprochen vorstellen kann. Es kann das kaum nur an Übersetzungsfehlern liegen; denn auch die Ideen, welche die Personen auszudrücken suchen, gehen häufig über das bei ihnen vorausgesetzte Niveau hinaus, sind mehr eine ihnen in den Mund gelegte Deutung ihres Personinhaltes und -wertes aus dem Zusammenhang der Geschichte heraus, als ein in die Geschichte nur durch Auswahl hineingenommenes Stück wirklichen Gesprächs.

Diese Schwäche, wenn es eine ist, wird mehr als aufgewogen durch den geradezu beglückend wirkenden Reichtum aller Schilderungen und Entwicklungen an charakteristisch und fein, mitunter unendlich zart, mitunter hinreichend kraftvoll gesehenen und hingestellten Einzelmomenten. Man fühlt sich in kurzer Frist wie schwimmend in einem Meer von Leben. Dabei strömt dieses Leben von der Natur, der Landschaft in die Menschen und von den Menschen und dem Schicksal zurück in die Natur. Die Menschen leben aus den Kräften des Bodens, der Boden horcht auf die Stimme der Menschen. Ist die Lagerlöf unserm Dichter überlegen durch die Höhe des Flugs und durch die Leuchtkraft der Bilder ihrer mächtigen Phantasie, so ist Hallström dafür um so stärker in der natürlichen Kraft und in der Breite und Fülle, mit der er seine Geschichte aus dem Boden herauswachsen und aufsteigen läßt.

Rein aphoristische, naturalistische Stimmungsbilder gibt der Dichter in der Sammlung „Verirrte Vögel". Phantasievoller und mehr in gut abgeschlossenen kleinen Geschichten bedeutungsvoller Erlebnisse spricht er sich in der Sammlung „Ein ge-

Digitized by Google

heimes Idyll“ aus. „Frühling“, die Geschichte eines Bildes, ist ein fast lyrischer Erguß über die Kunst. Tief, schön, zart in der vibrierenden Bewegtheit der Empfindung, in dem Reichtum und der Feinheit der Gedanken; doch (ich weiß nicht, ob es an der Übersetzung liegt, die übrigens sehr glücklich anmutet) ich habe nicht immer einen klaren Sinn mit den unendlich klangvoll und voller Süße hingleitenden Worten und Sätzen zu verbinden gewußt. „Eine alte Geschichte“ ist eine im Empfindungsstil einer vergangenen Zeit fein nachgearbeitete Erzählung. Am stärksten ist neben den Geschichten des „Geheimen Idylls“ (besonders der Titelerzählung) der Roman vom „Toten (Wasser-) Fall“.*

Eine besondere Kraft des Dichters muß man darin erblicken, wie er es versteht, tragische Schicksale, besonders das Sterben so in einen heimlichen Glanz und Duft zu hüllen, daß man überall nur das Versöhnliche einatmet, das groß aufgefaßte Schicksale in sich selbst tragen. Die Majestät des Todes zu schildern ist er geradezu unerschöpflich, immer von einer andern Seite schaut er diesen Glanz, in immer neuer Melodie singt er dies Lied von der Todesversöhnung.

Georg Stolterfoth

Knut Hamsun

„Henrik Ibsen brachte es dahin, jahrelang zu einer bestimmten Stunde in einem bestimmten Café in München Sphinx zu spielen. Später mußte er immer weiter spielen; wo er hinkam, mußte er zur bestimmten Stunde und auf einem bestimmten Stuhl den Leuten Sphinx vorspielen. Denn die Leute erwarteten das. Es genierte ihn vielleicht manchmal schrecklich; aber er war zu stark um aufzuhören. Ach, was sind das für zwei Kraftmeier, Tolstoi und Ibsen! ... Und doch hätte es bei den beiden vielleicht größere Kraft gezeigt, wenn sie rechtzeitig damit aufgehört hätten. Leider lachen nun ich und viele andre gewöhnliche Menschen sie deswegen aus. Nun wohl, das zu ertragen mögen sie groß genug gewesen sein; wir selbst werden auch ausgelacht. Aber wären sie noch ein klein wenig größer gewesen, so hätten sie sich selbst vielleicht nicht ganz so ernst genommen.“

Diese herzerquickenden Worte stammen von Knut Hamsun, dem nunmehr Fünfzigjährigen; veröffentlicht wurden sie übrigens noch bei Lebzeiten seines großen Landsmanns und sind nachzulesen in der Schilderung* der erlebt-erträumten kaukasischen Eindrücke, die den Titel führt „Im Märchenland“.

Knut Hamsun durfte so pietätvergessen sprechen. Er gehörte, sicher wenigstens nach seinen Werken zu schließen, niemals zu denen, die da in bewußt bedeutsamer Denkerpose „auf einem Bein stehen“. Wir haben es geradezu als ein — ja als „das“ Kennzeichen seines Wesens anzusehen, daß er überall mit harter Energie tunlichst voraussetzungslos das Natürlich-Wirkliche zu erkennen und zu bekennen strebt, ohne Schonung auch der eignen Menschlichkeit. Tiefe und Begrenzung seiner Kunst ist sogar wesentlich durch die Eindringlichkeit bestimmt, mit der er immer aufs neue sein Ich durchforscht und dar-

* Die genannten fünf Bände sind im Insel-Verlag (Leipzig) erschienen. Je 4.—, geb. 5.—, bzw. 5.50 Mk.

* Deutsch, wie fast alle verdeutschten Bücher Hamsuns, im Verlag Albert Langen, München.

Digitized by Google

stellt. Diesen Zug kann man auch absondern und als zweites Hauptkennzeichen betrachten. Dann wäre etwa zu sagen: ein Dichter von gänzlich unvoreingenommenem Wahrheitstrieb, ein Künstler von ebenso stark lyrischer wie epischer Grundanlage.

Aber mit all dergleichen Begrifflichkeiten erfaßt man noch nicht das Eigenste dieser Persönlichkeit, die sich nicht auf Konventionen einläßt, nicht auf einseitige Manier sich stützt, sondern in jedem wichtigeren Werk einen neuen Weg einschlägt und doch in jedem unverkennbar gegenwärtig bleibt. Das Besondere seiner Nationalität und seiner Jugenderfahrung hilft einigermaßen weiter; doch läßt sich auch in diesem Fall der letzte Reiz echtbürtiger Dichtung nicht wissenschaftlich definieren und kann nur aus den maßgeblichen Werken des Urhebers herausgeholt, nur im unabgezogenen Zustand gewiesen werden.

Knut Hamsun ist vom selben Blut wie die norwegischen Bauernstudenten, die er manchesmal geschildert hat. Aber der Bauernsohn aus dem Gudbrandstal hatte eine weit buntere, weit bewegtere Jugend durchzumachen, als diese Studenten. Als Siebzehnjähriger studierte er das ehrenwerte Schusterhandwerk und soll in dieser Zeit bereits mit dem Dichten angefangen haben. Dann ging er heimlich ins Ausland — als Schiffsjunge. In jahrelang fortgesetztem Weltdurchwandern lernte er große Teile Europas, des Morgenlands, Amerikas kennen und versuchte sich in den verschiedensten unliterarischen Berufen, als da sind: Bergmann, Fischer, Pferdebahnkutscher, Verkäufer. Vom vierundzwanzigsten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre, also in den geistesgeschichtlich wichtigen achtziger Jahren, lebte er in Norwegen das bittere Leben des unbekannten angehenden Tagesschriftstellers. Als Zeitungsvertreter ging er dann noch einmal über das große Wasser und trat zwei Jahre später, nach seiner Heimkehr, mit einem scharf satirischen Buch über Amerikas Geistesleben hervor. Er war dreißig Jahre alt, als sein erster Roman ihm den Ruhm brachte. Das Werk hieß „Hunger".

Wenn wir heute auf eine Prosadichtung wie diese zurückgreifen, so finden wir manches darinnen schon gespenstisch fremd. Wie ein halbverschollener Bekannter, der plötzlich vor uns auftaucht, erscheint da vor unseren Augen wieder einmal der Naturalismus, der skizzenhafte Psychologismus. Selbstbeobachtung eines Hungernden, eines wirklich lange und empfindlich hungernden, öfters beinah verhungernden literarischen Anfängers — nichts weiter. Aber mit wieviel unbestechlicher Selbstdurchdringung ist da das Treiben und Empfinden nicht bloß des üblichen armen Kunstzigeuners, vielmehr eben des Hungernden zerfasert!

Und doch ist wieder nicht bloß die Schmerzensgeschichte eines beliebigen leeren Magens gegeben, sondern zugleich die einer stolzen, reinen Seele. Ein gesundes Weltkind muß sich mitunter ärgern über die Ungeschicklichkeit und den übel angebrachten Altruismus dieses Pechvogels. Allein gerade diese Beimischung eines gewissen eignen Verschuldens läßt nicht die schwer erträgliche Peinlichkeit aufkommen, die dauerndes Leiden eines Wehrlosen für den fühlenden Zuschauer gewöhnlich in sich hat. So fesseln die physiologischen Aperçus, die im „Hunger" das produktive Staunen der jungen Modernen zutage

Digitized by Google

förderte, auch heute noch unwiderstehlich, wiewohl wir in dem Ganzen nicht mehr einen Roman zu sehen vermögen.

Auch das nächste der zwei Dutzend Werke, die Knut Hamsun seither veröffentlicht hat (und die hier natürlich nicht alle aufgezählt werden sollen), ist kein regelrechter Roman. Der Untertitel, den diese „Mysterien" ursprünglich führten, trifft bedeutend besser zu: „Mystische Geschichte eines seltsamen Menschen". Im übrigen haben wir hier wieder einen ganz selbständigen Vorwurf in ganz persönlicher, äußerst reizvoller Behandlung. Deutlich zeigt sich schon, daß der Dichter durchaus nicht im Naturalismus aufgeht. Die dingliche Beobachtung tritt hinter die seelenkundliche zurück, ist vielmehr völlig in deren Dienst gestellt.

Das Buch „Mysterien" ist stofflich ein Vorläufer der Kleinstadtromane von Heinrich Mann und Rudolf Huch, die unlängst hier erörtert wurden. In den Kreis des engstgebundenen Lebens platzt auch hier eine fremde, fremdartige Erscheinung, die ein Stückchen der unermeßlich weiten übrigen Welt bedeutet. Diesmal ist's ein gar absonderlicher Gast, einer, in dem wir bald eine verkappte Christusgestalt, bald einen Detektiv, bald ein Genie, bald einen Narren erblicken und schließlich einen gut romantischen Narren des Gefühls, der aber auch ein scharfsichtiger Bewußter unsres Zeitalters und auf alle Fälle ein genialer Kerl ist.

Wieder mit einigermaßen gemischtem Empfinden erneuert man heute die Bekanntschaft mit einem Zeit- und Berufsroman wie „Redakteur Lynge". Diese Darstellung eines journalistischen Blenders, eines nur-gewandten Machers mutet heute, nach lumpigen siebzehn Jahren, in ihrem gegenständlichen Teil schon überholt an. Lynge ist ein Musterbeispiel der Tagesschreiber, die ins gediegene ältere Zeitungswesen die Sensation als Mittel, den Abonnentenfang und die Gesinnungslosigkeit eingeführt haben. Wir aber sind heutzutage an diese Dinge noch mehr als an Lärm und Stank der Kraftwagen gewöhnt, wir haben lernen müssen, mit ihnen zu rechnen, die gute Seite der unabänderlichen Erscheinung zu beachten und die organisatorischen Energien, die sie in Bewegung setzt, als solche zu „bewundern". Dagegen erscheint denn die frische Empörung über den Typus Lynge als ein wenig von gestern und nebenbei in manchem Zug als ein Zeichen der kleinstaatlichen Gesichtskreisenge, die uns bei vielen Norwegern gelegentlich auffällt.

Genau betrachtet aber hat der Dichter nur den verzeihlichen Fehler gemacht, daß er aus Sittlichkeitsgründen der Zeit mehr gab, als ihr von Kunst wegen zukommt. Seine Charakteristik des Lynge ist ein Meisterstückchen. Es wird nichts einseitig verzerrt, sondern ein wirkliches Ich mit üblen und sympathischen Zügen gestaltet, nicht eine allegorische Figur, sondern ein Mensch von individuellem Leben und typischer Bedeutung.

Ein Kranz lebendiger, eigengearteter Zeitgenossen umgibt auch hier, wie in den „Mysterien" schon, den Helden. Bei soviel Gehalt an Zeitlosem oder an „überzeitlichem" Gehalt kann angenommen werden, daß Werke wie dieses trotz etlichem Veralten des Stofflichen nicht so bald untergehen und als Zeitdokumente einmal erneuten Wert gewinnen mögen.

Auf sehr verschiedenen Feldern hat Knut Hamsun geackert, immer

Digitized by Google

nur mit eignen Pferden, immer nach ortsangemessenem Verfahren und nie ohne künstlerischen Ertrag. Das eine oder andre spätere Buch trägt wohl nicht so deutlich wie seine stärksten die Zeichen der Notwendigkeit, doch keines entbehrt der dichterischen Reize. Aber Theater und Dramatik macht er hie und da scharf spöttische Bemerkungen, er hat sich aber nichtsdestoweniger auch am Drama versucht, und sein „An des Reiches Pforten“ (von 1895) ist mir in Erinnerung als eine starke Dichtung, die auch auf der Bühne nicht versagen würde. Als sein angestammtes Gebiet wird jedoch immer zu gelten haben der Roman, da wo er am stärksten zum Lyrischen aufsteigt.

Auch in diesem engern Bereich kennt Hamsun keine eingleisige Manier. Das zeigen wohl am klarsten zwei so verwandte und doch verschieden gearbeitete, weil verschieden empfangene Dichtungen wie „Viktoria“ („Die Geschichte einer Liebe“) und „Pan“ („Aus den Papieren des Leutnants Thomas Glahn“).

In „Viktoria“ trägt Knut Hamsun die vorher und nachmals nicht eben selten erzählte Geschichte von der Jugendliebe der schönen Aristokratentochter und des armen, begabten, sehnsuchtsreichen Nachbarsohnes mit einer sonst kaum erreichten Zartheit, Schlichtheit, Geschlossenheit vor. Hier ist das Zeitliche siegreich, und zwar geräuschlos-siegreich überwunden und der Eindruck innerer und äußerer Notwendigkeit erreicht.

Vom „Pan“ gilt das nicht minder. Grundanlage und Gegenüberstellung der beiden Hauptcharaktere — des trutzig stolzen, doch liebeüberwältigten Mannes und des liebenden, doch immer wieder durch Weltliches gehemmten Weibes — stimmt sogar in beiden Werken überein. (Wir erkennen darin ein Lieblingsmotiv von Hamsuns Dichten, ein Zeugnis seiner lyrisch-ursprünglichen, erlebnismäßigen Schaffensart im Sinne der goethischen „Gelegenheitsdichtung“.) Und doch ist der Unterschied zwischen den zweimal zwei Persönlichkeiten unverkennbar und höchst fesselnd, ein Zeugnis mehr für das Bildnervermögen des Dichters.

Ebenso unterscheiden sich die beiden Romane im Ganzen. Den „Pan“ kennzeichnet nur stellenweise die abgeklärte Milde und Verhaltenheit des tragischen Idylls von der Schloßherrntochter und dem Müllerssohn. Hier ist im besondern die Lyrik sieghaft. Ein unendlich reiches und feines Empfinden für die Natur im weitesten Begriff, namentlich für die Seele der Landschaft, lebt sich hier mit voller Innigkeit aus. „Pan“ ist so reich an Schönheiten seelenkundlicher und malerisch-musikalischer Art, daß man diese Dichtung in Prosa getrost eine der schönsten innerhalb der germanischen Poesie nennen darf. Von hier aus sollte jeder Freund „gewachsener“ Dichtung, der Knut Hamsun noch nicht kennt, ihn sich zu erobern trachten.

Willy Rath

Bibliothek Scherl, zweiter Akt

Als ich hier den großen Feldzug gegen die Scherlsche Bücherei besprach (XXI, 21), schrieb ich u. a: „Auf das »Zwangslesen« hat das »Freilesen« zu folgen, die dauernde Darbietung von guten Büchern zur Auswahl. Dieser Teil erst soll der bleibende sein. Alles hängt davon ab, wie er sein wird. Nun ist die Liste zum Freilesen fertig zusammengestellt und herausgegeben wor-

Digitized by Google

den, und die in ihr verzeichneten Bücher sind in den Scherlschen Sammelstellen frei nach Wahl zu erhalten. Hier sind sie:

Alexis (Hosen des Herrn von Bredow), Balzac (Vater Goriot), Böhlau (Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten), Bulwer (Die letzten Tage von Pompeji), Cervantes (Don Quichotte von la Mancha), Dickens (David Copperfield), Eichendorff (Aus dem Leben eines Taugenichts), Eyth (Hinter Pflug und Schraubstock), François (Die letzte Reckenburgerin), Franzos (Ein Opfer), Wildenbruch (Das wandernde Licht, Das edle Blut, Kinderträume), Frenssen (Peter Moors Fahrt nach Südwest), Geijerstam (Komödie der Ehe), Gogol (Taras Bulba), Gotthelf (Koppigen), Grimm (Deutsche Sagen), Grimmelshausen (Simplizissimus), Hansjakob (Erzbauern), Hauff (Karawane, Scheik), Hauff (Das Wirtshaus im Spessart), Hesse (Camenzind), Immermann (Oberhof), Jacobsen (Marie Grubbe), Kleist (Kohlhaas), Kurz (Der Sonnenwirt), Lie (Der Lotse), Savage (Meine offizielle Frau), Loti (Islandfischer), Halévy (Abbé Constantin), Ludwig (Heiteretei), Mérimée (Colomba), Pocci (Lustiges Komödienbüchlein), Poe (Seltsame Geschichten), Polenz (Der Büttnerbauer), Raabe (Die Gänse von Bützow), Rosegger (Wie sie lieben und hassen), Roquette (Vogel flieg aus!), Pasqué (Auf dem Domkranen), Scheffel (Ekkehard), Schelmengeschichten (Münchhausen, Schildbürger, Eulenspiegel), Scott (Waverley), Sealsfield (Postl) (Das Gewissen), Skowronnek (Der rote Kersten), Starkloff (Eirene), Stern (Der Wiedertäufer), Fischer (Greifenprinz, Himmelblaue Stadt), Storm (Schimmelreiter), Strauß (Bauernstamm), von der Trenck (Lebensgeschichte), Verne (Geheimnisvolle Insel), Voß (Villa Falconiere), Wolzogen (Kraft-Mayr), Zahn (Verena Stadler), Sperl (Der Obrist, Der Faquin), Zobeltitz (Kreuz wende dich!).

Man sollte denken, eine solche Reihe von solchen Büchern in solchen Massen ins Volk gestellt, das müßte all unsre Volksfreunde zum mindesten zu einem „Bravo!“ bewegen. Aber die soundso viel hunderttausend guten Bücher kommen ja von Scherl — also heißt es, wo man klug genug zur Vorsicht ist: „pst!“ und wo man das nicht ist: „Das bedeutet ja gar nichts; denn: erstens werden die Bücher der ersten Serie nun auch jedem geliehen, und zweitens verlangt Scherl für die Bücher der zweiten Reihe eine Sicherheitsgebühr (nämlich einmal 75 Pf.), also: Scherl hat bankerott gemacht.“

Meines Erachtens hat in der ganzen Scherlschen Bibliothekſache keiner bankerott gemacht, als die Hasser und Fürchter Scherls à tout prix und Arm in Arm mit ihnen eine Reihe von bibliothekarischen Fachmännern, die sich für weitsichtig hielten, weil sie noch über den hintersten Schrank ihrer Bibliotheken hinaussehen konnten. „Buchbinderläbchen, Papier-, Postkarten-, Saison- und Bindfadenkrämchen dritter, vierter, fünfter und sechster Sorte“, so schildert einer die Orte, wo sein schauderndes Auge die guten Bücher fand. „Dort duldet nun Jens Peter Jacobsen zwischen üblem Postkarten- und Galanteriewarenschund, an verschiedenen Stellen natürlich auch zwischen Nick-Carter-, Buffalo Bill- und Nat-Pinkerton-Heften, bis er von einer

Digitized by Google

dieses Milieus würdigen Hand für den ersten besten Lesehungrigen hervorgezogen wird, wie eine Nummer aus dem Glückshafen im Lottospiel." Ja, das ist der Gipfel des Verwerflichen: dahin, wo bisher nur Schund kam, Gutes zu bringen!

Als die Scherlsche Bücherei erschien, war für jeden Kulturpolitiker die Lage auf das Einfachste gezeichnet: zu verhindern war sie nicht, also mußte man alle Möglichkeiten benutzen, daß sie so gut wie eben erreichbar wurde. Wir vom Dürerbund haben das unsrige getan, die zweite Liste ist unter unserm Beirat zusammengestellt worden. Daß Scherl mit sich reden ließ, beweisen ihre guten Bücher, von denen manche nur mit großen Opfern an Autorrechtskäufen zu erlangen waren, während sich die Geschäfte gerade so gut oder besser mit schlechtern Sachen machen ließen. Aber was tat man in der Öffentlichkeit bis auf wenige Ausnahmen sonst? Man henkte sich an irgendeiner dünnen Stelle ein und jubelte bei dem Gedanken: hier kann's reißen. Man tat, als wäre das Scherlsche Experiment nicht ein großer Versuch auf Privatkosten, all die andern unentbehrlichen Volksbücherunternehmungen im Kampf gegen die Schundliteratur zu ergänzen, sondern einer, um sie zu verdrängen. Man zwang durch das Ausbleiben wirksamer Unterstützung Scherl, sich durch das Freigeben auch der ersten Serie finanziell besser zu stützen. Und man findet nun darin, daß er das jetzt tut, auch noch einen Beleg dafür, daß man selber klug und weise war. Woraus zu ersehen, daß die heilige Simplicitas auch unter den Volksbildungsleuten noch ihre warmen Verehrer hat. A

Die Lustbarkeitssteuer

darf in der blöden Unterschiedslosigkeit wie jetzt nicht auf die Dauer angewendet werden, wenn sie nicht schweren Schaden stiften soll. Manchmal wird die Anwendung zur Kuriosität, so, wenn man die Gedenkfeier für einen Jüngstverstorbenen als „Lustbarkeit" besteuert, manchmal wirkt sie einfach wie eine System- oder Gedankenlosigkeit, so, wenn ein Magistrat, der mit der einen Hand die Arbeiterdilettantenausstellung ihrer sozialen Belehrungen wegen unterstützt, mit der andern Hand ihr als einer „Lustbarkeit" Geld wieder wegnimmt. Mitunter jedoch wird sie zu einer gefährlichen Kulturfeindlichkeit, und einer doppelt gefährlichen, weil sie vielleicht in noch höherem Grade wie eine solche wirkt, als sie's ist. Wie gering verhältnismäßig die erhobenen Beträge sind, gerade für solche Unternehmungen, die nicht auf Geschäftemachen ausgehen, die nur eben auf ein Balanzieren eingerichtet sind, und damit ganz eigentlich: für gemeinnützige Unternehmungen der besten Art können diese Prozente von entscheidender Bedeutung werden. Das gilt zum Beispiel von der Freien Volksbühne in Berlin, von deren jetzt doch wohl allgemein anerkannter Kulturbedeutung vor einiger Zeit auch im Kunstwart (XXII, 14) zusammenfassend gesprochen wurde. In Wien gibt die bekanntlich durchaus nicht sozialdemokratische und ebensowenig fortschrittlich-freisinnige Mehrheit der Volksvertretung der Freien Volksbühne eine Unterstützung, die schon zweimal erhöht worden ist, in Berlin tut das fortschrittlich regierte Stadtparlament das nicht allein nicht, sondern es läßt von ihr auch noch die „Lustbarkeitssteuer" erheben. Manche

Digitized by Google

behaupten, daran müsse das wahrhaft großartige Berliner Unternehmen sterben. Wenn es die Belastung erträgt, so erträgt es sie jedenfalls nur unter bedenklicher Schädigung ihrer Leistungen.

Das Kulturwidrige einer falschen Besteuerung wegen „Lustbarkeit" liegt nicht immer so klar, aber noch in vielen Fällen sonst ist die Sache ernst. Ob es noch so schwierig sei, hier ein „Distingue" walten zu lassen, es ist nötig. Warum besteuert man nicht die Varietés um das wenige höher, was Kulturunternehmungen gleich der Volksbühne durch ihre Besteuerung einbringen können? A

Äschylus im Naturtheater

In dem Rundschaubeitrag „Vom Freilichttheater Hertenstein" (vgl. XXIII, 19) wurde schon erwähnt, daß die Spielzeit dort mit Äschylus' Orestie eröffnet wurde. Inzwischen ist das große Werk wieder mehrmals gegeben worden, und so bietet sich willkommene Gelegenheit, über dieses Wagnis noch einiges mitzuteilen. Es ist wirklich ein Wagnis, poetische Erzeugnisse der Zeit lebendig machen zu wollen, deren innerlich-seelische und äußerlich-staatlich-rechtliche Struktur nicht nur hinter unserem Durchschnittsempfinden Jahrtausende zurückliegt, sondern auch dem Volksinstinkte allzeit um ein weniges fremder bleibt als zeitlich noch so entferntes Germanentum. Wenn eine Berliner Bühne Euripides spielt und Herr von Wilamowitz-Moellendorff dazu eine Conférence abhält, wenn Leo Greiner des Aristophanes großzügige Lysistrate in eine klebrige Lysistratapossе umstilisiert, damit der Direktorregisseur der Kammerspiele Gelegenheit zu Bravourexperimenten und Kassenfüllung hat, so wird niemand ernsthaft an Wiederbelebung antiker Kunst denken. Dagegen wirbt das Naturtheater um Erneuerung des Lebens der antiken Tragödie. Wie ich darzutun versuchte, kann man an dieser Stelle gar nichts andres versuchen, da jede auf Kosten der Bühnenlebendigkeit geübte historische Treue oder auch der Versuch, mit den Mitteln sensualistischer Darstellungstechnik betäubenden Saft in die Schläuche des alten Weins zu gießen, unweigerlich im Atem der Alpenwelt Fiasko erleiden würde. Man könnte freilich fragen, ob wir hier nicht einfach durchs Lesen fast stärkere Genüsse und tieferes Eindringen erzielen könnten, als jemals durch die Bühne mit ihrer ewigen Unzulänglichkeit. Ich glaube wohl, daß dies einzelnen besonders Gebildeten und Veranlagten gelingen mag. Im allgemeinen aber fehlt uns gerade für Chordramatik jede Vorstellungsassoziation und die Tragödie ist letzten Endes keine Gelegenheit zum gemächlichen Vertiefen: menschlich-leidenschaftliche Erschütterungen aber werden unzweifelhaft durch die Aktualität des Vorganges für viele verstärkt oder gar erst geschaffen. Gerade das „Fremde" der Antike überwindet das lebendige Spiel am leichtesten, und man muß eben darum philologischen Wünschen zum Trotz das Alte dem neuen Bühnenwesen anpassen.

Die erste große Schwierigkeit bietet natürlich der Chor. Bekanntlich wissen wir vom griechischen Chor wenig mehr als daß er gesungen wurde, das Wie dieses Singens bleibt uns mehr oder minder dunkel. Anzunehmen ist, daß die Griechen trotz des Singens jedes Textwort verstanden haben auch ohne — Textbuch. Für unsre Gewohnheit ein fast unausdenkbarer Fall, denn wenn wir zweihundert

Digitized by Google

Menschen mehrstimmig singen lassen, so verstehen wir, wie in Oberammergau, nicht ein Drittel des Textes, lassen wir sie aber einstimmig singen, so entsteht leicht eine unerträgliche Monotonie, da wir nur berufsmäßig geübten Choristen rhythmische und zeitliche Vielgestaltigkeit beibringen könnten, und solche kann sich kaum ein reich dotiertes Hoftheater heranbilden. Die Einstimmigkeit der Griechenchöre wurde zwar durch unerhört künstliche Rhythmik belebt, aber eben daß wir diese Rhythmik unerhört nennen müssen, schließt die Unmöglichkeit in sich, dieses Belebungsmittel wieder zu verwenden. Vom Einstudieren abgesehen — wir würden es einfach nicht empfinden, dazu haben sich als Ausdrucksform Melodik und Harmonik viel zu sehr in den Vordergrund unsres Bewußtseins geschoben. Ich habe früher angedeutet, daß ich für das Oberammergauer Passionsspiel das Wegfallen des Chores nicht als unbedingten Schaden empfände, und ähnlich hat man für moderne Aufführungen antiker Tragödien die Weglassung oder wenigstens die eingreifende Kürzung des Chores diskutiert. Meines Erachtens mit Unrecht. Die äschyläische Tragödie steht nicht nur entwicklungsgeschichtlich noch dicht neben dem „Drama", das eben vom Chorgesang sich ablöste, sondern ganz innerlich ist sie noch als Chorwerk geschaut. Nicht das Drama wird vom Chor begleitet und glossiert, sondern der Chor gibt die gewaltigen Grundtöne, den unterirdischen Akkord, das Pathos einer religiösen und ethischen Hochspannung, und die Handlung enthält Obertöne, Exponentenanruf. Eben darum ist es grundsätzlich auch nur ein übler Notbehelf, die Chorworte durch einen Chorführer sprechen zu lassen, in dessen Rede gelegentlich der Chor dreinspielt, zu der er aber auch schweigen kann. Nein, wir müssen — mag dies auch unsrer Bühnengewohnheit zuwiderlaufen — den Chor in die Mitte des lebendigen Geschehens rücken, um die Aufnehmenden zu zwingen, daß sie den Chor als das empfinden, wovon das Drama des Äschylus lebt. Nur die Massenwirkung kann hier so weit helfen, wie sich helfen läßt.

Damit ist das Prinzip der Hertensteiner Aufführung ausgesprochen, die nur Sprechchöre verwendet und auf alle Musik verzichtet. Wie belebt man nun diesen Chor und wie erhält man gleichzeitig die Verständlichkeit? Lorenz teilt seine mehr als hundert Choristen in Stimmgruppen ein: die Tenore, Bässe, Soprane bilden Einzelchöre; gelegentlich wird ein wichtiger Satz, eine Frage, ein Anruf von einem Einzelsprecher übernommen, der Ton und der Ort des Sprechens wechselt unaufhörlich, durch Mischung und allmähliches Mitsprechen bietet sich die Möglichkeit zu allen dynamischen und tonalen Abschattungen. Die Wirkung dieser mit bewunderungswürdiger Regiegeduld einstudierten Chöre ist in der Tat überraschend und unbedingt zwingend. Es scheint mir nicht möglich, dieser Dichtung zu noch tieferer Lebendigkeit zu verhelfen: in seiner Vollendung gedacht, strahlt solch ein Chor eine bannende Gewalt aus, und es ist wohl denkbar, daß von diesen Eindrücken her das heutige Schaffen wieder mehr auf die Möglichkeiten hingewiesen wird, welche der Chor im Drama bietet. Unvergleichlich sind in meiner Erinnerung vor allem die grausige Spannung des blutgierigen Erinnyengeschreis im

Digitized by Google

dritten Teil und die edlen Klagetöne der Choephoren. Verzichten muß man außer auf die Musik dabei freilich auf die Rhythmik des Originals. Die in einfachen Jambenmaßen gehaltene Übersetzung Alexander von Gleichen-Rußwurms erlaubt dem taktierenden Regisseur, den Chor jederzeit zusammenzuhalten, das Tempo zu bestimmen und doch die Verständlichkeit zu wahren.

Wird man also sagen dürfen, daß wir vielleicht auf dem Wege sind, den Chor für uns wiederzuerobern, so würde damit freilich noch nicht die ganze antike Tragödie wiedererweckt. Bekanntlich enthält der dritte Teil der Orestie jenen seltsamen Vorgang, daß der von den Erinnyen gejagte Orestes in Apollos Schutz flieht und daß er durch den von Athene eingesetzten Areiopagos freigesprochen wird, wobei die Erinnyen als Kläger, Apollo als Fürsprech und Athene als Gerichtsherrin auftreten. Bedenken wir, daß staatsrechtliche und religiöse Vorstellungen die Griechen diese an sich wenig dramatisch spannenden Geschehnisse mit Andacht und Ehrfurcht schauen ließ, so ändert das nichts daran, daß sie für uns nur sehr schwer innerlich verständlich zu machen sind. Trotz der Wucht des Erinnyenchores und der zauberischen Pallasvision auf dem Hintergrund der — ein Zufall — von Gewitterwolken bedrückten Alpenschneegipfel gelang es auch auf der Freilichtbühne nicht durchaus, den dritten Teil auf der Höhe der beiden ersten zu halten. Sie verlangt eben aus menschlichen Leiden und Freuden bewegte und gestaltete Handlung. Nur das „überzeitliche" Drama können wir uns ganz, können wir für Gebildete und Volk* gewinnen. Sind aber einmal die Chorteile in lebendige Wirkung umgesetzt, so steht der Weg doch zu vielen antiken Dramen offen. Denn wir brauchen nicht zu zweifeln, daß in den genialsten Dichtungen des Altertums so viel überzeitliche Gestaltung steckt, daß sie zum großen Teil ohne historisch-philologische Vorbereitung nacherlebt werden können. Wir könnten es glauben, auch wenn die Hertensteiner Aufführung es nicht für den ersten und zweiten Teil der Orestie bewiesen hätte. Dann aber sind diese Wunderwerke in Handlung umgesetzter Innerlichkeit für die Freilichtbühne wie geschaffen, und auch nach dieser Richtung eröffnet sich ein froher Ausblick auf zukünftigen künstlerischen Gewinn. Sch.

* Es ist an der antiken Tragödie noch ganz anders und lebhafter beteiligt als an der modernen: hier nur Zuschauer, wird es dort zum am Gelingen innerlichst beteiligten Mitwirkenden!

Von zweierlei Musik

Musik

Der Nordländer, der etwa durch Tirol über den Brenner gemächlich nach dem Süden schlendert, fühlt sich überrascht, mehr und mehr in eine akustische Sphäre ungewohnter Art, in eine Welt von Klängen versetzt, die sich von primitivstem Lärm bis zu musikalischen Äußerungen erheben. Es ist, als ob die südlichen Menschen, wie die Kinder, ersticken müßten, dürften sie sich nicht durch Sprechen, Schreien, Singen, Spielen auf Instrumenten von einem vitalen Überschwang befreien, den wir im Norden in jener Allgemeinheit und Stärke kaum kennen. — Dieses Bedürfnis nach Lärm geht Hand in Hand mit der oft beobachteten Freude des Italieners am Gestus, der ungeschmä-

Digitized by Google

lerten Freiheit des Spiels aller Organe, der schamentfernten Lautheit und Öffentlichkeit des physischen und geistigen Habitus. Den Trambahnführern in Florenz macht es sichtlich Vergnügen, die gellende Warnungsglocke zu läuten, die Zeitungsverkäufer rufen die Tagesblätter nicht nur mit überlauter Stimme, sondern auch in rhythmischem und melodischem Tonfall aus. Und wer unter uns, der schwerwandelnd in deutscher Nachdenklichkeit dort durch die Straßen zog, entging der meckernden Tenorstimme, die in so schmerzlicher Nähe des Ohres, ganz plötzlich in eine Verdiarie ausbricht! So ist man in Italien fast ständig von mehr oder weniger disziplinierten Klängen umgeben, bis hinauf zu ernsthafter Musik. —

Kein Wunder, daß einem zunächst der Gedanke kommt: hier ist offenbar alles musikalisch. Und doch haben wir guten Grund, die Begabung des Südländers für die Musik nicht zu überschätzen. Wie in allen Dingen besitzen die Romanen einen Schatz von äußeren Fertigkeiten auch in musikalischer Reproduktion, während doch das feinere Musikempfinden, ja selbst das kultiviertere Hören musikalischer Elemente nicht gar sehr entwickelt sind. Man kann dort erleben, daß Leute, die zur Gitarre singen, das sinnlichste Element in der Musik, den Rhythmus, zum Erstaunen beherrschen. Aber dann bringen dieselben Menschen es fertig, zu einem völlig verstimmten Instrument, ja zu falschen Akkorden, aber immer mit virtuoser Technik, in aller Harmlosigkeit und Begeisterung ihre Lieder zu singen, wie man es selbst bei unsern niederen Klassen selten hört. Immerhin bedeutet auch die Geschicklichkeit in musikalischer Wiedergabe nicht wenig. Und da diese zusammengeht mit einer geringen, aber selten ganz fehlenden, allgemeinen musikalischen Anlage auch höherer Art, so war man von jeher leicht geneigt, die Italiener als Musiker gar hoch einzuschätzen. Bis man dann eben merkt, daß es nur eine ganz allgemeine und mit vielen anderen Erscheinungen stilisierter Sinnlichkeit vergleichbare Veranlagung ist, die wir bewundern, eine mehr direkt den Sinnen und überhaupt vitalen Interessen dienende Art musikalischer Betätigung. So versteht man auch die Allgemeinheit ihrer Verbreitung, während unsere schwerflüssige musikalische Potenz nur in wenigen Individuen, aber dann mit größter Wucht hervorbricht. Die Natur verbraucht bei uns sehr viel Material, produziert viel mißlungene Werte, scheint ewig zu probieren, bis ihr dann die wenigen, fast zählbaren Meisterstücke gelingen. So ist bei uns die Musik recht eine Sache der Wenigen. Aber wie immer im germanischen Volke, wenn dann einmal künstlerische Werte erzeugt werden — und sie sind bei uns fast immer produktiver Art — dann erheben sie sich zu einer Höhe, die anderen Völkern unerreichbar sein wird. Wir schaffen in unsern ureigenen Stunden Werke von fast absoluter Geistigkeit, die mit der romanischen Anschauung von Kunst nur das allgemein menschliche Element zunächst sinnlicher Wirkung gemein haben. Das eigentlich romanische Kunstwerk ist, der Art nach, wie es erzeugt ist, und wie es genossen wird, auf absolute Sinnlichkeit gestimmt, es dient vorwiegend vitalen Interessen, das heißt, es erzeugt Lust am Leben

Digitized by Google

in unmittelbarer Wirkung auf die Sinne, aber es sieht deswegen auch oft in dem sinnlichen Behagen den Selbstzweck und läßt leicht die federnde und stählende Energie vermissen, die durch hohe Kunst im sinnlichen, vor allem aber im seelischen Organismus erreicht werden soll. Unsre echtesten germanischen Kunstwerke dagegen haben sich so weit über das sinnliche Wohlgefallen erhoben, daß wir es nur mehr als jene menschliche Basis empfinden, die unserm Denken zum Beispiel durch den Besitz eines Körpers gegeben ist, über die wir uns nicht hinwegsetzen können, wenn auch das titanische Bemühen mehr als einmal geschah. Das Letzte aber erleben wir beim hohen Kunstwerk nur im Gehirn; hier erhält jener sinnliche Kräftestoß seine Vergeistigung zu kosmischer Weite. Und erst auf diesem Umweg wird sich auch jenes Wohlgefühl unsres sinnlichen und seelischen Apparates einstellen, jene lebendige Kraft im gesamten Organismus, die untrennbar ist von der Wirkung eines echten Kunstwerks. Ewald Bender

Empfindlichkeit und Kritik

Mittelstadt-Kunstnöte

Daß in unserm nervösen Zeitalter mit der Reizbarkeit auch die Empfindlichkeit zugenommen hat, ist wohl zu glauben. Jedenfalls hat die Empfindlichkeit der Kritik gegenüber ganz bedenkliche Maße angenommen. Bei den Autoren mag es noch angehn. Sie senden, kommt's hoch, eine Berichtigung ein, und damit ist die Sache abgetan. Anders die Virtuosen. Von jedem Auftreten wünschen sie wenigstens eine gute Kritik heimzubringen, ja sie nehmen in bestimmten Fällen an, daß die ganze Lokalpresse einmütig loben müsse.

Die Kritik pflegt ihnen den Gefallen nun nicht zu tun. Sie hält den Virtuosen noch für vervollkommnungsfähig oder sie erfrecht sich gar, seine beste Zeit für vergangen zu halten. Das findet der „Liebling des Publikums" unerträglich. Und nun beginnt die Kritik des Kritikers.

Zunächst im Kreise der Bekannten und Bewunderer. Der Mann versteht gar nichts. Er war früher Kaminfeger, Hammelmetzger oder Anstreicher. Er wäre durch ein Geschenk leicht zu bestechen, aber man ist zu stolz, es ihm zu geben. Er steht im Solde der Feinde — jeder Künstler hat ja ein Dutzend blutdürstiger Gegner, die nach seinem Leben trachten; das gehört zum Mobiliar.

Hilft das nichts, so schreibt man dem Kerl, um ihm zu beweisen, wie furchtbar er sich blamiert hat und wie „schnuppe" dem Künstler diese „Angeiferungen" sind. Wird der Mann der Presse auch dadurch noch nicht müde, so geht man an seine Vorgesetzten: die Redaktion. Man legt auswärtige Kritiken vor, die gerade das loben, was der Ortskritikus tadelt. Man hinterbringt, der Wicht sei ja gar nicht in dem Konzert gewesen, das er rezensiert habe, oder er mache Bemerkungen über Nummern, die im letzten Augenblick vom Programme abgesetzt seien. Diese Briefe sind in höflichem und ergebenen Stil gehalten, aber das gegen den Kritiker vorgebrachte Material ist vernichtend. Nun wartet der edle Künstler, ob der Pfeil sein Ziel erreichte, ob er die Stellung des Kritikers erschütterte.

Es gibt noch ein letztes, wirksames Mittel: man wendet sich an den Verleger oder an den Besitzer des Blattes. Der hat das Geld, der ist zu fassen. Man droht mit Entziehung der Inserate; man

Digitized by Google

wird, wenn der Mann nicht zu schimpfen aufhört, seine Programme, Reklamehefte und Visitenkarten anderswo drucken lassen; man schafft das Blatt ab und wird in seinem „großen Bekanntenkreise“ dafür sorgen, daß es an Abonnenten bedeutend verlieren soll. Ist der Verleger einer, bei dem das in der Tat verfängt, so läuft er klagend auf die Redaktion oder gleich zum Kritiker selbst, das Schimpfen muß aufhören, der gekränkte, mächtige Künstler muß das nächstemal gelobt werden, einerlei, ob er es verdient oder nicht. Das Publikum braucht keine „Kritik“; es will „Berichte“. Und der Verleger will Inserate.

Dann steht der Kritiker vor dem Entweder-Oder, ob er sein Brot verlieren oder seiner Überzeugung treu bleiben will. Kommt dann noch der Konzertagent oder die Theaterdirektion dazu, die dem Aufsässigen seinen Platz entzieht, und das Orchester, das sich zu spielen weigert, so lange er im Saal ist, so haben sie mit vereinter Liebesmühe den Offenherzigen glücklich umgebracht. Und an seine Stelle tritt ein sieghaft lächelnder Jüngling, der allgemein beliebt ist, weil er alle ohne Ansehn der Person mit einer großen Auswahl in Superlativen anlobt. Nun sind alle zufrieden, Künstler, Redaktionen, Verleger, Druckereien: der Friede ist wieder hergestellt. Nur, allerdings, ist auch die Kritik tot.

Wie konnte es so weit kommen? Einige wenige Kritiker überspannten den Bogen; sie waren zu scharf und verlangten zuviel. Andere machten sich um so breiter, je weniger sie verstanden. Wieder andre lobten mit einer Beharrlichkeit, die den Künstlern den Panegyrikus als die Normalkritik erscheinen ließ, auf die sie ein für allemal Anspruch haben. Der Hyperkritik, der Inkompetenz und der Lobhudelei einer Minderheit von Rezensenten ist es zu danken, daß die Kritik selbst in Verruf gekommen ist. Tüchtige Künstler sind mit der uns allen so naheliegenden Verallgemeinerungslogik der Überzeugung, daß die Kritik überhaupt wertlos ist und daß man sich etwas vergebe, wenn man sie lese oder gar mit einem Kritiker verkehre. So hat die Übertreibung auf der einen Seite die auf der andern gezeitigt.

Wann werden wir die goldene Mittelstraße finden? Wann werden ernste Künstler ihre dumme Empfindlichkeit fahren lassen und ein kritisches Urteil ohne Protest prüfen? Wann werden sie hinter einer objektiven Kritik keine persönlichen Motive mehr suchen? Wann werden Verleger und Redakteure Rückgrat genug bekommen, um dem unlauteren Druck von seiten der Virtuosen zu widerstehn und ihren Kritiker, wenn er es verdient, zu schützen? Wann werden Kritiker und Künstler mit gegenseitigen Konzessionen über den Wert und die Mängel einer Leistung sich einigen können und von ihrer beiderseitigen wohlwollenden und lauteren Gesinnung überzeugt sein? Man mißverstehe mich nicht: ich weiß, daß das alles in tausend Fällen geschieht. Aber wann wird es die Regel, die sich von selbst versteht, und mit der man deshalb allerorten rechnen kann?

Heute sind wir von diesem Ideal fast in allen unsern Mittelstädten (und gar in den Kleinstädten!) weit entfernt. Es gibt gegenwärtig nur einen Weg, um das kritische Handwerk in der Tagespresse überall ungescheut und ungeschoren ausüben zu können: man schreibt zwischen die Zeilen. Der gebildete

Digitized by Google

Leser versteht es ja, zu lesen, was nur angedeutet ist und nicht besteht. Der Virtuose vom Durchschnittsschlag aber, der von seinem Wert felsenfest überzeugt ist und für solche Feinheiten wenig Sinn hat, der liest drüber hinweg und schweigt. Dann kann einer die herrlichen Lieder einer Sängerin, das unvergleichliche Spiel eines Heldentenors, das stilgerechte Kostüm einer Schauspielerin loben, und nur der Gescheite merkt, daß die Wertung der Leistung einfach — unterbleibt. Aber würdig ist solch eine Schreiberei wohl weder für die Schreibenden noch für die Leser.

E. Platzhoff-Lejeune

Münchner Glaspalast

Die Münchner Jahresausstellung stellt sich diesen Sommer in einer neuen Form der Anordnung dar. Die Kunstgegenstände sind zum erstenmal nach gewissen modernen Ausstellungsgrundsätzen aufgestellt worden. Die Jury hat die eingelaufenen Arbeiten durch ein viel engmaschigeres Sieb als früher laufen lassen, und die Hängekommission hat die ausgewählten Werke auf ruhig getönten Hintergründen locker und frei angeordnet. Der Erfolg ist groß. Das Niveau der künstlerischen Darbietungen ist beträchtlich gestiegen. Der Glaspalast, bislang ein Labyrinth ästhetischer Schreckenskammern, ist zu einer modernen Kunstausstellung geworden.

Freilich die strenge Ausmerzung der ganz geringwertigen Kunstware bedeutet zunächst noch nicht eine Wertsteigerung der übrigen Leistungen, und so ist die Erhöhung des Niveaus eigentlich nur scheinbar da. Was man in den 76 Sälen und Kabinetten des Glaspalastes an Bildern, Skulpturen und graphischen Arbeiten sehen kann, legt Zeugnis ab für die sehr respektable Höhe des künstlerischen Durchschnitts. Doch auch hier wie in der Sezession deutet alles auf einen Mangel an kräftiger, frischer Bewegung, auf Stillstand. Das Können dieser Künstler hat einen Grad von Anständigkeit erlangt, der die Kritik entwaffnet. Aber der Fluch aller Anständigkeit ist die Langeweile. Der Eindruck einer gewissen Monotonie wird durch das Fehlen der „Scholle“ entschieden verstärkt, denn diese Vereinigung junger, begabter Freilichtmaler erfüllte in früheren Jahren wenigstens einige der Säle mit Sonne und frischen Farben. Man kann zwar im diesjährigen Glaspalast eine ganze Stufenleiter von Kompromißkünstlern sehen, die in höherem oder geringerem Maße in modernem Sinne zu malen versuchen, aber das brave, gewissenhafte Atelierbild bestimmt doch immer noch den Gesamteindruck.

Nun ist es schließlich — wenn man sich über die Ebene des gerade herrschenden Zeitgeschmacks erhebt — ganz gleichgültig, ob ein Bild im Freien oder in einem Atelier gemalt ist. Mit der künstlerischen Qualität hat das nichts zu tun, und eine geniale malerische Phantasie kann hier wie dort Wunderwerke schaffen. Ja, gerade das Atelierbild scheint mir die eigentliche Domäne phantasiebegabter Künstler zu sein. In der Bildersammlung des Glaspalastes aber herrscht eine erschreckende Unfruchtbarkeit der malerischen Phantasie. Woran liegt das? Doch wohl daran, daß diese Hekatomben von Bildern dem Gotte Publikum und nicht einem künstlerischen Ideal dargebracht werden. Der Glaspalast ist nicht eine Arena, in der man um Lorbeeren kämpft, sondern in erster Linie eine Verkaufsanstalt. Was

Digitized by Google

aber ist verkäuflich? Was dem Publikum, dem kapitalkräftigen Publikum von 1910 gefällt. Diese „Italienische Landschaft“ könnte wohl ein reicher Maschinenfabrikant in seinen Empiresalon hängen, dieser „Kardinal“ könnte ein Herrenzimmer schmücken, dieses prächtige „Stilleben“ mit seinen Hummern, Melonen und Schinken ist für das Speisezimmer eines Feinschmeckers bestimmt, diese reizende mit heiteren, schön gekleideten Menschen gefüllte Gartenszene „Im Mai“ paßt in den Rokokosalon einer jungen Dame, diese „Niederländischen Trinker“ in Barockkostüm würden sich in einem Rauchzimmer vortrefflich ausnehmen. Alle diese klug gewählten Sujets sind verkäuflich, und sie werden ihre Liebhaber finden ebenso wie der „Sonnige Tag“ oder „Das Mädchen mit der Bibel“ oder „Im Gedenken“ oder „Du schwarzbraunes Deandl“ oder „Ein enges Gäßchen“.

Nichts wirkt so lähmend auf die künstlerische Phantasie wie der Zwang, Geld zu verdienen. Ein Maler, der merkantile Berechnungen anstellen muß, bevor er an die Arbeit geht, kann nichts Ungewöhnliches wagen. Denn das Ungewöhnliche findet vor dem Durchschnittskäufer keine Gnade. Auch er stellt merkantile Berechnungen an und fragt sich: „Wäre das Bild unter Umständen wieder verkäuflich?“ So ist der circulus vitiosus geschlossen.

Das ist die ästhetische Krankheit, an der wir leiden. Ihre Symptome kann man im Glaspalast studieren. Ihre Ursachen aber liegen weit außerhalb der Ausstellungshallen, hauptsächlich in den modernen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Eine Besserung ist nicht zu erhoffen, solange das Band zwischen Künstler und Kunstfreund zerrissen ist. Der moderne Künstler ist ein Spekulant geworden, er produziert Bilder, die den Geschmack eines Herrn X in Berlin oder sonstwo zu treffen suchen, er wirft sie auf den Markt und hegt den Ehrgeiz, Phantasiepreise zu erzielen. Die alten Meister saßen in ihren Werkstätten und führten bestimmte Aufträge aus.

Das Band zwischen Käufer oder Auftraggeber und Künstler müßte wieder fester geknüpft werden. Ausstellungen sollten in erster Linie nur den Zweck erfüllen, die Bekanntschaft zwischen Künstler und Publikum zu vermitteln. Der Kunstfreund aber sollte sich's zum Prinzip machen, die Werkstätten der Meister, die er schätzt, aufzusuchen.

Georg Martin Richter

Große Berliner Kunstausstellung (Schluß)

Die erste Stelle unter den Sonderausstellungen aber nimmt die Sammlung ungarischer Kunst ein. Es sind nicht wieder die Jungen, die sich uns im letzten Winter in der Sezession vorstellten, diese hier kennen wir seit Jahren von unsern großen Ausstellungen her, aber in solcher Geschlossenheit hatten wir sie zu sehen noch nicht Gelegenheit. Natürlich steht Munkaczy vornan. Mit einer Anzahl seiner schönsten Landschaften. Zum Teil von einer hinreißenden Leidenschaftlichkeit, wie die visionäre „Erinnerung an die Pußta“: Staub und Abendrot und ein jagendes Gespann; das ist keine Landschaft, das ist ein Jauchzen, ein Schrei der Sehnsucht. Und daneben gleich jene ganz realistischen, erdigen Landschaften, wie die „Maisernte“, die den Ungarn als den Lehrer Liebermanns er-

Digitized by Google

kennen läßt. Neben Munkaczy steht Paal mit seinen zum Teil ganz wundervollen Landschaftsbildern, in denen er sich an die Meister von Barbizon anlehnt, vor allem an Rousseau, Diaz, Corot. Szinyei-Merse ist mit seiner berühmten „Landpartie“ vertreten, vor der man sich immer wieder erinnern muß, daß sie im Jahre 1873 entstanden ist. Ein paar gute Sachen von Ferenczy, „Der Spazierritt“ und „Vor dem Bade“, fein in der Bewegung; und von Adolf Fenyes ein ganz köstliches Stilleben. Auch Katona, Goth, Stettka und andre sind vertreten. Weniger erfreulich wirkt ein großes Repräsentationsgemälde von Benczur, das nicht anders gemacht ist, als Anton von Werner das bei uns besorgt. Und dann Laszlo mit einigen Porträts, dieser internationale, unpersönliche, unsolide, mit allen Wassern gewaschene Routinier, der ja mit diesen seinen bezaubernden Gaben auch am preußischen Hofe schon der Lieblingsfamilienmaler geworden ist.

Sich nach den dargebotenen Leistungen von den andern einzeln durch die Ausstellung zerstreuten nennenswerten Künstlern jedesmal einen zusammenhängenden Begriff zu bilden, wird dem Betrachter in Moabit sehr erschwert. Man ist dort seltsamerweise noch immer nicht von dem Brauche abgekommen, die einzelnen Werke eines Malers unfindbar weit auseinanderzuhängen. Will man dadurch unterstreichen, daß es hier keine Persönlichkeiten, sondern — Bilder zu besehen gibt? Gewiß ist Kallmorgen letzten Endes auch nur ein Bildermaler, aber seine treue, tüchtige, norddeutsche Art verrät so viel persönliche Empfindung, daß man immer gern über das einzelne Bild hinaus zu dem Bilde seines Wesens sehen möchte. Wenn man von seinem vorzüglichen Hafenbild zu einer recht reizvoll gemalten Hofecke will, muß man erst durch Säle, an hundert Bildern vorbeiirren. Man hätte auch seine Schüler ein bißchen in seine Nähe hängen können, denn Kallmorgens ehrliche Empfindungsart scheint einen günstigen Einfluß auf manche Jungen zu üben, wie die Arbeiten von Artur Schüler, Fritz Douzette und anderen zeigen. Hans von Bartels malt noch immer mit der gleichen Bravour, Gewandtheit und Freude, aber von einer tieferen Entwicklung ist nicht viel zu spüren. Etwas Neues sagt auch O. H. Engel in seinen friesischen Dorfbildern nicht, im Gegenteil, seine frühern Arbeiten zeigten mehr Frische und die Eindringlichkeit des ersten Erlebens. Schulte im Hof, der ein paar gute Männerbildnisse von schlichter, sicherer Charakteristik zeigt, ist im Frauenbildnis herzlich schwach, ein bißchen unbeholfen oder zimperlich. Sehr glücklich ist Hans Looschen in einer jungen Mutter mit Kind, in der viel unmittelbares Leben einfach und sicher ausgedrückt ist. Fr. Stahl kommt natürlich wieder mit einer witzigen Florentiner Imitation; so was ist ja mal als geistvolle Künstlerspielerei ganz amüsant und reizvoll, verliert aber auf die Dauer doch jede Wirkung. Hans Herrmann, Meyerheim, Hoffmann-Fallersleben, Bracht haben uns keine neuen Seiten mehr zu enthüllen. Karl Binnen entwickelt sich in seiner neuen Art ganz vorzüglich, F. Türke zeigt zwar keine großen Fortschritte, doch wieder eine ausgesprochene Eigenheit der Natur-

Digitized by Google

empfindung in seiner Rhönlandschaft mit den ernsten flächigen Guaschtönen. Die Münchner „Scholle“ ist diesmal nicht vertreten; dem „Aufdrahen“ nach könnte man den Düsseldorfer Grossens beinah für ein Mitglied dieser Gruppe halten, der in seiner „Dame am Kaffeetisch“ seine Farbenfreude in breiter, tiefenloser Manier hinstreicht, wie wir das etwa von Leo Putz kennen. Der einzige hier ist Angelo Jank; seine großen Bilder geraten doch oft bei aller vorzüglichen Malerei in eine etwas leere, plakatmäßige Wirkung. Von dem verstorbenen Skarbina ist vor allem ein Berliner Straßenbild zu nennen, das die beste Seite dieser mannigfachen Begabung zeigt. Skarbina war ganz gewiß ein Maler mit feinen, frohen, für jeden neuen Farbenreiz empfänglichen Augen, eine gewandte, lebhafte, leicht aufnehmende Natur; aber sank das Empfangene auch immer bis auf den Grund einer Persönlichkeit, schlug es sich zu einem eignen Charakter nieder? Ich glaube in diesem Mangel an Tiefe liegt auch sein merkwürdiger Mangel an Konsequenz begründet; er hatte Entzückungen und malte doch eigentlich — Bilder, er half die Sezession begründen und fand sich doch wieder nach Moabit zurück. Max Schlichting stellt wieder ein paar Frauen gegen die See in seiner geschickten, reizvollen Weise, Klein-Chevalier wird wieder zu groß und wirkt darum leer und äußerlich. A. von Brandis zeigt ein malerisch höchst bemerkenswertes kleines Interieur mit einer Stiege, H. Beatus Wieland ein Winterbild und eine blaue Bäuerin. Fr. A. Pfuhle läßt in seiner Mutter mit Kind einen angenehmen Fortschritt zu klarer, sicherer Formauffassung erkennen, dem hoffentlich ein gleicher in der Koloristik bald nachkommt. Von den Ausländern muß der Belgier Laermanns besonders genannt werden, dessen ganz eigne, ernste, tiefe Wesensart stark heraustönt. In einem Saale hat man von Puvis de Chavannes drei Kartons zu seinen monumentalen Genovevabildern im Pantheon aufgestellt. Ohne die Farbe, dieses unnachahmlich duftige, feine, silbergraue Fluidum, das in den Gemälden den Vorgang wie in eine verklärte Ferne entrückt, wirken diese reingestimmten Kompositionen nicht so weihevoll, aber ein Hauch von Hoheit und echter Monumentalität geht auch von diesen Entwürfen aus. Um so mehr verstimmen die koketten Spielereien eines Picard. Auch Menards „Goldnes Zeitalter“ hat keine innre Monumentalität, man braucht nur an etwas Ähnliches von Marées zu denken. Wenn das auch alles noch großzügiger ist als die Wanddekorationen, zu denen Hans Looschen ein paar Genrebilder ausgezerrt hat. „Si tu mets une image“, würde wohl Puvis sagen, „sur une muraille, qu'elle ne peut pas digérer, cette muraille vomira cette image.“ Diese Bilder kann wirklich keine Wand verbauen.

Wenn ich zum Schluß noch Willy ter Hell, Wildhagen und Hambüchen mit guten Landschaften, Ernst Töpfer mit einem delikaten Stilleben, Bernhard Winter mit einem den Kunstwartlesern schon bekannten „Bauernbegräbnis“ und Adele von Finck mit einem Doppelmädchenporträt von eigenartiger, feiner Auffassung nenne, so habe ich wohl alles erwähnt, was in dieser Ausstellung an Gemälden Bemerkenswertes vorhanden ist.

Digitized by Google

In der graphischen Abteilung sind recht gute Sachen von dem Holländer M. A. J. Bauer, der auf Rembrandts Spuren wandelt, von den Franzosen Lepères, Legrand und Raffaeli, welch letzterer in den farbigen Radierungen ganz Außerordentliches gibt. Von den Deutschen sind W. Geiger und Erich Wolfsfeld zu nennen, jener von feiner Bewegung, dieser von einer echt monumentalen Energie in der Linie. Außer diesen noch H. Kley mit seinem immer wirbelnden Witz und Peter Halm, der in seinen Radierungen nach Werken alter Meister zeigt, daß ein wirklich individueller Künstler immer Eigenes produziert, auch wenn er nur kopiert. (Ebenso wie der persönlichkeitslose Künstler, dafür gibt es ja hier in Moabit ausreichend Beispiele, immer nur die Kunst anderer produziert, auch wenn er nicht kopiert.)

Die Ausstellung der Plastiken bestätigt Gott sei Dank nicht durchaus die schlimmen Befürchtungen, die draußen der für Korfu bestimmte Achilles von Johannes Götz erweckte, der mit seinen verunglückten Proportionen anscheinend mit einem Betrachter aus dem Luftballon rechnete. Die Beine sind im Vergleich mit dem gedrungenen Oberkörper bedeutend zu lang geraten, aber auch abgesehen davon, diese Riesenstatue ist nichts weiter als ein leeres Repräsentationsstück. Daß Götz sein gutes Können noch nicht ganz eingebüßt hat, zeigt er drinnen an einem „Läufer" von eindringlicher Wahrheit der Bewegung bei formvoller Ausgeglichenheit. Von einem starken plastischen Gefühl, vielleicht noch mehr von einer strengen plastischen Erkenntnis zeugen zwei Arbeiten von Hugo Kühnelt, eine „Schmachtende" und eine „Medea", in denen ein monumentaler Zug steckt. Ungezwungener, von einer außerordentlichen Frische und von sicherm Griff ist die Halbfigur eines jungen Sportsmanns im Sweater von Paul Osten, der in einer flächigen, einfachen Behandlung nur das Wesentliche ohne jede Stilabsichtlichkeit auszudrücken sich bestrebt. Lewin-Funcke bringt die kleine Marmorfigur eines schreitenden Mädchens, voll Grazie und Reinheit der Linien. Ein Vergreifen im Stoff zeigt leider der im übrigen nicht talentlose Richard König mit seiner Gruppe „Wahrheit". Der Jüngling von Sais, der sich erschreckt vor der enthüllten Schönheit verbirgt. So etwas läßt sich in der bildenden Kunst nie überzeugend darstellen — wir begreifen nicht, wie der Jüngling vor einer Frauengestalt erschrickt, die für uns keineswegs, Gott sei Dank auch als Kunstwerk nicht, etwas Abschreckendes hat. Mit ähnlichen gemischten Gefühlen wird man auch das Modell zu dem bekannten Dante-Monument des Alfonso Canciani betrachten. Ein genialer Schwung in den Einzelheiten, aber als Ganzes eine gefährliche Entartung, da jeder einheitlich monumentale Zug fehlt. Höher als die meisten ausgestellten großen Arbeiten, deren künstlerische Bedeutungslosigkeit, zumal bei den Grabdenkmälern, oft weit unter das erlaubte Maß sinkt, stehen eine Anzahl Tierplastiken von Zeiller, der in Porzellan wie in farbigem Marmor bei aller eindringlichen Lebendigkeit plastisch strenge Kunstwerke schafft.

Auch eine Architekturabteilung gibt es natürlich in Moabit. Es ist aber nicht viel von ihr zu sagen. Nur eins: Paul Wallot bringt einen Entwurf zur Freilegung des Brandenburger Tors, der nicht nur das Tor, sondern

Digitized by Google

auch den Parkerplatz glatt in drei Teile zerschneidet und ein halb Dutzend Adlersäulen aufstellt. Wallot genießt ja an der maßgebenden Stelle keine Gunst, so daß wir die Ausführung dieses Planes nicht zu befürchten haben. Aber auf eine solche Leistung würde mit größerem Recht als auf den Reichstagsbau das bekannte Prädikat vom: Gipfel der Geschmacklosigkeit passen.

Erich Vogeler

Angewandte Kunst

„Mietkasernen",

das Wort ist mit Unlustgefühlen geladen, wie mit Regen eine diesssommerliche Wolke über überschwemmtem Gebiet. Es ist Zeit der Rückkehr aus der Sommerfrische — in wieviel tausend Köpfen wird vor dem Mietkasernenwesen der Ekel gerade in diesen Tagen wieder aufsteigen . . .

Daß es besser werde damit, daran arbeiten denkende Köpfe bei uns im Vaterlande schon überall, aber daß es bald besser werde damit, das kann vorläufig nur an einzelnen Punkten erreicht werden. Durch das große Mittel allen sozialen Fortschritts in unsrer Zeit, durch Organisation. Wir bringen mit unsrer Illustrationsbeilage sieben Bilder als Belege dafür, wieviel sich auch unter den heutigen Verhältnissen immerhin schon selbst bei „Mietkasernen" machen läßt.

Was wir in den Paul Mebesschen Neubauten der Charlottenburger und der Steglitzer Anlage des Berliner Beamtenwohnungsvereins zeigen, sind ja in gewissem Sinne auch nur „Mietkasernen". Aber wie anders wirken sie in diesem Zeichen auf uns ein! Man sieht's ihnen beinah von außen an: was die Hygiene fordert, muß in diesen Gruppenbauten erfüllt sein, und tatsächlich ist es das in jeder Weise. Den sozialen Wünschen dann ist (zum Beispiel durch die große Zahl der gesonderten Treppen) auch genügt, allen praktischen, soweit sich's nur irgend machen ließ. Und nun das Ästhetische! In München hätte man's wohl noch „lustiger" gemacht, aber das „Lustige" ist nun einmal mehr süd- als norddeutsch. Freundlich ist trotzdem schon das Bild solch einer „Straße", die sich mit immer wechselndem Ausblick gebogen hinzieht, deren Gärtchen sich als einfache Grünplätze zusammenschließen zu einem einzigen, nur durch die Eintrittswege zu den Häusern unterbrochenen Plan, und deren einzelne Häuser mannigfaltig und doch eines Geistes sind! Dabei flächige Fassaden, einfach gegliedert, die Balkone zusammengefaßt: Ruhe. Um von der innern Ausstattung ein Beispiel zu geben, bilden wir auch ein paar Öfen ab. Den Vorteil, den sie zeigen, zeigt die Ausstattung in jedem Stück: keine Fabrikware, sondern vom Künstler durchgestaltete Dinge, die aber doch durch den Zusammenschluß der Mitglieder in Massen und deshalb billig hergestellt werden konnten. Durch Zusammenschluß — das ist das gebietende Wort auch für alle solche Versuche. Durch Zusammenschluß derer, die hier wohnen sollen (meist „kleinerer Leute", denen zwei, drei Zimmer genügen) und durch Zusammenschluß der formenden Kräfte unter einem Geist, der sie leitet.

Hinter der Straße*

Die moderne Baukunst, die erfreulicherweise einen großen Aufschwung in den letzten Jahren

* Dieser Aufsatz ist unabhängig von unserm Rundschaubeitrag (XXI, 14) entstanden und war vor dessen Abdruck niedergeschrieben.

Digitized by Google

zu verzeichnen hat und insbesondere unter Abstreifung von unnötigem Prunk und Zierat sich wieder mehr den heimatlichen Formen nähert, behandelt doch noch verschiedene Teile unsrer Wohnstätten recht stiefmütterlich: und zwar insbesondere unsre Höfe und Hintergebäude.

Schon in den Ausdrücken Hof- und Hintergebäude liegt etwas, was uns heutzutage ein gewisses Unbehagen verursacht. Leider ist das wenig Anheimelnde für die jetzt beliebte Ausgestaltung dieser Bauteile sehr bezeichnend.

Die teilweise wilde Bauspekulation, die sich in der Ausschlachtung der Baustellen bis zur äußersten Grenze der Vorschriften nicht genug tun konnte und die zum Teil öde Mietkasernen selbst für die „besseren" Stände schuf, hat bei der jetzigen Generation die Erinnerung und das Gefühl für die gemütlichen Hofanlagen der Alten vollständig vernichtet. Die Erinnerung an schönere Zustände ist vergessen, und man vermißt nichts, weil man's nicht besser kennt.

Aber man denke nur an die alten Nürnberger Hofanlagen! Wie gemütvoll sind sie und wie malerisch wirken sie. Da hatte man noch etwas übrig für seinen Hof. Das beweisen die Erker, Galerien, Portale und Treppenaufgänge. Dabei sind die Höfe oft nicht größer als die jetzt von der Baupolizei vorgeschriebenen.

Geht man dagegen in die Höfe unsrer neuen Städte, so erblickt man traurige, nüchterne Hofansichten, vielfach in schmutzig gewordenem, dunkel ausgefugtem Mauerwerk, einförmige, nüchterne Fenster, geschmacklose Küchenveranden mit Wellblechdächern und eiserne Treppen, bei deren Gestaltung man sich keinerlei Mühe gab, plumpe und düstere Hoftore. Man vermißt jegliche liebevolle Sorgfalt für die Ausbildung der Höfe und Hofgebäude, wie sie die Alten doch so ausgezeichnet verstanden. Kein Baum, Strauch oder Brunnen ziert den Hof, obwohl manchmal Platz dazu wäre und man sehr wohl das Haus auch mit Spalieren schmücken könnte.

Man vergißt ganz, welche wichtige Rolle die Höfe und Hintergebäude der Großstädte in dem Leben ihrer Bewohner spielen. Millionen von Menschen wohnen in Deutschland nur in Höfen. Sie sehen nichts anderes, als die geschilderten Zustände; die Kinder wachsen darin auf und treiben sich einen großen Teil ihrer Jugend in ihnen herum. Hier macht das heranwachsende Geschlecht seine Spiele, von hier nimmt es Eindrücke seiner Kindheitstage mit hinaus ins Leben. Es wäre gerade für die Bewohner unsrer Höfe, die zumeist auch sonst einen großen Teil ihres Lebens in Werkstätten unsrer neuen Städte zubringen, außerordentlich erwünscht, daß ihre Heimstätten nicht aller Poesie bar wären.

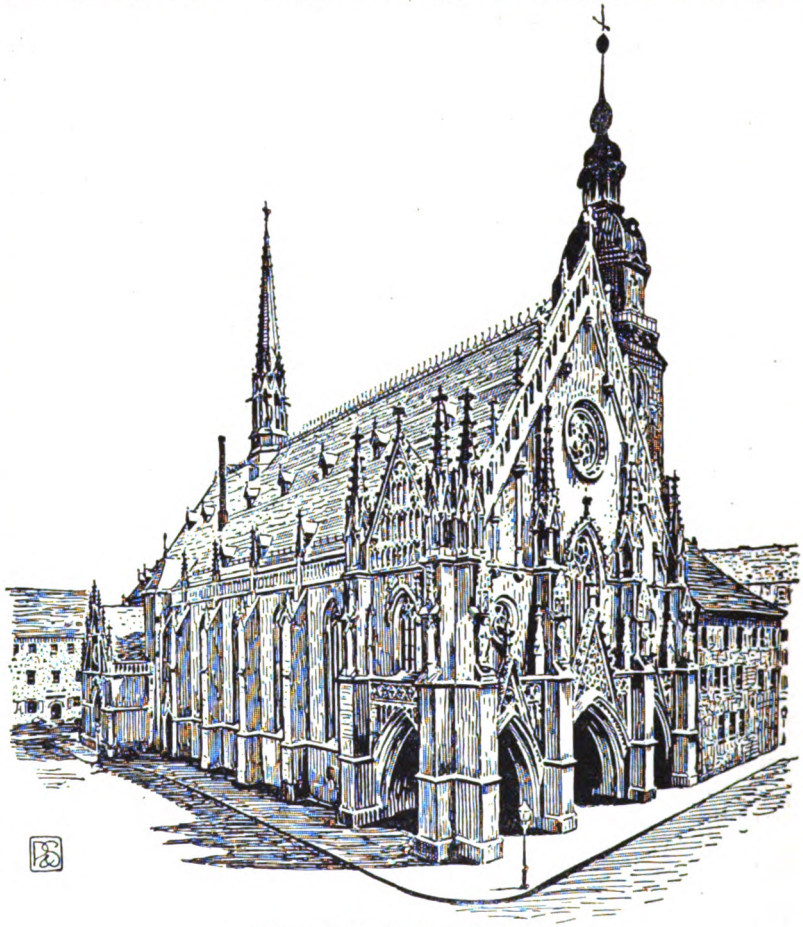
Auch diese Stiefkinder der Architektur sollten deshalb Anteil haben an der überall bemerkbaren Vertiefung der Baukunst, man sollte sich wieder mehr Mühe geben, auch unsre Höfe zu freundlichen Stätten auszugestalten und auszustatten. Kein Zweifel, daß das bis zu einem gewissen Grade möglich ist, ohne die Baukosten zu erhöhen. Wenn man die Versuche fortsetzte, die hier und da bereits von einsichtsvollen Architekten und Bauherren gemacht wurden, würde sich bald ergeben, daß man berechtigte Forderungen erfüllen kann, ohne den Spekulationsinteressen der Hausbesitzer zu schaden. Ja, man würde wahrnehmen, daß derart

Digitized by Google

ausgestaltete Gebäude besonders gut vermietet und von ihren Bewohnern geschätzt werden.

Wie schon angedeutet, ist nicht der trostlose Anblick unsrer Höfe und Hintergebäude an sich das Bedauerlichste. Noch wesentlicher bleibt, daß diese in ihrer jetzigen Gestaltung ein nicht zu unterschätzendes Kulturhindernis für große Massen unsres Volkes sind.

Artur Müller BDA.



Die „gotisch“ zurechtgemachte Kirche

Heimatpflege

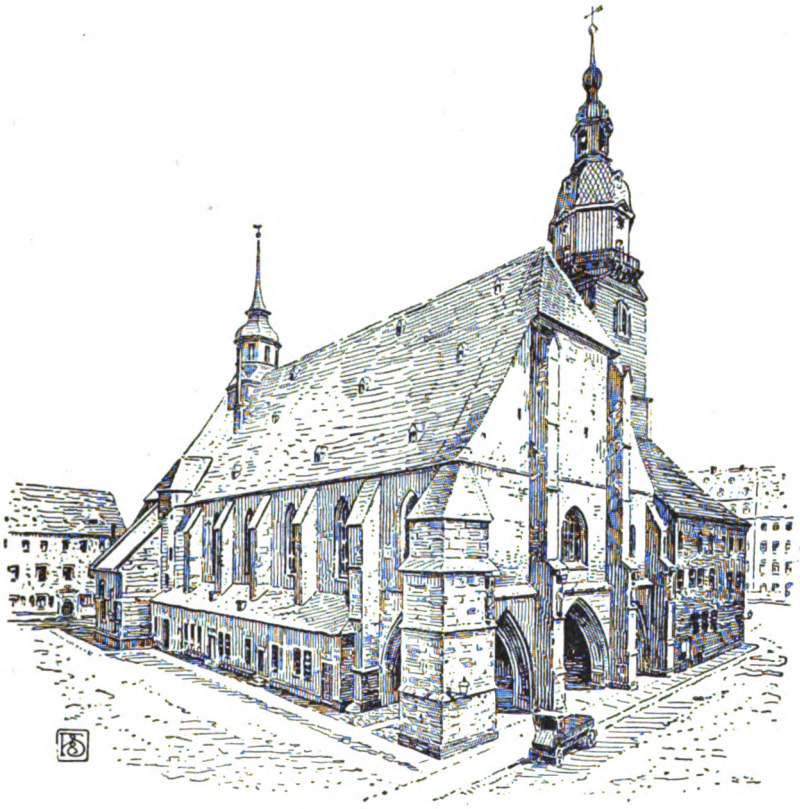
Aus Chemnitz

Draußen im Reiche weiß man gemeinhin nicht, daß das „sächsische Manchester“ längst in dem dritten Hunderttausend seiner Einwohnerzahl steht und somit in die Reihe der größten deutschen Städte eingerückt ist, — aber die sonstige Vorstellung, die man sich von ihm macht, trifft noch immer so ziemlich zu. Freilich, in den allerletzten Jahrzehnten hat der allgemeine Fortschritt dem Bewohner dieses Schornsteinwaldes und Rußparadieses auch das künstlerische Gewissen geschärft; was sich neuerdings ins Stadtbild eingefügt hat, zeigt zum großen Teile ein mutiges und sogar verheißungsvolles Stre-

Digitized by Google

ben. Aber dieſes Gute iſt eben ausnahmslos neu; was dem Auge des Fremden beim Gange durch die Stadt ſo außerordentlich auffällt, iſt der völlige Mangel einer künſtleriſchen Tradition. Darüber zu ſpotten iſt leicht. Chemnitz hat, ſo lange es lebte und ward, nur eine Kulturtradition gekannt, den Imperativ: „Arbeite!“ Die Väter haben unter ſeinem Zwange die Blicke in den Schuß des Schiffchens und ins Kreiſen der Zahnräder gebohrt und ſind dabei dem Kunſtwerk Leben gegenüber Dilettanten geblieben, aber ſie haben es doch ſchließlich zu etwas gebracht, das der ganzen Welt Achtung abzwingt.

Die Alten waren die Fanatiker des Zwecks, deſſen Kultus bis auf unſre Tage ſeine Zeugen lebendig erhalten hat, die erſtaunlich einfachen, ja nüchternen Häuſerchen der innern Stadt. In ihnen hat einſt ein Patriziertum jenes Handwerks gewaltet, das man heute Heimarbeit nennt, in dieſen notdürftigen Stein- und Holzetuis für Menſchen, die gerade gut zum Schutz gegen Wind und Regen ſind. Mitten in ihnen aber ſteht ein kleines Wunder: die Stadtkirche. Wir zeigen ſie unſern Leſern im Bilde: ſchlicht wie ein Dorfkirchlein, ohne allen Schmuck, das vorn abgewalmte Dach tief in die Stirn gezogen — „wie ein Bauernjunge“, gut, aber auch ſtäm-



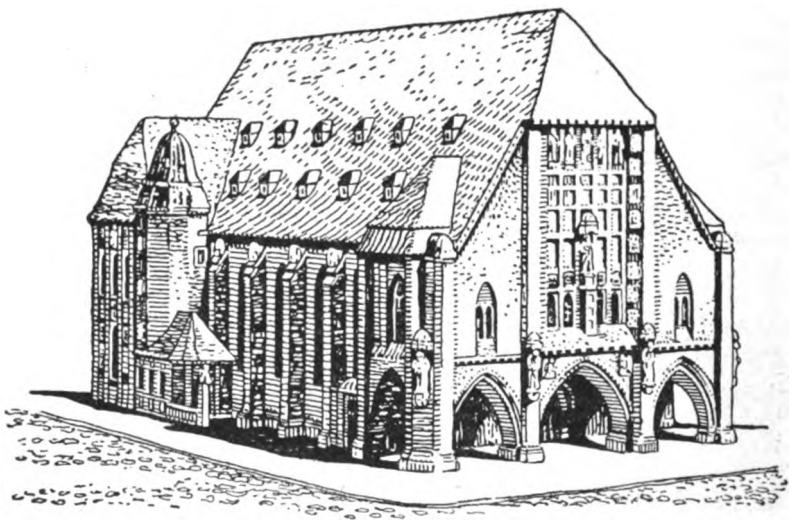
Die Kirche von ehedem

Digitized by Google

mig, ehrlich, bieder und kernhaft gesund wie ein rechter Bauernjunge. Das ist kein toter Steinhaufen, da ist eine Seele drin, und wer recht aufmerkt, dem wird es gar wie Harmonien aus ihr klingen. Das Schönste freilich zeigt sie erst dem, der noch nähere Bekanntschaft mit ihr macht. Betrachtet er sie von der Ostseite, so wird sie ihm einen so wundervollen sechzehnteiligen Chorschluß zeigen, daß er überwältigt stillstehen wird. Die Kunstwartleser kennen dieses Bild aus einer Beilage (XXI, 5).

„Erleben", sondern nur fürs „Verleben": die Gründerzeit steht ja wie ein Gespenst an dem Tore jenes Leidensweges, der die Kultur Deutschlands durch den Sumpf eines verhängnisvollen platten Sichselbstgenügens geführt hat. Auch die reiche Gotik der Chemnitzer Jakobikirche hat Feines im einzelnen, im ganzen ist sie der rauschende Ausdruck einer innerlich leeren Zeit.

Dann aber ward dieser Kirche



Gräbners Entwurf (der den Turm nicht mitbetrifft)

Als in den siebziger Jahren das große Geld nach Deutschland kam, da fanden die Chemnitzer, daß für die Stadtkirche eines so unerhört aufblühenden Gemeinwesens solch schlichtes Predigthaus sich nicht mehr schicke. So behängte man's mit einer Gotik, an der sich die Kunst nun quadratmeterweis nachmessen ließ. Man darf dem Baumeister nicht böse sein. Er verstand sein Handwerk wohl, er hatte gewiß auch eine Seele und sein Werk nicht minder. Aber das war die Seele der Zeit, die eine Seele war nicht fürs Segen, was andern Baudenkmalen zum Unheil wird. Sie steht auf einem engen, eingewinkelten Platze, abgeschnitten von Luft und Licht, und unter der Einwirkung dieses Zustandes und der Chemnitzer Luft bröckelt der Stein von dem Fiorituren werk des gotischen Baumeisters herunter. Eine Erneuerung macht sich nötig. Die Aussicht aber, alle zwanzig oder dreißig Jahre einen Hunderttausender für einen neuen „Kirchenrock" locker zu machen, hat die Einsicht gezeitigt, daß eine gründliche Änderung in dem Außengewande der Kirche sich bezahlt machen müsse,

Digitized by Google

zumal auch eine räumliche Erweiterung des Baues nun nicht mehr zu umgehen ist. Als den geeignetsten Mann dafür holte man sich den Dresdner Baurat Gräbner, dessen Name den Kunstwartlesern vertraut ist. Für Gräbner war es eine dankbare Aufgabe, unter solchen Umständen der alten Forderung von der edlen Einfalt und stillen Größe wieder zu einer Erfüllung zu verhelfen. Er machte einen Entwurf, der zunächst die alte Form im großen wiederherstellt, für den eigentlichen Schmuck sich aber die gedrungene Einfachheit des neudeutschen Stiles zunutze macht, also zunächst mit einer schönen Wahrung der Pietätpflichten für sich einnimmt und gleichwohl das oberste Gebot des schaffenden Künstlers im ganzen Ausmaße erfüllt: aus dem Geiste seiner Zeit zu schöpfen. Das ist ein glänzendes Beispiel für „Restaurierung", wie sie sein soll, ein vorbildlicher Fall von Seelenrettung. Man vergleiche die beiden Schauseiten! Wie organisch im neuen Entwurf das obere Feld auf den stämmigen Füßen zwischen den drei unteren Bogen ruht und wie plump dagegen diese Füße in das Schaumwerk der gegenwärtigen Gotik tapsen. Dann sehe man aufs Ganze. Wie ruhig, rein und schön gibt es uns den gutbürgerlichen, ehrlichen (und damit durchaus echt chemnitzischen) Bau des frommen alten Meisters zurück, und wie völlig läßt es doch auch unsern Begriffen von dem bewußt vollendeten Ausgleich aller künstlerischen Einzelelemente Gerechtigkeit werden!

Das neue Chemnitz baut an seiner jungen Kulturtradition. Man möchte ihm für alle weiteren Fälle das Glück wünschen, das es in diesem einen gehabt hat.

Hubert Maushagen

Vom Tübinger Uhlandhaus

ging in letzter Zeit die folgende Mitteilung durch die Blätter:

„Die Burschenschaft Germania hat beschlossen, das gesamte von ihr angekaufte Uhlandanwesen — Haus und Garten — für sich zu behalten und nichts davon weiterzuveräußern. Das Haus selbst wird zur Erinnerung an den großen Dichter und Patrioten von der Burschenschaft in seiner wesentlichen äußeren Erscheinung erhalten werden. Ein Teil der inneren Räume ist zur Verwendung für Zwecke der aktiven Verbindung bestimmt. Weiter ist in Aussicht genommen, einzelnen Räumen des Hauses eine besondere Verwendung zur Ehrung des Andenkens an Uhland zu geben. Durch das Vorgehen der Germania ist nicht nur der Bestand des Uhlandhauses gesichert, sondern auch die drohende Gefahr der Verbauung des zum Uhlandgarten gehörigen Teils des Österbergs mit Wohn- und Geschäftshäusern und der Verunstaltung des entzückenden Tübinger Stadtbildes, das gerade dieser Teil bietet, beseitigt."

Alle unsre Freunde haben das schon in ihrer Zeitung gelesen, aber wir sind so vergnügt darüber, daß wir doch auch ein Stückchen Kunstwart dafür noch freimachen wollen. Nicht bloß, weil's gerade das Uhlandhaus betrifft, wenngleich von Herzen auch deshalb. Sondern: weil hier einmal Denkmalpflege betrieben ist, wie wir sie ganz allgemein wünschen. Hier waren gescheite Studenten die Retter. Nun aber stelle man sich vor, was mit gesammelten Denkmalgeldern geschehen könnte, wenn man uns endlich, endlich mit den steinernen und bronzenen Eckenstehern verschonte, den Infanteristen, den Kavalleristen und denen,

Digitized by Google

die in Gruppen lebende Bilder stellen. Wenn man allgemein statt dessen hier einen edeln Bau rettete, dort einen Brunnen, dort eine Brücke baute, statt bloß als Nutzbau als Kunstbau, dort ein Erholungsheim gründete usw. Mit einem Wort: wenn man Denkmalgelder verwendete, um überall in Städtebau und Heimatpflege dem bloß Zweckmäßigen gegenüber die Wagschale des mehr als Zweckmäßigen wirtschaftlich zu beschweren. Wieviel öfter würde dann bei dem Abwägen zwischen idealer und praktischer Möglichkeit das Bessere geschehen können! Man denke, welche Summen Geldes allein durch die Kaiser-Wilhelm-Denkmäler auf totem Strange stehn, wie unvergleichlich viel mehr als „das“ überall wiederkehrende Kaiserdenkmal es bedeuten würde, wenn jede Stadt irgendein Kaiserdenkmal solcher Art hätte, das im Gebrauche lebt. Genügte der Name nicht, müßte natürlich eine Votivtafel etwa mit sprechendem Relief dabei sein. Wann bekehren wir uns allgemein zu solcher Denkmalpflege? Unsrer ganzen Heimatgestaltung könnte dadurch ein Stück Edelsein eingefügt werden, organisch mit ihr verbunden, während jetzt die Denkmäler fast an allen Orten nur äußerlicher Stadtputz sind. A

Naturschönheit

Ästheten in der Natur

Wieder naht die Reisezeit ihrem Ende, und wieder mochte der aufmerksame Beobachter, dem es nicht um Baum und Strauch, Wasser und Gebirg, Hotel und Aussicht allein zu tun war, sondern auch um die Bereicherung seiner Kenntnisse vom lieben Mitmenschen, wieder mochte er allerlei sehen, was, sagen wir, vor fünfzehn bis zwanzig Jahren in so reiner Kultur noch nicht zu sehen war: Snob, oder besser den Ästheten in der Natur. Und so seien zu diesem heiter-ärgerlichen Thema heute einige Anmerkungen erlaubt.

Zunächst: wo geht der Ästhet hin? Nach dem Gesetze der sich berührenden Gegensätze nicht ins Mittelgebirge, nicht an die Ostsee, überhaupt nicht in die Sommerfrische mittlern Wuchses, sondern in die „große“ Natur. Und warum? Wohl nicht ausschließlich, um dort gewesen zu sein und mitreden zu können. Sondern unbewußtermaßen auch deshalb, weil er seinem schwanken Innern einen Halt, seiner armen Seele einen ausgiebig nährenden Gegenstand sucht. Also nicht um der Sensation im gesellschaftlichen Sinne, aber wohl um der Sensation willen, die ihm Selbstzweck geworden ist.

Des weitern: Wie geht unser Freund durch diese große Natur? Das ist leicht gesagt, auch hat der Kunstwart ja gelegentlich selbst nicht ohne Absicht einem geistreichen Bekenner darüber Raum gegeben. Er fühlt sich als der Grandseigneur. Nicht als ob er unbeteiligt an den Schönheiten vorüberginge, im Gegenteil, er fühlt sich dauernd gezwungen, zu dem Bilde, das ihn umgibt, Stellung zu nehmen, also daß er zum Schrecken weniger „kultwierter“ Mitmenschen mit dem Gestus eines Kunstkritikers an die Nichtkunst herantritt. Er reflektiert und fühlt sich dabei erhaben über jenen, der sich naiv dem großen Eindruck hingibt. Gelegentlich wohl verführt ihn ein Landschaftsausschnitt dazu, ihn nur als ornamentales Gebilde aufzufassen, und etwa aus den Wolken bei Sonnenuntergang nach berühmtem Vorbild zwei Teppichmuster und einen Bettvorleger zu gewinnen. Häufiger jedoch sieht er sich veranlaßt, die Natur „tiefer zu er-

Digitized by Google

gründen". Das heißt auf deutsch: seinem Geiste Nahrung zu suchen, da er aus sich selbst sich zu ernähren nicht geschaffen ist. Irgendwie fühlt er sich darum „im Kampfe" mit der Natur, wie der dinerfreudige Gourmet im Kampfe mit seinem Hummer, er muß „es" aus ihren Scheren herauskriegen, er hat das Bedürfnis, sich „nicht erdrücken" zu lassen, sondern über sie als „Sieger" hervorzugehen und zeucht den Geist hervor, der nach eines Größeren Ausspruch des Menschen allerhöchste Kraft bildet. Dienen muß ihm die Natur, aber freilich nicht seiner Natur, sondern seinem Geist. Man kann's auch weniger vornehm ausdrücken: seinem Feuilleton. Hat er so die höchste Steigerung erfahren, deren er fähig ist, so ist er freilich nicht nur Sieger über die Natur, sondern auch über die Mitmenschen, denn denen gibt sie kein Feuilleton.

Ist er uns denn nicht auch überlegen? Er, der sich so gar nicht seiner selbst entäußert, uns, die wir kaum die Bilder jener Gegenden, kaum abgeschlossene Gedanken über die Reisezeit heimtragen? Freilich, rein passiv und etwa nur mit dem Auge die Natur aufzunehmen, ist wohl keinem, und dem unkultwierten Menschen am wenigsten vergönnt, erst die starke oder sehr einseitige Kultiviertheit mag wohl dazu verführen, mit Bewußtsein von alledem abzusehen, was das Sehen, Hören, Schmecken, Riechen der Erscheinungen in uns allen erregt: Selbstgefühl.

Denn, um ein wenig ernst zu reden, ich selbst bin es, den ich im Anblick der Natur fühle. „Bäume, im Gefühl ihres stolzen Aufstiegs zum Himmel", „von den Bergen scheidende Sonne" — viel zu hoch gegriffen! Die Bäume befinden sich im stabilen Gleichgewicht, die Sonne wird durch den in Drehung befindlichen Horizont nach und nach verdeckt, das ist alles. Gefühl des Aufstiegs, des Scheidens — das nehmen wir erst aus unsrer eignen Brust, schauen, fühlen es in die Dinge hinein, nicht anders, wie das „Sichschwingen" eines Linienzuges, das „Sichdehnen" eines Weges in die Linie und den Weg. Die nur mit dem Auge gesehene Natur wäre uns kein Ornament, kein Teppich voll schöner Arabesken, sondern nur das irrsinnige Spiel eines unsrer seelischen Konstitution nicht zugehörenden Farbenkleckers. Chaos zwar, aber nicht anregendes, sondern ganz und gar gleichgültiges Chaos. Wie alle „Erlebnisse" im eminenten Wortsinn enthält also auch die notwendig von uns zu belebende Natur unser eignes Ich als Gegenstand. Ob nun die Natur groß oder klein sei, und ob wir uns dessen nachträglich bewußt werden, vermag daran nichts zu ändern. Gemeinhin bleibt es bei diesem Erleben, und wir lassen's dabei bewenden, ungeachtet der Verachtung, die uns Snob deswegen zuteil werden läßt. Denn freilich: ihm, der sich durchaus Herr zu sein einbilden muß und der sich zu verlieren fürchtet, wenn er sich hingibt, ihm kann es nicht genügen, Leid und Freude, Sehnen, Sichdehnen, Ruhen und die vielen andern Naturgefühle einmal rein und ungetrübt von den vielfältigen Beziehungen des Alltags Besitz nehmen zu lassen von der ganzen Seele, deren übrige Kräfte zum Schlaf gegangen scheinen. Vielleicht *mag* er nicht so fühlen, wir sind nicht unhöflich genug, um zu fragen, ob er's *vermag*. Vielleicht vermöchte er aber dieses so plötzlich weiter und tiefer erlebte Ichgefühl nicht zu erkennen als eines Wesens mit jenen kleinen

Digitized by Google

mitten im Alltag auftauchenden Erlebnissen eigentlichsten „Bei-sich-selbst-seins“, die gleichsam ein Vorschmack der Seligkeit sind. Doch lassen wir die Höflichkeit, der Ästhet liebt es eben nicht, bei sich selbst zu sein, wie wir es denn auch nicht lieben, bei ihm zu sein. Überlassen wir ihn getrost der frostigen Gebärde seines Herrschergefühls und der Bewußtheit seines Sieges, um zum Schluß zu fragen, ob wir denn in so krassem Gegensatz zu ihm in gänzlich unbewußtem Triebzustande auf dem bunten Teppich dahinwandeln. Nicht völlig glaube ich es, obwohl mir scheint, daß das Glücksgefühl im reinsten Naturgenuß eben dadurch bedingt ist, daß uns irgendwie bewußt wird, wie sehr die Unbewußtheit des Erlebens im Gegensatz zu unserm normalen Verhalten steht. Es mag ein Wechsel, ein gelegentliches Über-sich-hinaus-schauen dabei sein, jedenfalls innerhalb des Kreises des Naturerlebens gibt die Notwendigkeit, das Nicht-anders-können — psychologischer gefaßt: die relativ höchste Unbewußtheit —, auch das höchste Glücksgefühl. Die Natur, beschenkt von uns mit dem Reichtum, den unsre Brust ihr zu schenken hat, erscheint uns dennoch als die Spendende. Und klingen dann noch Gedanken an — Unendlichkeit, Zeit und Raum, Geschichte, Kunst, Wissen von der Natur — so scheinen auch sie nur das eigne Ich zu erweitern, zu entgrenzen. Zuletzt entsteht wohl dem im Wellendonner Wandernden jene selige Ichlosigkeit, wo die Fülle des Innen und Außen ineinanderfließt, wo Meer und Himmel, Ton und Bewegung, Natur und Seele als Eins empfunden werden — jener Zustand, der köstlicher als alle Träume und so beglückend wie nur je beglückende Wirklichkeit ist, dem aber freilich Selbstgefühl im Sinne des sich-selbst-höher-Bewertens fremd ist. „Hen kai pan“ war die Formel der Alten, All-Einheit dürfen wir's nennen. Und fühlen wir noch natürlich, so fühlen wir wohl gegenüber der All-Einheit des unendlichen Kräftewirbels, ihm enttauchend, die Kleinheit des Teiles, den wir selbst, ihm hingegeben, darin bildeten. Nicht beschämend, sondern beglückend. Ezard Nidden

Die Alpen einst und jetzt

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschten nicht nur im Flachland, sondern im Alpengebiet selbst über das Hochgebirge noch höchst abenteuerliche Vorstellungen. Dem Schweizer oder Tiroler war die Gletscherwelt, die er tagtäglich vor Augen hatte, fremder und fremdartiger als uns heute der Südpol oder die verborgensten Gipfel des Himalaja. Das ganze Mittelalter hatte bekanntlich im Hochgebirge nur eine Stätte des Schreckens und des Entsetzens gesehen; für die Erhabenheit des Furchtbaren waren die Augen noch nicht aufgetan. Die bis zur völligen Nichtbeachtung gesteigerte Gleichgültigkeit unserer für andere Reize der Natur doch keineswegs unempfänglichen Vorfahren gegen die Großartigkeit der Alpen dünkt uns ganz unbegreiflich. Man möchte glauben, die Berner, denen doch jeder klare Morgen die ganze eisstrahlende Kette ihres Oberlandes am Horizont aufsteigen ließ, und die Genfer, denen das ehrwürdige Schneehaupt des Montblanc genau so wie ihren Enkeln in die Fenster schaute, seien blind, stockblind gewesen, weil sie jahrhundertelang kein Sterbenswörtlein und keinen Pinselstrich dafür übrig gehabt haben. In gewissem Sinn waren sie es wohl

Digitized by Google

wirklich; der Blick, mit dem unsre Altvordern die Natur sahen, muß von dem unseren so verschieden gewesen sein, wie wir's uns schwer vorstellen können. Das scharfe, treue Auge für das Nahe und das Fehlen des Fernsehens legen den Vergleich mit einem Kurzsichtigen noch am nächsten. Eiger, Mönch und Jungfrau, für uns Berge von eigenartiger Gruppenwirkung und edelster Linienführung, sind unsern Vorfahren sicher nichts anderes als drei kaum voneinander unterschiedene Schneehaufen gewesen, deren Formen niemandem zum Bewußtsein kamen. Die deutlichste Bestätigung liefert die Malerei, die sich bei der Nachbildung von Fels- oder Schneebergen sehr zum Unterschied von andern Gegenständen der Natur seltsam hilflos erweist, bis mit Lionardo, mit Dürer und vor allem mit Altdorfer Interesse und dadurch zugleich Verständnis für die charakteristische Formensprache des Hochgebirges zu erwachen beginnen.

Aber nicht die bildende Kunst, sondern die Literatur hat die Alpen schließlich für den Menschen erobert. Wenn wir von vereinzelten Vorläufern wie Konrad Gesner absehen, bei denen ästhetisches Bedürfnis und Forschungsdrang noch ungetrennt beisammenliegen, so fällt der große Wendepunkt bekanntlich ins 18. Jahrhundert und wird durch die drei Namen Albrecht von Haller, Rousseau und Goethe bezeichnet. Mit ihnen beginnt die Entwicklung, die der Menschheit einen ganz neuen Bezirk in der Welt des Auges erschlossen und sie gelehrt hat, im Furchtbaren das Erhabene, im Erhabenen das Schöne zu sehn. Der erste Schritt, der zur Empfindung der Erhabenheit, ist in Goethes Briefen aus der Schweiz schon auf das herrlichste getan; der zweite, zum Gefühl der Schönheit im engern Sinne, gehört wie ich glaube, erst noch jüngerer Zeit an, was wohl so zu erklären ist, daß er ein intimeres Verhältnis zur Hochgebirgsnatur voraussetzt, wie es nur dessen wachsende touristische Beherrschung bringen konnte. Kant, der in der „Kritik der Urteilskraft" das Schöne und das Erhabene streng scheidet, verlegt die wahre Erhabenheit nicht in die Naturobjekte, sondern in das Gemüt des Urteilenden und führt interessanterweise gerade das Hochgebirge als Beweis an: „Wer wollte auch ungestalte Gebirgsmassen, in wilder Unordnung übereinander getürmt, mit ihren Eispyramiden . . erhaben nennen?" Heute empfinden wir anders. Die Gebirgsmassen sind uns nicht mehr „ungestalt", unser Auge folgt mit rein ästhetischem Genuß dem Aufbau und den Formen einzelner hervorragender Bergindividuen; über alles nur in der Größenvorstellung wurzelnde Erhabenheitsgefühl hinaus sind uns die von der Kleinen Scheidek aus gesehene Jungfrau mit ihrem harmonischen Linienschwung oder die trotz aller Mächtigkeit unvergleichlich zierliche und zarte Pyramide des Zermatter Weißhorns einfach und schlechthin schön.

Nur unsre größere Vertrautheit mit der Firnwelt gibt uns die Kühnheit, in jenen riesigen Gebilden etwas anderes als das Erdrückende zu sehen. Es hat aber der Arbeit etwa eines Jahrhunderts bedurft, um uns diese Vertrautheit zu schaffen. Als Goethe 1775 auf seiner ersten Schweizerreise vom Montanvert bei Chamonix aus den verwegenen Felsbau der Aiguille du Dru bestaunte, lag es für ihn wie für alle Zeitgenossen noch gänzlich außer dem Bereich des Vorstellbaren, daß sich einmal Menschen an diese grauenhaft steilen und glatten Wände heranwagen könnten, daß

Digitized by Google

einmal diese stolze Zinne, wenn auch nach unsäglichen Mühen als eine der letzten, erobert werden sollte. Der bloße Gedanke, daß solche Unternehmungen Sinn und Zweck hätten, war noch kaum geboren. Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hatten Mangel an Interesse und abergläubische Furcht die höheren Gipfel fast gänzlich vor Besuchern geschützt. Im Mittelalter besonders waren Bergsteiger sehr rar. Petrarka, den im Jahre 1336 nach seinem eigenen Geständnis die Begierde sich zu überzeugen, wie es an einem so hochgelegenen Orte wohl aussehen möge, auf den Mont Ventoux, einen recht bescheidenen Berg in der Provence, hinauftrieb, versieht deswegen bei den Alpinisten die Stelle eines Erzvaters. Daß Lionardo vielleicht den Monte Rosa bestiegen hat, ist bekannt. Die erste beglaubigte Ersteigung einer vergletscherten Spitze fand aber nicht früher als 1739 statt; sie galt dem leichtesten der Schweizer Hochgipfel, dem Titlis. Der wissenschaftliche Eifer Saussures, der in den Westalpen, und das Interesse fürstlicher Persönlichkeiten, das in den Ostalpen zur Ersteigung der höchsten Punkte des Landes drängte, wußten dann in den folgenden Jahrzehnten einzelne beherzte Gebirgsbewohner in ihre Dienste zu stellen. Es waren echte Entdecker- und Eroberernaturen, jener Jacques Balmat, der 1786 als erster mutterseelenallein bis dicht unter den Montblancgipfel und später mit dem Dr. Paccard ganz hinaufgelangte, und jener Joseph Pichler aus dem Passeier, der 1804 mit zwei Gefährten den Ortler bezwang. Man muß sich die völlige Unvertrautheit mit den Hochregionen, die überlieferte heilige Scheu vor den erstarrten Eiswogen der Gletscher, die mangelhafte Ausrüstung jener Zeit vor Augen stellen, um Balmats beispiellose Verwegenheit gebührend zu würdigen. Und beide Männer, Balmat wie Pichler, wählten Anstiegsrouten, die heute wegen ihrer Schwierigkeit und Gefährlichkeit verrufen sind! Mit diesen Pionieren begann eine langsame aber stetige Ausdehnung des menschlichen Herrschaftsbereichs. Natürlich waren es zunächst die höchsten Erhebungen der einzelnen Gruppen, die den Tatendrang auf sich zogen, und das um so mehr, als zufällig gerade diese Monarchen in ihrer Mehrzahl keine sonderlichen Schwierigkeiten bieten. Der Großglockner hatte schon 1799 den ersten Besuch gesehen; die Jungfrau, die bei Schiller noch „seit Ewigkeit verschleiert sitzt", wurde schon sieben Jahre nach dem Erscheinen des „Tell" von zwei kühnen Brüdern aus Aarau, die obendrein den wenig romantischen Gattungsnamen Meyer führten, ihres Schleiers beraubt. Das Finsteraarhorn erlag ein Jahr später demselben Brüderpaar; 1850 fiel der Piz Bernina, der König des Engadins, 1855 der Monte Rosa. Als das eigentliche heroische Zeitalter des Alpinismus darf man aber das Jahrzehnt von 1860 bis 1870 bezeichnen; damals wurden — meist von Engländern — in Tirol, im Berner Oberland, in der Montblancgruppe, ganz besonders jedoch in den Zermatter Bergen, eine Reihe der schwierigsten Gipfel bewältigt. In diesem Jahrzehnt wurde auch um den stolzesten Berg der Alpen jener berühmte, einem spannenden Drama gleichende Kampf gekämpft, der nach fünf Sommern bekanntlich zugleich mit einem Sieg und einer schweren Katastrophe abschloß: vier Menschenleben forderte das Matterhorn, dieser „tueur d'hommes", wie Maupassant gelegentlich sagt, als Preis seiner Bezwingung.

Digitized by Google

Mit Neid denkt der Hochtourist unsrer Tage an jene auf immer entschwundenen Zeiten zurück, wo die Umgebungen von Zermatt, von Grindelwald, Chamonix oder Sulden noch trächtig waren von ungelösten aber lockenden „Problemen", wo noch nie betretene Sterne erster Größe des Wagemutigen harrten. Heute sind ja in den Alpen die Möglichkeiten so ziemlich erschöpft; fast alles, was nur einigermaßen als selbständiger Gipfel gelten kann, ist nicht nur von der richtigen, sondern auch von den verschiedenen falschen Seiten aus erstiegen. Die von den Alpenvereinen jährlich veröffentlichten Listen der neuen Touren schrumpfen immer mehr zusammen; und die Sucht, doch noch etwas nie zuvor Versuchtes zu leisten, artet allgemach ins Kleinliche und Absurde aus. Das Wort unmöglich ist seit etwa drei Jahrzehnten aus dem Wörterbuch der Bergsteiger gestrichen. Der Alpinismus gehört zweifellos zu jenen körperlichen Betätigungen, in denen merkwürdigerweise, trotzdem sich die technischen Hilfsmittel nicht wesentlich verbessern, die Leistungen fortwährend wachsen. Heute führt man Dinge aus, die ein Menschenalter früher von den tüchtigsten Steigern als heller Wahnsinn bezeichnet wurden. Keine längere Zeitspanne ist verflossen, seit Michel Innerkofler, damals der beste Dolomitenführer, auf die Frage eines Touristen nach der Möglichkeit einer Ersteigung der Kleinen Zinne wegwerfend antwortete: „Ja wannst Flügel hättst!" Wenige Sommer später stand er selbst als erster droben, und jetzt gilt wenigstens der übliche Anstieg, den jahraus jahrein Hunderte zurücklegen, kaum noch als wirklich schwierig. Wer es nicht einmal an Ort und Stelle mit angesehen hat, der kann sich schlechterdings keine Vorstellung davon machen, wie hart auf der Schneide zwischen Leben und Tod sich das bewegt, was heute an den schwersten Gipfeln der Dolomiten oder des Kaisergebirges oder an den furchtbaren plattengepanzerten Nadeln der Montblancgruppe geleistet wird.

Diese große Steigerung der Leistungen hat nun auch einen eigentümlichen Umschwung in der Darstellung und Bewertung der Touren mitsichgebracht. Wir sind geneigt, ein klein wenig zu lächeln über die Beschreibungen, worin unsere Vorfahren ihre uns heute recht einfach dünkenden Bergfahrten verewigt haben. Natürlich liegt darin ein gut Teil Ungerechtigkeit, richtig bleibt aber doch, daß es damals Mode war, die Gefahren und Schwierigkeiten recht kräftig zu übertreiben, so wie es heute zum guten Ton gehört, das Gegenteil zu tun. Wenn man sich früher gar nicht erschöpfen konnte in der Ausmalung der überstandenen Lebensgefahren, so ist es für den modernen Stil bezeichnend, daß der Begriff „gefährlich" (abgesehen von den heute mit Recht mehr als früher beachteten sogenannten objektiven Gefahren des Steinfalls und der Lawinen) ganz aus der alpinen Literatur verschwunden und durch das bescheiden tuende Fremdwort „exponiert" ersetzt ist. Früher schrieb man eben für ein ewig unter der Schneegrenze vegetierendes staunendes Publikum, heute für stets zur Nachprüfung gerüstete Mitstreiter und Rivalen.

Freilich nehmen wir in unsern Tagen den Kampf mit dem Hochgebirge auch unter wesentlich günstigeren Bedingungen auf. Was ich vorhin von dem Gleichbleiben der äußeren Hilfsmittel sagte, gilt doch nur für die letzten vierzig oder fünfzig Jahre; vorher steckte die jetzt

Digitized by Google

so hoch entwickelte Technik des Seils, des Eispickels, des Felskletterns noch gar sehr in den Kinderschuhen. Eine große Anzahl von Klubhütten spart uns die ermüdenden nächtlichen Anmärsche aus der Talsohle herauf und verkürzt die Touren durchschnittlich auf die Hälfte. Den Alkohol, der früher als vermeintliches Kräftigungs- und Erwärmungsmittel eine große Rolle spielte, meidet heute jeder ernsthafte Hochtourist unterwegs vollständig. Für die Bekleidung und Ausrüstung hat sich allmählich ein gewisser Normaltypus herausgebildet, der den Erfordernissen der Erwärmung und der Bewegungsfreiheit gleichermaßen genügt; dazumal aber wurden die Bergsteiger durch phantastische Vorstellungen von der Kälte der Eisregionen genötigt, sich anzuziehen wie für eine Polarreise. Der Merkwürdigkeit halber sei der Katalog der Kleidungsstücke angeführt, mit denen ein Engländer im Jahre 1837 seinem eigenen Bericht zufolge den Montblanc bestieg. Der Unglückliche trug auf dem Leibe: ein Paar wollene Strümpfe, zwei Paar Gamaschen, zwei Paar Hosen, zwei Hemden, zwei Westen, einen Rock, darüber einen wollenen Kittel, eine Nachtmütze, drei Tücher um den Hals, zwei Paar wollene Handschuhe, einen Strohhut mit grüner Kapuze, eine Brille und einen grünen Gazeschleier. Man wundert sich, daß dieser wandelnde Kleiderballen wirklich auf den Gipfel gelangt sein soll.

Das Urteil der öffentlichen Meinung spiegelt die allmähliche Entwicklung des Alpinismus getreulich wieder. Die ersten großen Ersteigungen waren Taten im Dienst der wissenschaftlichen Forschung und wurden nur als solche bewertet. Soweit aber die junge Hochtouristik nicht derartigen ganz bestimmten Zwecken diente, galt sie im wesentlichen nur als eine neue Art von Verrücktheit. In seiner bereits zitierten „Kritik der Urteilskraft“ kommt Kant noch an andrer Stelle auf die Alpen zu sprechen und führt den von Saussure überlieferten Ausspruch eines savoyischen Bauern an, der „alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren nannte“ — ein Urteil, das sich Kant nur mit der bedeutsamen Einschränkung aneignet, daß es vielleicht für Reisende gelten könne, die sich aus Liebhaberei oder um der späteren pathetischen Beschreibungen willen solchen Gefahren aussetzten, nicht aber für die, deren Absicht Belehrung und Mitteilung einer seelenerhebenden Empfindung sei. Im großen Publikum hat die Auffassung jenes biederen Savoyarden wohl ein Jahrhundert lang geherrscht. Sie ist auch gegenwärtig noch nicht völlig erloschen. Die Engländer waren es, die sich als erste in größerer Anzahl mit der unbekümmerten Naivität eines sportfrohen Volkes über dieses Vorurteil hinwegsetzten. Trotzdem aber konnte man zum Beispiel im Murray, ihrem bekanntesten und vielgebrauchten Reiseführer, bis zum Jahr 1858 „die recht bemerkenswerte Tatsache“ verzeichnet finden, daß die Montblancbesteiger zum großen Teil Leute wären, die nicht recht bei Verstand (of unsound mind) seien!

Den verschiedenen Alpenvereinen, insbesondere dem Deutsch-Österreichischen, gebührt das Verdienst, dem Alpinismus die allgemeine Anerkennung erzwungen zu haben. Heute ist es eine kaum mehr ernsthaft in Zweifel gezogene Tatsache, daß die Hochtouristik nicht nur den Vergleich mit jeder andern körperlichen Betätigung aushalten kann, sondern daß sie ihren An-

Digitized by Google

hängern auch höchste geistige Freuden schenkt. Die Einsicht, daß das Aufsuchen von Schwierigkeiten oder Gefahren um ihrer selbst willen weder eitler Ruhmsucht noch wahnwitziger Vermessenheit zu entspringen braucht, vielmehr einem sehr tiefen und sehr wertvollen Trieb des menschlichen Herzens Genüge tut — diese Einsicht, die auf andern Gebieten sonderbarerweise schon viel früher galt, hat sich nun langsam auch für das Bergsteigen durchgesetzt. Dem durch die polizeilich gewährleistete Sicherheit seines täglichen Lebens stumpf gewordenen Stadtmenschen wird die Berührung mit der Natur in ihrer ganzen ursprünglichen Furchtbarkeit zum stählenden Bad, darin Nerven und Sinne wieder erstarken. Weder die Chronik der — verhältnismäßig erstaunlich seltenen — Unglücksfälle, noch die Übertreibungen und Prahlereien vereinzelter Rekordjäger sollen uns die Freude daran verderben. Die Erschließung des Hochgebirges ist eine in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung noch nie genügend gewürdigte Tat.

Im Gegensatz zu anderen, unbefangen ihre Kräfte erprobenden und genießenden Völkern hat der Deutsche natürlich für sein Gewissen keine Ruhe gefunden, ehe nicht die Freude am Bergsteigen auch vor dem Richterstuhl der Moral als zulässig erwiesen war. Diskussionen über die ethische Seite des Alpinismus sind bei uns an der Tagesordnung. Auf diese Frage, deren Erörterung doch wohl eine Verständigung über Begriff und Grundlagen des Ethischen überhaupt voraussetzen würde, kann hier nicht eingegangen werden. Dem gesund Denkenden wird ohne philosophische Deduktion das reine Glücksgefühl, wie es uns die Bergfahrten bescheren, ohne weiteres sagen, daß er sich nicht auf sittlich verwerflichen Wegen befinde.

Noch vor zwanzig Jahren war der „Bergfex“ mit bloßen Knien, Gemsbart und Monokel eine der Hauptstützen unsrer Witzblätter und unsrer Lustspiele. Wenn dieses Wesen jemals gelebt haben sollte, so ist es doch in unsern Tagen nicht weniger ausgestorben als das Mammut; seine Erdichtung gehört einer Zeit an, die im Bergsport nur eine Schrulle begüterter Nichtstuer oder eine gigerlhafte Maskerade sah. Heute ist die Freude am Hochgebirge und am Steigen Allgemeingut geworden. Die beispiellose Demokratisierung des Reisens, deren Zeugen wir sind, hat vor allem die Gebirgsgegenden betroffen: unerschöpfliche Menschenströme ergießen sich jeden Sommer in die Alpen und erfüllen sie bis in die entlegensten Täler. Das Entscheidende aber ist, daß unter diesen Erholungsreisenden die Zahl der eigentlichen Bergsteiger ständig wächst; und mit ihr wächst die Erleichterung der Hochtouren. Alljährlich entstehen eine ganze Reihe neuer Schutzhütten, die beliebtesten alten Hütten schwellen allmählich zu Hotels an, auf die höchsten Gipfel werden Wege gebaut und wo die Natur gar zu widerspenstig ist, da werden dem zaghaften Wanderer wenigstens Drahtseile, Klammern, Eisenstifte in die Hände gedrückt und unter die Füße gelegt. Es sollte mich wundern, wenn ich heute noch mit der Ansicht allein stünde, daß — ganz besonders in den Ostalpen — auf diesem Gebiet in den letzten Jahren viel zu viel des Guten geschehen und daß es an der Zeit sei, die Arbeit an deren „Erschließung“ vorläufig einzustellen. Der Menschenfreund muß ja wünschen, daß möglichst vielen, auch den körperlich Schwächeren, Gele-

Digitized by Google

genheit geschaffen wird, der unvergleichlichen Freuden einer großen Bergfahrt teilhaftig zu werden; aber der Bergfreund sieht mit wahrem Entsetzen, daß einer der stärksten Reize des Hochgebirges — die Einsamkeit — rettungslos dahingeht. Niemand kann ihres Zaubers mehr froh werden, wenn man, wie in einigen Gegenden Tirols, ungefähr jede Wegstunde auf eine Klubhütte stößt, oder bei gewissen beliebten Bergen, wie dem Watzmann, der Zugspitze, dem Ortler und anderen, die Feierstunde auf dem Gipfel inmitten einer Volksversammlung von fünfzig bis zweihundert aus Leibeskräften schwatzender und frühstückender Menschen abhalten muß. Ein Berg von 3—4000 Metern Höhe, der bis auf ein oder zwei Stunden unter der Spitze rings von Hotels und Hütten umstellt ist, dem man Eisenstifte in den Leib geschlagen und dessen Grate man mit Drahtseilen garniert hat, dessen Gipfel von einer Kollektion leerer Flaschen und Butterbrotpapiere geschmückt ist und dessen Firnmantel jeden klaren Morgen von zwei Dutzend Karawanen zertrampelt wird — ein solcher Berg ist der Trivialisierung genau so hoffnungslos verfallen wie der Rigi oder der Pilatus, die ja auch einmal Berge waren, ehe die Zahnradbahn sie zu Aussichtspunkten machte.

In der Schweiz steht es etwas anders. Der Schweizer Alpenklub verfügt nicht über sehr bedeutende Mittel und viele der großen Gipfel haben sich mit solchen Schwierigkeiten gewappnet, daß sie den Massenbesuch auf ostalpenmäßige Weise noch eine Weile abwehren können. Man hat daher zu radikaleren Mitteln greifen müssen, um den Hochgebirgszauber zu zerstören; die Bahn, mit der die Schweizer gegenwärtig ihren schönsten Berg verzieren, wird diesen Zweck glänzend erfüllen. Ich glaube wenigstens bei vereinzelten Lesern auf Verständnis rechnen zu dürfen, wenn ich behaupte, daß die Jungfrau mit der Vollendung des Schienenwegs auf ihren Gipfel den besten Teil ihres Reizes eingebüßt haben wird. Mag man auch vielleicht von Interlaken oder von der Wengernalp aus keine Spur der Bahnstrecke sehen, mag die herrliche Gestalt anscheinend völlig die gleiche geblieben sein: die Augen des Beschauers haben sich geändert, wenn er weiß, daß diese eisgepanzerte Unnahbarkeit nur noch Täuschung ist, daß jeder, der über einen entsprechenden Geldbeutel verfügt, ohne einen Fuß zu rühren auf gepolstertem Sitz über all das hinweg- und hinaufbefördert wird, und daß dort oben genau derselbe Fremden- und Wirtshausbetrieb herrscht wie hier unten. Das Gefühl der Erhabenheit, womit ein großer Berg unser Herz rührt, wurzelt zu einem guten Teil darin, daß wir uns sagen: wer nach jener strahlenden Spitze begehrt, muß seine eigene Haut dafür zu Markte tragen, muß feste Knie und ein festes Herz haben, muß in winzigen Stufen an steilen Eiswänden emporklimmen, an den Felsen sich die Hände zerreißen, über luftige Firnschneiden schwindellos zu wandeln verstehen. Wir bestimmen allen Dingen ihren Wert eben nach ihrer Erreichbarkeit, und käufliche Schönheit ist keine Schönheit mehr. Darum bin ich überzeugt, daß sich die Schweizer letzten Endes auch vom rein geschäftlichen Standpunkt aus gründlich verrechnen, wenn sie die innersten und köstlichsten Reize ihres Hochgebirges für ein paar Goldstücke jedermann preisgeben.

Wer die Felsen und die Firne nicht mit dem Herzen liebt, wem sie nur ein Schaustück sind, das

Digitized by Google

möglichst bequem genossen werden muß, dem wird dies alles nichts verschlagen. Der wird auch immer mehr auf seine Rechnung kommen. Im Anschluß an die Jungfraubahn ist bereits der Ausbau einer Strecke vom Jungfraujoch über den Aletschgletscher nach dem Eggischhorn geplant, die Montblancbahn ist meines Wissens so gut wie beschlossen, die Matterhornbahn wird sich auf die Dauer nicht verhindern lassen. In der Tat ist ja gar nicht einzusehen, warum oder wovor man jetzt noch Halt machen sollte. In fünfzig oder in hundert Jahren werden alle Gletscher und alle Hochgipfel der Alpen mit einem Netz von Promenadenwegen, Zahnradbahnen, Aufzügen, sauber zementierten Aussichtsplattformen und Hotels überzogen sein.* Auf der Königsspitze wird ein Sanatorium stehen und im Grand Hotel auf dem Schreckhorn wird man der vielen Engländer wegen zum dinner seinen Frack anziehen müssen. Und dann wird man anfangen sich zu fragen, was die Menschen früher an den Bergen wohl eigentlich so besonders Schönes gefunden haben.

Adolf Bartning

* Ganz so sicher wie dem Herrn Verfasser erscheint uns das doch nicht. Jede neue Bergbahn bedeutet eine Konkurrenz mehr für die älteren, die Kreise, über welche die Durchschnittsreisenden sich ergießen, vergrößern sich von Jahr zu Jahr, und der Reiz des „Extraen" geht den Bergbahnen allmählich verloren. Dann aber darf man die Kraft der „neuen Bewegung" doch auch nicht unterschätzen. Wer im Lake district oder in Schottland reist, wird sich wundern, wie wenig er dort nicht nur von Bergbahnen, sondern sogar von allerhand andern Reisebequemlichkeiten zu spüren bekommt, die uns ganz „unentbehrlich" scheinen — dort, im Heimatland der Engländer! K.-L.

„Bachmusik" von heute

geschieht augenscheinlich noch immer nicht genug. Jedes ländliche Wirtshaus, das wahrhaft im Zeichen des Verkehrs steht, hat heute seinen Musikautomaten. Wie mühsam aber ist es für den Wirt, dieses Instrument immer wieder aufzuziehen! Jetzt hingegen hat einer den Bach hinterm Stalle in ein einfaches Räderwerk geleitet, und von diesem weg die Bewegung in den Automaten übergeführt. So brauchte man nur auf den Knopf zu drücken, und die rauschende Nationalhymne „Drink mer noch ä Dröppche" usw. ergießt sich. Auch der Wind wäre durch Mühlen ähnlich zu nutzen. Ich mache ausdrücklich auf die tiefe und symbolische Bedeutung solcher Kraftübertragungen aufmerksam: oben saust der Wind und unten erbraust das Meer der Töne. Es fragt sich ferner, ob die Idee nicht von Gemeinde wegen zur Hebung des Fremdenverkehrs aufzugreifen und am Brunnen vor dem Tore oder vor dem Gemeindeamt in Betrieb zu setzen wäre? All jene Wasserfälle, die ja auch meist erst aufgezogen werden müssen, könnten dann gleich für die musikalische oder sonstwie phonographische Welle mitarbeiten, und Auge und Ohr kämen dabei für wenig Geld gleichzeitig zum Naturgenuß. Nur Böswillige, behaupte ich, könnten in solchem sinnreichen Verfahren eine Ausgeburt der sogenannten „Drahtkultur" sehen. K.

Wirtshäuser und Alkohol

Handel und Gewerbe

Bei uns in Deutschland betrachtet der Durchschnitts-Gastwirt den Nicht-Alkoholiker immer noch als

Digitized by Google

eine Art Schwachsinnigen — bestenfalls tritt er ihm mit einer Art von nachsichtigem Mitleid gegenüber, als einem Armen, dem das herrlichste der Erdengüter versagt ist. Solchen Herren dämmert noch kein Ahnen davon, daß sich die mitteleuropäische Gastwirtschaft allmählich darauf einrichten muß, gleich der englischen und skandinavischen auch ohne Alkohol auskommen zu können, und daß diejenigen die besten Geschäfte machen müssen, die bei der Reform die ersten sein werden. Im klassischen Lande des Fremdenverkehrs, in der Schweiz, sieht man weiter. Der „Schweizerische Wirtebund" hat das folgende Rundschreiben erlassen:

„Die Wirtevereine der Schweiz haben sich bis jetzt nur so oberflächlich mit der Frage: Wie sollen wir uns zur Abstinenz stellen? befaßt, trotzdem in der Schweiz die Abstinenz eine relativ große Verbreitung gefunden hat. Wohl kann man jetzt in allen Wirtschaften alkoholfreie Getränke haben, aber zu einer klaren unzweideutigen Stellungnahme ist es noch nicht gekommen und zwar zum Schaden der Wirte selbst.

Bis jetzt galt der Wirt oberflächlich denkenden Leuten nur als ein Förderer der Völlerei und als Alkoholverkäufer. Zeige er sich in seiner Eigenschaft als Gästebeherberger mehr als bisher; als Geschäftsmann gebe er dasjenige Getränk, das verlangt wird. Er wird dabei auch bei gesetzgebenden und exekutiven Behörden für seine Bestrebungen mehr Verständnis und williges Gehör finden.

Unrichtig ist ferner, zu glauben, daß an den alkoholfreien Getränken nichts verdient werde; daß das Umgekehrte der Fall ist, beweist die Prosperität der alkoholfreien Restaurants, neben denen sich die verödeten Räumlichkeiten manches alkoholverkaufenden Restaurants wie die Zeugen eines überwundenen Standpunktes ausnehmen."

Für zwei Mark zwanzig sechs Renommagen

werden in den Zeitungen ausgeboten:

> Gegen Einsendung von Mk. 1.— sende ich Ihnen durch mein Bureau in Brüssel sechs Ansichtskarten der Brüsseler Weltausstellung, die Sie mir mit Text und Adresse versehen retournieren. Dieselben werden dann durch mein Bureau in Brüssel zur Post gegeben, sodaß Ihre Freunde und Bekannten Sie auf der Brüsseler Weltausstellung glauben. Verblüffende, großartige Überraschung. Für jede Karte sind für Porto weitere 20 Pfg. in Marken beizufügen. X. Y. in Z.

Gesellschaft

Jugendfürsorge 3

Anpacken!

Man wird sich klarzumachen haben, daß die halbe Million von Säuglingen, die in jedem Jahre in Deutschland stirbt — daß die 50 000 jugendlichen Kriminellen —, daß die 50 000 und mehr Fürsorge- oder Zwangserziehungszöglinge Deutschlands, daß die halbe Million erwerbstätiger Kinder im deutschen Vaterlande den Regierungen, Verwaltungen, Vereinigungen, der Kirche, der Schule usw. Aufgaben gestellt haben, an denen gearbeitet worden ist, an denen aber grundlegend anders gearbeitet werden muß als das bisher geschieht.

Zweierlei ist notwendig, wenn Jugendfürsorge getrieben werden soll, die uns vor dem Jugendelend bewahren möchte: Einsicht und Organisation.

Einsicht. Wir müssen wieder sehen lernen, das heißt das Kind muß sehen lernen. Es verlernt es, oder auch: es lernt es nicht. Buch-

Digitized by Google

staben sieht es genug, der Bilderdienst in der Schule ist bald bis zum Götzendienst gediehen, aber das Kind kennt keine Sachen. Es fühlt nicht, was hart, weich, spröde usw. sei, es operiert mit Begriffen ohne Inhalt. Das Großstadtkind ist besonders zu bedauern. Auch sonst. Was sind ihm die Begriffe Vaterhaus? Heimat? Aber bleiben wir streng bei der Sache. Begriff über Begriff wird „erklärt", angeblich auch veranschaulicht, aber doch eben nicht erfahren, nicht erarbeitet. Jahr für Jahr wird eifrig nachgestopft. Genubelter Intellekt, worin die Vorschulen den Volksschulen noch etwas voraus haben.

Es ist eine Fabel, daß unsre Schulen einseitig den Intellekt züchten; die Jungen können schwabbeln, aber sie besitzen keine klaren Vorstellungen. Darum versagen sie auch so oft im praktischen Leben. Hier wird übrigens mancher Kaufmann der Meinung sein, daß ein „natürlicher" Junge mit Volksschulbildung und „hellem Kopf" immer noch mehr leistet als der „Einjährige" vom Durchschnitt.

Die Hilflosigkeit in der Erfassung der Begriffe wächst mit der Häufung der „Stoffe" (Buchstabenmengen). Die angeblich tüchtigsten Schüler der Gymnasien sind (werden) mit Blindheit geschlagen; die sie umgebende Welt erscheint ihnen fremd. Der Fortbildungsschüler hat vor ihrer Ausbildung tatsächlich etwas voraus, weil er schon (endlich) mit dem Leben Fühlung bekommt, weil er ins Leben eintritt. Und während an den jungen Gesellen mit dem 17. bis 20. Jahre ein neuer Zeitabschnitt wirklicher Lebenserfahrung herantritt, wird in denselben Jahren für den Sekundaner und Primaner die Versteinerung zum menschlosen Menschen fix: der Abiturient als wandelnder Buchstabenkomplex in nuce. — Es ist etwas Natürliches, daß das wenige, was wir heute schon sehr gern als „Schulreform" bezeichnen, vom Ministerium für — Handel und Gewerbe ausgegangen ist.

Die Schule ist dem Leben vollständig entfremdet. Es ist am — bequemsten so. Die Massenhaftigkeit des wirtschaftlichen Lebens macht dem Lehrenden das Umlernen allerdings nicht leicht; die Massenhaftigkeit des Schulwesens aber, die mit einer gewissen Naturnotwendigkeit den Schulbureaukratismus heraufholt, gibt denen, die nicht umlernen mögen, überall erwünschte Gelegenheit, ganz korrekt nach der Vorschrift ihre Schuldigkeit zu tun, das heißt: im wesentlichen so zu unterrichten, wie man selbst vor 20 bis 50 Jahren unterrichtet worden ist. Das erscheint übertrieben? Aber so viel wird wahr sein: Lehrer, von der Volksschule an bis zur Universität, unterliegen gar leicht dem Beharrungsgesetz, darum bleibt die Schule immer hinter dem zurück, was die Gegenwart von ihr fordert. Ja, das unglückliche Vielerlei, das die Schule mit Gewalt zu assimilieren sucht, führt zu nicht beabsichtigter aber doch vorhandener Vielwisserei, die gleichbedeutend mit Oberflächlichkeit wird, weil die sichere Grundlage aller Erkenntnis, die Anschauung fehlt.

Wir haben ein Heer von Menschen, die eine im landläufigen Sinne vorzügliche Bildung genossen haben, aber diese Bildung war leider nur zu sehr geeignet, sie einseitig zu machen. Weil man nie grundlegend begriff, versteht man nicht. Das ist traurig, weil der Versklavungsprozeß, den die Technik geschaffen hat, der Menschheit Fesseln anlegt, die auf die Dauer

Digitized by Google

so unerträglich sind, daß sich die Menschheit Luft schaffen muß. Massen stehen Massen verständnislos gegenüber, weil der einzelne den einzelnen nicht begreift. Man will es oft, aber man kann es kaum noch. Ungehörigkeiten werden einem ganzen Stande zur Last gelegt, Anschauungen wie die, daß Armut gleichbedeutend sei mit Verwahrlosung, daß Streiks Verbrechen seien, daß körperliche Arbeit im Grunde genommen Minderwertigkeit des Individuums beweise, daß Hausfrauenarbeit Dienstbotentätigkeit sei usw. brechen sich Bahn und wirken verwüstend. Alles, was Gehende, Fühlende, Wollende an Menschentum säen, pflanzen, pflegen, wird leicht überschüttet, im Wesenskern vernichtet, es verdorrt. Es ist ein Unglück, daß die „Gebildeten" die Psyche der Massen nicht fassen. Die Massen von heute sind nicht die Massen von vor zwanzig Jahren. Man sollte das endlich begreifen wollen. Es gibt zum Beispiel „Gebildete", denen bei dem Worte „Maurer" eine Gänsehaut überläuft, aber dieser selbe Maurer lacht, und mit Recht, wenn er zum Beispiel erfährt, daß Herr Dr. X die Berufsgenossenschaft für eine sozialdemokratische Einrichtung hält.

Der Gebildete muß auf der ganzen Linie vom Fachsimpeltum los; er muß Menschen kennen lernen wollen in der Schule der Lebenserfahrung. Fürchten wir uns schon, die Armut in den Häusern der Armut zu riechen, zu fühlen? Wir geben Geld. Auch gut, aber das genügt nicht. Arbeit an Menschen kann nicht durch maschinellen Bureaubetrieb geleistet werden, sondern letzten Endes immer nur durch den Menschen, nämlich durch den, der sehen gelernt hat und nun verstehen kann.

Solche müssen sich vereinigen. Damit komme ich zur zweiten Hauptforderung:

Organisation. Haben wir nicht genug Organisationen in der Jugendfürsorge? Man bedenke doch: es handelt sich um 21 Millionen heranwachsender Kinder und Jugendlicher. Wir haben, rein quantitativ betrachtet, nicht genug Organisation. Die Grundlinien sind durch Entwicklung der Frage festgelegt: du kannst kirchlich, interkonfessionell, politisch, unpolitisch und frei mitarbeiten. Und: du sollst.

Da kann von Amts wegen (ehrenamtlich) getatet werden. Man sucht Vormünder; hier regelt noch der Zwang des Bürgerlichen Gesetzbuches die Nachfrage. Ist das Menschentum? Man hat in den Großstädten und überall nicht Menschen genug, die alle zusammengenommen auch nur das durchzuführen imstande wären, was allein bezüglich der Gesetzgebung auf dem Gebiet der Elendfürsorge durchgeführt werden muß. Der Staat, sagen wir die ausführenden Verwaltungsbehörden, müssen eine Vormundschaftssache wie eine Steuersache bearbeiten: 20 bis 30 Fragen auf x-vorgedruckten Formularen. Die Technik der Gesetzgebung ist bis zu einem beängstigenden Grade von Vollkommenheit gediehen: der Laie — versteht sie nicht mehr.

Um ein Beispiel zu wählen, das wohl noch in vieler Erinnerung ist: da wird ein Dienstmädchen zum Tode verurteilt und schließlich zu zehn Jahren Zuchthaus begnadigt, weil sie ihr Kind umgebracht hat. Ja, der Mord ist schrecklich, aber ist es weniger schrecklich, daß diese Mutter in Verzweiflung gejagt wurde? Acht Gemeinden „schoben sie ab", schoben sie „wegen Besorgnis des Eintritts der

Digitized by Google

Hilfsbedürftigkeit“ ab. Und die Richter mußten die Verzweifelnde, die über der Unmöglichkeit, Hilfe zu erlangen, ihr Kind in einer Mörtelgrube erstickt, zum Tode verurteilen. Man unterstütze eine vernünftige Mutterschutzbewegung; sie ist notwendig.

Die behördlichen Organisationen arbeiten mit der Technik des Gesetzes, aber sie können keine Menschen aus dem Fußboden stampfen. Dazu will der Teufel, daß es Behörden gibt, die von Rechts wegen Menschenarbeit noch erschweren, denn es muß eben alles ordnungsmäßig seinen Gang gehen. So geht es denn seinen Gang. Statt rechtzeitig einzugreifen, kommt man zu spät.

Aber die letzten zehn Jahre energischer planmäßiger organisierter vereinigter freier Jugendfürsorgearbeit haben doch schon das eine nicht zu überschätzende Ergebnis gezeitigt: die Behörden arbeiten, wo solche Organisationen bestehen, Hand in Hand mit ihnen, ja: sie schaffen bereits solche. Möchte, wo sie das tun, das Laientum (besser gesagt: das restliche Menschentum) nicht zu Tode registriert und paragraphiert werden.

Wir gebrauchen mehr, immer noch Tausende mehr von arbeitenden Menschen in den Vereinen, dann sterben die Buchstaben ab. Das wäre von Segen, denn nur zu leicht erdrückt die Form den Inhalt, wird Form — und das ist ein sehr gefährlicher Glaube — als Inhalt genommen. Weg mit „sozialem Sport“! Weg mit der Paradefürsorge, der Berichtsfürsorge, weg mit der bloßen Schaufensterfürsorge!

Eine Kritik der Gesetzgebung, ein notwendiger Ausbau nach der Richtung sozialer Wohlfahrtsämter, die Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung der Armen- und Waisenpflege und hundert andres kann hier nicht einmal nur angedeutet werden. Ich verweise auf meine Bücher.

Hunderttausende arbeitender Menschen gebraucht das neue Arbeitsgebiet: Moderne Fürsorge über Elendfürsorge hinaus. Jeder, auch der kleinste Ort, sollte einen Stab von Männern und Frauen haben, die mit dem Wohltätigkeitsbegriff in der Weise aufräumen, daß das Recht zu Recht kommt. Das will sagen, Menschen sollen sich pflichtgemäß sozial betätigen. Es gilt der Erziehung aller durch alle.

Wo sind jene, die die Berufswahl in vernünftige Bahnen leiten helfen, die allein auf diesem Gebiet Organisation und Rat schaffen? Wann zum Beispiel wird ferner von Tausenden so zu den gesunden Jugendlichen gesprochen werden, daß sie verstehen? Wo sind hier die „Gebildeten“, die mitturnen, mitbasteln, mitwandern, mitspielen, organisieren, raten, Vorträge halten, Menschen gewinnen und heraufbilden helfen? Es darf gesagt werden, daß ihre Zahl im Wachsen begriffen ist, aber wir gebrauchen nicht nur viel mehr, wir gebrauchen da jeden. Jugendfürsorge ist Sache der Gesellschaft, und nochmals, das bist du. Einen Menschen, der einen zweiten so packt, daß die beiden vier mit fortreißen und so die sechs schon anfangen können, etwas Positives zu leisten — das wünsche ich dem Vaterlande für jeden Ort.

Gärungsfermente, Pionierarbeit, Jugendfürsorgeinseln müssen wir haben. Menschen müssen wir sein. Kameraden der Jungen und Mädchen. Verstehen lernen müssen wir sie. Nur nicht denken, da ginge

Digitized by Google

ja alle Autorität zum Teufel. Ganz im Gegenteil.

Weniger Lehrer, weniger Doktor, weniger Geistlicher, weniger Amtsrat, weniger sonst wer weiß was — mehr Mensch, mehr Mensch. Auf die breite Basis des Menschentums baut die Jugendfürsorge auf, und ihr werdet für die Zukunft alles wieder haben: den Glauben an das Gute in der Jugend, eine freie, frische, fromme, fröhliche Jugend; Männer und Frauen, beides Menschen, starke Väter, Mütter in des Wortes tiefster Bedeutung, ein neues tapferes Geschlecht der Zukunft, das das Elend unter seine Füße stampft.

Der Mensch glaube an seine Idee und — arbeite. Die Arbeitenden werden für jeden Ort bald begreifen: Einheitliches Vorgehen von einer Stelle aus! Auf dieses Ziel muß zuerst hingesteuert werden. Wer ist Steuermann? Wartet man auf den Herrn Bürgermeister? Wenn er ein Mensch ist, dann hat man nicht mehr zu warten. Aber es kannst auch du der Steuermann sein.

Konrad Agahd

Aus der Wohnungsreformbewegung

Es ist gewiß, daß gute Wohnungsverhältnisse eine Stadt nicht ohne weiteres schön, schlechte sie nicht ohne weiteres häßlich machen. Aber so viel ist jedenfalls sicher: daß das moderne Ideal der Städteschönheit nicht ohne Verbesserung der Wohnungs- und Ansiedlungsverhältnisse zu verwirklichen ist. Die planvolle Stadtanlage und das viele Grün, sowohl in privaten Gärten wie in öffentlichen Anlagen, die unbedingt zu diesem Ideal gehören, würden schon an und für sich eine wesentliche Verbesserung der Ansiedlungsverhältnisse bedeuten. Unser modernes Stadtideal erfordert aber auch, zum mindesten teilweise, den Ausschluß der großen Mietkaserne, die Einbürgerung des Kleinhauses und die dazu gehörigen billigen Bodenpreise, und all das liegt natürlich auch in der Richtung der Wohnungsreform. Im allgemeinen ist es überhaupt kaum denkbar, eine städtische Ansiedlung zu schaffen, die nicht bloß äußerlich glänzend ist, sondern aus der auch Gesundheit, Lebensfreude und Behagen sprechen, wenn diese Ansiedlung nicht aufgebaut ist auf einer wenigstens einigermaßen auch in sozialer Beziehung befriedigenden Unterbringung und Häuslichkeit der großen Massen. Das schon deshalb, weil für den modernen Menschen — soweit sind wir jetzt doch wenigstens! — die ästhetischen Empfindungen auf diesem Gebiete überhaupt kaum noch zu trennen sind von den hygienischen und sozialen. Die großen Umwälzungen in unserm Städtewesen, welche notwendig sind, um das künstlerische Ideal zu erreichen, sind mithin zum guten Teil dieselben, die auch aus hygienischen und sozialen Gründen erforderlich sind. Ja, die eigentliche Triebkraft für die Durchsetzung dieser Umwälzungen ist letzten Endes wohl noch erheblich mehr von der hygienischen und sozialen Seite zu erwarten als von der ästhetischen. Deshalb darf auch die Wohnungs- und Ansiedlungsreform, wenn man sie nur großzügig genug auffaßt, ein so bedeutendes Interesse auch vom ästhetischen Standpunkte aus beanspruchen.

Die Probleme, die hier vorliegen, sind zwar in den einzelnen Ländern außerordentlich verschieden, aber gerade deshalb können die Völker auf diesem Gebiete viel voneinander lernen. Übelstände,

Digitized by Google

welche die eine Nation siegreich überwunden hat, bereiten einer andern noch fast unübersteigliche Schwierigkeiten und umgekehrt. England zum Beispiel ist die weitgehende Durchführung des kleinen Eigenhauses und die Erhaltung sehr billiger Baulandpreise an der Peripherie der Städte gelungen, Dinge, auf deren Erreichung sich in Deutschland die angestrengtesten Bemühungen richten. In Deutschland, umgekehrt, haben wir ein Maß von planmäßigen und korrekten Stadtanlagen, von äußerer Ordnung und Sauberkeit der Städte und von gutem baulichen Zustand der Häuser, das man in England bewundert. So lohnt es sich wohl, auf diesem Gebiete international Erfahrungen und Anregungen auszutauschen. Diesem Zwecke dienen die internationalen Wohnungskongresse, die von Frankreich und Belgien ausgegangen sind und deren erster 1889 in Paris abgehalten wurde. 1902 tagte zum ersten Male ein internationaler Wohnungskongreß auf deutschem Boden, in Düsseldorf; es folgten die Kongresse in Lüttich und London und nun Ende Mai und Anfang Juni dieses Jahres der neunte in der Reihe in Wien. Dieser letzte Kongreß hat viel des Beachtenswerten gebracht, wenn auch diese internationalen Wohnungskongresse kaum schon ganz zweckmäßig organisiert sind. Die Beteiligung war sehr stark. Eine Reihe wertvoller gedruckter Vorberichte gaben den Verhandlungen eine gute Grundlage.

Der erste Verhandlungsgegenstand war „Die kommunale Wohnungspolitik". Gleich von Anfang an erhebt sich da eine große grundsätzliche Frage: sollen die Gemeinden nicht nur ordnend und regulierend durch Polizeivorschriften usw. — was sie ja längst tun —, in die Wohnungsverhältnisse eingreifen, sondern auch positiv schöpferisch durch eine große Boden- und Baupolitik? Die Meinungen hierüber sind noch keineswegs in allen Ländern geklärt und gleich, aber offenbar ringt sich der große Gedanke zur Anerkennung und zur praktischen Verwirklichung durch, daß die Gemeinden hier große positive Aufgaben zu lösen haben. Was die Beschaffung ausreichenden und billigen Baugeländes angeht, so ist das, insbesondere unter unsern deutschen Verhältnissen, eigentlich gar nicht zu bestreiten. Aber auch für eine starke kommunale Bautätigkeit zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse mehren sich die Stimmen. In Wien hatte den Hauptvortrag über diese Dinge der Oberbürgermeister Ulms, von Wagner. Er konnte auf eine langjährige unter seiner Leitung vollzogene und von glänzenden Erfolgen begleitete Tätigkeit der Gemeinde in Ulm hinweisen und zog daraus die Folgerung: Die Gemeinden an die Spitze der Wohnungsreform! Das Ausland entfaltet auf diesem Gebiete da und dort schon eine weitgehende Tätigkeit, so insbesondere in zahlreichen englischen Städten. In Ungarn ist die Stadt Budapest (wo die Wohnungsverhältnisse allerdings ein Eingreifen auch ganz besonders notwendig machen) jetzt eben dabei, binnen etwa fünf Jahren nicht weniger als 6000 kleine Wohnungen für den allgemeinen Bedarf zu errichten.

Den zweiten Verhandlungsgegenstand bildete „Die Kreditorganisation für die gemeinnützige Bautätigkeit". Auch hier liegt ein ungemein wichtiges Problem vor. Wenn die Baugenossenschaften und gemeinnützigen Baugesellschaften vorderhand und wohl

Digitized by Google

auf geraume Zeit hinaus auch nur einen sehr mäßigen Bruchteil des Wohnungsbedarfes decken können, so verrichten sie doch eine sehr wichtige Pioniertätigkeit: sie schaffen durch ihre Bauten Muster und Beispiele, die zur Nachahmung anreizen und die allmählich auf eine Erhöhung des ganzen Niveaus der Wohnungszustände hinwirken. Gerade auch in ästhetischer Hinsicht liegen hier sehr erfreuliche Anfänge vor. Aber diese gemeinnützige Bautätigkeit, die sich sehr ausgebreitet hat, bedarf ausreichenden und billigen Baukredits, und gerade in Deutschland fangen jetzt die bisherigen Quellen für diesen Zweck an sich zu erschöpfen. Auch hängt die Aufgabe, den nötigen Baukredit für die gemeinnützige Bautätigkeit zu schaffen, natürlich eng zusammen mit der viel größeren des Baukredits für die Bautätigkeit im allgemeinen. Hier liegen die Verhältnisse in Deutschland und zum Teil auch in anderen Ländern sehr im argen. Für kleine Orte und für kleine Häuser ist der Baukredit überhaupt schwer zu beschaffen, vor allem aber wird die Gewährung ausreichenden Kredits zum Bauen, der auch die zweite Hypothek mit umfassen müßte, ungeheuer erschwert durch die außerordentlich hohen, auf einer mehr oder minder künstlichen Grundlage beruhenden Baustellenpreise. In Wien wurden Abhilfsvorschläge gemacht, unter denen in erster Reihe der jetzt in einem österreichischen Gesetzentwurf vorliegende Vorschlag auf Schaffung eines staatlichen Garantiefonds für die zweite Hypothek stand. Es sollen der Staat und etwa auch andere öffentliche Körperschaften größere Bürgschaftsummen stellen, mit denen dann die sonst so schwierig zu beschaffende zweite Hypothek staatlich gesichert wird. So hofft man, ihre Beschaffung wesentlich zu erleichtern und zu verbilligen und, da ja die Beschaffung der ersten Hypothek auf geringere Schwierigkeiten stößt, viel größere Summen als bisher für die gemeinnützige Bautätigkeit und mit der Zeit für die Bautätigkeit überhaupt flüssig zu machen.

Den dritten Verhandlungsgegenstand bildete die Frage „Kleinhaus oder Miethaus“ — besser gesagt Mietkaserne. Für uns in Deutschland steht diese Frage ja geradezu so: wollen wir im Mietkasernenwesen ersticken? Es war deshalb von hohem Interesse, daß Professor Fuchs-Tübingen in Wien in überzeugender Weise die großen sozialen, sittlichen und hygienischen Vorteile des Kleinhauses gegenüber der Mietkaserne darlegte, denen schlimmstenfalls nur geringe wirtschaftliche Nachteile gegenüberständen, und demgemäß seine weitgehende Durchsetzung auch bei uns verlangte. Natürlich stößt man hier auf das Hindernis der hohen Bodenpreise — aber das kann nur antreiben, auch dieses Hindernis um so entschiedener zu bekämpfen. Wenn man bedenkt, daß die Möglichkeit individueller Ausgestaltung unsrer Wohnhausbauten zum großen Teile von der stärkern Wiedereinführung des Kleinhauses abhängt, weil man sich wohl ein kleines Haus für seinen eignen Geschmack baut, nicht aber eine große Mietkaserne, so ist ohne weiteres auch die ästhetische Bedeutung dieser Frage klar. Die Hauptreformforderung, die in Wien erhoben wurde, bezog sich auf die Bauvorschriften. Diese sollen nicht mehr weiter das große Miethaus als Norm annehmen und dadurch dem Kleinhausbau eine Menge unnötiger Kosten und Schwierigkeiten

Digitized by Google

bereiten, sondern es soll umgekehrt das Kleinhaus als Norm für die Bauvorschriften gelten und entsprechend verschärfte Vorschriften für die großen Miethäuser Platz greifen.

Mit der Erörterung des eben behandelten Themas wurde die des vierten und letzten „Die Verbilligung der Baukosten für Kleinwohnungen“ verbunden, wobei in der Hauptsache auch wieder von den Bauvorschriften die Rede war.

Karl von Mangoldt

Wer macht das Urteil?

Ein Fall ist entschieden worden, der weitere Kreise interessiert. Das Urteil geht durch das Volk. Mit ihm die Kritik — lobend, tadelnd, je nach der Parteistellung, der Auffassung, dem Empfinden eines jeden. Auch der Name des Gerichtsvorsitzenden wird genannt, und unwillkürlich knüpfen sich Lob und Tadel der Entscheidung an ihn, oft an ihn ganz allein. Trägt wirklich sein Name die ganze Sache? Steht so Gewaltiges nur bei einem Ermessen? Es ist für die Frage des Vertrauens zur Rechtsprechung nicht ohne Wert, einmal zu prüfen: Wer macht das Urteil?

Unsre ordentlichen Gerichte sind mit Ausnahme der ersten Stufen des Zivilprozesses und der Forstrüge kollegial besetzt. Nur in den beiden eben gedachten Fällen entscheidet ein einzelner darüber, was Rechtens sei. In den übrigen Instanzen der Zivilrechtspflege und bei allen Strafgerichten überhaupt ist eine Mehrheit von Personen berufen, das Gesetz auf den gegebenen Fall anzuwenden und das Urteil zu suchen, das billig und gerecht ist. Sechs und zehn Augen sehen besser als zwei — man erblickt in der Mehrzahl der Richtenden mit eine Bürgschaft für die Sicherung des Rechts. Am Schwurgerichte sind es zwölf Männer aus den Reihen des Volkes, die ihr „Schuldig!“ oder „Nicht schuldig!“ fällen. Lautet der Wahrspruch auf Schuld, so wird die Strafe von dem aus drei Juristen gebildeten Gerichte bemessen. Die Strafkammern an den Landgerichten sind mit fünf, die höchsten Instanzen des Kriminals mit einer größeren, stets ungleichen Zahl von Richtern besetzt.

Vom Recht

Erster und oberster Grundsatz ist, daß jeder Richter des Kollegiums gleiches Recht hat — nur die Mehrheit entscheidet. Die Stimme eines jeden fällt mit dem gleichen Gewicht in die Schale.

Das gilt insbesondere auch für das Schöffengericht, das Strafgericht erster Instanz, das aus einem rechtskundigen Vorsitzenden und zwei aus dem Volke berufenen Beisitzern besteht. Jeder der letzteren hat bei der Beratung und bei der Entscheidung das gleiche Recht, die gleiche Pflicht, die nämliche Stimme und dieselbe Verantwortung wie der leitende Richter. Obliegt diesem auch als dem Gesetzeskundigen, als dem im Prozeßwesen Ausgebildeten die Führung der gesamten Verhandlung, hat er auch bei der Beratung sein Wissen im Recht, seine Erfahrung in Gerichtssachen und menschlichen Dingen geltend zu machen und den beiden Laienrichtern zur Verfügung zu stellen — das, was sie aus ihrem Leben, aus ihrem Berufe wissen und bringen, gilt nicht minder und soll nicht minder gelten. Gerade um deswillen hat sie der Gesetzgeber an dieses wichtige und für das Volksleben immer wichtiger

Digitized by Google

werdende Gericht geholt, damit sie in den von Amt und Übung umzirkten Kreis der Anschauungen des Berufsrichters ihre eigene, draußen im freien Wirken gewonnene Meinung hereintragen. Aus der Mischung von Wissen und Können der Berufs- und Laienrichter soll das rechte Verstehen und Beurteilen der Handlungen und Motive jener sich aufbauen, die das Leben draußen auf die Anklagebank hier innen drängt. Es ist darum eine, wenn auch mit der ungewohnten Situation wohl erklärliche, aber doch ebenso unzutreffende Auffassung, wenn der allzu bescheidene, der zagsame Schöffe vielleicht zuweilen meint: „Herr Amtsrichter, ich überlasse alles ganz Ihnen — Sie verstehen das alles doch viel besser!“ Er soll auch dabei sein. Mit seinem ganzen Wissen und Können, mit Kopf und Herz soll und muß auch er der Wahrheit nachforschen, das Recht finden. Er fällt den Spruch, er trägt die Verantwortung genau wie jener.

Die vielverbreitete Meinung also, wie wenn der Vorsitzende gewissermaßen das Urteil machte, trifft nicht zu. Wohl wird es bei seiner Rechtskunde und bei seiner Praxis nicht selten an dem sein, daß seine Anschauung durchdringt . . . tatsächlich aber schöpfen das Urteil, das er hierauf schriftlich auszuarbeiten hat, wie in jedem Kollegium so auch am Schöffengerichte die drei Richter. Die beiden Männer aus dem Volke wirken gleichberechtigt mit, und die Entscheidung wird von der Überzeugung der Mehrheit unter den dreien getragen.

A. Mayer-München

Ans Berliner Zeughaus

hat sein Kommandant ein Gedicht aus dem Kladderadatsch auf die Königin Luise, in goldenen Buchstaben gedruckt, anschlagen lassen. Man sieht die Sache so und so, allgemein aber etwas verwundert an, und ein paar Leser fragen auch uns, was wir dazu meinen. An und für sich gefällt's uns. Wie alles, was das bureaukratische Schema durchbricht, alles, was von impulsivem Eigenerleben zeugt, alles Persönliche, alles, was ins Grau Farbe gibt. Ist man sich aber über die Konsequenzen klar? Würde man's ebenso gern sehn, wenn die Vorwärts-Redaktion einen Preisgesang auf Lassalle mit roten Lettern anschlüge oder gar eine Entgegnung auf jenes Luisen-Gedicht vom sozialdemokratischen Standpunkt aus? Es gibt nur zwei Wege: entweder man hält sich im öffentlichen Aushängen von Stimmungs-, von Gefühlsergüssen auf allen Seiten zurück, oder man schreibt auch auf diese Weise öffentlich gegeneinander. Wortfreiheit für den einen, Mundstummheit für den andern, das läßt sich wohl an den einzelnen Gebäuden auch heutzutage noch durchsetzen, aber nicht mehr in ganzen Städten, ohne, als Messen mit zweierlei Maß, zu reizen und die Ruhe zwischen den Parteien noch mehr zu stören. Nun aber fragt sich's, ob wir schon reif genug sind, das „Gegeneinander“ zu vertragen. Daß man's werden kann, beweist England, wo oft an einem Kreuzweg im Hydepark vier verschiedene Parteien predigen, an jeder Ecke eine und oft von einer zur andern hinüber gegnerisch, aber stets in anständigen Formen und ohne sich zu stören. Aber: sind wir so weit?

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Um das Problem der „Reiter am Meer“ hat Max Liebermann immer wieder gerungen, und manche behaupten: jetzt erst, mit dem von uns hier farbig wiedergegebenen Bilde der diesjährigen Berliner Sezessionsausstellung, habe er den höchsten Preis dieses Ringens erreicht. Ich glaube, man könnte das nur dann sagen, wenn man ganz sicher wäre, daß Liebermann bei all diesen Bildern bewußt und unbewußt auf ein und dasselbe Ziel gearbeitet, also: daß sich ihm sein Weg niemals gebogen habe. Fast allen Künstlern aber biegt sich gelegentlich der Weg, und von jeder Biegung aus zeigt sich ihnen eine etwas andre Aussicht. Bei welchem geographischen Vergleich zu bedenken ist, daß die Wegbiegung nicht schroff zu sein braucht — man kann mitunter glauben, ganz geradeaus zu gehn, und doch kommt man unerwartet in andere Richtung, zu neuen Verschiebungen, neuen Beleuchtungen. Nur kann man nicht immer sagen, worin das Neue besteht. Auch bei Liebermanns Strandreiterbildern muß man es sehen. Wenn man die älteren mit dem jüngeren vergleicht, so sieht man's auch. Mir scheint, das farbig sehr starke neue Bild sollte uns gegen die ältern nicht ungerecht machen. Vielleicht (ich kann die Originale heut nicht vergleichen) ist in dem neuen noch mehr Farbenklang, in den ältern noch mehr Licht und Wasserluft. Strand, Weite ist in allen dreien. In die Illusion kommen wir bei dem bunten Blatt am schnellsten, wenn wir's ein wenig „von unten“ sehn, nicht gerade vor dem Auge, sondern das Blatt mit dem oberen Rande von uns weg geneigt, und natürlich in einiger Entfernung. Wer ein impressionistisches Bild besieht, als wär es ein Bild ganz andern Kunstprinzips, wird freilich nie zum Genusse kommen: diese Pferde sollen nicht „korrekt gezeichnet“ sein, es ist nicht das Abbild, es ist die im Husch aufgefangene Vorstellung eines bewegten Tieres, die uns gezeigt wird. Und zwar die Vorstellung eines bewegten großen dunkeln Körpers im Raum; man muß sich üben, ihn mit seiner Umgebung zusammen als eines zu sehn, Bewegung in Bewegung, Schatten und Licht in Schatten und Licht, Farbe in Farbe, Körperliches und Luftiges im Mit- und Ineinanderspiel. Die Augen schnell schließen und wieder öffnen, „blinzeln“ führt manchen am schnellsten zu den Werten dieser Art von Malerei, die heute wohl keiner mehr für die alleinseligmachende hält, die aber besondere Werte aufschließt. Wer den Meerstrand kennt, und unbefangen ist, wird diese bei Liebermann unbedingt gleich sehr starken Natureindrücke empfinden.

Ganz dieselbe, wir betonen immer wieder: von der üblichen abweichende Art des Betrachtens verlangt natürlich die impressionistische Porträtkunst auch, sonst wirkt sie auf jeden einfach als Klexerei, der nicht ein Snob ist, als welchem ja ohne weiteres schön und bedeutend scheint, was von den beschellten Vorreitern der Kunstmodenzüge als schön und bedeutend ausgerufen wird. Wer aber Liebermannsche Bildnisse mit solchen alter, wohl gar Holbeinscher Art, vergleicht und dann sagt: sie taugen nichts, tut, was tut, wer einen Apfel ißt und ihn tadelt, weil er nicht nach Beefsteak schmeckt. Wir fragen in diesem Zusammenhange nicht was „wahrhafter“, fragen nicht, welche Kunst reicher ist an Gehalt, wir fragen heut einfach: ob die Liebermannsche auch beim Bildnis irgend etwas vermitteln kann, das sich anders nicht vermitteln

Digitized by Google

läßt. Ja! In der Feinheit der Valeurs liegt es nicht, die gibt andere Kunst auch. In der „impression“, in der Momentanität liegt es. Betrachtet, wie wir die Strandbilder zu betrachten empfehlen, werden Friedrich Naumann wie Richard Dehmel in der Beziehung zum Verblüffen lebendig. Nur versteht sich von selbst, daß solche Vorzüge nach einer Richtung hin durch Verluste nach andern hin erkauft werden müssen. Deshalb würde sich's wohl sehr fragen, ob der Impressionismus in der Bildniskunst öfter als in besondern Ausnahmefällen am Platze wäre. Hätte das nur irgendwelchen praktischen Zweck! Darüber, wie einer malt, entscheidet, wenn er wirklich ein Künstler ist, ja nicht die Theorie, auch nicht die begriffliche Erkenntnis, darüber entscheidet einfach die Art, wie er sieht. Liebermann kann aus seinem Wesen heraus Bildnisse natürlich nur malen, wie er, Liebermann, Menschen sieht, und so lautet die Frage nicht: sollt er's am Ende anders machen, sondern gibt er uns Werte damit? Das tut er, zumal auch seine Hand ja doch nicht allein seinem Auge, sondern auch seinem Geiste Pinsel und Stift führt. —

Die vierseitige Illustrationsbeilage gehört zu dem Rundschaubeitrage „Mietkasernen“. A

Im Nachlasse des 1855 zu Wien verstorbenen Michael Bartenschlag haben sich die Stimmen eines gemischten humoristischen Quartetts (zwei Soprane, Tenor, Baß) vorgefunden, als dessen Komponist Mozart angegeben ist. Aus diesen Stimmen hat der bekannte Mozartforscher Köchel damals eine Partitur hergestellt, deren Original jetzt in meinem Besitz ist, während die Stimmen auf der Wiener Hofbibliothek liegen. Da von einer solchen Komposition des Meisters sonst nichts verlautet, hat sie der vorsichtige Köchel in seinem thematischen Katalog der Mozartschen Werke unter die „zweifelhaften“ Kompositionen eingereiht, ohne innere Gründe gegen seine Autorschaft ins Treffen führen zu können. Es scheint mit dem „Bandlterzett“, dem „Caro mio“, den beiden Ständchenterzetten und den Scherzkanons zu jener Gruppe musikalischer Humoristika zu gehören, die am Ende des 18. Jahrhunderts ein Element der süddeutschen bürgerlichen Geselligkeit bildeten und besonders im Hause Mozart und in dem des befreundeten Botanikers Jacquin eine Rolle spielten. Die Texte pflegte sich Mozart selbst zu verfassen. In einer Zeit, die wieder Mozartfeste abhält und wo der Ruf „Vorwärts zu Mozart!“ immer wieder ertönt, mag die Mitteilung des Quartetts vielen Musikfreunden willkommen sein, denn selbst aus dem Allzumenschlichen darin können wir noch immer das „heilige Lachen“ eines wahrhaft göttlichen Genies hören. Das entzückend anmutige, von naivem Humor durchsonnte Gesangstück wird hier nach der Köchelschen Partitur veröffentlicht. Für praktische Aufführungen empfiehlt sich eine Kürzung in der Mitte. B

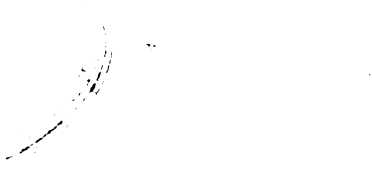
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MAX LIEBERMANN

Digitized by Google

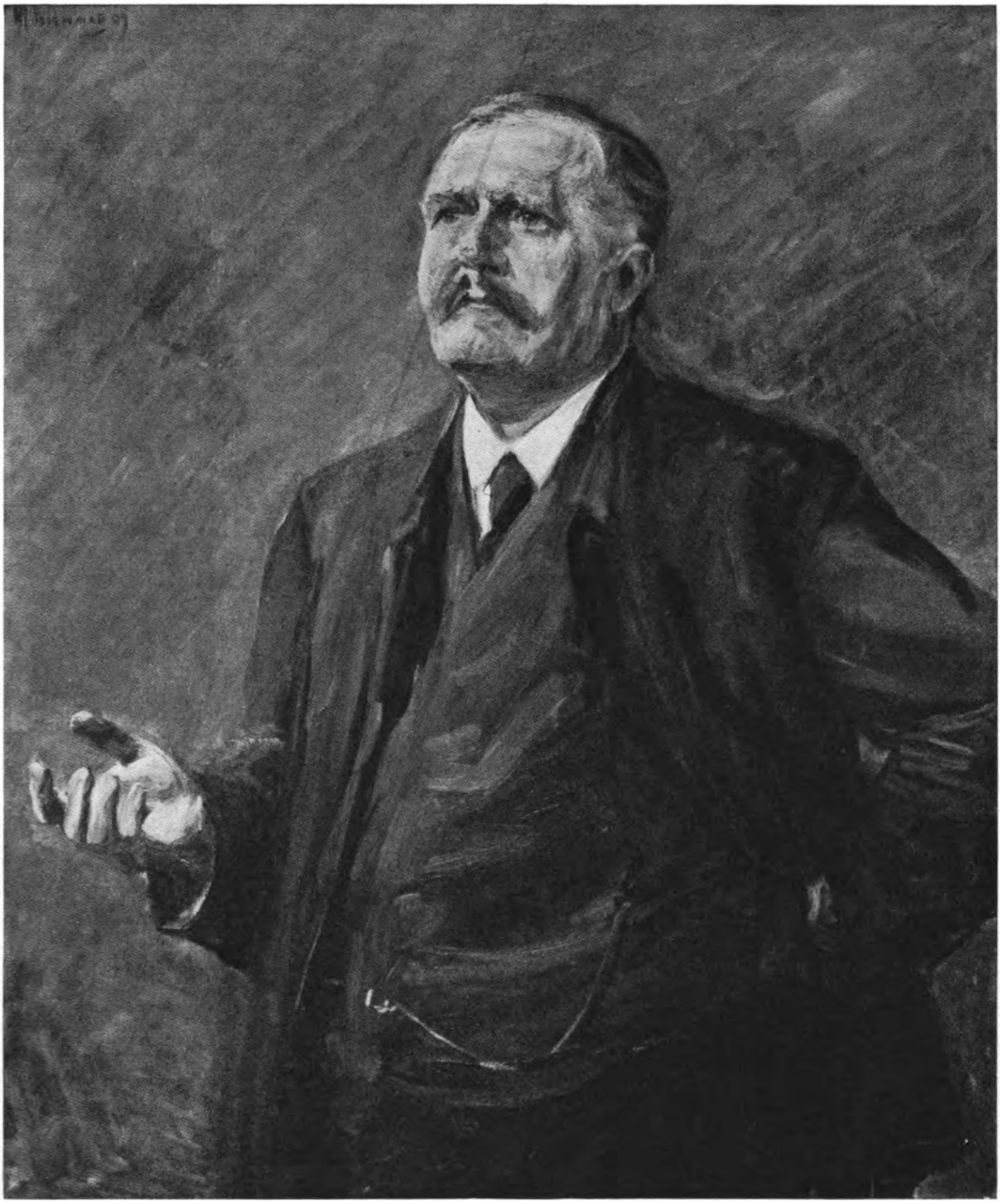


Digitized by Google

MAX LIEBERMANN

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

MAX LIEBERMANN

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MAX LIEBERMANN

Digitized by Google

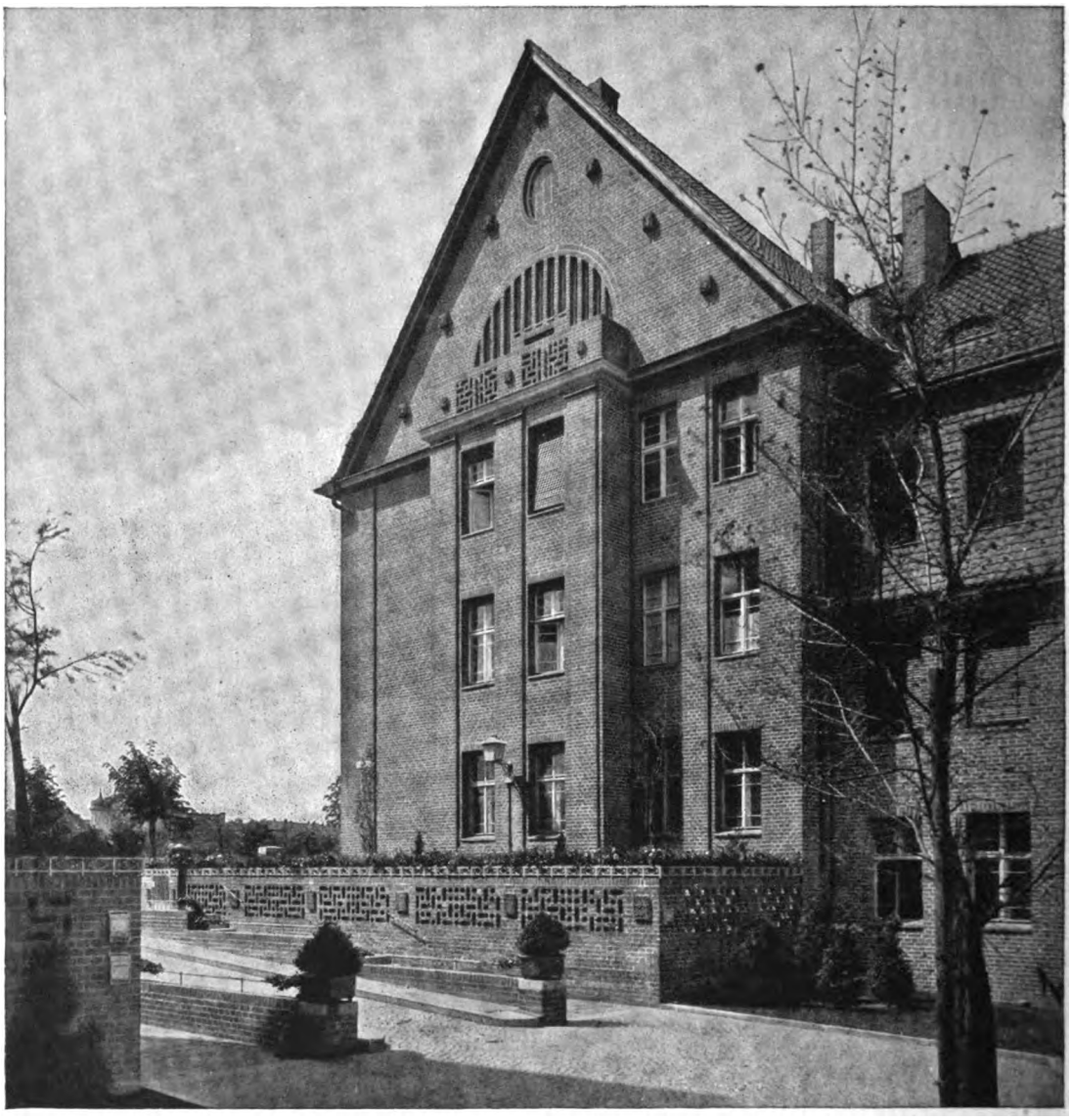
Digitized by Google

VOM BEAMTENWOHNUNGSVEREIN IN BERLIN (ARCHITEKT PAUL MEBES)

Digitized by Google

WOHNUNGSGRUPPE STEGLITZ: BLICK IN DIE FRITSCHSTRASSE VON DER STRASSE 8 AUS

VOM BEAMTENWOHNUNGSVEREIN IN BERLIN (ARCH. PAUL MEBES)

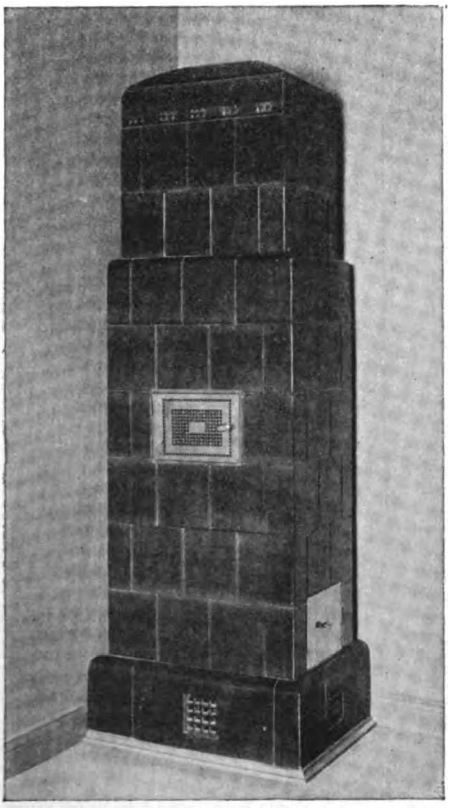


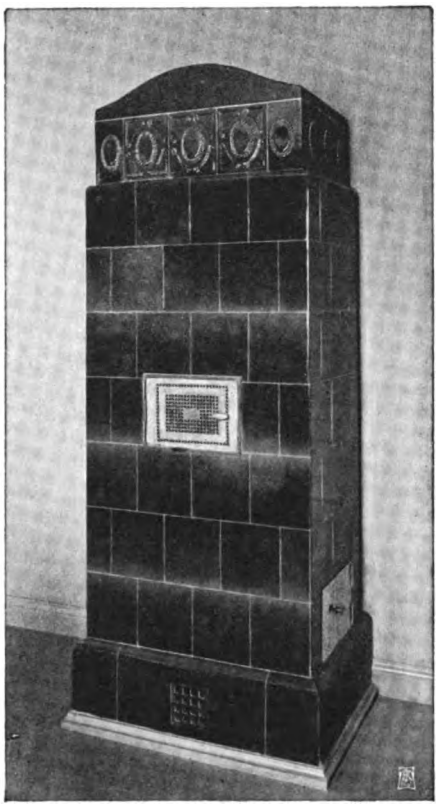
AUS DEM KUNSTWART

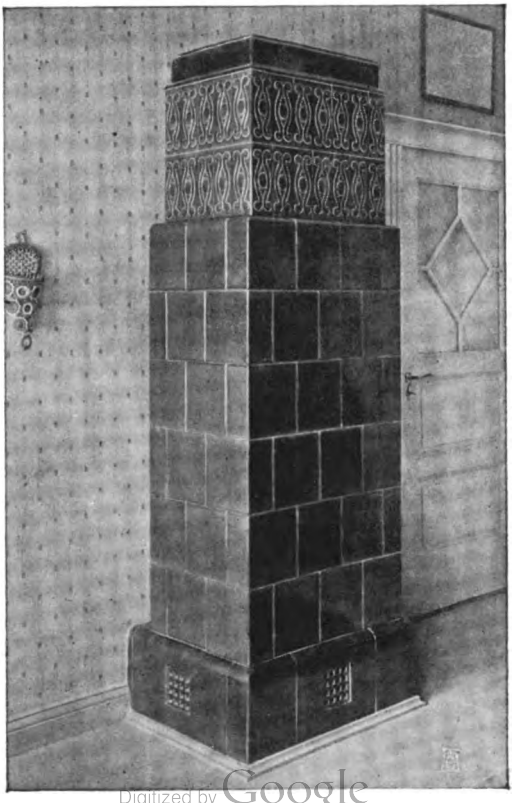
WOHNUNGSGRUPPE STEGLITZ: EINGANG IN DIE FRITSCHSTRASSE

Digitized by Google

VOM BEAMTENWOHNUNGSVEREIN IN BERLIN (ARCH. PAUL MEBES)







Digitized by Google

(AUS DEM KUNSTWART)

OFEN VON C. A. SCHUPPMANN

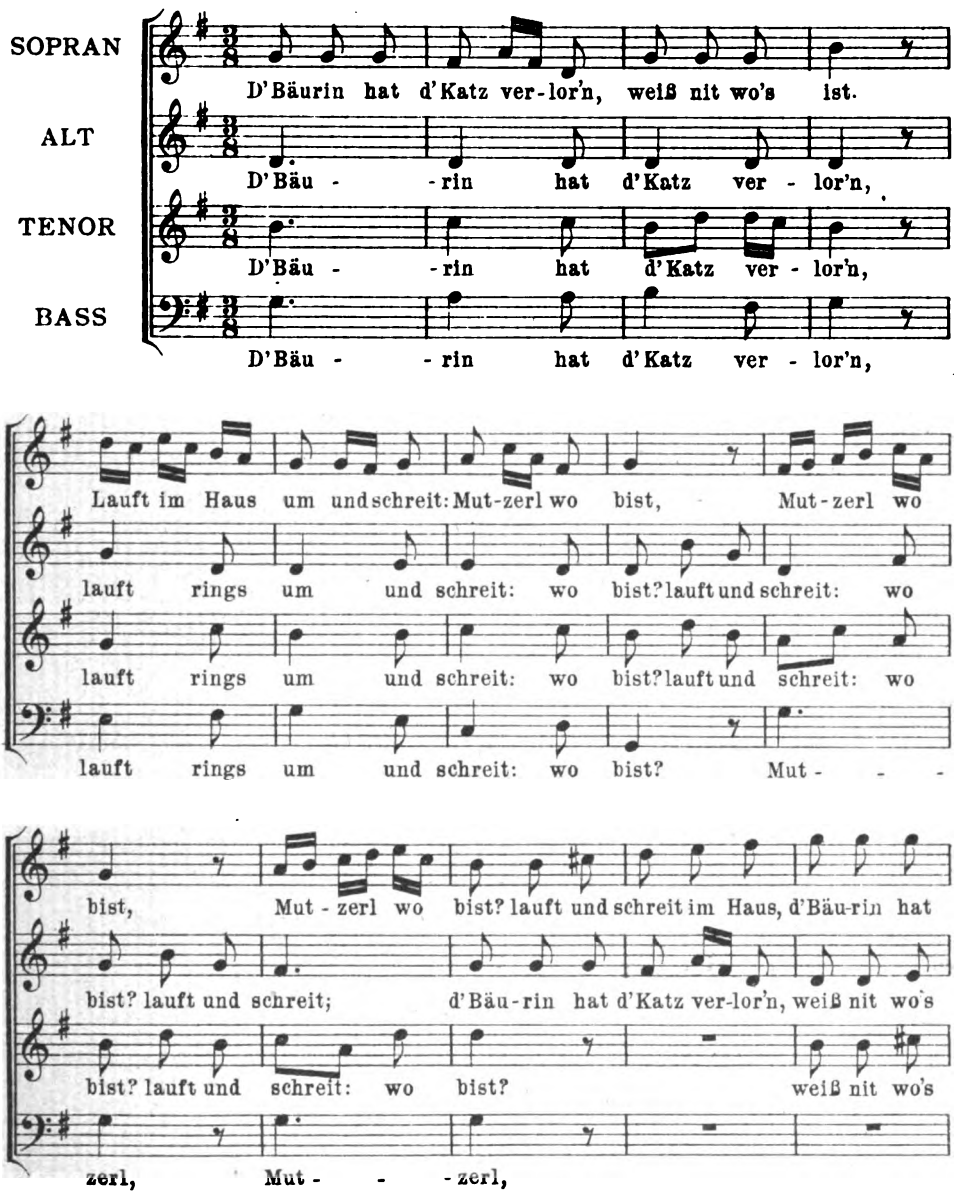
VOM BEAMTENWOHNUNGSVEREIN IN BERLIN (ARCHITEKT PAUL MEBES)

WOHNUNGSGRUPPE STEGLITZ: RÖCKERT-STRASSE MIT BLICK IN DIE FRITSCHSTRASSE

Digitized by Google

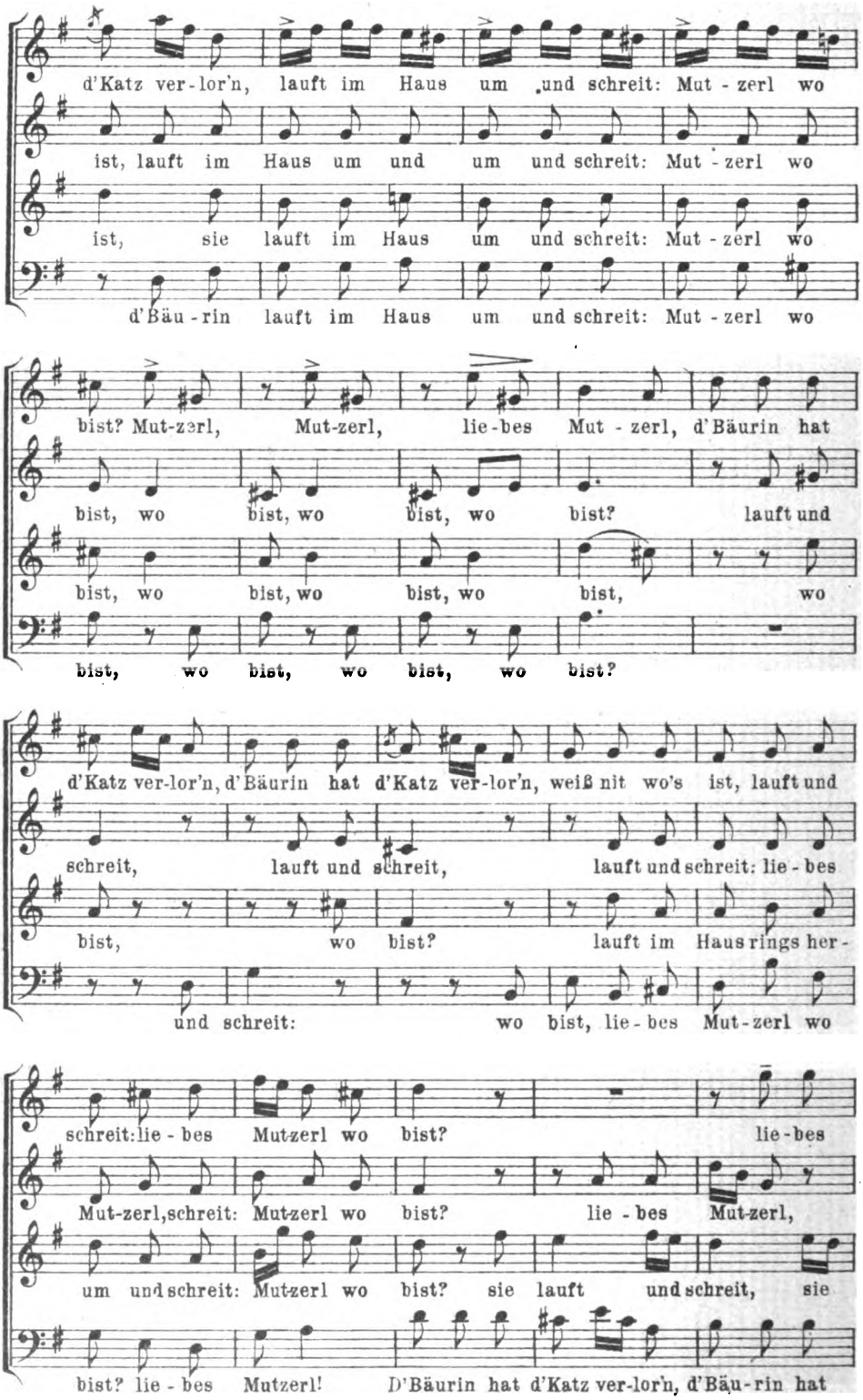
W. A. MOZART

„D'BÄURIN HAT D'KATZ VERLOR'N"
(Gemischtes Quartett)

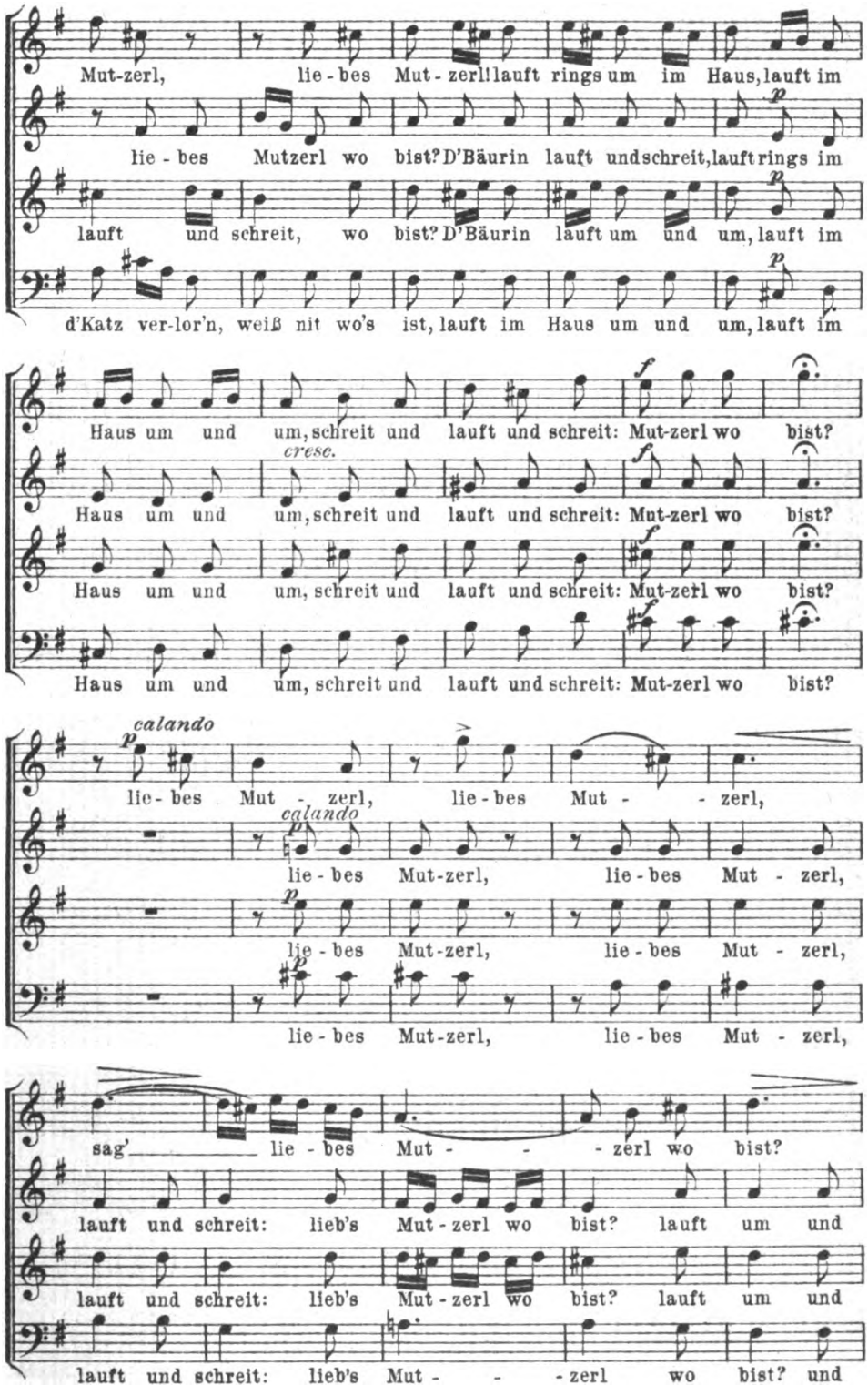


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

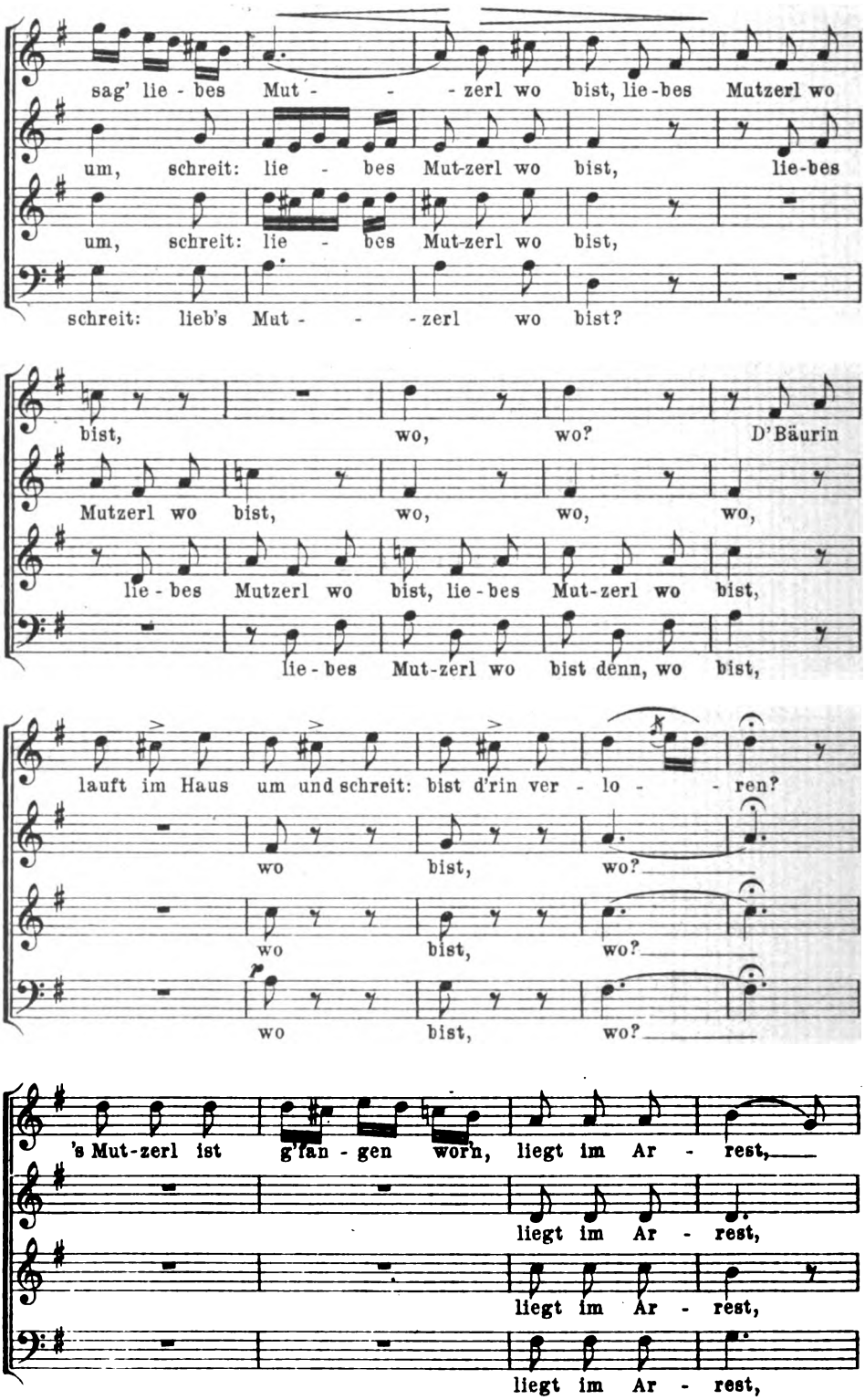
Digitized by Google



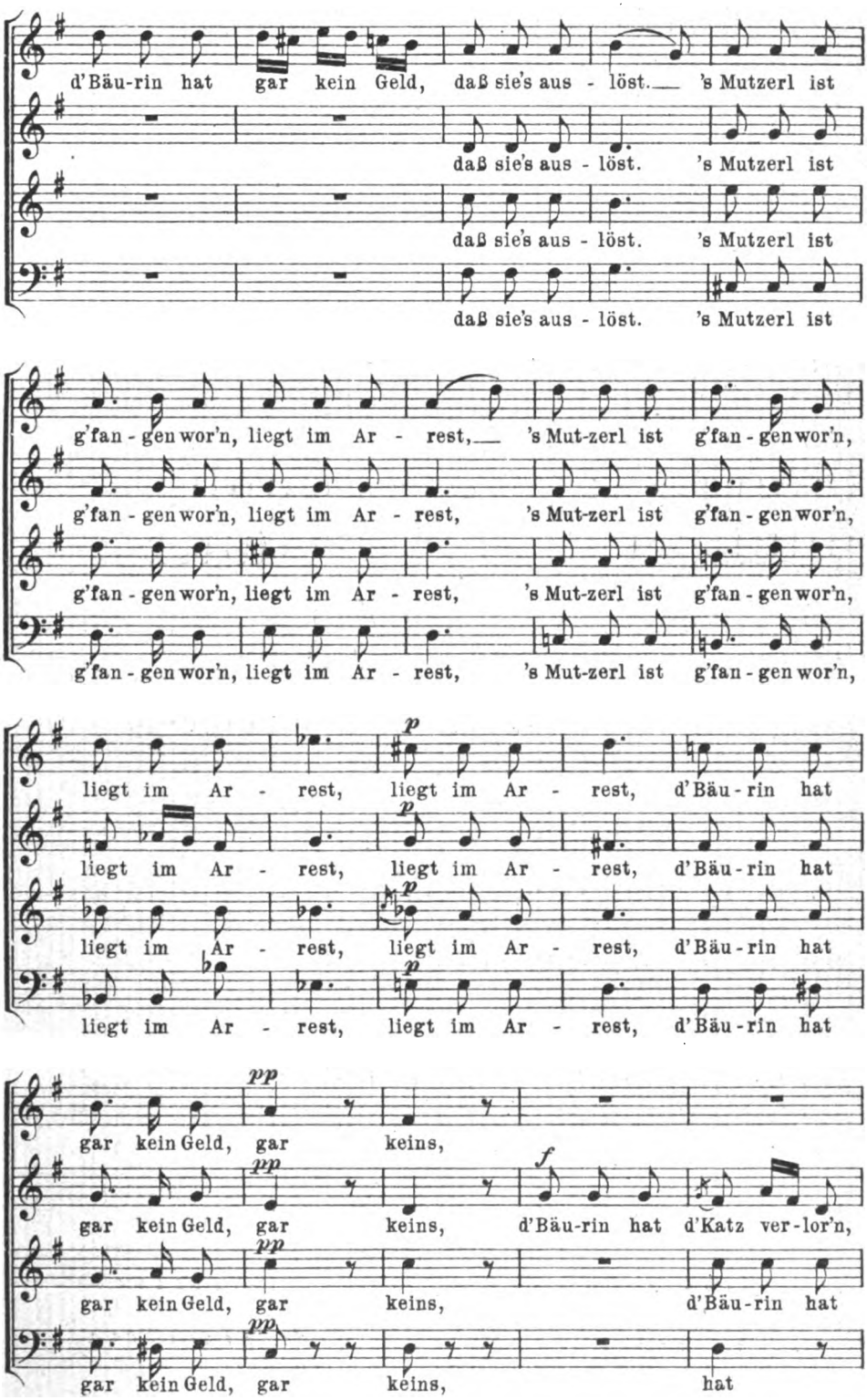
Digitized by Google



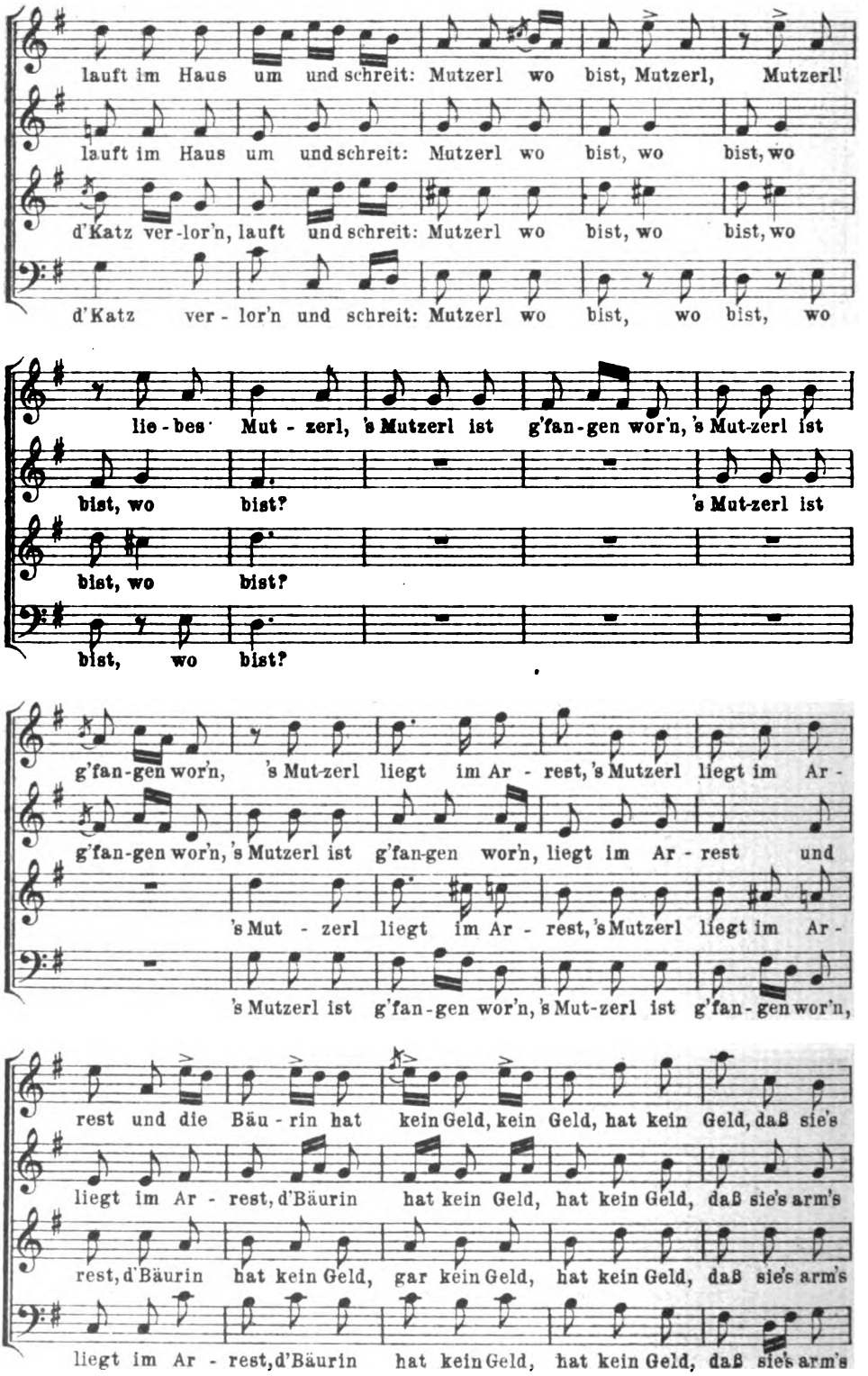
Digitized by Google



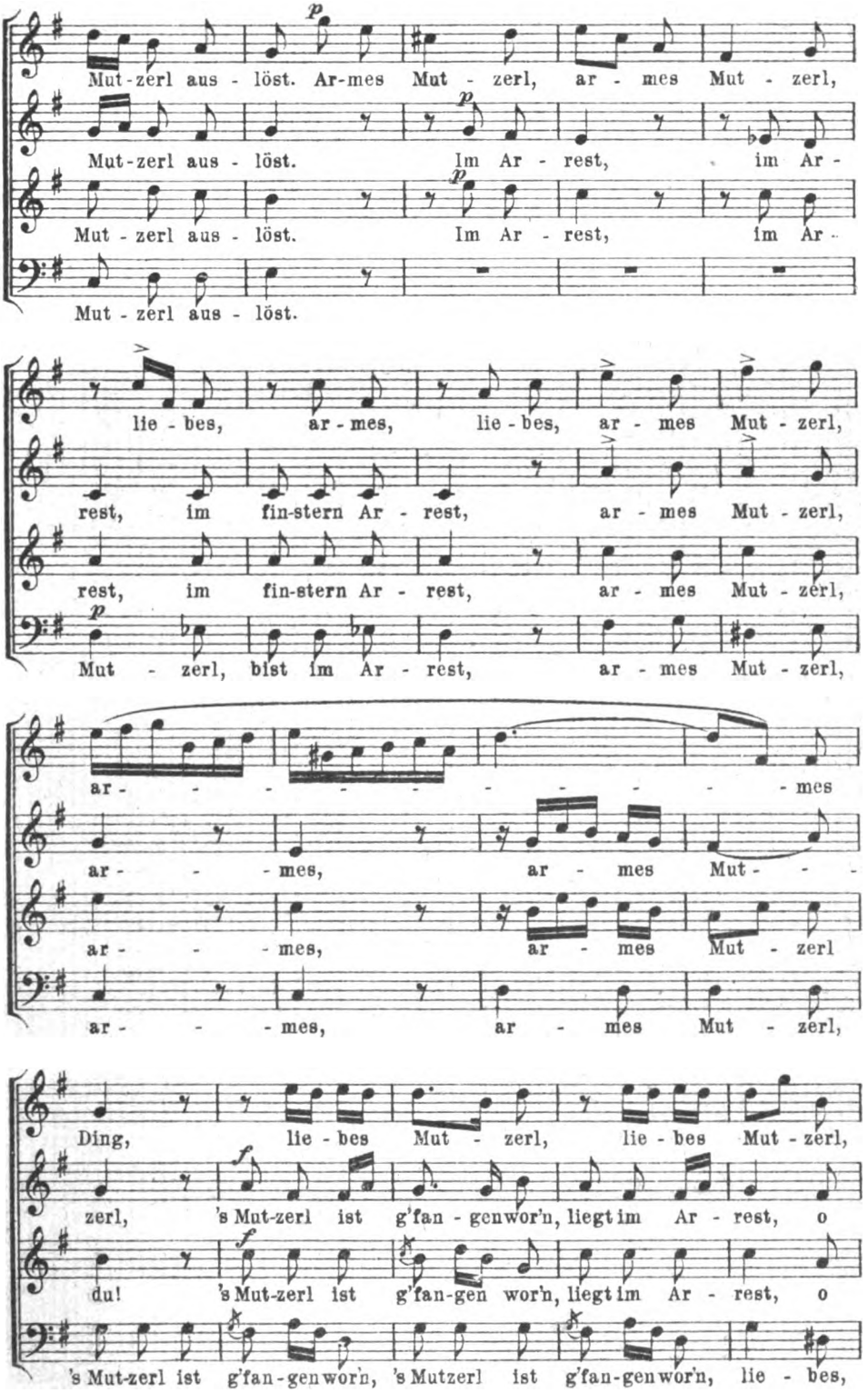
Digitized by Google



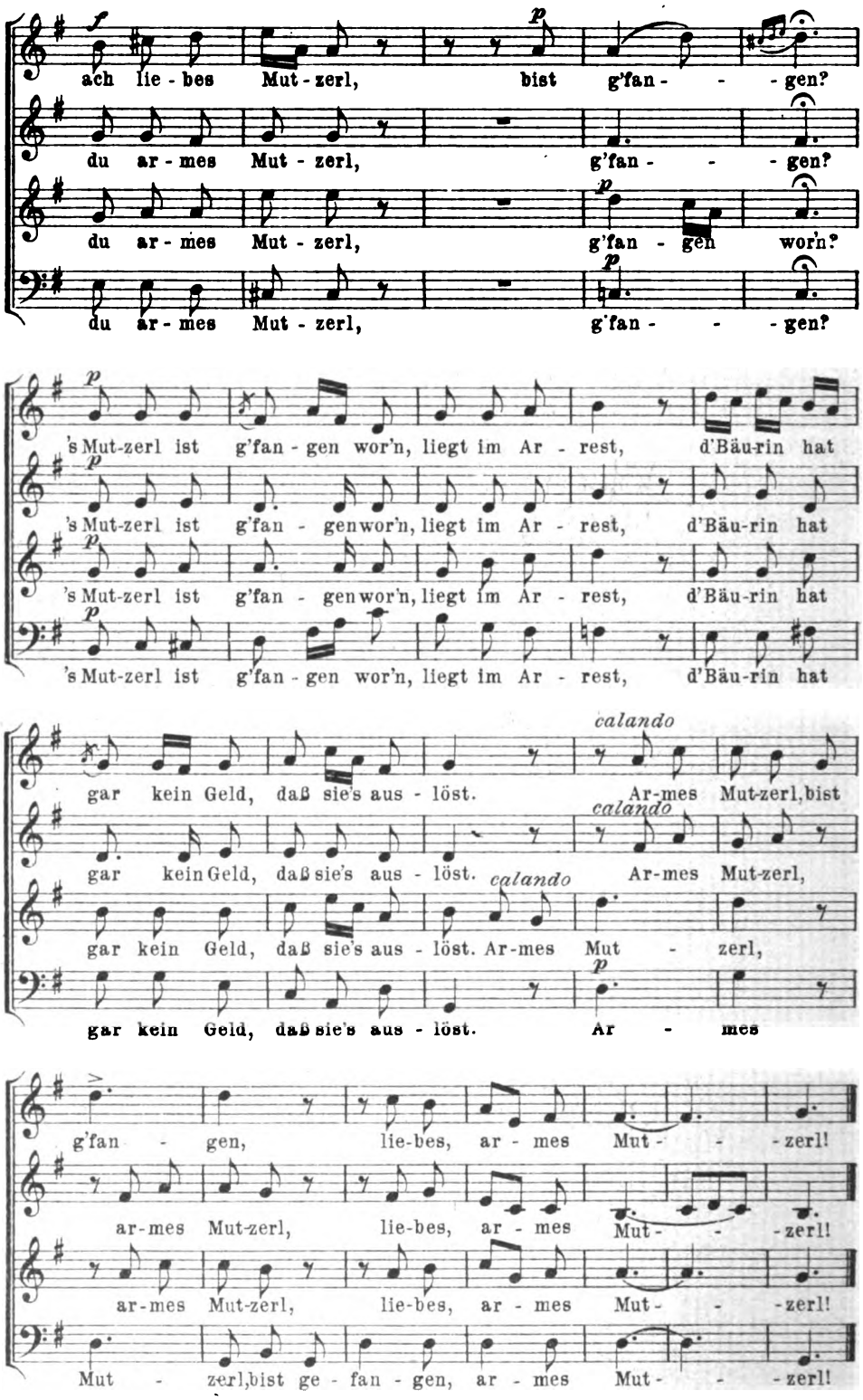
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Stichn. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

W. L. Lehmann

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

Himmel und Erde [illegible]

[illegible]

Wesen Demut [illegible]

abgeschafft werden [illegible]

als eben diese [illegible]

Sinn mehr hat.

Und in [illegible]

Die Religionen [illegible]

gen der Gottheit ihre [illegible]

forschlich seien. [illegible]

und Noten soviel, als ihm [illegible]

werden. In ewig selbstgenü[illegible]

Gott Menschen, so tat er es nur [illegible]

zu genießen. Das All war er [illegible]

in dem, was das Edelste im [illegible]

beugte sich der Mensch vor einer [illegible]

war Stolz in dieser Demut. [illegible]

indem sie in sich selbst schied.

Wissenschaften und Philosophien [illegible]

W. L. Lehmann

Digitized by Google

Jahrg. 23 [illegible] Septemberheft [illegible] Heft 23

Weltanschauung

D[illegible]
[illegible]
samt [illegible]
Thron [illegible]
diese [illegible]
Men[illegible]
Mißgl[illegible]
Auf ihr [illegible]
wenn er [illegible]

Wir [illegible]
Ungeheu[illegible]
Bahn, [illegible]
Stirbt [illegible]
stürbe ein [illegible]
stehen [illegible] und [illegible]
schon [illegible]. Unsre [illegible]
Mitternachts die letzten [illegible]

Das ist alles gut und [illegible]
woher weiß man das? [illegible]

„Woher? wer? wir wissen [illegible]

Wer? welche „wir"?

„Wir Menschen. [illegible]
Arbeitens."

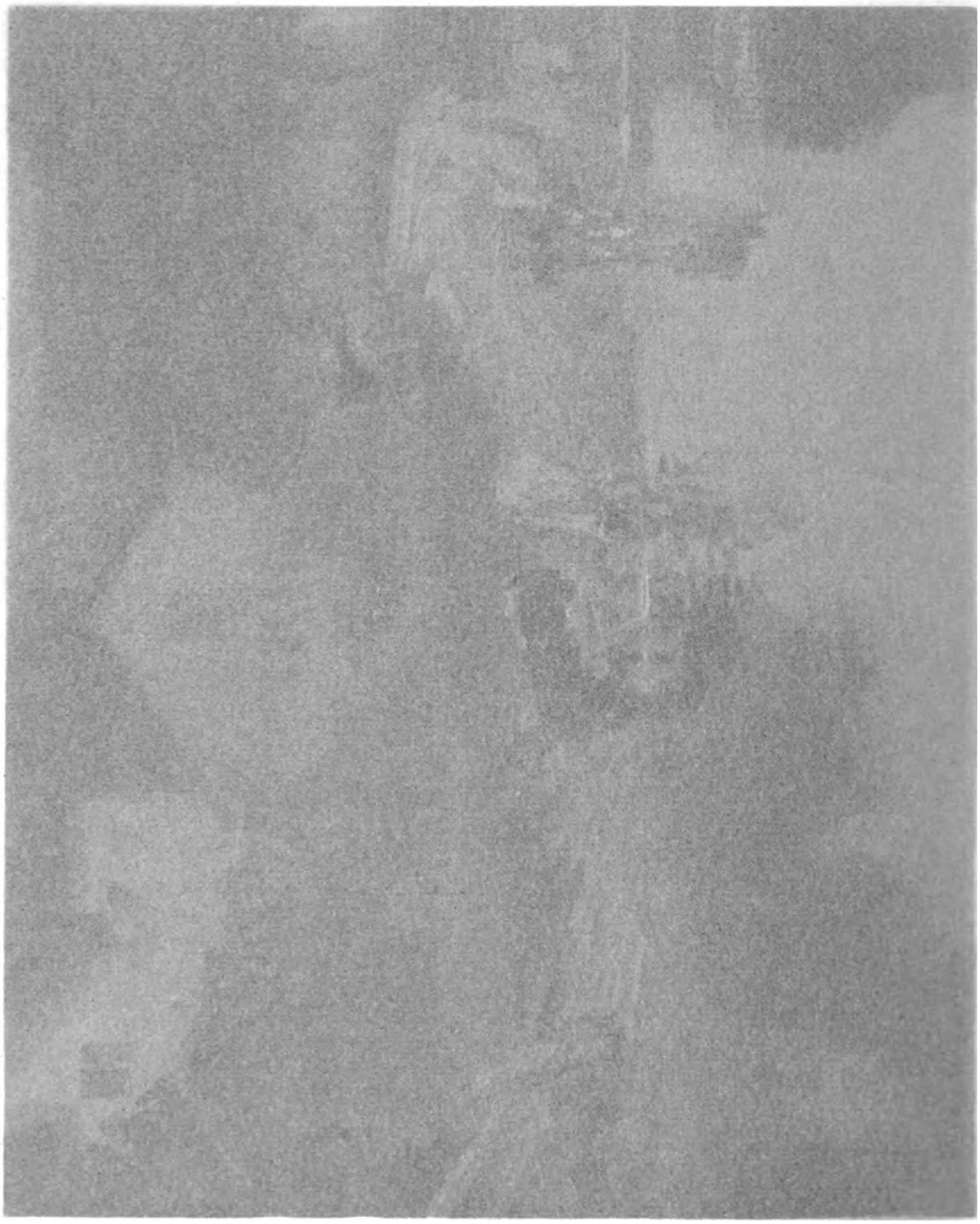
Und ihr denkt [illegible]
Menschen dermaßen [illegible]
Himmel und Erden einr[illegible]

Wie seltsam ist doch [illegible]
Mensch Demut eingeübt [illegible]
abgeschafft werden [illegible]
als eben diese Demut, [illegible]
Sinn mehr hat.

Und in Wahrheit: sie [illegible]

Die Religionen haben im[illegible]
gen der Gottheit ihre eigenen [illegible]
forschlich seien. Doch erhelle sich [illegible]
und Nöten soviel, als ihm nötig [illegible]
werden. In ewig selbstgenügsamer [illegible]
Gott Menschen, so tat er es nur, um [illegible]
zu genießen. Das All war erfüllt, [illegible]
in dem, was das Edelste im Menschen [illegible]
beugte sich der Mensch vor einer Kraft, [illegible]
war Stolz in dieser Demut. Sie war [illegible]
indem sie in sich selbst schied.

Wissenschaften und Philosophien haben [illegible]



Digitized by Google

Weltanschauung

Der Naturforscher spricht:

„Die alte Weltanschauung war anthropozentrisch: alles drehte sich um den Menschen. Für ihn wurde die Welt geschaffen mitsamt Sternen und Sonnen; für ihn stieg Gott selbst vom ewigen Thron, um gleiches Schicksal mit ihm zu leiden; für ihn wird er einst diese kostbare Welt zusammenschmeißen. Und wenn in seinem, des Menschen, Herzen sich Abgründe auftaten zwischen Erstrebtem und Mißglücktem, so teilte sich für ihn das All in Himmel und Hölle. Auf ihn lauschte das Weltall, und Sonne und Mond standen still, wenn er betete.

Wir dagegen sind bescheiden zur Seite getreten. Wir sind im Ungeheuren der Natur untergesunken. Die Welten rollen ihre eigene Bahn, und selbst die kleinen Vögel oder Grillen singen allein für sich. Stirbt einer unsresgleichen, so ist es durchaus nichts andres, als stürbe ein Frosch. Die gewaltige Welt geht an uns vorüber, wir stehen daneben und schauen zu. Jahrmillionen lang ist die Erde schon umgelaufen. Unsre Zeit, die Zeit des Menschen, ist dagegen wie Mitternachts die letzten zwei Minuten . . .“

Das ist alles gut und schön, insonderheit auch sehr bescheiden; aber woher weiß man das? wer sagt es uns? —

„Woher? wer? wir wissen es, erfahren, hören, sehen, verstehen es.“

Wer? welche „wir“?

„Wir Menschen. Vermöge unsres Forschens und opferfreudigen Arbeitens.“

Und ihr denkt nicht mehr anthropozentrisch? Ihr, die ihr den Menschen dermaßen in die Mitte stellt, daß ihr nach seiner Einsicht Himmel und Erden einrichtet?

Wie seltsam ist doch dies alles! Seit Jahrtausenden hat der Mensch Demut eingeübt gegen seine Götter. Nun sollen die Götter abgeschafft werden — aber man findet keinen besseren Grund dafür, als eben diese Demut, die einem leer gewordenen All gegenüber keinen Sinn mehr hat.

Und in Wahrheit: sie ist auch darnach.

Die Religionen haben immer behauptet, daß die großen Schöpfungen der Gottheit ihre eigenen Wege gingen, die uns schlechthin unerforschlich seien. Doch erhelle sich dem Menschen in inneren Kämpfen und Nöten soviel, als ihm nötig sei, um seines Schicksals Herr zu werden. In ewig selbstgenügsamer Ruhe webt die Gottheit. Schuf Gott Menschen, so tat er es nur, um sein Selbst in solcher Schöpfung zu genießen. Das All war erfüllt, und man berührte sich mit ihm in dem, was das Edelste im Menschen selbst war. In seiner Demut beugte sich der Mensch vor einer Kraft, an der er teil hatte, und es war Stolz in dieser Demut. Sie war Ehrfurcht, die sich selbst ehrte, indem sie in sich selbst schied.

Wissenschaften und Philosophien haben jeweils aus diesen religiösen

Digitized by Google

Mythen, denen die Unendlichkeiten im Dunklen blieben, Ehrfurcht um sie her und Nichtwissen, Weltbilder geformt, in denen alles seinen festabgemessenen Platz einnahm, und nichts sich bewegen durfte ohne die Erlaubnis der Forschung, die die Linien gezogen und die Grenzen gesteckt hatte.

Erst in diesem philosophischen Weltbild, das um das Religiöse, Mythische herumgebaut wurde, kann eigentlich von Anthropozentrie die Rede sein. Jenes, das Religiöse, Mythische, ist weder anthropozentrisch noch eigentlich anthropomorph. Es formt menschenähnlich nur aus Not der Phantasie. Es ist dunkel und unbestimmt. Seine letzte Kraft wohnet, „da niemand zu kann". Nur persönliches Schicksalserleben lichtet das Dunkel je und je. Und es lebt, so von ehrfurchtgebietendem Geheimnis umflossen, in der Menschenseele weiter und wird ewig leben. Auch in der, die es nicht anerkennt.

Das andre aber, das philosophische und naturforscherische Weltbild der alten Tage, das bis ins einzelnste Bescheid weiß und bis ins einzelnste Beweise hat, das hat sich erweitert, das hat seine Linien immer fester und härter gezogen, die menschliche Vernunft immer stolzer und infallibler ins Zentrum gestellt, und hat sich schließlich als moderne Naturphilosophie sich selbst vis-à-vis etabliert, um ein Selbstgespräch anzuheben. Das hat man Kampf der Naturwissenschaft gegen die Religion benannt, aber Religion kommt in ihm überall nicht vor, sondern nur eine ältere Weltanschauung, die von einer neueren bekämpft wird. Und dies philosophische Weltbild ist anthropozentrisch bis dahin, daß es nicht nur den Menschen, sondern gar nur eine einzelne Kraft des Menschen, ja eine einzelne Kraft eines bestimmten einzelnen Entwicklungsmoments — Verstand geheißen — ins Zentrum des Weltalls stellt.

Sehen wir näher zu, so ist in diesen Dingen alles in Ordnung: „Anthropozentrisch" ist natürlich alles, was der Mensch anfaßt, — wie sollte es anders sein? Will die Wissenschaft von jeher kein Geheimnis dulden, so ist das natürlich, denn sie hat ihren Stoff übersehbar unter sich am Längsterreichten, Längsteingeübten. Und sie hat ihren Zweck im technisch Verwertbaren und ordnet also nur Berechenbares.

Wie klein aber muß ein Mensch sein, um glauben zu können, daß das geistige Leben — und gar das des Alls — in diesen Außenbezügen des kleinen gegenwärtigen Menschen aufgehe!

Der religiösen Anschauung dagegen steht das Geheimnis wohl, es steht ihr wohl, die Schöpfung unberechenbar unbekannt, und ehrfurchtgebietend zu sehen; denn sie streckt sich nach dem noch Unbekannten, und sie betrachtet alles nur daraufhin, was an ihm noch zu schaffen ist, jederzeit anfangend am eigenen Innersten.

Wenn nun die Wissenschaften, sich selbst widersprechend, von der Notwendigkeit der Demut reden, so ist es freilich erkennbar genug der religiöse Trieb, der, in sich selbst verleugnet und vernachlässigt, sie auf ihrem eigenen Gebiete heimsucht. Nur, daß er an dieser Stelle nichts klären, sondern nur verwirren kann. Denn das wissenschaftliche Weltbild muß im Beweisbaren bleiben, ein heller, festumzirkelter, wohlerforschter Lichtfleck im gänzlich Unbekannten. Diesen

Digitized by Google

Fleck kann man wachsen machen, aber das Unbekannte wächst mit. Dies Unbekannte kann wissenschaftlich natürlich nur negativ bestimmt werden. Am einfachsten und auch richtigsten so, daß man feststellt, es sei gar nicht vorhanden — für die Wissenschaft! Die Beiworte „unendlich“ und „ewig“, die ihm zugehören, seien Verlierbegriffe — für die Wissenschaft! Ihr — der Wissenschaft! — ganzes Reich sei nichts als die nach außen gekehrte Gesetzmäßigkeit des Geistes. Über das Chaotische, Gesetzlose, Schöpferische habe sie — die Wissenschaft! — nichts zu sagen.

Eine Weltanschauung inzwischen wird weiter gehen müssen. Sie wird Wissenschaft nur gebrauchen können zur Ausmalung der hellen und bestimmten Teile des Bildes, die nicht die interessantesten sind, die interessant erst werden durch die Beziehungen, die sie zum nicht Erkennbaren haben. In diese dunkeln Teile des Bildes einer Weltanschauung, die aber gerade die suggestiven sind, eben weil an die innersten und dem Menschen selbst unbekanntesten Regionen der Seele appellierend, müssen andere Kräfte den Menschen hineinsenken und -träumen, damit das Ganze einen Wert erhalte. Denn auch wissenschaftliche Phantasien bleiben ihrer Natur nach dicht am Bestimmten, und wenn sie etwa im Weltäther die Gottheit sehen, so mag das weltumfassend genug klingen, dringt aber doch keinen Schritt ins Dunkel vor und läßt es unbewegt. Es bedeutet, daß die Orientierungslinien, die der Mensch für seine Arbeit sich zieht, selbst das Unbekannte und Unendliche seien. Das ist dann freilich anthropozentrisch in einem in der Tat nicht mehr erträglichen Maße.

Alle diese Versuche, das Unbegrenzte ins Begrenzte zu setzen, den Hintergrund in den Vordergrund zu drängen, haben etwas eigentümlich Dürres an sich. So als wenn eine Dimension aus dem Weltbild verschwände. Als wenn keine Tiefenausdehnung mehr erlaubt sei außer als freundliche Täuschung. Wie im Panorama: eine Wirklichkeit, die doch nur auf zehn Schritt weit Wirklichkeit ist. Und alles, was in uns wandern will, vom Flecke will, Neues und Unerhörtes will, wie flachgedrückt.

Und doch wäre diese Tiefenausdehnung und eine Seele für die Weltanschauung gerade vom modernen Weltbild aus so leicht zu gewinnen. Für dieses moderne Weltbild ist kennzeichnend, daß ihm die Welt Entwicklung und fortschreitende Tat geworden ist. Hierin liegt die eigentliche Anweisung zum Bruch mit der anthropozentrischen älteren Weltanschauung, welcher die Vernunft als fix und fertiges vollkommenes Organ galt, das außerhalb sozusagen von der Welt stand, um sie zu erkennen, und in der vollkommenen Erkenntnis der Welt die Seligkeit zu genießen. Diese Anschauung muß natürlich zusammenbrechen, sobald die Vernunft des Menschen in seine Entwicklung zurückgezogen wird, entstanden als eines der Mittel im Kampf ums Dasein. Sowie man sich diese Bedeutung der menschlichen Vernunft im Zusammenhang des Ganzen deutlich und klar werden läßt, ist es vorbei mit dem weltalten Wahn, daß sie das Ganze fassen könne. Die bloße Idee hat etwas Wahnwitziges! Dieses aus dem Dunklen herausentwickelte Organ, schwach erkennend, genau so viel, daß es die nächsten Schritte beleuchte, und bloß und ganz

Digitized by Google

allein daraufhin wachsend, daß es diesen Kampf erleichtere! Dieses Organ, in solche engen Zwecke und Grenzen eingespannt, soll das Ganze, das Ungeheure, das Unendliche fassen! Zu dem es keinerlei Beziehung hat als den völlig von jeder Notwendigkeit verlassenen Wunsch, diejenigen Kräfte, welche wirkliche und nötige Beziehungen zum All haben, zu imitieren und zu überbieten!

Nach jeder Anschauung von einer Entwicklung kann neu sich nur bilden, was irgendwie für das Leben notwendig ist. Daß sich ein Organ für den Gebrauch der Sinnesdaten mit eben diesen Sinnen selbst bildet, eine Rechnungskammer sozusagen für die Bearbeitung dieser Daten, das ist ohne weiteres verständlich. Daß sich ein Organ bildet für alle die dunkleren Erkenntnisdaten, die außerdem in unsrem Selbstbewußtsein sind, für das Lebens- und Weltgefühl des Menschen und alles das, was an Fragen derart aufwacht, wie wir unter dem dunklen Ausdruck von Bedürfnissen des Gemüts verstehen (womit nichts Sentimentales gemeint zu sein braucht!), das ist auch verständlich. Aber daß diese entgegengesetzt fließenden Erkenntnisquellen im gleichen Bett strömen sollen, — daß die Erde durchaus nur *einen* Pol, der Mensch nur *ein* Geschlecht und der Geist nur *eine* Richtung haben soll — das ist nicht verständlich. Es ist nicht verständlich, daß man durch das Mikroskop die Sterne besehen soll. Nur das ist verständlich, daß, wenn man es doch versucht, nichts zu sehen sein wird.

Sobald man dies aufgegeben hat, ist aber alles in bester Ordnung.

Die innersten Sehnsuchten und Gemütsbewegungen des Menschen beziehen sich auf das Ganze, davon er sich einen Teil fühlt, und suchen ihn zu überreden, sich freizumachen vom Nächsten und Bedrängendsten, um zu leben im Großen und Freien. Während die Hilfskraft, die er sich für den Nahkampf in seinem Verstande schuf, ihn hierin beweglich und fähig zu machen verlangt.

Der Aufbau einer Weltanschauung wird — es liegt schon im Worte „Anschauung“ — stets ein *künstlerisches Problem* sein. Und ein künstlerisches Problem ist — wie das Leben selbst! — der äußerste Gegensatz zu der Kunst, einen *wissenschaftlichen Allgemeinbegriff* zu bilden, unter den alles irgendwie paßt.

Artur Bonus

Lose Blätter

Neues aus Spittelers „Olympischem Frühling“

[Wenn einmal in unsrer an außergewöhnlich bedeutenden Dichtungen doch wirklich nicht reichen Zeit ein Buch erscheint, das hoch über das Alltägliche hinausragt, aber, weil es Vertiefung verlangt, seinen Weg zu den immer irgendwie abgelegenen Wohnungen der Empfänglichen nicht schnell finden kann — ist es dann zuviel, wenn man zwei- und dreimal darauf zurückkommt? Bei Spittelers „Olympischem Frühling“ spricht aber noch ein besonderer Umstand mit: die neue Auflage ist so umgearbeitet und so bereichert, daß man sie fast als ein *neues Werk* bezeichnen kann. Wer sie zur ersten Auflage hinzukauft, gewinnt

Digitized by Google

sozusagen doppelt: an Neuem an sich und an den höchst genußreichen Möglichkeiten, einen wie Karl Spitteler beim Gestalten selber vergleichend zu begleiten. So haben die zum Zukauf noch eine wichtige Draufgabe, die nun einmal Literatur am liebsten als Literatur betrachten mögen.

„Die empfänglichen Geister wohnen zerstreut" — eben dachte ich nur an sie, als ich riet, diesen Gast einzuladen, kaum aber schreibe ich's, da zweifle ich schon: geht das denn nur die „Literaturfreunde" im engern Sinne an? Was verlangt denn eigentlich an Spittelers großem Werk besondere Voraussetzungen zum Verständnis? „Die Fabel!" Das sei zugegeben insofern, als der Gang des Ganzen als einer Einheit nicht ganz leicht zu überblicken ist. Anderseits aber: hier ordnet sich alles so natürlich in Teile, daß fast jedes Kapitel wie eine Geschichte für sich genossen werden kann. „Aber der antike Stoff!" Nein, Gelahrtheit ist wirklich das Allerletzte, was man zum Genusse des „Olympischen Frühlings" braucht: man braucht von antiker Götterlehre nicht mehr als ein Sextaner zu wissen, um hier heimisch zu werden. Im Gegenteil, reiche Kenntnis behindert hier eher, denn Spitteler geht mit den Olympischen wie der Zauberer um, der die alten Leute zerschneidet und durcheinander kocht, um aus dem so gewonnenen organischen Stoff nach souveränem Gefallen neue Herrschaften zu bilden, die er dann mit Odem aus den eignen Lungen beseelt. Aber nun kommen wir darauf: das Beseelen muß der Leser seinerseits doch wenigstens ein bißchen *auch* verstehn. Anders gesagt: *Phantasie* muß er haben. *Kräftige*, denn Spitteler mutet seinen Lesern zu, auch die allerabstraktesten Dinge zu konkretisieren. Unverwitzelte Phantasie: wer, Vischerisch zu reden, an den Kirschen immer nach Kirschgeist sucht, der findet an diesen lebendigen Früchten nicht, was ihm schmeckt. Unverkünstelte: wer vom Ästhetensnob dahin gebracht ist, daß er nur auf die haute nouveauté der Literaten-Saison „zeichnet", was soll solches Armen Bänglichkeit mit dieser strotzenden Kraft anfangen? Spitteler verlangt von den Deutschen, was Dante und Ariost, die allgemein gelesenen, von den Italienern ihrer Zeit verlangten, nicht mehr: naives, will sagen: ursprüngliches Sichvertiefen ins Werk, aber das verlangt er auch. Alles übrige gibt er. Da ich gerade von den „Modernen" sprach: er gibt es unerhört *neu*. Viel neuer, als alles, was uns in den letzten Jahrzehnten als ganz besonders modern gepriesen wurde, nämlich: *eben erst geschaffen*. Es ist tatsächlich wieder einmal ein Genie unter uns am Dichten. Und die Literarhistoriker und Kritiker der Zukunft werden ihre Kollegen von heutzutag gerade so auslachen, wie sie selbst ihre Vorgänger: denn sie schrieben über Leute, die bald keiner mehr nennen wird, Artikel-, ja Bücher-Dutzende, während sie dem Großen höchstens wohlwollend bezeugten: „Ja, ja, trotz allem, was gegen dich einzuwenden unsre höhere Erkenntnis uns lehrt, hast du immerhin recht Erfreuliches geleistet." Ja, wenn er Franzose wäre! Was haben unsre literarischen Gockel dem französischen zugekräht, während sie hier vom aufgehenden Licht nichts merkten!

Ich bringe von den neuen Stücken zwei, die den großen *Humor* Spittelers zeigen in seiner Anmut wie in seiner derbsten Kraft. Wieder bestätigt sich die alte Erfahrung: nicht der Spezialist, sondern der größte Poet ist auch der größte Humorist. Wer den Humor als Befreier bei einem Lebenden begrüßen will, hier kann er's. Freilich, es ist gar

Digitized by Google

keine Aussicht, daß diejenigen dahinterkommen, die selbst bei einem Weber-Allenstein Humor zu finden behaupten. Man darf nicht jeden Floh sub specie aeterni betrachten, hat einmal Heyse gesagt, Spitteler bringt selbst das zustande, denn das Allerkleinste, das er heranzieht, setzt sein Humor in Beziehung zum Größten. Und weil nichts irgendwo hergeholt, nichts in der Phantasie nur nachgespiegelt, weil alles *sein* ist, was er gibt, selbst erahnt, selbst erschaut, selbst errungen, selbst erjubelt, deshalb *befreit* seine Dichtung den, der mit ihr fliegen kann. Unvergleichlich mit jeder Literaten-Literatur führt sie von allem Zivilisations-Papiere zur „lebendigen Natur" in *dem* Sinne, wie sie Faust ersehnte. Ich weiß, daß man mich ob solcher Worte jetzt vielfach belächeln wird. Prosit, meine Herren Belächler: aufs Wiedersprechen im Elysium nach hundert Jahren.

Von den beiden neuen Stücken, die ich abdrucken lasse, schließt sich das eine, aus „Anankes »Halt!«", unmittelbar an jenes Stück an, das an dieser Stelle (XXI, 1) zuerst nach der Handschrift veröffentlicht wurde: der Gesang vom Einschreiten Anankes, bei Spitteler bekanntlich der männlichen Welt-Obergottheit, gegen Aphroditens Plänchen. „Ajax und die Giganten" steht ein Stück früher im Buch. Die neue Ausgabe ist gleich der alten bei Diederichs in Jena erschienen. A]

Aus: Anankes „Halt!"

Im Turm der Weltenwerkstatt, wo die tausend Tasten
Und Klappen der verborgnen Drähte niemals rasten,
Die pünktlich Meldung bringen, was in aller Welt
An jedem Orte Stund um Stund ins Dasein fällt,
Und ohne Unterbruch die Schreibenadel schwirrt,
Schriftzeichen stechend, die kein sterblich Aug entwirrt,
Saß, überm Rechentisch die Stirn gebeugt, Ananke,
Und sorgenvollen Fleißes prüfte sein Gedanke
Den Gang des Lebens, der Gestirne Gleichgewicht —
Doch halt! Der Draht, der vom Olymp kam, stimmte nicht.
Kopfschüttelnd stand er auf und trat mit leisem Murren
An einen Spiegeltisch und ließ ein Rädchen schnurren.
Lebendig auf dem Spiegeltische, siehe da,
Erschien in farbigem Bild, was im Olymp geschah:
Der meisterlosen Götter kecker Reiseflug
Täglich in alle Welt, wohin die Laune trug,
Der Schranken nicht gedenk, die Unterordnung höhnend,
Und Zeus daheim, der trägen Liebeswollust frönend.
„Ei sieh doch!" rief sein Zorn. „Wieso geht das vonstatten?
Nicht dafür einzig, denk ich, um sich zu begatten,
Hab ich zum König, will mir scheinen, Zeus ernannt,
Sondern damit er halte Hof im Menschenland.
Ich will doch wahrlich wissen, wer sich unterfängt,
Daß er die Finger in die Weltgeschäfte mengt!"
Zum Schreibepult hinüber schritt sein Unmut jetzt,
Und eine Frage hurtig aufs Papier gesetzt,
Schob er den Zettel einem klugen Eisenmann
Ins Ohrenloch. Geschwind die Kurbel faßt er dann

Digitized by Google

Am Handgriff, dreht ein paarmal kräftig um, soweit
Es ging, und wartete. Nach einer schwangern Zeit
Begann ein schauerlicher Eingeweidekampf
Im Eisenmann, mit Krämpfen und mit Fußgestampf.
Dann klappt er mit den Kiefern, würgte und gebar
Aus seinen Zähnen einen langen Streifen dar.
Und auf dem Streifen stand, in Kleinschrift aufgeschrieben,
Die Antwort auf Anankes Frage und Belieben:
Wo er der Schicksalsgöttin Eingriff jetzt erfuhr,
Wie Moiras Gnade, ohne anzufragen nur,
Aus Mitleid Hera einen Ferienbund gestiftet,
Solang ein Ehezwist den Frieden nicht vergiftet,
Und zwar dem Göttervolk den Weltraum überhaupt,
Allein das Menschenland ausdrücklich nicht erlaubt,
Und wie zum Zeichen, daß der Ferienbund bestehe,
Die grüne Fahne Olbia überm Firste wehe,
Die aber polternd jenen Tag vom Dache stürze,
Wenn Heras Bosheit sträflich Zank und Zwietracht schürze.
„Wo nimmt sie, möcht ich wissen, die Befugnis her?
Doch falls sie meint, ich laß ihr dessen die Gewähr,
So täuscht sie sich! Wer ist denn schließlich eigentlich
Im Weltall Herr und Meister? Jene oder Ich?“

Und seines Geistes Unruh, seines Ärgers Jast
Trieb ihn vom Turm, und immer weiter ohne Rast,
Bis daß er war gekommen in ein Gartenhaus,
Das lugte mitten gegen den Olymp hinaus.
Dort hinterm Lattengitter, das im Efeu faulte,
Tückisch verborgen, setzt er sich und grollt und maulte.
„Die Lotterwirtschaft“, knirscht er, „kann noch lange währen!
Bis an des Jüngsten Tages Morgen! Wer soll's wehren?
Es sei denn, daß in diese Kartenpfuschermische
Ich selber mit dem Stöcklein etwas Ordnung frische!“
Und während so sein Herrscherunmut schußbereit
Den Willen wog in zweifelndem Gedankenstreit:
„Wart! still! War das ein Windstoß? Oder hört ich recht?
Was soll dies Prahlen, das sich vom Olymp erfrecht?
Trompetenblasen, scheint mir, Glockenschellenläuten
Und Botenruf! Laß sehn, was mag denn das bedeuten?“
Und seine fürchterliche Raubtiermaske schob
Er wildlings durch den Efeu, welche Ingrimm schnob.
Und als sein Blick nun wahrnahm, wie die Botenrunde
Den Götterberg umschritt mit Aphroditens Kunde,
Und ihrer frevlen Meldung Wortlaut traf sein Ohr,
Wasmaßen sich die Übermütige verschwor,
Daß sie die ganze Menschheit aus der Menschenstadt,
Samt Priestern und den Obrigkeiten, die sie hat,
Kraft ihrer Schönheit liebebuhlerisch vertolle,
Hernach zur Schau vor den Olymp bewegen wolle,

Digitized by Google

Zwar ohne Not und Nutzen, ohne Sinn und Zweck,
Bloß für die windige Kurzweil, nur zum Wipp und Neck,
Sprang er empor. „Jetzt dieses," schäumt er, „dies jetzund,
Dies Stücklein stößt dem Faß den Zapfen aus dem Spund!
Für eines Weibleins Launen ist mir quellend Blut
Und atmend Leben der Geschöpfe doch zu gut!
Ich bin, bewahre, nicht empfindsam, weit entfernt!
Man nennt mich grausam, Mitleid hab ich nie gelernt.
Doch wenn ich würge, würg ich ernsthaft; Possenspiel
Zum Hohn der Kreatur ist nicht Ananke Stil.
Was gilt's, o Aphrodite, wetten wir zwei beiden:
Das Erdenschlenkern will ich schleunig dir verleiden.
Ich weiß, kann sein, ein Mittel, daß das Menschenkind
Vor deinen losen Narrenbeinlein Frieden findt!"

Sprach's, und den Oberkellermann der Wasserwerke
Hygramp beschied er vor sein Antlitz: „Hör und merke:
Hüpp! ohne Säumen! Laß dich's Fleiß und Eile kosten!
Mit deinen Knechten öffne alle Wasserposten,
Welche den Dampf der erebinischen Sümpfe hemmen.
Mit Regen gilt's das Menschenland zu überschwemmen.
Laß regnen, daß das Maul der Erde überläuft!
Laß regnen, regnen, bis der Schmutz im Kot ersäuft!"
Unwirsch vernahm's Hygramp, der Mürrische. Verdrossen
Macht er sich auf mit seinen plumpen Werkgenossen
Und öffnete die rostigen Riegel und die Sparren
Der Wasserwerke all. Aufsprangen sie mit Knarren.
Und langsam kletterten die Wolken durch die nassen
Gehäuse, dampfend aus des Hades sumpfigen Gassen;
Durchnebelten die Felder, krochen nach dem Berg
Und hockten fröstelnd aufeinander überzwerch.
Und als sie gähnend nun das Menschenland umzingelt,
Da ward im Plätscherchor das lange Lied geklingelt.
Ein rieselndes Getropf, gespult vom ewigen Seile,
Und alle Welt ertrank in Schmutz und Langeweile.
Hohnspöttisch sah's Ananke, lachend in den Bart:
„Nun, Aphrodite, wohl bekomm die Erdenfahrt!
Fußhoch im Kote platschend deine Siegesbahn,
In Wasserstiefeln, einen Wachstuchmantel an!"
So sprechend blickt er spöttisch nach dem ewig heitern
Schönfarbigen Olymp und wartete des weitern.

Und als am dritten Morgen nun, bekränzt, geschmückt,
Die lose Göttin auf die Straße kam gerückt,
Gefolgt von einem übermütigen Maskenzug
Von Gauklervolke, welches Narrenbanner trug
Und Rasselklappern, um das Menschenkind zu foppen,
Und unter stetem Johlen, Springen und Galoppen

Digitized by Google

Nach einem Stündlein Fahrt die ausgelaſſne Schar
Den Wald hinab zum heitern Rank gekommen war,
Wo ſonſt den freudigen Blick des Wandrers insgewohnt
Die Schau der weiten Erdenländerei belohnt,
Prellte der Vortrab hinter ſich, enttäuſcht, betroffen,
Der Zug hielt an, und alle Mäuler ſtanden offen.
Denn ſtatt der trauten, farbenfrohen Länderſicht
— O Leid! — lag eine dicke, trübe Wolkenſchicht
Dummſtumm vor ihren Augen, deren graue Decke
Gebirg und Tal begrub in neidiſchem Verſtecke.
Gleich Kühen krochen ſie, mit trägem Wiedermampfen,
Aus deren Schnauzen ſchnauft ein kochend Nebeldampfen.

Myrmex, der Förſter, ward in Eile herbeſchieden,
Zu deuten dieſes rätſelhafte Wolkenſieden.
„Hm!“ murmelte Myrmex, „ſauber iſt das Wetter nicht.
Der Waſſerwind iſt Meiſter, was für Regen ſpricht.
Zwar, wenn der Unterwind gewinnt die Oberhand,
Mag ſein, ſo hält's vielleicht bis morgen noch Beſtand.“
Neben den Förſter trat der Jäger jetzt hervor,
Der tröſtlicher erläuterte das Meteor:
„Mich dünkt das Wetter nicht ſo übel, wie es ſcheint.
's iſt Weſterluft mit etwas Südnordoſt vereint.
Der Hamſter iſt ins Feld, der Rehbock iſt geſprungen,
Die Dächſin und die Füchſin ſäugen ihre Jungen.“
Ein Hirt mit ſchlauem Lächeln hörte blinzelnd zu.
„Nun, was iſt deine Meinung, wie verſtehſt es du?“
Der Hirt ſah um den Himmel, ſchwieg und dachte viel.
„Was mich betrifft,“ geruht er, „iſt der Föhn im Spiel.“

Doch Aphrodite ſpottete: „Ei was! Ah bah!
Was iſt das für ein Ratsherrnſchwatzgeplapper da!
Meint ihr, ich hätte nichtsfürnichts die lange Nacht
Außer dem Bett geſtanden und mich ſchön gemacht?
Vorwärts! Mir nach! Laßt die gelehrten Stöffel plaudern!
Ich wenigſtens, ich geh. Die Weisheit macht mich ſchaudern.“
Geſagt, ſtellte die ausgeſpreizten Arm und Hände
Ins Gleichgewicht, dann flugs bergab gejauchzt behende.
Die andern lärmend nach. Den erſten Nebelgruß
Empfing man mit Verbeugung, Knix und Hahnenfuß.
Dann nieſend in die Wolkenſuppe eingetaucht
Und huſtend weiter, blind, von Näſſedampf umraucht.
Doch unten auf dem freien weiten Erdenplan
Ging's fröhlicher, im Schwarm und Siegestanz voran,
Mit Schellen und Trompeten, Schreien und „Juhu!“,
Stets luſtiger und toller, lärmend immerzu.

Ein Schreckruf. „Halt! es tröpfelt!“ „Torheit! Was noch gar!
Woher denn?“ „Wenn ich's aber ſpüre, iſt's, denk, wahr!“

Digitized by Google

Mit eins war Juchzen und Galoppen eingestellt.
Still standen sie, einsam im weiten wüsten Feld.
Ein Wimmelzug von finstern Wolken ringsumher,
Die stierig aufeinander hockten plump und schwer.
Hier klettern sie, dort siehst du sie in Trauben hangen;
Am Himmel nicht: am Boden kommen sie gegangen,
Als wollten sie die Schnauzen in den Acker wühlen.
Und also nah: man konnte sie mit Fingern fühlen.
Eins ist gewiß: wenn Regen kommt, so regnet's tüchtig.
Wie da die Narrheit kleinlaut ward und zahm und züchtig!
„Heim oder vorwärts?" „Dumm! Das wird man später sehn.
Einstweilen, mein ich, heißt's vor allem unterstehn."
„Ja; aber wo?" Kein Schutz, kein Schirmdach zu erkennen.
Und ratlos ging es an ein unvernünftig Rennen.
Die im Galopp und die im Trab und Zotteltrott,
Mit Schreckensrufen dort, und hier mit Selberspott.
Jetzt das, da hilft kein Leugnen, das: das nennt man Regen!
Ein Wettlauf beinelte, unsinnig und verwegen.
Platsch! kommt mit einem kieselharten Donnerschlag
Ein Wolkenbruch, der schüttet, was es schütten mag.
Versprengt, verjagt, in Sprüngen durch die Ackerschollen,
Und jeder blieb für alle übrigen verschollen.

An einem Wiesenhäuschen nahe einem Bach
Hielt endlich Aphrodite unter Schirm und Dach.
Sie wußte selber nicht, wie sie hieher geschah:
So blind und hitzig ging's. Genug, sie stand halt da.
Philosophie darüber schien ihr überflüssig.
Zuerst, am Anfang, war sie mit sich selbst nicht schlüssig,
Ob sie sich ärgern oder ob sie lachen sollte.
Ein günstig Zeichen: horch! Gewitterdonner rollte.
Folglich: je greulicher es schüttete vom Züber,
Um desto bälder ist der Wolkenbruch vorüber.
Wenn also dann und wann es wie aus Kannen platschte,
So rief sie: „Danke schön!" und trällerte und klatschte.
Das kräftige Abenteuer macht ihr schließlich Spaß.
Eins konnte freilich sie nicht leugnen: sie war naß,
Pflotschnaß wie keine Nymphe, die im Brunnen lebte.
Ihr töricht Buhlgewand, das lockre Hemdlein, klebte
An ihrem Leib so eng wie eine Oberhaut,
Jedweden Linienschwung getreu nachzeichnend; schaut!
Im See des Schuhwerks gab's beim kleinsten Sohlenglitschen
Gesang, bald lautes Schmatzen, bald ein schüchtern Quietschen.
Und aus dem Blumenkranz im Haar die Lilienkelche
Hingen ihr auf die Stirn, sogar ums Ohr etwelche.
Sie nahm's vom Frohen und vom Freien: „Wenig schade!"
Rief sie. „So komm ich halt dem Mannsvolk als Najade!
Die Augen kann's nicht schmelzen: wenn die bei mir sind,
So fürcht ich weder Göttersohn noch Menschenkind!"

Digitized by Google

Und schüttelte mit Macht die Mähne, wie ein Pudel,
Der aus dem Schwimmbad steigt, so daß ein Wirbelstrudel
Von Tropfenspreuer sie rundum mit lustigen Ringeln
Umsprühte; wären's Glöcklein, hörte man sie klingeln. . .
Drauf duckte sie den Nacken in den Guß der Traufe,
Neugierig, ob er halsab oder rücklings laufe.
Und da's nun einmal also stand: warum nicht besser
Herzhaft ins Freie? Trunkner Schwamm wird niemals nässer.
Ein Schritt mit spitzer Zeh, ein Sprung auf einen Stein,
So stellte sie sich tapfer in den Regen ein;
Den Kopf zurückgebeugt, die Arme ausgestreckt,
Mit halb verschlossnem Mund die Tropfen eingeleckt.
„'s ist frisch, 's ist rein! So sagt: wo liegt denn die Gefahr?"
Lustatmend vor Vergnügen, wenn ihr mächtig Haar,
Das von dem Wasserschlucken immer schwerer wog,
Die Stirn wie ein Gewichtstein sanft nach hinten zog.
Wär's nicht so kühl und lief ein Sträßlein durch den Schmutz,
Sie machte sich den nahen Bach zum Bad zunutz.
Bis daß ihr von dem unablässigen Geklopf
Auf Stirn und Scheitel schließlich taumelte der Kopf.
Da flüchtete sie wieder auf den alten Stand
Und sah das Häuslein an mit Ruhe und Verstand.

Kreuzbalken unten, oben eine Wand von Latten,
Die Zwischenklüfte, Löcher, Altersbresten hatten.
Was wohnt wohl drinnen? Dunkel. „Dem Geruch nach Heu."
Sie zupft ein Pröbchen an sich. „Richtig, meiner Treu!
Ein Häslein oder Vöglein, würd es drinnen hocken,
Geborgen wär's im weichen Neste, warm und trocken.
Laß sehen, zeig!" Im Rundgang schlich sie auf die Spür,
Ob wo ein Schlupf sich öffne, lieber eine Tür.
Sieh da: ein Pförtchen oben in der Lattenwand,
Ein wenig hoch zwar, doch erreichbar mit der Hand.
„Pfui Leid! der alte Geizhals!" Neidisch abgesperrt!
Mit kindischem Zorn das Türlein angepackt, gezerrt —
O Überraschung! Jupp! Der morsche Pfosten — krach! — .
Die Latte, drauf das Schloß genagelt war, gab nach.
Ein Nachdruck noch, und gastlich stand die Haustür offen.
Mit etwas Turnkunst kann man einzusteigen hoffen.
Allein ein spinnenseiden Hemd mit Spitzenbort
Und Blumenstickerei taugt nicht zum Klettersport.
Sie schaute um sich: Nichts als Dunst von Regenschauern,
Die Einsamkeit verteidigend mit Wassermauern.
Also die nasse Fischhaut sich vom Leib geschält,
Den Arm durchs Armloch und den Kopf hinausgequält,
Hernach das Hemd zur Wurst gedreht und ausgerungen,
Gezielt, und hupp! das Bündel durch die Tür geschwungen.
Verschwunden. Liegt im Heustock. Gelt, das war geschickt.
Die Schuhe ausgeleert und hinterdrein geschickt.

Digitized by Google

Und nun, zeige deine Kletterkünste, Aphrodite!
Schön abgemessen, gleichen Abstands von der Mitte
Die Hände angesetzt. — Gut so! Jetzt stemm ein Knie
Fest an die Balken! „Ai! au weh! Das kann ich nie!“
„Zieh an! Es geht! Es muß!“ Verzweifelt Füßekrabbeln
Am Holz hinauf mit Rückenfleiß und Schenkelzappeln —
„Brav so! Triumph!“ Nachrückenarbeit, Lendenwallen:
Drin lag sie, ob auch mehr gepurzelt als gefallen.
„Ha! Wie sich's warm und wohlig wohnt im Heu hierin!“
Und watet einen Stampfspaziergang her und hin.
Endlich sich frei und offen rücklings hingeschmissen.
„Hei! lustig! Spielball!“ Drum des Schaukelns sich beflissen,
Bergauf, bergab mit Hüftenstoß und Wagewiegeln,
Und horchte nach dem Regen, trommelnd auf den Ziegeln.
„Nur zu! Mag's Frösche regnen oder Hühner hageln!
Mir gleich!“ Und fröhlich schwang ihr friedlich Wiegewageln.

Doch während sie sich so im Bette gütlich tat,
Geschah im Winkel hinten ein geheimer Rat
Von Kleingeziefer, flüchtend aus dem schwanken Schochen.
Die Tagesneuigkeit ward aufgeregt besprochen.
Zitternd hub an ein Käfer: „Nie in meinem Leben
Erlitt ich solch ein katastrophisch Grashaufbeben!
Ein fabelhaftes Ungeheuer, riesengroß,
Stampft mit den fürchterlichen Hüften Stoß auf Stoß.“
Ihm widerhielt ein winziger Mottenschmetterling:
„Wie schlimm schon die Gefahr, es ist ein eigen Ding:
Lacht meinetwegen, heißt mich närrisch, nennt es Wahn —
Ich bleib dabei: das Ungeheuer zieht mich an.
Ein Licht strahlt aus von seiner Haut, so rein, so weiß,
Wie ich von keiner Kerze, keiner Ampel weiß.“
Ein Heuschreck nickte mit den Fühlern: „Seht mich da:
Sie hat ein Bein mir abgedrückt. Es schmerzte. Ja.
Doch also wund und hinkebeinig wie ich bin,
Und wär's zum Tod, ich hopple wieder zu ihr hin!“
Belehrend kam der Spruch aus einem Fliegenschwarme:
„Ob noch so groß, gefährlich sind allein die Arme.
Wo die nicht reichen, könnt ihr unbekümmert schalten.
Drum immer möglichst unten oder hinten halten!“
„Und das Gesicht!“ pfiff eine Mücke, „und die Ohren!
Ich sage: frisch ans Werk! Sofort den Mund anbohren!“
Drob packte tapfre Angriffslust die Kerbgenossen.
Und also ward einstimmig jetzt im Rat beschlossen,
Vereint, nach jedermanns Vermögen und Erfrechen,
Den Findling anzuknuspern oder anzustechen.

„Merkwürdig,“ meint auf ihrer Schaukel Aphrodite
Und stellte den Betrieb mit heftigem Gegentritte,
„Der Heustock war doch früher, schien mir, nicht so heiß,

Digitized by Google

Und nicht so spitzig Stroh darin, soviel ich weiß.
Es ist, als ob ich Feuer in den Beinen hätte!"
Und strampelte mit allen Gliedern um die Wette.
Bald auf die Seite warf sie sich, bald auf den Bauch.
Schlug mit den Armen um sich. „Ui! Was ist's denn auch?"
„Nichts ist, als dein Gezappel! Nimm dir Ruhe vor!"
„Wenn's beißt!" Und schnellte wie ein Fisch im Gras empor.
Plötzlich mit einem Zornschrei sprang sie in die Höhe:
„Ich bitt um Büffel, Wölf und Bären! Aber — Flöhe!!
Das also war die Hitze, die mich so geplagt!"
Und da ergebnislos verblieb die Einzeljagd,
Verfügte sie ein allgemeines Strafgericht:
Mit weiten Armen um sich greifend, warf sie schlicht,
Soviel von Heu sie laden konnte, in den Regen.
„Ertrinkt! Geschieht euch recht, der bissigen Bosheit wegen.
Wie das erleichtert! Wie das abkühlt!" Herzerfreut
Setzte das Werk sie fort. Und weiter ward geheut,
Armvoll um armvoll auswärts durch die Tür beschert
Mit emsigem Fleiße, bis der Schochen war geleert.
„Endlich!" So saure Arbeit war ihr nie beschieden.
Aufseufzte sie und pustete, befreit, zufrieden.

Doch weil nun leerer Raum im Hüttchen war enthalten,
Fegte der Durchwind pfeifend durch die Lattenspalten.
Und hier aus einem Loche, dort durch eine Ritze
Erschienen hin und wieder schräge Regenspritze.
Erst zuckte sie dazu die Achseln. Aber bald
Mußte sie zugestehn: es war abscheulich kalt.
„Bewegung wärmt!" Drum nahm sie Wildgebärden vor
Und sprang herum. Half nichts: sie zitterte, sie fror.
Das Hemd anziehn? Vielleicht, es gilt um den Versuch!
„Brr! Nein! Fort mit dem nassen eisigen Leichentuch! —
Kann sein, daß hinten in der windgeschützten Ecke,
Wenn ich mich kauere, mir Eigenwärme klecke!"
Gesagt, ging hin, verbeugte sich und ließ sich nieder.
„Ai! Sind die eklen Planken hart!" Aufstand sie wieder.
„Vielleicht geht's glimpflicher, mich länglich hinzulegen."
Auch nicht. Lieg so, lieg anders: Schmerzen allerwegen.
Darob ergriff sie eine sehnsuchtsvolle Reue
Nach dem verschmähten warmen, weichen, molligen Heue.
Zum Fenster eilend, lehnte sie vornüber, fischte
Mit langem Arm, bis eine Handvoll sie erwischte.
Verrat! Knitschknätschig naß vom Platsch der Regenbraut!
Das war kein Heu mehr: eingeweichtes Sauerkraut.
So traf sie die Enttäuschung, daß zum erstenmal
Ihr Frohsinn schwand und Wehmut in ihr Herz sich stahl.
Beiläufig das Gewändlein traurig aufgerafft,
Mit kluger Hand ein vierfach Polster draus geschafft,
Dann in die Ecke sich gesetzt, sich krumm gemacht,

Digitized by Google

Die Arme auf den Knien, und an nichts gedacht.
Der Mut dahin, der Reise Ziel und Zweck verloren,
Nichts weiter als gebebt, geschlottert und gefroren. . .
Und immer waltete der leidige Regen noch!
Wo bleibt die Sonne eigentlich? Was treibt sie doch?
Und endlos kroch der Zug der stummen Wolkenkühe
Über der eingeschwemmten Acker braune Brühe.
An ihren Schwänzen schleiften sie den Tag vorüber,
Der immer hoffnungsloser ward und immer trüber.
Dies Schmutzgrau will wohl Dämmrung heißen? „Wenn ich wüßte,
Daß ich in diesem Eisschrank übernachten müßte!!"

Sie kam, sie blieb, die endlos lange ewige Nacht.
Des Schlafes bar, mit Zähneklappern zugebracht,
Das Ohr vom Windgeheul beständig wachgestört,
Der trotzige Geist vom Unbehagen zornempört.
„Gebt mir mein Recht zu schlafen!" Schließlich gegen Morgen
Dünkt ihr, der Schlummer woll ein Gnadenstündlein borgen.
Tief hing ihr Haupt herab vom lässigern Genick.
Im Doppelspiel von Wirklichkeit und Traumgeschick
Schwebt ihr, als ob das Menschenvolk mit Haßgegröhle
Zur Strafe sie vergrüb in eine Gletscherhöhle —
Pam! Heftig schreckend aus dem Gletschergrabe, fuhr
Sie stöhnend in die Wirklichkeit: „Was gibt's denn nur?
Wer kommt? Was will man? Welcher Frechling darf das wagen?"
Ach so! Nichts als vom Wind das Türlein zugeschlagen. . .
Und weiter quälte sie die hässige Menschenbande,
Die Hexe schleppend vor die Stadt zum Feuerbrande
Auf hohem Scheiterstoß, von Henkershand getürmt — —
„Hu, wie es bläst und windet! Wie der Regen stürmt!"
Unangekündigt packt ein wütender Orkan
Das Hüttlein wie mit hundert Fäusten brüllend an
Und schüttelt es wie einen jungen Apfelbaum.
Zwar hielt es, dank dem Gegendrucke, aber kaum.
Nun Todesschweigen. Dann von einem grimmigen Stoß
Im Nu ein Schock von Ziegeln wie zum Spiele bloß
Vom Dach gefegt, der Fensterladen abgeknickt
Und polternd mit der Feldpost über Land geschickt.
Ihr Auge funkelte. „Ist's fertig?" Klatsch! ein Schuß
Durchs Fenster, und ein dicker Schwall von Regenguß
Verwandelte den Boden in ein pflotschig Meer.
Heuhäuschen heißt ihr das? Ein Badehäuschen mehr. . .
Jetzt aber, jetzt, jetzt ist das Maß des Ärgers voll!
Tobsüchtig ward sie, schnitt Gesichter, tat wie toll.
„Was ist's denn heute? Ist Ananke wassersüchtig?
In welch ein Mausloch ist die feige Sonne flüchtig?
Lacht immerhin! Leert alle Blasen aller Welten:
Die Nacht, die Nacht, die soll das Mannsvolk mir entgelten!"
Dann wieder in den Winkel mit verhaltner Wut

Digitized by Google

Und rollte sich zum Knäuel, wie die Viper tut,
Die Schultern um die Ohren, um den Hals die Knie,
Und aus dem Knäuel fauchte sie und zischte sie.

Endlich! „Erlösung!“ Endlich fing es an zu tagen.
Jetzt nur ein einziger Gedanke: Fort! Hinaus
Aus dem verwünschten höllensüchtigen Marterhaus!
Zwar regnet's Wassersuppen und der Ackerbrei
Vermengt sich mit dem Grasgemüse. Einerlei!
Und ging's durchs Feuer, käm's in einen Hühnerstall:
Aus dieser Hölle loszukommen ist der Fall.
Hei, ward ihr diesmal Klettern und Gymnastik leicht!
O Jubel! „Draußen!“ Und die Freiheit kaum erreicht,
Erfand sie etwas Schönes: „Weil du mich gepeinigt,
Du Folterhäuslein, dafür wirst du jetzt gesteinigt.“
Und Kieselsteine, sturmgebrochne Äste flogen
Ins Innerste, von ihrem Rächerarm gewogen.

Nun aber auf die Flucht, ins Weite, in den Regen!
„So nackt und barfuß wie ein Graswurm?“ „Meinetwegen!“
Also stelzbeinig durch das nasse Kraut gepflutscht.
Mit Storchenschritten; oft geglitscht und ausgerutscht.
Stets weicher ward es unter ihrem Fuß und feister.
Vermutlich Ackergrund. Nicht Grund, nicht Acker: Kleister.
Drob stutzte sie. Die Nässe litt sie noch zur Not,
Die Kälte hatte sie gelernt — hingegen Kot!
Die reine, weiße Schönheitskönigin und Schmutz!
„Sei's drum, wenn's muß! Zur Wäsche ist der Regen nutz.“
Und seufzend watschelte sie entlings durch den Leim.
Ach! anders geht's im farbigen Olymp daheim!
Und Regenwürmer mehr als schön, und Schnecken, Kröten,
Wo Schwebetanzkunst nötig war, um keins zu töten.

Ja was! Was kommt denn da für Neues! Sieh doch! He!
Rundum, so weit das Auge reicht, ein gelber See.
„In dieses Weltmeer, glaubt ihr, bringt man mich hinein?“
„Es ist doch wenigstens verhältnismäßig rein.“
„Und ob ich drin ertrinke, scheint dir nebensächlich?“
„Kunststück! Im Regenwasser, seicht und oberflächlich!“
„Wenn aber Gruben oder Gräben drunter wären?“
„Jetzt bitte, sag, wie lange soll das Feilschen währen?
Zwar, wenn vielleicht die Rolle besser dir gefällt,
Als Regenpilz zu schimmeln auf dem freien Feld,
Oder zurück ins Hüttchen —“ „Wehe!“ Das entschloß.
„Nur das nicht!“ Also mutig — „Hilf, Okeanos!“ —
Die Zehe vor, und in das gelbe Meer getastet;
Mißtrauisch, und nach jedem Siegesschritt gerastet.
Allmählich ward sie sichrer und begann zu schwadern.
Bald kitzelte der Übermut in allen Adern,

Digitized by Google

So daß sie Wellen mit den Füßen wogte. — Pflumpf!
— Wie kam's? — Bis an die Hüfte steckte sie im Sumpf.
„Ach!“ greinte sie, „ich hab's ja immer prophezeit:
Das gelbe Meer ist voller tückischer Teufelkeit!
Und wer verbürgt mir, daß nicht später — unbenommen —
Noch zehnmal schlimmere und tiefere Gruben kommen?
Ach, wär ich wieder auf der Schneckenwiese doch!“
Und wagte sich nicht vor-, nicht rückwärts aus dem Loch.
„Vorsicht! Sich lieber gar nicht rühren!“ riet ihr Wille.
Sie lauschte — und erschrak vor ihrer eignen Stille.
Die öde, weite Wasserfläche schafft ihr Grausen.
Dämonen sah sie im Gewölk. Im Regenbrausen,
Im Sturmgeheul vermeinte sie Getier zu wittern.
Ein Krähenruf, ein Busch im Winde ließ sie zittern.
„Wenn nur nicht etwa Molche, fürcht ich, drinnen sind!
Dort kräuselt es verdächtig.“ Täuschung, bloß der Wind.

„Jetzt aber! jetzt! o weh! kein Trug! Ganz deutlich schlingelt
Etwas durchs Wasser! Seht nur, wie es Kreise ringelt!
Gibt's krumme Fische?“ Schaudernd fing sie an zu stöhnen
Und wimmern in gesungnen leisen Klagetönen.
„Und just ein Aal! Das einzige Tier, vor dem ich bange!
Beißt eigentlich ein Aal? — Hilf!! Eine Wasserschlange!“
So jäh, so blitzschnell, wie sie aus der Grube fuhr
Und durch die Flut flog, das ist Zauber, nicht Natur!
Und kaum auf Schneckenboden, ging's mit lautem Schrein
In toller Flucht gradaus. „Sie ist mir hinterdrein!
Ich spüre sie! So helft doch, liebe Leute! eilt!“
Gestürzt und wiederaufgeflitzt und fortgepfeilt.
„Ist denn kein Hort, kein Schirm noch Zuflucht auf der Welt?
Ein Hüttchen! Wohl mir! Hoffnung!“ Wild drauflosgeschnellt,
Ein Sprung aufs Heu, ein kühner Schwung. „Gerettet! binnen!“
Da stak sie wieder in dem Marterhäuslein drinnen.

— — — — — — — — — — — — —

„Laß währen,“ rief Ananke, „o Hygramp! Laß währen!
Besinn dich nicht; den ganzen Hades auszuleeren!
Du kannst ja, um den Regen etwas aufzufrischen,
Von Zeit zu Zeit ein wenig Schnee baruntermischen!“

— — — — — — — — — — — — —

Ein Fuhrwerk klingelte gemächlich mit Bedacht,
Tripp, trapp, von Erden gen Olymp um Mitternacht.
Was drin ist? Ein Geheimnis, mit Geknurr gefüllt.
Ein Rätsel, dick in Pelz und Decken eingehüllt.
Ob lang, ob breit, ob Mann, ob Weiblein, merkst du nicht.
's ist alles kuglich eingemummt. Selbst vom Gesicht
Erkennt man hinter einem Büschel tschupper Haare,
Von Heu durchstrubelt und dergleichen Wiesenware,

Digitized by Google

Einzig ein Paar fuchszornige Augen, die im Dunkeln
Bös und gefährlich wie zwei heiße Kohlen funkeln.
Doch Charis, rückwärts predigend vom Kutscherſitze,
Verſetzte der Erboſten ſanfte Geiſtesblitze,
Erinnernd, daß ihr doch kein Knochenbruch begegnet,
Und tröſtend, daß halt niemand Gott iſt, wenn es regnet.
Und alſo lehrreich fort im Weiſen und im Frommen. . .
Schließlich, vor Aphroditens Hauſe angekommen,
Bewegten ſich die Pelze. Ziſchen kam vom Mumm,
Und huſch! vom Wagen, rollt er durch die Haustür ſtumm.

Zwei Wochen blieben drauf die Fenſterläden all
Lichtſcheu geſchloſſen wie bei einem Trauerfall.
Und ſtille war's, als ob kein Schnauf im Hauſe wäre.
Doch eine ſolche wutgeladne Atmoſphäre
Von Nacheklima, ſolch ein heißer Zorneshauch
Blies durch die Mauern, ob granitgepanzert auch,
Daß wer auf hundert Schritt am Haus vorüberzog,
Vor Schrecken ſchleunigſt in die Büſche ſeitwärts bog.
Indes im Dachſtuhlkämmerlein der Hinterwand
Charis am Fenſter heimlich Wacheposten ſtand,
Den Finger — pſt! — am Mund, verdreht die Augenſterne,
Mit Angſtgebärden heftig mahnend in die Ferne.

„Zum Wohlſein!“ ſchmunzelte Ananke. „Mög's bekommen!
Die Menſchheit, denk ich, läſſeſt du hinfort im Frommen!“

Ajax und die Giganten

Breitbeinig aber ſtanden auf den Bergeskanten,
Die Hände auf dem Rücken, grinſend die Giganten.
Und wenn die Götter flogen auf die Erde als,
So wieherten ſie Hohngelächter aus dem Hals.
Doch der Giganten Häuptling, der verwegne Thaut,
Begann und ſprach: „Genoſſen, wackre Brüder traut,
Betrachtet dieſe neugebacknen Götterſcharen,
Der Herrſchaft ungewohnt, im Weltland unerfahren,
Indes ihr ſogenannter König Zeus beswährend
Im Lotterbette liegt, den Speck der Faulheit zehrend.
Was meint ihr: ſoll man nicht ein klein Verſüchlein ſpaßen,
Wieviel ſie ſich von unſereinem bieten laſſen?
Mag ſein, wofern wir herzhaft ſind und nicht beſcheiden,
Daß wir das Erdenflattern ihnen grundverleiden.“
Alſo ſprach Thaut. Und die Giganten jauchzten: „Ja!
Leidwerken wir den Göttern! Höchſte Not iſt da.“
Und gingen hin, und ſonſt ſchon Rieſen überhaupt,
So pflanzten ſie großmächtige Helme auf ihr Haupt,

Digitized by Google

Und auf die Helme, nur zum Trotz und zum Verdruß,
Anstatt der Sträuße ganze Büsche Haselnuß.
Mit denen sie, auf daß die Absicht werde klar,
Hohnspöttische Wink und Zeichen wippten hin und dar.
Also geschmückt, zu jeder Widerwart bereit,
Stiegen sie eines Abends spät in Heimlichkeit
Hinunter auf die Erde; wo die ganze Nacht
Sie auf die Götter harrten, lungernd auf der Wacht
Und gierig spähend gen Olymp. Und wenn nunmehr
Die Götter aller Tage Morgen wie bisher
Frohmütig reisten auf die lustige Erdenkehre,
So trieben die Giganten ihnen in die Quere,
Die einzelnen, die das Gefild zu Fuß durchzogen,
In breiten Reihen stoßend mit den Ellenbogen,
Sie zwingend in den Sumpf und in den Bach zu weichen;
Den Wagenzügen aber fahrend in die Speichen
Geflissentlich und gern, den Rossen in die Beine,
Und legten ihnen Balken auf den Weg und Steine.

Die Götter grollten, daß man ihnen also tat,
Und das Orakel fragten schließlich sie um Rat.
Mit Blitz und Donner kam die Antwort: „Was von beiden
Ist schlimmer: Unrecht handeln oder Unrecht leiden?“
Da ließ das Göttervolk den Erdenflug fortan,
Nach einem andern Weltteil lenkend Blick und Bahn.
Die Hände rieb frohlockend Thaut: „Ihr Brüder, Mut!
Der Karren nimmt den rechten Rank, der Has läuft gut.
So laßt uns diesen schlaffen Göttlein denn zum zweiten
Nach dem Olymp hinüber Ärgernis bereiten.
Ein jeder sie verdrießend, wie er kann und weiß.
Erfindung gilt; und spart mir nicht Geduld und Fleiß.“
„Getrost!“ versetzten die Giganten, „ohne Sorgen!
Wir wollen diese Arbeit gut und gern besorgen.“
Und auf den Trutzberg gegen den Olymp querüber
Stieg das Gigantenvolk und lagerte darüber.
Und wenn allabendlich die Götter sich beim Feste
Mit Tanz und Gesang belustigten aufs beste,
So johlten die Giganten — greulich klang es schon —
Im Gegentakt dazwischen und im Nebenton.
Am Tage warfen sie nach den olympischen Hainen
Und Halden einen Hagelsturm von klotzigen Steinen.
Und da den Göttern diese Grüße nicht behagten
Und ihre Abgesandten das Orakel fragten,
Verkündete mit mächtigem Donnerschlag und Blitz
Den Göttern das Orakel dieser Weisheit Witz:
„Das Glück wächst nicht im Walde, sondern wurzelt innen.
Verachtet stolz den Feind und hebet euch von hinnen.“
Demalso ließ das Göttervolk Gesang und Tänze
Und hielt sich in der innern Landschaft fern der Grenze.

Digitized by Google

Und hübsch zu Hause bei geschloßnen Fensterläden
Beglückt ein still Familienwohlsein einen jeden.
Empört rief Thaut: „'s ist ihre und nicht unsre Schuld!
Merkt ihr die Bosheit? Mit verschmitzter Scheingeduld
Versuchen sie uns krank zu ärgern und zu reizen.
Wir aber wollen ihnen dies Geschäft verbeizen.
Mit Macht ans Werk! Es handelt sich um eine Brücke,
Darauf man ihnen in die eignen Marken rücke."
Und als nun die Giganten, ohne anzufragen,
Begannen munter einen Brückensteg zu schlagen
Und für die Sparren, die sie in die Balken bolzten,
Im Wald und in den Gärten der Olympier holzten,
Da machten die Olympier ein verdutzt Gesicht:
„Die Weisheit des Orakels, dünkt mich, hilft uns nicht.
Giganten sind nicht fühllos, haben auch ein Herz.
Auf! Beichten wir dem Thaut persönlich unsern Schmerz."
Und schickten zwölf Gesandte, auserlesne Leute,
Den Thaut zu fragen, was der Brückenschlag bedeute.

Bei Käs und Milch in seiner anspruchslosen Arche
Erwartete sie Thaut, der biedre Patriarche,
Im Kreise seiner Kinder. Schaukelnd auf den Knien
Durfte der Engel Barbara am Bart ihn ziehen,
Indessen auf dem Boden Gog und Mog, die Buben,
Die Nase in ein Götzenbilderbuch vergruben.
Und eine ungeahnte, väterliche Güt und Milde
Ging aus von des gefürchteten Giganten Bilde.
Und als die Abgesandten nun mit bangem Schlucken
Begannen die Beschwerde stotternd darzumucken,
Ihn fragend, was denn eigentlich die Brückenmache
Bezwecke und die ganze sonstige Widersache,
Sprach Thaut: „Ich bin ein schlichter, ehrlicher Gigant,
Im Staatsgeschäft nicht besser als ein Kind gewandt,
Verstehe nicht des Vorteils Pfiff, des Truges Kniff.
Was ihr da vorbringt, übersteigt mir den Begriff.
Doch ob ich nach dem Preis der Schlauheit nie geangelt,
Ob mir der Zungenschliff, die Schriftgelehrtheit mangelt,
So hab ich meinen unverdorbenen Verstand
Zum Glück gesund und wohlbehalten bei der Hand,
Wie die Natur, die gütige, ihn mir bescherte."
Worauf er ihnen alles rein und klein erklärte,
Wie und wasmaßen der besagte Brückensprung
Zur nähern Freundschaft diene und Verbrüderung.
Auf daß jedoch zum Wort das Zeugnis sich geselle
Holt er ein altes, ziemlich schmutzig Buch zur Stelle,
Woraus er ihnen manches andre überdies,
Doch namentlich insonderheit den Satz bewies,
Daß der Olymp, wie weit die Nachricht sich verlöre,
Seit grauer Urzeit zum Gigantenreich gehöre,

Digitized by Google

Und daß sie mindestens auf alle Uferketten
Ein altes Recht und einen billigen Anspruch hätten.
Erstaunt bemerkten die Gesandten: „Am Geruch
Scheint uns, du predigst Staatsrecht aus dem Stierenbuch.
Und ob es noch so trefflich deinen Satz erwährt,
Es überzeugt uns nicht: du hältst das Buch verkehrt.“
Jetzt schnaubend auf die Hinterbeine wie ein Bär
Sprang Thaut und diese Antwort schnarcht er ihnen her:
„Ist's bald genug? Ich kriege noch zuletzt die Kränke
Von diesem ewigen Mäkeln, Feilschen und Gezänke!
Wenn ihr durchaus mit uns Giganten Krieg wollt, sagt's.
So friedlich wir schon sind, wenn's sein muß, uns behagt's.“
Und paukte seinen Brustkorb, kaute seinen Bart,
Bei allen Götzen schwörend — Flüche nicht gespart —
Er wolle Spargel ziehn und Gerstensamen streuen
Im Haus des Zeus und in der Stadt der Götter heuen.
Weh! einen schwarzen Büffelschädel stülpt er jetzt
Sich auf den Kopf, mit Hörnern fürchterlich besetzt,
Und einen Drachenstrumpf, gespickt mit Eberklauen,
Als Stiefel um die Waden, gräßlich anzuschauen.
„Zu trinken, Barbara!“ begehrte seine Wut.
Was gab sie ihm zu trinken? Einen Eimer Blut!
„Zu essen! flink!“ Der Engel folgte dem Geheisch
Und bracht ihm einen ungerupften Wolf als Fleisch.
Und es geschah, ob diesen schauerlichen Szenen
Entschlüpften den erschrockenen Gesandten Tränen.
Und machten sich gering und bettelten vereint:
„Vergib, erhabner Thaut, es war nicht bös gemeint.“
Und Barbara der Engel und die Buben zwei,
Am Rock des Vaters hangend, heulten ihnen bei.
Nun spannte der Gigante die Entrüstung ab,
Reckte die Gnadenhand in Großmut und vergab.

Demalso feierten die beiden Völker zwei
Zum ewigen Bruderbunde eine Brückenweih
Mit Blumenpforten, Chören, Reigentanz und Fahnen.
Und froh umarmten sich Giganten und Titanen.
Und ward ein großes Liebesfest. Und auch die Kinder
Vermählten sich zum Herzensbund; ob klein, nicht minder.
Beglückt, mit stummer Rührung sahn die Eltern zu,
Und feuchten Blickes: „Weißt, wie damals ich und du.“
„Jetzt aber ihr Giganten,“ lachte Thaut, „jetzt dreist!
Ein Lindwurm, wer noch zaudert und sich blöd erweist.
Duckmäuser! die sich niemals mucken, alles schlucken!
Was gilt's? Ich will dem Zeus noch in den Teller spucken.“
Also begannen häuslich mit Gepäck und Kisten
Sich die Giganten am Olymphang einzunisten.
Und taten wie daheim mit unbefangnem Wesen
Und fingen emsig an zu keltern und zu käsen.

Digitized by Google

Auf daß man aber ihre Frechheit klar begreife,
So schwärmten sie landeinwärts täglich auf die Streife
Und schwatzten den Olympiern in die Töpfe: „Seht,
Das müßt ihr also kochen! Schweiget und versteht!“
Am Abend aber grinsten sie aus langen Hälsen
Hohnspöttisch übers Feld, versammelt auf den Felsen,
Allwo sie lärmend, rittlings hockend auf den Steinen,
Zum Becherlupfe mogelten mit Würfelbeinen.
Und wippten trotzig mit dem Strauß von Haselnuß,
Denn, ohne wen zu ärgern — nicht wahr — kein Genuß.
War niemand, der im Abendrote sich erging,
Der keinen Anwurf oder Schlötterling empfing.

Im Volk der Götter aber, die vom Hades kamen,
War ein gewaltiger Held, Ajax genannt mit Namen.
Der Schönsten einer und der kräftigste von allen,
Der Männer Liebling und der Frauen Wohlgefallen.
Doch Leid und Jammer! Seit dem Unheilstag danach,
Daß ihn ein giftiger Sonnenblitz am Mittag stach,
Ward ihm die Leber böse und die Galle schlimm,
So daß er unaufhörlich kochte bittern Grimm.
Und jedes Ding, das sich vor seinem Blick bewegte,
Vermochte, daß es seine wilde Wut erregte.
Die winddurchwühlten Bäume riß in seinem Wahn
Er aus den Wurzeln, Mond und Sonne fletscht er an.
Mit Kindern aber und den Fraun und Mägdlein zart,
Und was sonst schwächlich von Natur und Lebensart,
Ging er geduldig wie ein frommes Schäflein um.
Ob sie ihn neckten, ward er nicht verdrießlich drum.
Auch von Asklep dem Arzt und seiner Pflegerin,
Der keuschen Hawa, nahm er Tadel duldsam hin.
Und selbst im Tollzorn konnte liebliche Musik
Den Tobenden besänftigen im Augenblick.
Einmal allwöchentlich bei gutem Wetter, weil
Der Arzt es also wollte zu des Helden Heil,
Bewegte man den Ajax um die Abendzeit
Ins luftige Freie, gehend ein, zwei Meilen weit;
Asklep beständig ihm zur Linken, Hawa rechts.
Ein Trüpplein Edelkinder beiderlei Geschlechts
Zog sittig ihm voran, in ihren Händen Flöten,
Dem Kranken Sanftmut aufzuspielen, wenn vonnöten.
Und kaum daß er die Wimper zuckt und spitzt ein Ohr,
Hielt ihm Asklep ein Blümlein an die Nase vor,
Und Hawa schmeichelt ihm mit ihren linden Händen
Um Stirn und Augen, ihm die Aussicht zu entwenden.
Und nicht genug damit. Denn weit hinaus ins Land
War eine Doppelkette Wächter ausgespannt
Dem Volk zur Warnung, daß ein Unheil nicht geschehe,

Digitized by Google

Wenn einer sich verirrte in des Ajax Nähe.
Blieb trotzdem ein gefährlicher Gesundheitslauf.
Erleichtert atmet alles nach der Heimkehr auf.

Doch wie sie wieder einmal so wie wöchentlich
Den Ajax in die Weite führten, traf es sich,
Daß das Gesundheitszüglein, schlendernd um den Rank,
Hilf Himmel! unversehens vor die Felsenbank
Geriet, wo die Giganten rittlings auf den Steinen
Die Becher lüpften, mogelnd mit den Würfelbeinen.
Hei, wie den Helden Hawa hurtig heimwärts renkte!
Asklep das Blümlein ihm um Nas und Augen schwenkte!
Indes die Edelkinder mit erschrocknen Armen
Die Flöten drangsalierten, pfeifend zum Erbarmen.
Nutzlos! Denn, steif nach hinten drehend das Genick,
Ließ Ajax die Giganten nimmer aus dem Blick,
Wie sie die Köpfe mit den Haselbüschen wippten,
Aus heisern Hälsen wieherten, die Finger schnippten.
Die Galle kocht ihm über und die Leber schwoll.
Und als nun wahrlich ihrer einer wahnwitztoll
Den grimmen Helden, den sie kaum zu halten wußten,
Mit Apfelschalen zuckerte und Käsekrusten —
Sieh, wo ist Ajax? „Fangt ihn! Fangt!“ Zu spät. Entsprungen,
Blitzschnellen Überfalles dem Gigantenjungen
An seinen Hals, mit Fäusten Trommelspiel gemacht
Und ihn vom Stein hinunter in den Wald gekracht.
Der Wald war steil und stotz, kein Halten schlechterdings:
Selbander in die Tiefe kugelkollernd ging's.
Zunächst im Schlitten, dann als Spielball in die Welt;
Jetzt in den Bach, jetzt baumhoch durchs Gezweig geprellt;
Zum letzten aus der Schleuder jupp! ein Himmelflug:
Am Fuß des Berges lagen sie. Jetzt halt; genug.
Wer von den beiden hat noch seine ganzen Knochen?
Wem ist sein Knie geschwollen? Wem der Hals gebrochen?
Doch wenig kümmerte den Helden, was an Bresten
Und Beulen ihm sein Körper etwa gab zum besten.
„Das geht Asklep, nicht mich an“, meinte sein Verlaß.
Nur nach dem Feinde tastete sein Kampfeshaß.
Dort liegt er in der Runse, im Geröll versteckt,
Der patzige Gigant, die Beine ausgestreckt.
Woran es eigentlich ihm fehlte, war nicht klar.
Tot aber war er, maustot unanzweifelbar.
Vergebens daß mit weichem Wort und Händestreicheln
Ajax dem Leichnam Atem suchte einzuschmeicheln,
Inständig ihn belehrend, Leben tu ihm not,
Damit er nochmals gründlicher ihn schlüge tot.
Half alles nichts; der Tote gab nicht Schnupf noch Schnauf.
„Maultier! Boshaftes!“ Und enttäuscht sprang Ajax auf.

Digitized by Google

Doch hinten, von den Höhen, kommt dort Hasenhetzen?
Das stürzt vom Berg, das wirft sich von den Felsensätzen
Dem gleichen Ziel, der Brücke zu, in Riesensprüngen,
Ajax umlaufend in entsetzten Bogenschwüngen.
Des Toten Zechgenossen sind es, die Giganten,
Die, vor dem Beispiel schaudernd, um ihr Leben rannten.
Verschiedne hielten auf der Flucht die Würfel fest,
Nicht wenige die Flaschen an die Brust gepreßt.
Wohin das Auge blickte, Feld und Wald und Wiesen
Statt Käfern oder Hummeln war besprengt mit Riesen.
Den Bart, die blutige Stirne schüttelte der Held.
Ein Kriegsgeheul entließ er brüllend übers Feld
Und wog sein Leichtgewicht auf tanzenden Gelenken,
Unschlüssig, wen zuerst von allen zu bedenken.
Doch welch Geschrei, welch Volksgemengsel und Gedrücke
Vernimmt er vorn am nahen Abgrund auf der Brücke?
Zwei Wagen, schien es, lagen quer, die Räder oben,
Darunter Stiere zappelten und Rosse schnoben,
So daß die wilde Flucht sich auf dem Stege staute,
Wodurch ein Leiberknäuel sich zum Turme baute:
Ein Turm, gelüpft von Schulterstoß und Fußgestampf,
Der Gipfel hin und her bewegt vom Bruderkampf.
Von jenseits stürmten Volksgenossen, neue immer,
Dem eingeklemmten Hauf zu Hilf, und machten's schlimmer.
„O Heimat!" seufzte Ajax, „sehnsuchtsüß zu schauen!
Dort drin herumzuwühlen! Dort hineinzuhauen!
Ach, hätte meine Waffen, meinen Hengst ich da!
Kein Eisen rund umher, nicht Schwert noch Lanze nah!"
Erleuchtung: den Getöteten als Schlaggewehr
Gebrauchen! Hammer oder Keule ungefähr!
Ans Werk! Mit Mühe kaum und nicht im ersten Ruck
Hob er den Leichnam, dessen toter Gegendruck
Zu Boden klebrisch strebte, bis zum Schienbein fast.
Nun, hupp, aufs Knie gehißt, ihn um den Leib gefaßt,
Hernach, sich bückend, hurtig diesen Arm, dann jenen
Unter die Last gewunden, dann mit straffen Sehnen
Aus drehenden Gelenken mählich aufgeschroben,
Endlich — Triumph! — freischwebend übers Haupt gehoben.
Nie war so graus ein Kolben, den ein Kriegsheld schwang.
Nun vorwärts, an den Feind! In täppischem Sohlengang,
Die Schultern schwankend, doch die Schenkel um so strammer,
Stieg keuchend er zum Angriff mit dem Knochenhammer.
Obzwar sein eifrig aufwärts starrendes Gesicht,
Beschäftigt, seiner Bürde gleitendes Gewicht
Zu steuern, schon den Weg nicht sah, der Stimmenchor
Des gellen Angstgezeters leitete das Ohr.
Doch weiter war der Zwischenraum als er geschätzt.
Sein Arm erlahmte, bebte, zitterte zuletzt.
Die Not der übermächtigen Mühsal abzukürzen,

Digitized by Google

Begann sein Fuß im Taumellauf voranzustürzen.
„Mag ich's erbauern? Unterlieg ich vor dem Ziel?"
Nicht bloß der Leichnam schmetterte, er selber fiel
Zugleich mit seiner Ladung riesenhafter Länge
Vornüber auf des Feindes kreischendes Gemenge.
Ein wilder Walzer stummen Aufruhrs. Plötzlich brach
Das linke Holzgeländer, knack! der Länge nach —
Und durch die weite Bresche wirbelte der Schuß
Der Leiber in die blaue Tiefe Guß auf Guß.
Ajax, vom Boden steigend, wischte sich den Schweiß
Von Stirn und Wangen: „Gute Arbeit! aber heiß! —
Jetzt wacker ins Geschirr! Das Schlachtfeld aufgeräumt!"
Und schmiß ins Luftloch was ihm vorkam, ungesäumt.
Was soll der Karren? Weg mit! — Roßgestrampf? Wozu?
Am Schweif gepackt, zweihändig, und der Hölle zu.
Zu welchem Ochsenkopf wohl die Gigantenwaden
Gehören? Gleichviel! Such ihn selber! Abgeladen!
Bis plötzlich Hades unten aus dem Erebos
Die zornige Verwahrung in die Höhe schoß:
„Heda dort oben im Olymp! was soll das heißen?
Mir Unrat in den saubern Erebos zu schmeißen!"
Mit seiner stärksten Stimme, die ihm war beschieden,
Schrie Ajax dröhnend in den Stollen: „Du dort nieden,
Großherr von Sumpfisweiher, Fürst von Tümpelhausen!
Ich lasse dich, laß mich mein Ungeziefer lausen.
Ich kratze, wo mich's beißt; du, wo dich's brennt, da lösche.
Ich striegle die Giganten, kämm du deine Frösche."

Doch stille! Hört den wundersamen Zwiegesang,
Der zart und fein, in lieblichem Zusammenklang
Herüberflutet, hauchend vom Olympgestade!
Verspätet angelangt auf einem Wendelpfade
Stehn Hand in Hand gefügt Asklep und Hawa dort,
Und fromme Lieder singen sie in einem fort.
Und kaum daß Ajax diese Symphonie vernommen,
So kam ihm weiche Sanftmut ins Gemüt geschwommen.
Dem Mordgeschäft entsagend, selig und verschwiegen,
Begann er sich im Maß des Wohlgesangs zu wiegen,
Und linde Schmelzerlaute schickt er dann und wann
Hinüber nach der Freunde musischem Gespann.
Schon aber hatte Hawa — „Weh! ich fürchte mich!"—
Entlang der Brustwehr Zeh für Zeh und Schlich um Schlich
Sich hergedreht und Ajax mit der Hand erreicht.
Das übrige gelang der keuschen Jungfrau leicht.
Ein Weilchen ihn liebkost, ein weniglein liebkraut,
Mit Lächeln und mit Augenstücklein ihm gefraut,
Wonach sie ihn gelassen wie ein Pädagog
Am kleinen Finger sanft zurück ans Ufer zog.
Kopfschüttelnd aber, Backen bleich und Nase lang,

Digitized by Google

Nahm hier Asklep den Helden seufzend in Empfang,
Betastet ihm den Puls und murmelte dazu:
„Das war nicht, was wir brauchen für die Nervenruh!“
Mit einem tiefen Atemzuge, grundgefühlt,
Stöhnt Ajax ihm die Antwort: „Ha! Das hat gekühlt!
Ja, schüttle deinen Kopf nur immer her und hin:
Das tat mir wohler als die beste Medizin.“
Friedfertig wie ein Lämmlein wendet er hiemit
Hinter Asklep und Hawa heimwärts seinen Schritt.

Wenn sich der Himmel spaltete und in die Hölle
Ein Sprudel heiligen Segens durch die Bresche quölle,
Der Sud, der Kessel Platzen und der Teufel Toben
Gäb einen mindern Lärm als auf dem Trutzberg oben
Der Aufruhr, welcher in der Heereslagerwacht
Der wütenden Giganten tollte diese Nacht.
Mordwaffenwetzen, Racheschrei und Kriegsgesänge,
Geführt von Quaktrompeten, deren Schauerklänge,
Unheimlich widerhallend in den Finsternissen,
Das Herz vom Anker zerrten und das Ohr zerrissen;
Indes der Thaut mit blutgesalbtem Schnauz und Maul,
Schwertfuchtelnd, rittlings über einem Auergaul,
Tripptrapp klippklapp auf seinem Mastodont von Pferde
Versprach, daß er den Ajax lebend fressen werde.
Auf seinem Helmspitz wippt ein Trauerweidenwedel,
Auf seiner Fahnenstange glotzt ein Mammutschädel.
Erschrecklich war der Zorn zu hören, den er brüllte.
Wehklagen, Jammerruf und Bußgesang erfüllte
Den zagenden Olymp. Gen Himmel ihre Hände,
Das Angesicht im Staub: „Heut nahet unser Ende!“

Da kam um Mitternacht mit aufgeregten Lungen,
Das Angesicht im Schweiß, Asklep dahergesprungen,
Unsinnig schwenkend eine fackelnde Laterne,
Und Warnungsrufe schickt er angstvoll in die Ferne:
„O höret, ihr Giganten, liebe Nachbarn traut!
Verschließ der Warnung nicht dein Herz, großmächtiger Thaut!
Hört an und macht im Brüllen eine kleine Pause!
Ich komme wie ich bin, im Hemd, von Ajax' Hause,
Allwo der Höllen-Ramtamtam und Schättertätt,
Den ihr verführt, vernommen wird bis an das Bett
Des Helden, daß sein Schlummer, der doch, wie ihr wißt,
Zumal nach solchem Tag ihm bitter nötig ist,
Unruhig ihm gerät auf fiebrische Manier;
Schlägt mit den Fäusten um sich, atmet wie ein Stier,
Ja dann und wann, kaum konnten wir ihn niederzwingen,
Will er im Traum vom Bett und aus dem Fenster springen.
Und wäre nicht sein Schlaf mit Blei geladen, macht

Digitized by Google

Der Müdigkeit, so wär er zehnmal schon erwacht.
Was aber dann geschähe, nur daranzudenken
Erblaßt mein Blut. Ein gnädig Schicksal mög's uns schenken!
Wir haben freilich, euren Lärm zu überlärmen,
Des Helden Haus umstellt mit Musikantenschwärmen,
Und Hawa spielt ihm ihre feinsten Künste vor,
Zischt immerwährend Liebesflüstern ihm ins Ohr
Und preßt das andre Ohr ihm zu mit schelmischem Kichern.
Allein wie lang das vorhält, kann ich nicht versichern.
Drum, liebe Nachbarn wert, den Kampf der Vorsicht kämpft,
Ob ihr's vermögt, daß ihr die Höllenhochzeit dämpft."
So rief Asklep. Und einen schnellen Vorsichtsieg
Erkämpften die Giganten. Augenblicklich schwieg
Ihr Brüllen, leiser quakten die mit Tuch verstopften
Trompeten, und die strohumwundnen Hufe klopften
Unhörbar schier den Rasen. Aber wegen dessen
Blieb ihr gewaltger Zorn und Aufruhr unvergessen.
Gespensterhaft, wie Rachegeister anzusehen,
Umschnurrten sie den Berg; sie tobten auf den Zehen.
Und nicht als ob durch den gelindern Ton etwa
Den Völkern des Olymp Beruhigung geschah:
Weit ferne. Das Gemunkel schreckte schlimmer noch
Als früher der Alarm. Als gar am Brückenjoch
Geschäftige Truppen trappelten, geheimnisvoll
Und unerklärlich, ward der Schrecken gänzlich toll.
„Sie kommen!" „Auf, ihr Brüder, fliehet! Rettung sucht!"
Und in die Berge wälzte sich die Völkerflucht.
Erst im Gestrüpp der Wälder, möglichst hoch und weit,
Hielten sie an und hofften sich in Sicherheit.

Doch wie am Morgen deutlich nun der Schicksalstag
Im hellen Sonnenschein auf allen Höhen lag
Und, im Gehölz verborgen hinter Busch und Baum,
Die Kühnsten einen scheuen Ausblick wagten kaum,
Sieh! welch ein wunderlich unglaublich Narrenspiel
Vom Land der Riesen ihnen in die Augen fiel:
Allüberall von den Giganten keine Spur.
Der Trutzberg reingefegt. Kein Laut, kein Echo nur.
Die Brücke abgebrochen. Nichts als Ackerkrähen,
Die überm Lagerplatze kreisten, zu erspähen.
Ein feines Federwölklein, pfiffigen Gesichts,
Beteuerte vom Himmel: „Ich? Ich weiß von nichts."
Ob dieser unerwarteten Gigantenlaune
Stierte der Nachbar starr den Nachbar an: „Ich staune!"
„Ist's möglich?" raunten die Verblüfften, „kann das sein?"
Und winkten ihren Brüdern in den Wald hinein.
Doch halt! so schaut doch! Drüben auf der Lagerweide
Was hüpft denn dort durchs Gras im Sommervogel-Kleide?
Der Engel Barbara fürwahr, mit Mog und Gog,

Digitized by Google

Die harmlos ins Gebirg zur Alpenfrische zog.
Und während beide Knäblein gingen Erdbeern rupfen,
So saß sie ab und sang und übte Zitherzupfen.
Und allsobald begann ein krampfhaft Saitenklirren
Aus allen Gauen des Gigantenreichs zu schwirren.
Drob lief ein unauslöschlich Jubelsturmgelächter
Durch den Olymp. Und siehe: Zweierlei Geschlechter.
Grünt zwecklos vor dem Walde wohl der weiche Rasen?
Darinnen tanzten sie und sprangen und genasen.

Seit diesem Tage zeigte kein Gigantenhaupt
Mehr einen Helm, geschweige haselnußbelaubt.
Bescheidne Käpplein auf den Köpfen trugen sie,
Verziert mit Tausendschönchen und Vergißmeinnie.
Und wenn die Götter neuerdings wie früher als
Zur Erde zogen, tappt ein Riese allenfalls
Mit einem krummen Bückling ihnen schief entgegen
Und zeigte sich nach Kräften dienstbar allerwegen.
Vor Roß und Wagen räumten sie gelenkig Platz
Und sprangen in die Sümpf und Bäch im Fröschensatz.
Die Frauen aber luden sie auf ihre Rücken,
Sie trocken auf das feste Ufer hinzubrücken.
Und alle lauen Sternennächte, wenn Gesang
Der Götter vom Olympgebirg herüberdrang,
Erstiegen sie den Trutzberg, standen still und lauschten,
Weil ihre Ohren sich am Kunstgenuß berauschten.
Dann in den Pausen hieben ihre Bärenpatschen
Ein stürmisch, berg- und talerschütternd Beifallklatschen
Und bettelten: „Erbarmen! Wehe! Hungerqual!
O singt das, teure Götter, singt das noch einmal!“
Thaut aber, heut vom Fenster, morgen durch die Tür,
Gab jetzt sein Patriarchenangesicht herfür,
Begrüßte die Vorüberzügler leutgesellig,
Sein Käpplein lüpfend: „Einzukehren nicht gefällig?“
Mitunter schickt er eine Kanne Honigseim
Dem Zeus als schwaches Zeichen seiner Freundschaft heim,
Anbei ein schüchtern Angebind von Turteltauben
Für Hera, bittend, an sein weiches Herz zu glauben.

So ward die Hochzeitsreise freier als vorher,
Und niemand neckte fürder die Olympier mehr.

Rundschau

Polemik

Allgemeineres

Es scheint — man muß das einmal aussprechen — als gehöre zur geistigen Wesenheit eines deutschen Literaten vom Journalisten bis zum »Philosophen« eine gewisse Muffigkeit und Winkelhaftigkeit. Uns allen klingen die Schimpfereien

Digitized by Google

Ernst Häckels und Eugen Dührings in den Ohren, und selbst Geister von der Höhe Schopenhauers, Lagardes oder Nietzsches haben selten ein längeres Stück Weges zurücklegen können, ohne zur Rechten oder zur Linken jemand anzuspucken. Diejenigen aber sind in unserm Volke zu zählen, welche die sachliche Vornehmheit der Diskussion bieten, die uns an den englischen Büchern zu erfreuen pflegt. Vielleicht sind wir auch auf diesem Gebiet ein wenig das, als was wir in der Fremde gelten: grätige Zuspätgeborene, die überall den Ellenbogen nötig zu haben meinen."

Diese Sätze schrieb ich in der Christlichen Welt. In der Neuen Rundschau hat seitdem ein Mitarbeiter berichtet, daß auch Friedrich Paulsen in seinen (mir leider unbekannten) Erinnerungen („Aus meinem Leben", Jena, Eugen Diederichs) die polemischen Sitten der Deutschen als pöbelhaft und unanständig gegeißelt hat. Auch er hat schon die Engländer (im besondern Hume und Mill) als Lehrer hingestellt für eine anständigere Art, Meinungsverschiedenheiten beizulegen. Ich erwähne dies Zusammentreffen, weil es der Sache vielleicht mehr Gewicht gibt.

Nun aber kommt das Sonderbarste. Nachdem der Berichterstatter ein Beispiel solcher unanständigen Polemik gegeben hat, gelüstet es ihn, auch zu zeigen, wie ernst es *ihm* persönlich um die Sache ist, und er fährt wörtlich fort: „Das ist besonders Philologen- und Historikerart — von den Theologen spreche ich hier nicht, man sagt, sie kämpften weniger um die Wahrheit als um ihr Brot."

Das heißt also: nachdem man sich wirksam dagegen gewehrt hat, sachlichen Gegnern unedle Motive unterzuschieben, endet man damit, einem ganzen Stand und Beruf die persönliche Ehre zu beeinträchtigen. Wie tief muß in uns sitzen, was derart unfreiwillig durchbricht! Bonus

Von Prächten, Sehnsüchten, Heimwehen usw.

„Der junge Mann für »Allgemeinwissenschaftliches« an der x-x-Zeitung ist heute um 1 Pfennig pro Zeile aufgebessert worden, und läßt darum etwas draufgehen" — diese materialistische Betrachtung „löste" neulich „in mir aus" der Anblick des Satzes: „Zwar die finsteren *Prächte* des Todes aufzuhalten, gelang ihm nicht." Jetzt aber sehe ich, daß diese unsinnige Pluralbildung keineswegs ein, dem beredeten Individuum eigentümlicher Freudenlaut war; im Gegenteil: dieser Plural hat in den letzten heißen Tagen, wie die Raupenplage den Tiergarten zu Berlin, den gesamten deutschen Blätterwald überkrochen. Irgendeiner hat angefangen zu schreiben: Prächte, Sehnsüchte, Brünste, Heimwehe, Dränge, Hässe — und schon springt man scharenweise diesem Leithammel nach. Welche Gründe hat das Sprachgefühl, sich gegen diese Neuerung aufzulehnen?

Das ist nicht ganz einfach. Allgemein kann natürlich die Mehrzahl nur da angewendet werden, wo das Bezeichnete auch wirklich in einer Mehrzahl vorhanden sein kann. So kann ich, um beim Konkreten anzufangen, sagen „die Häuser", denn deren gibt es viele, aber nicht „die Kassiopeias", denn die gibt es nur einmal. Im Abstrakten ist es genau so. Ein abstrakter Begriff kann nicht pluralisch gebraucht werden, wenn er die Mehrheit nicht zuläßt. Indessen

Digitized by Google

steckt hier eine merkwürdige Schwierigkeit, denn ein Abstraktum kann auf zweierlei Arten eine Vielheit bezeichnen, und nur eine dieser Bezeichnungsarten rechtfertigt den Plural. Zur Erklärung und Überwindung dieser Schwierigkeit müssen wir einen Abstecher in das Gebiet der Logik machen. Die Logik unterscheidet den Inhalt eines Begriffes von seinem Umfang. Den Begriffsinhalt bilden die einzelnen Individuen, die unter ihm stehen, den Begriffsumfang die in diesem liegenden Unterbegriffe. So bilden den Umfang des Begriffes „Säugetier" die Gattungen „Mensch, Pferd, Esel" ... bis hin zum „Walfisch". Zu seinem Inhalt dagegen gehört dies Pferd da draußen auf der Straße, mitsamt dem Reiter, den es trägt und dem Hund, der beide begleitet. Ein Begriff als solcher ist immer nur einmal vorhanden; als ein Vielfaches kann er nur in der Anwendung erscheinen. Hier aber kann er pluralisch nur dann gebraucht werden, wenn er Unterbegriffe unter sich hat, dahingegen noch so viele in seinen Inhalt gehörige Individuen ihm nicht die Form der Mehrheit geben. Einem einfachen Begriff kommt nur der Singular zu. Nehmen wir den Begriff „Macht". Darunter fallen die verschiedenartigsten Unterbegriffe: Polizei, Staat, Schule, öffentliche Meinung ... Wir dürfen also sagen „Die Mächte". — Nehmen wir dagegen den Begriff „Menschheit". Hier ist es so lange unsinnig zu sagen: „Die Menschheiten", als nicht uns ähnliche und doch von uns verschiedene Menschen auf andern Sternen nachgewiesen sind. Nun, die in Frage stehenden Worte: Sehnsucht, Heimweh, Pracht bezeichnen letzte Gefühlsindividuen, die, wo auch immer sie auftreten, sich dem Begriff nach identisch erhalten, es ist daher verkehrt, sie im Plural zu gebrauchen.* Diese Gedanken gestatten eine Fülle der interessantesten Anwendungen. Zunächst sind die Worte anziehend, die, wenn sie ein Konkretum meinen, den Plural vertragen, wenn sie einen Begriff meinen dagegen nicht. Fasse ich das Wort „Kreis" zum Beispiel im konkreten Sinne, so ist es das Zeichen für alle kreisrunden Gegenstände, ich kann also sagen: die Kreise. Bezeichnet das Wort dagegen den Begriff „Ort der in einer Ebene von einem festen Punkt gleich weit entfernten Punkte", so ist der Plural unzulässig; es heißt daher: das Verhältnis von Umfang und Durchmesser im Kreise. Hinwiederum bildet das Wort „Kegelschnitt" als Konkretum und Abstraktum den Plural; als Konkretum, denn es gibt unzählige Bilder, die Kegelschnitte vorstellen, als Abstraktum, denn der Begriff Kegelschnitt begreift den Kreis, die Ellipse usw. als Arten unter sich. Ferner ist es nachdenklich, was die einzelnen Völker als letzte Einheiten empfinden. So sagt der Deutsche, logisch, wie mir scheint, „der Abschied", der Franzose „les adieux". Das ist auch ein Stück Völkerpsychologie. Auch Schwankungen und Unsicherheiten des Sprachgebrauches sind ungemein reizvoll. Sie befähigen den Schriftsteller, der, wie Rembrandt, mit den geringsten Mitteln seinen ge-

* Ich behaupte nicht, daß diese Richtlinien vollkommen konsequent von der Sprache eingehalten werden; es gibt problematische Worte, wie „Ewigkeiten", „Himmel" usw. Aber ein jedes solches Wort schließt ein Problem ein, das den Plural rechtfertigen kann.

Digitized by Google

danklichen Gestalten das Höchste an Bewegung und Ausdruck geben möchte, durch geschickte Wahl zwischen Ein- und Mehrzahl einen plötzlichen Ausblick auf gar nicht ausgesprochene Gedanken zu geben. Man sehe auch, wie fein das Sprachgefühl zwischen Abstraktum und Konkretum unterscheidet: die Seelen, die Gemüter — aber nicht: die Verstände, die Vernünfte.

Die Ehrfurcht vor der Sprache, die für uns dichtet und denkt, ist den gebildeten Menschen natürlich und wird den übrigen durch so viel schwerwiegende Stimmen anempfohlen, daß man nur bewundern kann, wie Anmaßlichkeit immer von neuem solche zirkuläre Verrücktheiten in Gang zu bringen vermag. Indessen, diese Narrheiten haben Methode, haben Stil, der sich wiederfindet zu andern, mit ihnen gleichzeitigen Kulturäußerungen. Sieht man sich die in Wustmanns bekanntem Buche aufgespießten Exemplare an, so sind das vorzüglich Bureaukratismen, Pedanterien, Schlampereien — sie entstammen meist dem Eindringen des Amerikanismus in unser öffentliches Leben. Unser vorliegendes Exemplar ist etwas Schlimmeres; es ist eine Verlogenheit und, was das Schlimmste ist, eine Verlogenheit, die einen Zeittyp bildet. Eine Schreibe, die unnötige Superlative, unmögliche Plurale braucht, die keins der Verstärkungsmittel der Sprache ungenützt läßt und fortwährend das Fortepedal tritt — die zeigt eben damit nur an, daß ihre Sache kein Pathos hat; über welchen Mangel aber, mit Luther zu reden, kein Maulvollnehmen* hinwegtäuschen kann. Der dennoch unternommene Versuch steht in einer Höhe mit Stuckfassaden, Betonwundern, Materialtäuschungen und auswattierten Körperformen. Diese Verlogenheit ist also typisch für ein Zeitalter, dem das Plakat und der Snobismus die Signatur geben. Snobismus ist als solcher unausrottbar; man kann aber seinen einzelnen Äußerungen, all den Dingen also, die etwas „ausmachen“ sollen, das heißt die nach mehr aussehen sollen als sie sind, das Dasein erschweren. Auch diesen Zweck verfolgte neben andern die eben gegebene Würdigung der neuen und „schwung“-haften Pluralbildungen.

Friedrich Kuntze

* Ein solches Reden mit vollen Backentaschen ist auch das jetzt so beliebte endlose Ausmalen von Vergleichungen. Man kennt und fürchtet die Bildervermengung (unter der auch heute noch der Begriff „Punkt“ zum Beispiel arg leidet) und gefällt sich nun darin, den winzigsten Gedanken durch ein wahres Deckengemälde zu illustrieren. Dies Verfahren ist — abgesehen von seiner raumerfüllenden Tendenz — von einer falschen Ängstlichkeit geleitet. Viele bildliche Ausdrücke empfinden wir nicht mehr als solche, sondern als Begriffe, daher es denn bei solchen nur unter ganz bestimmten Bedingungen Sinn hat, auf den ursprünglichen Bildcharakter zurückzugreifen. Im übrigen kann ein Bild immer nur eine ganz kurze Phase des Gedankens angemessen wiedergeben; ein besonnener Schriftsteller trachtet daher danach, es so schnell wie möglich wieder los zu werden, nicht aber, es endlos mitzuschleppen.

Zur „Neuromantik“

Ernst Hardt ist seit der Doppelkrönung seines „Tantris“ ein bekannter Mann geworden. Wie wenig diese Krönung über den inneren Wert seines Stückes besagt,

Digitized by Google

das haben Willy Rath und Friedrich Düsel im Kunstwart hinlänglich dargetan. Das Ergebnis war beide Male dieses: ein geist-, gefühl-, charakter- und naturleeres Spiel mit preziös gehandhabten Formen. Ein Ereignis also, worüber man getrost zur Tagesordnung hinweggehen könnte, bedeutete es nur individuelles Mißgeschick eines geschickten Anfühlers einerseits und den Mißgriff zweier Kunstkommissionen anderseits. Es spielt aber ein sozusagen aktuelles literarhistorisches Schicksal in diese Angelegenheit mit hinein, das nicht ohne objektive Bedeutung ist. Rath und Düsel haben übereinstimmend Ernst Hardt zu den „Neuromantikern" gerechnet und seinen Mißerfolg mit prinzipiellen, sozusagen unüberwindlichen Hemmungen dieses Stils in Verbindung gebracht. Ganz richtig: ein Stil, der, wie Düsel sagt, geflissentlich vom menschlichen Ethos und Pathos abstrahiert, kann kein von innen her, aus den Seelen- und Charakterkräften sich entwickelndes Drama schaffen. Ich persönlich gehe darin noch weiter und glaube auch nicht an sehr wertvolle Lyrik oder Prosa auf solcher Stilgrundlage — eine Meinung, die ganz von selbst den Zweifel mit sich bringt, ob im Gegensatz zu der alten Romantik, die immerhin wenigstens auf eine Erfassung der Totalität des Erlebbaren abzielte, diese sogenannte Neuromantik überhaupt ein Stil sei und nicht vielmehr eine aus künstlerischer Unfähigkeit geborene Stillosigkeit. Lassen wir diese mehr akademische Frage dahingestellt. Aber wie kommt es, daß ein Ernst Hardt nebst so zahlreichen Genossen sich diesem „Stil" näherte und zuletzt völlig ergab? Nehmen wir getrost an, daß die Absicht der Konjunkturausnützung dabei nicht mitwirkte; es wäre ja damit nur ein subjektives, nicht ein objektives Problem gelöst, dieses Problem aber besteht. „Tantris der Narr" hat unzweifelhaft vielerorts einen Publikumerfolg gehabt, das neuromantische Drama ist also nicht eine unter Ausschluß der Öffentlichkeit gepflegte Spezialität.

Ich finde zur Erklärung dieses lockenden Reizes der Neuromantik nichts als die Freiheit und den Glanz, welcher in ihr dem rein Sinnlichen, vor allem der Erotik verliehen wird. Erinnern wir uns zunächst, daß eine Hauptforderung der Neuromantiker neben der rhythmischen Glätte der sinnliche Wohlklang des Verses ist. „Dieser bestrickende Klang, dem wir alle nun einmal verfallen sind", sagte mir kürzlich ein junger deutscher Literat romanischer Schulung. Erinnern wir uns ferner der ausgedehnten Kenntnisse, welche die Neuromantiker auf dem Gebiet des Augengenusses zu entwickeln pflegen, indem sie alte und neue Kunst, einheimisches und auswärtiges Kunsthandwerk, Edelsteine und Gläser, prächtige Gewänder nebst allerlei sonstigen Mobilien ausgiebig in ihren Schilderungen verwenden, dieses besonders nach dem Vorgang Georges. Auch die Reizungen des Tastsinnes pflegen sie sorgsam zu notieren; die atmosphärischen Einwirkungen der Abendluft, der kühlen oder warmen Tropfen und Gerüche, dann das Tastgefühl der Kleidung, des Körpers, der verschiedenen Aufenthaltsorte entgehen ihnen nicht. Vor allem aber ist ihre Phantasie bis an den Rand von erotisch-sexuellen Vorstellungen erfüllt. Kaum etwas gibt's in der Welt der Gegenstände, was sie nicht durch Vergleich oder Assoziation oder

Digitized by Google

direkte Anwendung in irgendeine Beziehung zur Erotik zu setzen verständen. Der Fels, der vom Meere bespült wird, sieht ihrem Auge wie der nackte Busen einer Frau aus; der Mückenschwarm in der Luft wird als „liebestoll" aufgefaßt, was sehr wahr sein mag, aber von einem Menschen gewiß nur bei sehr reizbarem Sensorium auch so empfunden wird; keine Stadt kann erwähnt und geschildert werden, ohne daß als ihr eigentliches Zentrum die Bordelle und die Dirnenschaft erschiene. Die Menschen selbst sehen sie natürlich erst recht aufs Erotische hin: Elektra eine Hysterische ohne Scham, Ödipus ein Epileptiker erotischer Färbung, Tristan ein fetischistisch-sinnentoller Glücksspieler — solche Auffassungen charakterisieren stofflich betrachtet, die Erweiterung des Gesichtskreises, die uns die Neuromantik gebracht hat. Der Naturalismus, der nur wirkliche Geschehnisse bringen wollte, wodurch er denn immer auf das „Szenische" angewiesen blieb, mußte sich im Erotisch-Sexuellen beschränken: wollte er nicht das anerkannt Pathologische oder das Nur-Gemeine aufsuchen, so waren die Möglichkeiten solcher Szenen an Zahl arm genug. In dieser Hinsicht stand ihm auch der Realismus nahe, der ihn sogleich nach seiner theoretischen Geburt ersetzte. Da öffnete die Neuromantik dem bedrängten Sinnenleben ein Tor, indem sie die nur vorgestellte, nicht aktwierte Sinnenfreude in die Literatur einführte. Daß aber mit dieser Flut von Vorstellungen sinnlich reizvoller Gegenstände und Erlebnisse das ganze übrige Seelenleben und Dingwesen überschüttet wurde, war vielleicht der Veranlagung einiger Hauptträger, vor allem Hofmannsthals, zu danken, hat aber anderseits diese Richtung in einem sehr eindeutigen Sinn „populär" gemacht und ihre künstlerische Geringwertigkeit verursacht. Natürlich ist nicht gemeint, daß die Behandlung sinnlichen Lebens, gelegentlich auch die ausschließliche, künstlerisch geringwertig sein müsse. Im Gegenteil, im allgemeinen scheint mir die heutige Kritik den Anteil zu unterschätzen, den die Sinnlichkeit an der Weltauffassung des Künstlers und besonders des Poeten hat. Aber Sinnlichkeit und sinnliches Empfinden sind interindividuell; die Äußerungen sinnlichen Empfindens geben im Grunde sehr wenig Gelegenheit, Charakteristisches zu sagen, und zwar sowohl für den Schaffenden wie für seine Gestalten und seinen Stoff überhaupt. Man vergleiche etwa die Beschreibung der nackten Desirée in Beer-Hofmanns „Grafen von Charolais" mit der Beschreibung des Körpers der Isot im „Tantris". Sie sind nicht nur formal sehr ähnlich, so daß sich in ihnen weder die Individualität der betreffenden Sprecher noch der Dichter ausspricht, sondern sie passen auch auf jede Frau genau so gut wie auf Isot und Desirée. Das ist nun nicht eine Folge subjektiver Unfähigkeit Hardts oder Beer-Hofmanns, sondern ein notwendiges Ergebnis der Beschränkung auf das Sinnenerlebnis.

Man kann ohne allzu gewichtige Einschränkungen sagen, daß eine Dichtung, die das Sinnenleben als den Mittelpunkt und die Atmosphäre des menschlichen Innenlebens behandelt, notwendig an Geist und Charakter verliert, was sie sonst gewinnt. Nicht ohne Grund haben viele bedeutende Dichter zum Beispiel Frauenschönheit nur ganz allgemein und mehr aus der Wirkung auf die Umgebung

Digitized by Google

zu gestalten versucht (Hölderlin: Diotima, Meyer: Vittoria Colonna, Goethe: Lotte), aber die Schilderung des sinnlichen Eindrucks der Einzelheiten verschmäht. Nicht minder freilich ist es einleuchtend, wieviel Verlockendes in dieser neuromantischen Kunsttheorie liegt.* Während noch die Naturalisten eine zeitraubende und schwierige Wirklichkeitsbeobachtung und starkes soziales Empfinden als Vorbedingung für dichterisches Schaffen ansahen, während andre Stile eben im Ausdruck der Persönlichkeit, in Tiefe der Gedanken und Gewalt der Gestaltung des Individuellen in die Sphäre ewiger Gültigkeit das Wesentliche erblickten, brauchte man als Neuromantiker nur die sehr allgemein-menschlichen erotisch-sinnlichen Gefühle und Vorstellungen und daneben je nach Veranlagung noch die andern Sinne gehörig zu pflegen und zu inszenieren. Die Verskunst dieser Art, besser gesagt: die Versartistik läßt sich ja, genau genommen, wirklich lernen, vom Vorbild absehen. Man war der lästigen innerlichen Selbstzucht ledig und lernte vielmehr das früher Verachtete oder Bezwungene verehren und ausbilden. Der Dichter höchsten Ranges brauchte nicht mehr ein höchst ausgebildeter Geist zu sein, sondern nur ein höchst erfahrener und verfeinerter Sinnenmensch. Die Aussicht, auf so glattem und angesehenem Wege unter Befriedigung stärkster sinnlicher Triebe Lorbeeren zu ernten, war in der Tat verlockend genug.

* Wenn hier das Wort Theorie gebraucht wird, ist nicht an abstrakte Bücher gedacht, sondern an die in den früheren Werken der Neuromantiker offenbarte Geisteshaltung, die eben spezifisch neuromantisch ist.

Bei Ernst Hardt ist der Weg ziemlich leicht zu verfolgen, der ihn zur Neuromantik führte; seine Prosa nebst einigen Dramen der letzten Jahre geben davon ein deutliches Bild. Die frühesten „Erzählungen“ — der Titel ist irreführend, es handelt sich um Skizzen — sind stilistisch beinahe farblos, Symbolismus, Realismus, Frauenerzählung, Poetisches, Reflektiertes und nur Berichtetes gehen durcheinander. Ein sicherer Stilwille erscheint erst in der größern Arbeit „An den Toren des Lebens“, in der eine nahezu naturalistische Technik und eine vornehme geistige Haltung den starken Einschlag sinnlich-erotischen Lebens künstlerisch völlig absorbieren.* Auch das le-

* Gern weise ich gerade in diesem Zusammenhange besonders auf diese Novelle hin, die mir zu den besten ihrer Art aus dem letzten Jahrfünft zu gehören scheint. Schon der Vorwurf ist echt novellistisch: ein junger Mann tut in den wenigen Tagen einer ersten stark triebhaften Liebe als Fühlender, Schauender, Erkennender einen ungeheuren Schritt in seiner Entwicklung. Das Gewagte der kurzen, leidenschaftlichen Szenen wird in energisch gestaltender und streng zurückhaltender Weise der Sphäre unmittelbarer bedeutungsloser Realistik enthoben und ins Licht des innerlich damit verknüpften Erlebnisses gerückt. Besonders das Hineinspielen gesellschaftlich-moralischer Vorurteile und die Überlegenheit eines ironisierenden Weltmanns geben der raschen Triebhaftigkeit Schatten und Licht zugleich. „An den Toren des Lebens“ und der Band „Erzählungen“, in dem auch drei bis vier wohlgelungene Stücke sich finden, sind im Insel-Verlag erschienen.

Digitized by Google

bendig warme realistische Drama „Kampf ums Rosenrote“ und das etwas gezwungenere „Tote Sein“ ließen noch Hoffnung auf Werke von geistiger Durchdringung und lebendigem Gehalt. Dann folgte, wohl unter dem Einfluß von Übersetzungen aus dem Französischen, die matte und schon bedenklich äußerliche „Ninon von Lenclos“, und nun gewann die Sinnenwelt und der Reiz des formalen Scheins völlig die Oberhand: Hardt, keineswegs zu „großen Formen“ irgend geschaffen, sank zu dem peinlich inhaltlosen, ganz mit neuromantisch-interindividueller, ins krampfig Verzerrte gesteigerter Sinnlichkeit überfüllten „Tantris“ hinab.

Nimmt es also nicht eigentlich wunder, daß verhältnismäßig viele jüngere Talente in die Netze dieser verführerischen Buhle Neuromantik geraten sind, so bedarf es natürlich anderseits auch der persönlichen Veranlagung dazu. Darüber hinaus noch Erklärungen zu suchen, scheint mir hingegen so ziemlich aussichtslos; denn was wirklich zur theoretischen Rechtfertigung der ganzen Kunstweise gelegentlich verlautbarte, hatte doch wohl mehr den Wert einer oratio pro domo und konnte auf einigermaßen kritisch Denkende nicht ernstlich wirken.

Ezard Nidden

Rundfragen

Ich weiß nicht, wann und wo die Rundfrage (früher „Enquete“ genannt) geboren wurde. Es ist aber wohl zweifellos, daß sie als ein redaktioneller Kniff aus der Erkenntnis hervorging: die bekannten Männer werden das Publikum noch mehr interessieren, wenn sie auf eine Anfrage gewissermaßen persönlich antworten und sichtbar werden, statt wie sonst nur sachlich zu schreiben, und wenn sie alle vom selben Gegenstand reden müssen; und dazu wird man für kein oder ein geringes Honorar sein Blatt auf einmal mit vielen guten Namen füllen können — denn die liebe Eitelkeit, nicht übergangen zu erscheinen, lockt gewiß die ersten wie die letzten herbei. — Daß diese Rundfragen eigentlich ein Unfug sind, daß selten auf sie Antworten gegeben werden, die irgendeinen wichtigen Beitrag zur Sache bringen, ist schon öfter betont worden. Eine wirksame Abhilfe wurde noch nicht genannt. Denn das Nichtantworten, das von einigen Leuten angewendet wird, verringt gegenüber der Zahl derer, die mit absoluter Sicherheit zu jedem Thema redaktioneller Wißbegier die Feder ergreifen, im Sande. Einige zugkräftige Namen sind immer gleich dabei, und die Lücken lassen sich unauffällig mit dem jungen Nachwuchs der Berühmtheit ausfüllen. Ich empfehle ein anderes Mittel, das, zielbewußt und allgemein angewendet, imstande sein dürfte, den Rundfragen rasch den Garaus zu machen: stets zu antworten, aber der Antwort sogleich die Liquidation zu einem, zumal bei einem bestellten Beitrag, angemessenen Satz beizufügen. Juristisch ist klar, daß der ausdrücklich erbetene Beitrag gedruckt und der Liquidation entsprechend honoriert werden muß. Praktisch hat das Mittel den Vorteil, daß es auch die gerne Antwortenden für sich gewinnen wird. Gerade die Eitlen, die ihren Namen bei keiner öffentlichen Ansammlung von Bekanntheiten missen möchten, werden sich sagen: wenn die andern Honorar verlangen, mußt du es auch. Und für die Blätter wird das Ergebnis sein, daß sie die vielen kurzen und meist nutzlosen Beiträge bekannter

Digitized by Google

Männer beträchtlich höher bezahlen müssen als einzelne ausführliche, die sachlich sein und Wertvolles beibringen können. Ich möchte nicht eine ausdrückliche Vereinigung wie das Lyriker-Kartell unter den Autoren vorschlagen. Aber vielleicht nehmen die bedeutenden Schriftsteller-Berufs-Organisationen einen entsprechenden Satz in ihre Satzungen auf.

Wilhelm von Scholz

Sind Jugend- und Volksbühnen Erziehungsstätten?*

Theater

Ohne Moral keine Kraft — ohne Kraft keine Moral?

Bisher waren unsre Schaubühnen reine Geschäftsunternehmen, bei denen die Kasse den Spielplan bestimmte. Von einer Volksveredlung im Sinne der Dichtererzieher konnte deshalb nur in sehr bedingtem Maße die Rede sein. Zudem sind stehende Schaubühnen nur in Groß- und Mittelstädten anzutreffen. Dieser Umstand, sowie die hohen Eintrittspreise schließen neun Zehntel des Volkes von der dramatischen Kunst aus. Dadurch, daß sich eine Pseudokunst auf den Brettern, die die Welt bedeuten sollen, breit macht, ist die Schaubühne beim Volke auch in Mißachtung geraten. Die Wandertrupps, welche großstädtische Afterkunst hin und her in die Kleinstädte und größeren Dörfer tragen, ziehen weit eher nieder, als daß sie emporführen. Dennoch schlummert auch im einfachen Manne des Volkes die Sehnsucht nach dramatischer Kunst, nach glänzenden Bildern und edler Kost. Das beweist der große Andrang der Landbevölkerung zu den Luther- und Hohenzollernspielen, die von den Bürgern kleiner Städte gemimt werden. Dabei kommt die Begabung für dramatische Kunst oft in überraschender Weise zutage. Ich habe Laien und Berufsschauspieler in den führenden Rollen auftreten sehen und muß bekennen, daß ich oft dem unbeholfenen aber natürlichen Spiel des Laien den Vorzug gab vor dem „Schauspielern" vieler Berufsspieler. Dem schlichten Manne des Volkes widerstehen die Gliederverrenkungen und mimischen Übertreibungen, die ein großstädtisches Publikum gar nicht als „unnatürlich" empfindet, weil es sich selbst schon zu weit von der Natur entfernt hat. Es ist gar nichts Seltenes oder Törichtes, wenn der einfache Mann bei dem Gebaren der Großstadtschauspieler, selbst in hochdramatischen Szenen, zum Lachen gereizt wird. Er versteht diese Mimik ebensowenig wie die tönenden Worte. Unsre Dramatik ist wie die Oper eben „Höhenkunst" und nur für die Gebildeten und Hochgebildeten berechnet. Goethe hat es ausgesprochen. Schiller, der seine dramatische Laufbahn mit der volkstümlichen „Räuberromantik" begann, ist noch am ehesten volkstümlich geblieben. Populär im besten Sinne des Wortes wird auch er kaum werden. Da muß man schon auf Hans Sachs zurückgehen, dessen zahlreiche

* Der Verfasser der folgenden Zeilen ist der Herausgeber der „Volks- und Jugendbühne" (Verlag von Arwed Strauch, Leipzig, die Nummer 1 Mk.), einer Sammlung, die ernstlich bemüht ist, guten Ersatz für die süßlichen und seichten, oder auch frivolen Machwerke zu schaffen, die in der Literatur der Jugend- und Volksbühne so sehr vorherrschen. Sie können es sein, weil die Dramatik von allen Künsten den tiefsten Eindruck auf das Volksgemüt ausübt und als Volksbildungsmittel nach der ästhetischen, ethischen, nationalen und sozialen Seite hin an erster Stelle steht.

Digitized by Google

Schwänke und Fastnachtspiele einst im Mittelalter eine ungeheure Popularität erlangten. Hier haben wir für neun Zehntel des Volkes das ihm zusagende Volksschauspiel. Welche Ursprünglichkeit und Kraftfülle in ihnen steckt, beweist der Umstand, daß sie nach vier Jahrhunderten noch nichts von ihrer Frische und Eindringlichkeit eingebüßt haben. Er schrieb seine Schwänke aus der Erkenntnis heraus, daß die Eigenliebe der Menschen für Verachtung und Spott viel empfindlicher sei wie ihr Gewissen gegen moralische Vergehen. Schonungslos deckt er die Motive des Handelns auf und seine derben Szenen wirken mehr wie lange Moralpredigten. Er bringt den Bauer in seiner ganzen Verschlagenheit, mit seiner ganzen natürlichen Mimik, die in ihrer drastischen, eindrucksvollen Art einen ganzen Wortschwall ersetzt. Wer mitten im Volksleben steht, ist erstaunt über die außerordentlich wirksame Mimik des einfachen Mannes. Die dramatische Begabung ist im Volke viel verbreiteter, als man glaubt. Sie tritt in den zahlreichen Vereinsbühnen und Liebhabertheatern oft elementar zutage. Übel ist's nur, daß heute kein Hans Sachs mehr für diese volkstümliche Schaubühne sorgt, daß unsre Dichter nur den Ehrgeiz haben, Kassenstücke für die Großstadtbühne zu schreiben und die Liebhaberbühnen verächtlich den Dichtern 4. und 5. Grades ausliefern. Warum müssen die trüben Abwässer großstädtischer Theaterstückfabriken sich vergiftend in unser Vereins-, in unser Volksleben ergießen? Sollten sich unsre Dichter nicht an ihren malenden Kunstgenossen ein Vorbild nehmen, die seit Jahren ihre besten Gaben in billigen und doch künstlerischen Produktionen dem Volke spenden! Schon beginnt es auch hier zu tagen. Seit der Dürerbund seine Verzeichnisse herausgibt, der Verein für Wohlfahrtspflege auf dem Lande sich der Dorfbühne annimmt und in der „Jugend- und Volksbühne" sich eine Sammelstelle für gute wirksame Jugend- und Volksstücke gebildet hat, ist's schon etwas besser geworden. Hier wartet noch ein weites Ödland der Beackerung durch Dichter und einsichtsvolle Schaubühnenleiter. Mögen die Großstadtbühnen mit ihren Berufsschauspielern weiter Höhenkunst treiben; für die große Masse des Volkes muß eine Schaubühne geschaffen werden, die die dramatische Begabung an schlichter, echter, volkstümlicher Dramatik selbst betätigt. Dieses Selbsthineinfühlen und Hineinleben in die dramatische Kunst schafft erst allgemeine Anteilnahme und bedingt die erzieherische Mission der volkstümlichen Schaubühne.

Wer die kindliche Psyche kennt, weiß, daß die dramatische Befähigung dem Kinde angeboren ist. Mit den fünf Fingern seiner Hand führt der Säugling schon sein erstes Theater auf. Auch später spielt das Fingerspiel im Phantasieleben des Kindes eine große Rolle, es betrachtet die Nägel als Gesichter, malt Mund und Augen ein und charakterisiert scharf die einzelnen Finger nach ihren Eigentümlichkeiten. Der Daumen, der vor allen Fingern seinen Diener machen kann, ist die lustige Person, der Zeigefinger der Held, der kleine Finger die leidende Unschuld. Diese Rollenverteilung finden wir auch im Kasperle-, Papierpuppen- und Marionettentheater als den Fortsetzungen des Fingerspiels. So baut sich mit diesen Hilfsmitteln das Kind seine eigene Welt auf; aber es schreitet noch weiter über die leblosen Puppen zur eignen Vorstellung. Während es vorher jedem Püppchen Belebung und Be-

Digitized by Google

seelung einzuhauchen hatte, wählt es sich im kindlichen Spiel selbst die Rolle, die seiner Eigenart am meisten zusagt. Fehlt es an Personen, so werden auch leblosen Dingen Rollen zugeteilt. Mit welchem Eifer spielt das kleine Kind „Rotkäppchen und der Wolf", alle die lieben Märchen und Sagen, die das Volksgemüt hervorgebracht hat, und die nun erst im kindlichen Spiel zur lebensvollen Ausprägung gelangen. Es ist eine Lust, diese kleinen Schauspieler zu beobachten, wie sie mit lebhaften, ausdrucksvollen Mienen und Gesten den fehlenden Wortschatz zu ersetzen suchen.

Wie der Reif auf einen blühenden Frühlingsgarten, so fallen die Schuljahre in dieses selbstgestaltete Kinderparadies. Stundenlang müssen die kleinen Hände auf dem Tischrand bewegungslos ruhen, wie gern würden sie ihr altes Spiel wieder aufnehmen, auch die Beinchen hängen ganz zwecklos herunter. Selbst die Plappermäuler dürfen nur nachsprechen, was ihnen vorgesagt wird. Die „Wortherrschaft" beginnt und die Begleitsprachen, Mienen und Gesten, wandern in die Rumpelkammer.* So unterdrückt die Schule systematisch den Trieb zum szenischen Spiel, anstatt sich dieses vorzüglichen Bildungs- und Erziehungsmittels zu bedienen.

Nur in den Schulpausen kommt die alte Liebe zum szenischen Spiel wieder zum Vorschein, wenn Räuber und Soldaten oder irgendeine Schlacht gespielt wird.

Man spricht viel von Überbürdung; aber ein munteres Spiel entlastet. Es kann im Wechsel mit freien Bewegungsspielen die Pausen ausfüllen und bei festlichen Gelegenheiten, Elternabenden usw. vor sich gehn.

Die Kinder lernen mit großer Freude in kürzester Zeit ihre Rollen und sind ganz dabei. Selbst die Unbegabten werden durch das Spiel freier, gewandter, umsichtiger, sprachgewandter, tüchtiger. Es wird ein ausdrucksvolles Sprechen erzielt, weil Mienen- und Gestensprache wieder zu ihrem Rechte gelangen.

Vor allem hat die Jugendbühne das vor dem Puppen- und Marionettentheater voraus, daß die kleinen Spieler sich alles zum Spiel Nötige selbst anfertigen. Ihre Erfindungsgabe, ihre Selbsttätigkeit wird ungemein angeregt durch die eigne Anfertigung der Kostüme und durch das Aufbauen der Szenerie. Alle Künste kommen beim dramatischen Spiel zur Anwendung, nicht zuletzt die edle Musika, die mit schönen Volksliedern die Handlung einrahmen, sich den Situationen anpassen und so zur stimmungsvollen Wirkung viel beitragen muß.

Im Spiel kommt das Kind eher aus sich heraus als im Unterricht, die Schülerindividualität kommt mehr zur Geltung. Darum bietet es dem Erzieher auch eine vorzügliche Gelegenheit, seine Kinder individueller zu behandeln.

Der Leiter des Jugendspiels ist am besten ein erfahrener Pädagoge, der Auswüchse, die sich zeigen sollten, sofort beschneidet.

Bietet die Spieltätigkeit an sich schon viele bildende Momente, so kann sie durch den Stoff, den sie zur Darstellung bringt, erst recht erzieherisch auf Spieler und Hörer einwirken. Leider herrscht auch in der Jugendbühnenliteratur ein unglaublicher Schund. Selten trifft man einen kindlichen Dialog an, meist süßliches, für irgendeinen patriotischen oder religiösen Zweck zurechtgemachtes Reimgeklingel.

---

* Ganz so schlimm ist es heute Gott sei Dank wohl nur selten noch. K.-L.

Digitized by Google

Hier sollten unsre echten Kinderdichter einsetzen und unsrer Jugend zum szenischen Spiel edle gemütvolle Kost bieten, Märchen- und Sagenstoffe vor allem.

Ein frischer, freudiger Ton muß über der Einübung liegen, Bangigkeit und Zögern dürfen gar nicht aufkommen. Die Zuversicht des Gelingens muß vom Leiter auf die kleinen Spieler übergehen.

Das Spiel arbeitet nur mit den einfachsten Mitteln. Es soll den Kindern Selbstzweck werden, eine Belohnung nach treuer Pflichtarbeit in der Schule.

Die Jugendbühne ist die Vorstufe der Volksbühne und kann auch oft mit dieser gemeinsam wirken, möglichst unter einer Leitung.

Recht geleitete Jugend- und Volksbühnen könnten ein Segen für unser Volksleben werden.

Paul Matzdorf

Musik

Friedrich Silcher

Auch schon fünfzig Jahre verstummt der freundliche Liedermund, der uns die lieben Weisen von „Annchen von Tharau", „Ich hatt einen Kameraden", „Wohin mit der Freud", „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Morgen muß ich fort von hier", „Nun leb wohl du kleine Gasse" gesungen hat! Natürlich hat sich die unvermeidliche Jubiläumsbiographie eingestellt. A. Prümers ist der Verfasser (Verlag A. Auer in Stuttgart). Wir sehen Silchers Lebenswerk aus dem Boden sprießen, den der rätselhafte ideenreiche Abt Vogler unter dem Schwabenvolke befruchtet hat, er, der aus Teilnahme am Volkslied einmal sogar das Land der Mauren in Nordafrika besuchte. Die schwäbischen Kantoren und Lehrer zu Anfang des 19. Jahrhunderts, aus deren Kreisen Silcher hervorgegangen ist, schwören auf Vogler. K. M. von Weber und Konradin Kreutzer gaben Silcher dann die Richtung auf die Kunstmusik. Eines Tages, als die Liebe zur Tonkunst in ihm übermächtig ward, faßte er nach jahrelangem inneren Kampfe einen schweren Entschluß, gab sein Schulamt auf und ging als Privatmusiklehrer nach Stuttgart; von hier rief man ihn als Universitätsmusikdirektor nach Tübingen. Dort hat er seine gemütliche Liedertafel geleitet, dort hat er gelebt, still, anspruchslos, zufrieden in seinem beschränkten Kreise. Wir blicken in ein harmloses Kleinstadtidyll. Niemand will über seine Grenzen hinaus. Silcher ändert lieber den Tonsatz, als daß er seinen Sängern Schwierigkeiten zumutete. Die Wettkämpfe der Gesangvereine liebt er nicht, weil sie den Frieden des Daseins stören. Er dirigiert mit patriarchalischer Ernsthaftigkeit, freilich ohne jeden Schneid eines Draufgehers. Alles Eigenschaften, die unerträglich erscheinen, wenn sie sich mit Dünkel und Selbstwichtigkeit paaren, aber sehr liebenswürdig, wenn sie sich so schlicht und bescheiden dargeben. Nur einmal wird der gute Meister sehr entschieden. Als jemand an Mendelssohns „Wer hat dich, du schöner Wald" Noten ändern will, nimmt er sich die Mühe, dem Übeltäter die Geschmacklosigkeit seiner Verballhornungen ausführlich zu begründen. Die kleine Schrift wird von den Freunden des volkstümlichen Liedes gern gelesen werden.

B

Direktor und Autor

Über die Befugnisse des dramatischen Autors auf der Theaterprobe hat unlängst Hans Gregor, der Direktor der komischen Oper

Digitized by Google

im Berlin (nicht zu verwechseln mit dem Kunstwartmitarbeiter Ferd. Gregori, dem Mannheimer Intendanten), sich vom Standpunkte des Bühnenleiters aus geäußert. Als solcher hat er natürlich manch unangenehme Erfahrung gemacht und möchte am liebsten den Einfluß des Verfassers bei der Einstudierung eines Stückes ganz ausgeschaltet wissen. Er erblickt in seiner Einmischung eine Gefahr für die Selbständigkeit der Bühnenkunst und für die freie Entwicklung der Individualitäten unter den Darstellern. Aus dem reichen Schatz seiner Erlebnisse teilt Gregor Beispiele mit, die solche Befürchtungen zunächst zu rechtfertigen scheinen. Aber seine Beleuchtung ist doch gar zu einseitig und mir scheint: seine Auffassung des Verhältnisses zwischen Autor und Spielleiter gipfelt in einer Überschätzung der Bühnenkunst, die nicht nur Hans Gregor persönlich, sondern leider unsrer Zeit überhaupt eigentümlich ist. Gerade deshalb dürfen die Ausführungen nicht unwidersprochen bleiben.

Wenn man Gregor hört (und seinen Worten entsprechen nur zu oft seine Taten), so könnte es scheinen, als ob das Kunstwerk an sich gar nicht die Hauptsache sei, als ob das Verdienst am Erfolge nicht sowohl in ihm als in der Darstellung liege. Er spricht es offen aus, daß ihm die Aufführung die eigentliche künstlerische Schöpfung, das Drama selbst gleichsam nur die Grundlage ist, ein Material, mit dem bis zu gewissem Grade frei zu schalten das Recht des Aufführenden wäre. So kommt er dahin, dem Autor auch auf der Probe nicht mehr als eine beratende Stimme einzuräumen. Ein höchst beachtenswertes Geständnis! Es zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, was bei dem ungebührlichen Interesse, das wir heutzutage der äußeren Erscheinungsform, den Künsten der Ausstattung und Inszenierung eines Stückes schenken, möglich geworden ist. Im Zusammenhang damit steht die Willkür und Überhebung des einzelnen Darstellers, der sich erst groß glaubt, wenn er aus seiner Rolle etwas „gemacht“ hat. Wer Gelegenheit hat, andere Kunstgebiete zu beobachten, wird unschwer das Walten desselben Geistes erkennen, zum Beispiel in den Darbietungen unsrer Klaviervirtuosen.

Prüft man die Gregorschen Beweisführungen, so findet man sie auf schwachen Füßen. Schon daß er die Tat des Schaffenden für eine Schreibtischarbeit erklärt und übersieht, daß in der Phantasie des Dramatikers das Werk bereits lebendige Gestalt gewinnt, mußte zu schiefen Ansichten und falschen Schlüssen verleiten. Richtig ist, daß die Kunst des Regisseurs wie des Darstellers ihre eigne Technik verlangt, die nur der Fachmann beherrschen kann. Soweit sie in Frage kommt, darf daher auch nur der zuständige Bühnenleiter oder sein Vertreter (Kapellmeister, Regisseur) strittige Dinge entscheiden, und der Autor, der nur in seltenen Ausnahmefällen als Fachmann gelten kann, wird klug tun, ihm diese Entscheidung zu überlassen. Mit diesem Zugeständnis begnügt sich aber Gregor nicht; er nimmt auch die Bestimmung der Auffassung einer Stelle oder einer Rolle und die gesamte Einrichtung des Stückes bis in alle Einzelheiten für sich, das heißt für den Direktor, in Anspruch.

Dagegen muß nun im Interesse der Autoren wie des Publikums Verwahrung eingelegt werden. Ge-

Digitized by Google

wiß gibt es Stücke, die der Bühneneinrichtung für eine wirksame Aufführung nicht entraten können. Solche Anpassung vorzunehmen wird aber in den seltensten Fällen der Direktor berufen sein, denn dazu gehört im letzten Grunde auch schöpferische Begabung. Die Fälle, wo sie vorhanden, bilden genau so die Ausnahmen, wie die Fälle, in denen Dichter oder Komponisten berufene Regisseure sind. Im Prinzip — und um ein solches handelt es sich bei Gregor — muß also auch das Recht des Autors gewahrt bleiben. Die Erfahrung lehrt, daß die Theaterleiter vor keiner Eigenmächtigkeit zurückschrecken und eine Verantwortung übernehmen möchten, die ihnen gar nicht zusteht. So erleben wir es, daß uns die Werke großer Meister in dreisten „Bearbeitungen" vorgeführt werden, bei denen der direktorale Dünkel sich ebensowohl in Zusätzen wie in Auslassungen und Kürzungen, am unleidlichsten aber in Vergewaltigungen der künstlerischen Idee und Absicht durch „geistreiche" Änderungen und Neuerungen offenbart. Gewöhnlich ist die Freude am Spiel mit szenischen Effekten die Quelle des Unfugs. Nicht weniger haben moderne Autoren unter solchen Eingriffen zu leiden, sie müssen sich, um überhaupt aufgeführt zu werden, mitunter die gröbsten Entstellungen ihrer Werke gefallen lassen.

Eine Presse, die ein derartiges Verfahren stillschweigend billigt oder gar unterstützt, tut nicht ihre Pflicht der Kunst gegenüber. Das Gefühl für das Unzulässige solcher Willkür ist aber bereits erheblich abgestumpft. Wir wollen deshalb Herrn Gregor dankbar sein, wenn er die Wichtigkeit und Selbständigkeit der theatralischen Fachkunst betont und schützt; aber wir wollen nicht zugeben, daß dem Autor sein Recht noch mehr, als es ohnehin der Fall ist, verkümmert wird. Auch nicht sein Recht auf der Probe. Leopold Schmidt

Eine recht ernste aktuelle Bedeutung gewinnen die vorstehenden Bemerkungen gerade in diesen Tagen durch den „Fall Pfitzner und Münchner Hofoper". Wie wir schon in Heft 16 mitgeteilt haben, hat Hans Pfitzner gegen die Münchner Neueinstudierung seiner Oper „Die Rose vom Liebesgarten" öffentlich protestiert. Die Intendanz erklärte darauf, von Pfitzners Werken nichts mehr aufführen zu wollen, und schon damals kamen an der sachlichen Berechtigung einer solchen Boykotterklärung ernste Zweifel auf. Nun veröffentlicht Pfitzner in den „Süddeutschen Monatsheften" über den Boykott seiner Werke in München einen längeren Aufsatz, der sich zu einer bitteren Anklage gegen alle die Intendanzen auswächst, die seine Werke gut hätten aufführen können und sollen, es aber entweder gar nicht oder schlecht taten. Die Handlungsweise der Münchner Intendanz erscheint nunmehr im Lichte der „Geschichte der Pfitznerschen Opern am Hoftheater" noch wesentlich weniger sachlich und ernst. In einem aber steht diese Intendanz nicht anders da als die meisten andern Intendanzen auch: in der Art, wie sie den Künstler und seine Werke behandelt. Das jahrelange Hinhalten, das Nicht-informieren, die Behandlung des Künstlers als eines überflüssigen Störenfrieds, die Aufführung mit mangelhaften Proben, geringem Orchester und zweiter Besetzung, das alles hat Pfitzner in München nur allzulange auf sich nehmen müssen, bis zuletzt sein bereits angenommener

Digitized by Google

„Armer Heinrich“ wieder abgesetzt wurde, und dafür seine „Rose“ neu einstudiert werden sollte, — wie sich die Intendanz charakteristischerweise ausdrückte: „um Herrn Pfitzner einen Gefallen zu erweisen“. Pfitzner gebührt ein lautes Bravo und ein herzlicher Dank dafür, daß er sich diesen Gefallen nicht mehr erweisen ließ. Ihm schien die Zeit vorüber, wo er durch schlechte Aufführungen sein Recht auf bessere hätte erweisen müssen, vielmehr meinte er, daß die schlechten seine Werke nur mehr diskreditieren könnten. Und wiederum sehr charakteristisch brachte die Intendanz in der Erklärung über ihr Verhalten den Nachsatz „solange man nicht Pfitzners »Rose« über die Werke von Berlioz und Richard Wagner setzt“. Darauf kann Pfitzner nicht antworten, ohne sich selbst zu beurteilen. Aber der Kunstwart hat so oft für Pfitzner gesprochen, daß wir's dem Herrn Intendanten gern noch einmal sagen: Dieser Mann, dem Sie so gern einen „Gefallen“ erweisen, gilt bei den Musikverständigen für einen großen Komponisten, nicht für den kommenden Mann oder ein junges Talent, das man „unterstützen“ soll, sondern für einen geltenden Mann, dessen Werke der Mitwelt — sei es auch unter Opfern, die freilich bislang kaum nötig waren — immer wieder vorzuführen, man als Ihre Pflicht betrachtet — als Ihre Pflicht, Herr Intendant, nicht „Herrn Pfitzners“ oder sonst irgendeines „Herrn“, sondern der Kunst wegen, zu deren Pflegerschaft Sie doch wohl auf diesem Ihrem Posten da sind. Es ist Ihre Pflicht, sie vorzuführen durchaus mit derselben Sorgfalt und Anstrengung, die Sie den Werken von Berlioz und Wagner erweisen, die Sie jedem Werk zu widmen sich verpflichten, wenn Sie es aufführen, sei es nun von Pfitzner oder von einem unbekannten Jüngling. Wert gegen Wert abzuschätzen ist die Aufgabe vor der Annahme eines Werkes. Das haben in diesem Fall die Urteilsfähigen aber schon besorgt. Ist ein Werk angenommen, so gilt es höchstens noch, alles daranzusetzen, damit sich eine Intendanz des „Gefallens“ würdig erweist, den ein anerkannter Künstler ihr tut, wenn er ihr seine Werke aufzuführen erlaubt.

Pfitzner aber sollte seinen Aufsatz in Broschürenform herausgeben, damit wieder einmal über das Treiben an Theatern, in Intendanzen und Direktorgehirnen der weiteren Öffentlichkeit ein Licht aufgehe. Damit man sehe, was es auf sich hat mit dem „Recht des Autors“ und seiner Verkürzung und den allgewaltigen Befugnissen eines Direktors.

Die „Neue Sezession“

Bildende Kun

Wenn sie sich nur nicht als Verein begründet hätten, die Zurückgewiesenen der Sezession! Wenn sie bloß eine richtige Ausstellung der „Refusés“ veranstaltet hätten, jurylos, programmlos; und das dann als neue Einrichtung neben den jährlichen Sommerausstellungen sich eingebürgert hätte! Die Berliner Sezession wird bei den strengen Grenzen, die sie, Gott sei Dank, ihrem äußeren Umfang vorgeschrieben, oft genug in die Lage kommen, „ungerecht“ sein und Arbeiten zurückweisen zu müssen, die nicht schlechter sind als manche angenommenen. Aber da muß man sich gleich als neue Vereinigung konstituieren, — um den Beweis zu erbringen, daß eine solche neben

Digitized by Google

den beiden bestehenden sehr überflüssig ist. Da muß man sich einen prätentiösen Namen beilegen, der ein Programm bedeutet, der die Märtyrerschaft nicht einzelner zufällig Zurückgewiesener, sondern eines neuen Kunstgedankens zum Ausdruck bringen will, — um nachher zu zeigen, daß hier in der Rankestraße keine neuen Kunstprinzipien um ihre Daseinsberechtigung kämpfen, die nicht am Kurfürstendamm schon beheimatet wären. Nein, diese Neue Sezession bedeutet keine Spaltung des großen Sezessionsgedankens, so wie sie im letzten Winter gedroht. Und sie bedeutet auch für die Zukunft keine Gefahr für die alte, trotz der offnen Kriegserklärung, die in dem Namen liegt. Aus zwei einfachen Gründen oder aus einem: es fehlen die Führer, und es fehlt der originale Gedanke.

Das Plakat der Ausstellung zeigt ein plumpes, nacktes Indianerweib, brutal hingesetzt, mit dem Bogen im Anschlag. Hier ist das Programm: der Aufstand der primitiven rohen Kunstinstinkte wider die Zivilisation, die Kultur und den Geschmack in der Kunst. Genau wie wir ihn bei den „Jüngsten" in der alten Sezession gesehn. Und findet diese neue Bewegung hier Vertreter, die über den Durchschnitt hinausragen? Man muß gestehn, die Jury der Sezession hat uns kein Genie unterschlagen; aber man muß auch zugeben, diese Zurückgewiesenen sind zum Teil keineswegs schlechter, als die das Heiligtum am Kurfürstendamm betreten durften. Ganz streng hat man übrigens das Programm nicht innegehalten; wenigstens findet sich der verstorbene Münchner Philipp Klein mit seiner pikanten Technik, seinem äußerlichen, „fertigen" Impressionismus doch ein bißchen deplaziert hier im Kreise der brünstigen Sansculotten. Einer der schlimmsten, der aber doch im Grunde eine starke, instinktive Begabung erkennen läßt, ist Pechstein, von dem auch das Plakat stammt. Brutal bis zum äußersten, ein wilder, roher Schaubudenstil, exotisch bunt, aufreizend (bis zu Attentaten), und doch, aus dieser „Pause" blitzt etwas von der bei aller Plumpheit doch rassigen Geschmeidigkeit und Grazie wilder Völker in Rhythmus und Farbe. Auch seine Landschaft offenbart einen wenn auch mehr erregten als starken koloristischen Sinn, nur scheint mir doch dies „Kurische Haff" allzu nahe bei der Insel Tahiti zu liegen. Wie überhaupt wohl das Exotische in seiner Kunst weniger aus dem eignen Erleben als von Gauguin stammt. Aber die andern Bilder von ihm will ich schweigen, die Haare des zivilisierten Europäers gehn zu Berge. Aber das Ärgste in diesem Saal, der große Ähnlichkeit mit den Schreckenskammern im Panoptikum hat, sind doch die mit Ochsenblut wild an die Wand geschmierten roten Häuser von einem gewissen E. Heckel. Freilich, Herr Kirchner aus Friedenau steht ihnen mit einem Damenporträt und einer „Brücke" nicht viel nach. Im Gegensatz zu Pechstein sind die Schöpfer dieser Scheußlichkeiten leider mit unheilbarer Talentlosigkeit belastet. Zum Trost dafür findet man im Nebensaal etwas Hoffnung grünen, sogar in einer verhältnismäßig stillen und delikaten Weise. Zwar ist Melzers Altweimarer Straßenbild noch ein bißchen chargiert, aber Fritz Lederer gibt in seinen „Fabriken am Abend", seinen „Häusern am Berghang" und seiner „Dorfgasse" feine Stimmung, eigen gesehen und eigen ausgesprochen. Auch Sigmunds „Vorfrühling

Digitized by Google

bei Florenz“ ist eine glückliche Leistung, und Otto Müller zeigt in seinen dekorativen Bildern in Komposition und Farbe bei aller Flauheit doch Gefühl und Verständnis. Ein paar Monumentalkompositionen zeigt außerdem Melzer, dessen „Kampf an der Fahne“ immerhin eine Konzeption von innerer Wucht und Phantasie ist. Den malerisch feinsten Wert haben aber entschieden ein paar ziemlich bescheidene „altsezessionistische“ Bilder, ein Bananenstilleben von Ahlers-Gestermann und die „Modellpause“ von Bengen, die fein goldig und leuchtend im Ton schwebt. Auch ein Pointillist ist da, A. Segall, nur ist diese gefährliche Manier bei ihm eine Technik, die mehr tötet als lebendig macht.

Sich mit noch mehr Namen der 27 Aussteller das Gedächtnis zu beschweren, tut vorläufig nicht not, vielleicht kommt man uns später mit Leistungen, die unsre Aufmerksamkeit stärker erregen. Das eine läßt sich aus dieser Ausstellung wie aus den Darbietungen gleicher Richtung in der Sezession deutlich erkennen: die neueste, anarchistische Bewegung in der Malerei, der neue Kolorismus hat in Deutschland bis jetzt noch keinen bedeutenden, wirklich originalen Vertreter gefunden. Was wir sehn, sind alles nur allzu direkte Anregungen, um nicht zu sagen, bloße, und oft sogar mißverständliche, Nachahmungen der Cezannes, van Gogh, Gauguin und Munch, und nicht zu vergessen — Matisse. Erich Vogeler

Stereoskopische Reproduktion

Mit malerischem Schaffen im engeren Sinne hat das stereoskopische Sehen nichts zu tun. Die Malerei stellt es sich ja gerade zur Aufgabe, die Erscheinungen dieser Welt auf eine Ebene zu bringen. Aber die Stereoskopie tritt da in ihr Recht, wo man Gesichtseindrücke aus der Raumwelt in der Weise festhalten will, daß sie jederzeit für einen beliebigen Beschauer wiederholt werden können. Die Photographie mag heute in einem Teile ihrer Entwicklung sich ein Gebiet erworben haben, auf dem sie erfolgreich der Malerei Konkurrenz macht, davon sprechen wir heute nicht. Nur von den Photographien ist die Rede, die dem Beschauer einfach die Betrachtung eines Teiles der realen Welt auf optischem Wege übermitteln. Hier wird die photographische Wiedergabe um so besser sein, je klarer, deutlicher und plastischer sie diese Natureindrücke wiederholt. Ein paar Beispiele. Wenn jemand einen Innenraum, eine Skulptur, ein Haus oder eine Maschine photographieren läßt, so will er diese Dinge einem andern zeigen, der nicht Gelegenheit hat, in diesen Innenraum, vor diese Skulptur, dieses Haus oder diese Maschine zu treten. Dann ist die Photographie ein Surrogat für das eigene Betrachten der Natur, sie will nicht ein Kunstwerk an sich sein. Die einfache Photographie erfüllt nun diesen Zweck weit schlechter als den meisten bewußt ist. Populäre Bezeichnungen, wie „die Photographie verzeichnet“ usw. treffen jedoch das Wesen der Sache nicht. Erforderlich ist bei der Betrachtung einer Photographie, die uns das Anschauen des Gegenstandes in der Wirklichkeit ersetzen soll, daß wir beim Betrachten des Bildes unser Auge genau in den richtigen Gesichtspunkt der Photographie bringen, denn nur dann kann die Perspektion des Bildes eine richtige räumliche Vorstellung in uns erzeugen. Dies geschieht jedoch beim

Digitized by Google

Betrachten von Photographien in den seltensten Fällen, man stößt bei Bildern kleinen Formats, die häufig mit sehr kurzen Brennweiten aufgenommen sind, oft auch noch auf erhebliche physiologische Schwierigkeiten. Aber auch da, wo die Betrachtung des Bildes vom richtigen Augenpunkt aus geschieht, bleibt sie doch einäugig, denn wir betrachten die reale Welt jetzt ja lediglich durch das eine Linsenauge der Kamera. Die Körperhaftigkeit beruht immer nur auf einer Art Schätzung.

In fast restloser Weise wiederholt jedoch die stereoskopische Betrachtung die körperhafte Anordnung der Gegenstände im Raum. Das übliche stereoskopische Verfahren besteht bekanntlich darin, daß man mit zwei getrennten photographischen Apparaten, deren Linsen ungefähr im Abstand der menschlichen Augen angeordnet sind, zwei verschiedene Bilder aufnimmt, die man nun getrennt unsern Augen sichtbar macht. Um auch ganz ungeübten Augen die Beobachtung dieser beiden Bilder zu ermöglichen, hat man den bekannten Apparat konstruiert, der unsre Sehachse in die richtige Stellung bringt. Die hiermit erzeugten stereoskopischen Eindrücke sind schön und klar. Die Einrichtung leidet jedoch an den Fehlern, daß einmal die Bilder nicht wesentlich über Augenabstandsbreite herausgehen können, also selten die Größe von 8 mal 10 überschreiten dürfen, ferner, daß man zum Betrachten immer einen Apparat braucht, der nicht ganz billig ist, wenn er gut sein soll, und drittens, daß sein Gebrauch besonders für nicht geübte Augen etwas anstrengend ist. Die Kleinheit des Bildes an sich hätte ja weiter nichts zu sagen, wenn das subjektive Bild an Größe genau dem Bilde entspricht, wie wir es von der Natur selbst empfingen — sähen wir nur nicht bei Besichtigung ganz aus der Nähe oder bei Vergrößerung alle Unebenheiten des Papiers und Druckes aufdringlich mit. Aus diesem Grunde war es bisher auch fast unmöglich, stereoskopische Bilder anders als in sehr glatter Kontaktkopie herzustellen. Bei Anwendung der heute so sehr zahlreichen Druckverfahren würde das Papierkorn oder der Raster bei der üblichen stereoskopischen Betrachtung so stark vergrößert erscheinen, daß die Benutzung solcher Verfahren kaum möglich scheint. Hierzu kommt noch, daß die prismatischen Linsen nur ein kleines Gesichtsfeld haben, so daß wir uns entweder auf einen kleinen Bildwinkel schon bei der Aufnahme beschränken müßten oder Photographien von größerem Gesichtswinkel unter kleinerem betrachteten, was die Tiefenausdehnung in unnatürlicher Weise übertreibt. Neunzehn Zwanzigstel aller Stereogramme werden unter diesen ungünstigen Verhältnissen betrachtet.

Nun bringt der Professor Pigeon in Dijon eine neue Konstruktion des Stereoskops, die so einfach ist, wie das Ei des Kolumbus, und die auf dem Gebiet unsres Reproduktionswesens, das ich „Wiederholung eines gesehenen Stückes Natur“ nennen möchte, ganz ungeahnte neue Möglichkeiten bringt.

Pigeon macht zwei Aufnahmen von zwei verschiedenen Punkten aus, die möglichst Augenabstand haben müssen. Die Bildfläche kann beliebiges Format haben. Von der einen Aufnahme macht er eine gewöhnliche Kontaktkopie, von der andern, mit Hilfe eines sehr einfachen Verfahrens eine Aufnahme, die das Spiegelbild der Original-

Digitized by Google

aufnahme darstellt. Diese beiden Aufnahmen betrachtet man nun mit Hilfe einer sehr einfachen Vorrichtung, wie sie jetzt in den Handel kommt, wobei das eine Auge die eine Aufnahme direkt beobachtet, während das andre Auge die andre Aufnahme (das Spiegelbild) in einem Spiegel sieht. Dadurch wird das Bild nun wieder zurückverwandelt und beide Augeneindrücke decken sich in der Weise, daß subjektiv ein plastisches Bild erzeugt wird. Die Wirkung ist so verblüffend, daß man im ersten Augenblick gar nicht daran glauben kann, daß diese so ungeheuer simple Einrichtung die Vorstellung einer so außerordentlich raumtiefen Anordnung erzeugen kann.

Die Vorteile dieses Apparates sind folgende:

Der Apparat selbst ist so einfach, daß er ganz billig hergestellt werden kann. Man ist nicht mehr an das Format der Bilder gebunden, sondern kann jede beliebige Größe verwenden. Durch dies vergrößerte Format wird es ermöglicht, jede Art von Reproduktionsverfahren benutzen zu können, so daß man nun auch Netzätzungen vortrefflich anwenden kann, wenn der Raster nicht gar zu weit ist. Die Herstellung der stereoskopischen Reproduktion wird auf diese Weise so billig, daß sie mühelos in jedem Katalog oder jeder Zeitschrift angewandt werden kann. Dabei ist die Betrachtung des Objekts, das dem Auge nicht mehr so nahegerückt wird, eine durchaus mühelose und erzeugt nicht die geringste Anstrengung, da die Konvergenz der Sehachsen nicht mehr stört. Außerdem ist der Gesichtswinkel dieses einfachen Stereoskops ganz außerordentlich viel größer als der der gebräuchlichsten Prismenstereoskope.

Das neue Verfahren dürfte überall praktisch sein, wo die einfache Photographie kein klares Bild geben kann. Einige Beispiele!

Bei Aufnahmen von Innenräumen heben sich zum Beispiel die Möbel ganz wenig vom Hintergrunde ab. Bei stereoskopischen Aufnahmen dagegen scheint der Hintergrund zurückzufliehen und die vordern Gegenstände heben sich klar und gesondert ab. Vor mir liegt ein Blatt aus einem Kirchenchor, wo Chorgestühl, Taufbecken und Altar zu einem wüsten Chaos durcheinander purzelt. Sobald man die stereoskopische Aufnahme betrachtet, sondern sich wie mit einem Schlage die Dinge, so daß man den Blick von einem Gegenstand zum andern schweifen lassen kann und ihr perspektivisches Hintereinander durchaus als notwendig und gesetzmäßig empfindet. Auf einem andern Beispiel ist ein Raum dargestellt, auf dessen hinterer Wand eine Tür geöffnet ist. In dieser Tür erscheinen noch allerhand Dinge, aber von dem Papier erhält man sinnfällig keinen näheren Aufschluß darüber. In der stereoskopischen Betrachtung erscheint die Tür als ein Loch, man sieht wie der Raum sich hinten weitet und empfindet deutlich, wie tief man in ihn hineinblicken kann. Ganz besonders schlagend wird die stereoskopische Betrachtung bei Aufnahmen von Gegenständen, die glänzen oder auf deren glatten Flächen sich ganze Spiegelbilder wahrnehmen lassen. Solche Glanzlichter oder Spiegelungen wirken auf der einfachen Photographie fast immer vollkommen unverständlich. Die Glanzlichter wirken wie weiße Flecken und die Spiegelungen wie sinnverwirrende Doppelbilder, so daß die Photographen sie meist wegretuschieren. Bei stereoskopischer

Digitized by Google

Betrachtung löst sich alles in klaren Glanz und greifbare Realitäten auf. Es erscheint einem schlechtweg geboten, solche glänzenden Spiegelgegenstände stereoskopisch zu reprobuzieren.

Wie außerordentlich schwer es ist, eine Plastik gut zu photographieren, das muß jeder Bildhauer wissen. Immer muß eine Stellung gesucht werden, die für die flächenhafte Darstellung des Körpers günstig ist. Dies widerspricht jedoch dem eigentlichen Sinn der Plastik, die ja gerade das Körperhafte gibt. Das Stereoskop hilft sofort.

In der Architektur wird die ungeheure Anschaulichkeit der stereoskopischen Reproduktion von ganz ungeahnten Vorteilen sein. Aber auch für die Technik kann sie außerordentlich reiche Verwendung finden. In der photographischen Wiedergabe einer komplizierten Maschine oder eines Apparates kann der Techniker sich zwar mit Mühe zurechtfinden, aber die klare, sinnfällige Betrachtung im Stereoskop wird ihm dieses Zurechtfinden unendlich erleichtern. Wenn die einfachen Apparate erst so weit eingeführt sind, daß jedermann Spiegelapparate besitzt, so können zum Beispiel illustrierten Preiskatalogen usw. von allen den Gegenständen Doppelbilder beigegeben werden, bei denen es darauf ankommt, daß der Käufer oder der Interessent sich rasch ein klares Bild vom Gegenstande machen kann, was in der einfachen Photographie nie ausreichend geschieht.

Auch im Bildnis kann die stereoskopische Betrachtung vielfache Verwendung finden. Das eigentliche Gebiet der Malerei wird davon natürlich nicht berührt. Die Kunst des Malers besteht ja eben darin, daß er von der Fläche alles das sprechen läßt, was der Beschauer zu der Vorstellung braucht, die der Künstler in ihm hervorrufen will. Aber man kann nicht billig die Anforderung stellen, daß jede Photographie eines lebenden Menschen sich nun gleich zum Kunstwerke erhebt. Daß sie geschmackvoll sein soll, versteht sich als Forderung von selbst, im übrigen gibt sie eben den Augeneindruck der Wirklichkeit. Die stereoskopischen Porträtaufnahmen runden die Vorstellung von der Erscheinung einer Persönlichkeit derartig, man erhält über jeden Zug und über jede Form so klaren Aufschluß, wie das Kunstwerk oder auch die künstlerische Photographie das nicht geben kann und auch nicht geben will, da sie ja nicht mit objektiven Wahrheiten rechnet, sondern eine besondere Auffassung einheitlich durchführt. Es wird ja immer Fälle geben, daß der einzelne von Menschen, die ihm nahestehen, auch rein objektive Dokumente aufzubewahren wünscht, die ihn in den Stand setzen, sich den eigenen Augeneindruck von der Persönlichkeit vollkommen wieder hervorzurufen. Welchen Wert hat es für uns alle, von bedeutenden Persönlichkeiten solche Dokumente zu besitzen. Ich sehe deshalb in dem einfachen Apparat von Professor Pigeon eine Möglichkeit, der Stereoskopie die allgemeine Bedeutung zu verschaffen, die ihr mit Recht zukommt.

Paul Schultze-Naumburg

Heimatpflege

Friedhofkunst — Volkskunst!

In den letzten Jahren und besonders in letzter Zeit ist viel über Friedhofkunst geschrieben und gesprochen worden und allerhand Vorschläge wurden gemacht, um unsern Friedhöfen wieder das alte

Digitized by Google

trauliche stimmungsvolle Aussehen zu verschaffen. Man verweist mit Recht auf die alten, man möchte sagen heimatlich anmutenden Friedhöfe mit ihren schönen Baumgruppen, Denkmälern und Erbbegräbnissen. Man bedauert, daß wir oft so geschmacklos sind in der Herstellung unsrer Grabmäler, in Form und Material. Wir sind auf dem Wege der Besserung. Aber was nützen alle Bestrebungen der Künstler und Wünsche der Denkmalbesteller, wenn ihnen die Friedhofordnungen mit ihren zum Teil unglaublich scharf einschneidenden Bestimmungen gegenüberstehen! Einige Beispiele: Ein Dorffriedhof besaß alte prächtige Lebensbäume, in Verbindung mit der alten Kirche und der Lage gab er ein schönes stimmungsvolles Bild. Als ich wieder hinkam, waren alle die schönen Bäume weggehackt. Sie hätten zuviel Schatten gegeben und der Kirchenvorstand habe beschlossen, sie weghacken zu lassen. Die neuen Bestimmungen lauten, daß Lebensbäume nicht höher als einen Meter wachsen dürfen! Das Bild war trostlos, aber freilich: die zum Teil recht geschmacklosen Grabsteine kamen nun recht zum Vorschein. Geschmacklosigkeiten werden immer unterlaufen, eben deshalb sollte man froh sein, wenn die Natur mit ihrer harmonischen selbstverständlichen Schönheit manches verdeckt und alles zusammenstimmt. Ähnlich ist es auf vielen Friedhöfen, nicht nur alte Lebensbäume kommen weg, auch andere etwa vorhandene schöne Baumgruppen, und auf den Friedhöfen wirkt die Öde und brennt die Sonne und jede Blume ist in kurzer Zeit verwelkt. Auf anderen Friedhöfen ist die Art der Denkmäler vorgeschrieben, damit sie ja recht schablonenhaft werden. Zum Beispiel sind auf manchen Friedhöfen ausgeschlossen: überbaute Denkmäler, wie kleine Tempel, Lauben, Hallen usw. Alles Motive, die wir auf alten Friedhöfen so schön finden und die ihnen die malerische Stimmung verleihen. Warum sind diese Art Denkmäler ausgeschlossen? Wahrscheinlich auch, weil sie Schatten geben könnten! Künstlerische Gründe dafür gibt es ja nicht. Man sehe sich einmal eine solche Abteilung auf vielen Friedhöfen an, besonders von der Rückseite. Gassen, mit kahlen glatten Rückwänden, die reine Steinniederlage! Und so etwas nennt sich Friedhofkunst in unsrer Zeit. Die erste Bedingung zur Besserung ist in solchen Fällen: Änderung der Friedhofbestimmungen. Reuter

Wir kennen einen Fall, in dem das eigentlich bestimmende Motiv für den Pflanzenschmuck auf dem Friedhof die Frage war: bekommt der Küster in den Gräbern genug Heu für seine Kühe? Er hatte nämlich ein Recht darauf. Die obenerwähnten Fälle deuten auch auf ähnliches. Außerdem freilich auch auf den berühmten „Ordnungs“- und „Reinlichkeits“-Sinn von Mißverstehensgnaden, dem das Ideal das „Wie-neu-aussehen“ ist, und der deshalb das „Wipfeldürre“ usw. wie Gift und Galle bekämpft. Wir haben sogar Gartendirektoren, die nicht gescheiter sind.

Deutsches vom Gardasee

Die Schreiereien der Irredenta und ähnlicher Verbände gegen die drohende Germanisierung des Gardasees haben ihre berufenen Gegner und damit gründliche Antworten gefunden — man braucht sich über sie nicht mehr aufzuregen. Der Fremdenstrom bringt es. Durchreisende, Kunstsuchende oder Erholungsgäste können nirgendwo eine liebenswürdigere Be-

Digitized by Google

völkerung finden als eben am Gardasee. — Aber mir ist bei den Deutschen dort doch einiges aufgefallen, was auch ich für eine Gefahr für den See halte. Wenn schon in anderm Sinne. Dabei denke ich besonders an Gardone, als den Mittelpunkt der Riviera.

In einem Führer vom Gardasee heißt es an einer Stelle: „Am Seeufer die Villa R. mit stattlichem Turmbau. Auf dem Hügel liegt der großartige Säulenpalast L. mit schöner Treppenanlage." Wer das liest und dann *sieht*, der muß bedauern, daß deutsche Namen solche Spielereien decken. Man denke sich, am Ufer dieses Sees, dessen Geschichte voller Überlieferungen aus keltischer, römischer, gotischer, langobardischer Zeit, aus den Herrschaftsepochen der Skaliger, der Mailänder, der Venediger ist, und dessen Burgen, Paläste und Kirchen üppige oder schlechte Zeugen der wechselnden Geschichtszeiten darstellen, also: am Ufer des Gardasees baut ein reicher Mann einen jener Sandsteintürme, wie sie geschmackarme Zeiten in Deutschland auf Bergen als „Aussichttürme", leider auch als „Denkmäler" aufrichten ließen. Ein Turm am niedrigen Seeufer, zwecklos, unschön. Zwecklos erst recht, seitdem der Besitzer gleich gegenüber an steigendem Gelände seinen „Säulenpalast" aufgebaut hat, von dem aus er über den Turm hinwegsieht. Nun diese Gegenstücke! Hier im schmalen Ufergarten das steinerne Ungetüm, das sinnlos in die Gegend hineinschreit, gegenüber, nur durch die Straße getrennt, im Terrassengarten und auf riesenbreiter Terrassentreppe der Protzenpalast. Die Treppen von der Kurstraße abgeschlossen durch ein riesiges Gitterwerk und ein „modernes" Parktor. Die Palastfassade deutet auf einen griechischen Tempel, mit Figurengiebel, alles strahlend weißer Marmor und heller Granit. Als Krönung des Geschmackes aber erscheint dem Beschauer vom Dampfer, von Ober-Gardone, von den Nachbarhäusern aus über dem griechischen Vorderbau das ganz moderne, rote Dach, zum Teil Glasdach, eines Wintergartens. Das erscheint nun den Italienern als deutscher Kunstgeist.

In Gardone gibt es das Kunstgeschäft eines italienischen Malers, Briarava. Der Mann handelt wirklich auch mit ganz guten Bildern, Bronzen, Marmorwerken und dergleichen. Er ist klug, und genügend des Deutschen mächtig, um dem suchenden Käufer seine gute Ware zu erklären. Er rät von schlechten Stücken selbst ab, sobald er an dem Käufer einen guten Geschmack bemerkt. Aber da ist noch ein deutscher Friseur! Der stellt Bilder aus: „Ölgemälde" vom Gardasee, von einem deutschen „Maler", zum Teil in der Barbierstube, zum Teil auf der Straße, an der Mauer. Sie sind nicht einmal kritisch, sie sind *Schund*. Aber dieser Schund geht zu *Hunderten*, und für ganz tüchtiges Geld, an deutsche Käufer, ich glaube, ein paar dutzendmal mehr als die bessern Sachen beim Italiener.

Genügen die beiden Beispiele, um auf das zu deuten, was ich anders wünschte? Es gibt wirklich eine Art „deutsche Gefahr" am Gardasee. Eine, gegen die wir von *Deutschland* aus vorgehen sollten. V

Gesellschaft

Von der heiligen Sieben

Ein öffentliches Aufgebot ergeht an die Welt, erlassen vom Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte betreffend sieben Pfennige. Nämlich: seit dem 29. September

Digitized by Google

A. D. 1879 lagern selbige, wo sie als gerichtlich niederzulegende Gelder ordnungsgemäß zu lagern haben: bei der Ministerial-, Militär- und Baukommission zu Berlin. Denn: sie waren damals der Rest eines Versteigerungserlöses aus der Versteigerung des Auktionskommissars Krieger in Sachen Otto Modo Buchholz kontra Bielitz, weil Frau Flauter Interventionsansprüche angemeldet hatte. Aber so war nun die Frau Flauter: Erst tat sie das, und dann hob sie das Geld nicht ab! Nunmehro fordert das Amtsgericht alle Beteiligten auf, ihre Ansprüche und Rechte auf bemeldete sieben Pfennige spätestens in dem auf den 29. Oktober 1910, Vormittag 11 Uhr anberaumten Aufgebotstermin vor dem Gericht in Berlin C, Neue Friedrichstraße 12/15, Zimmer 113/115 anzumelden. Androhung: Im Falle nicht erfolgender Anmeldung wird die Ausschließung der Beteiligten mit ihren Ansprüchen auf die sieben Pfennige gegen die Staatskasse erfolgen.

Sollte etwa unter unsern Lesern einer, dieweil er vielleicht auch Flauter heißt, denken: wer weiß, vielleicht läßt sich hier zur Aufbesserung seiner Vermögensverhältnisse im Trüben fischen — so sei er indessen ernstlich gewarnt. Denn wir unserseits fragen: wer weiß, wieviel des heiligen Burocratii Spesen betragen? Als welche etwanigen Falles auch der glaubhaft als zur Entgegennahme des lagernden Kapitals berechtigt ausgewiesene Bewerber seinerseits zu berichtigen hätte??

Enteignung von Kunstwerken

Durch eine Reihe von Tageszeitungen ging kürzlich eine Notiz über das teuerste Gemälde. Irgendein amerikanischer Millionär soll ein Bildnis von Franz Hals für mehr als zwei Millionen Mark erworben haben. Gleichzeitig wurde mitgeteilt, daß auch Pierpont Morgan schon einmal zwei Millionen für ein Bild bezahlt habe. Man muß annehmen, daß diese Käufe nicht nur auf renommistischem Protzentum beruhen, sondern daß es sich wirklich um ganz hervorragende, einzigartige Kunstwerke handelt — zwei Millionen sind der Jahresarbeitsverdienst von zweitausend deutschen Arbeiterfamilien, sie entsprechen dem Jahresbudget eines deutschen Kleinstaates und sind auch für einen Amerikaner kein Pappenstiel. Was würden wir nun sagen, wenn der Erwerber solches Kunstwerkes oder sein Erbe tatsächlich ein kulturloser Absnob wäre, wenn wir läsen, daß er betrunkenen Gästen ein besonders ausgesuchtes Vergnügen bereitete, indem er sie im Spiegelsaale mit Pistolen nach dem Millionenbilde schießen ließe. Die Vernichtung der Millionen könnte uns kalt lassen — aber auch die des unvergleichlichen Bildes? Ein Stück Kunst, ein Stück Menschheitkultur würde unwiederbringlich zerstört durch die Laune eines kulturlosen Einzelnen. Aber wie die Gesamtheit sich darüber empören würde, sie könnte es nicht hindern. Unser geheiligtes Privateigentum schützt den Barbaren. Den Gast, der es wagte, ihm zu widersprechen, könnte er aus dem Hause weisen, bei Widerstand ihn wegen Hausfriedensbruchs belangen. Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht müßten bei uns in solchem Falle den Frevler beschirmen, damit er ungehindert von der Kultur und ihrem Notschrei seinen Frevel verüben könnte. Denn er wäre der

Vom Recht

Digitized by Google

rechtmäßige Eigentümer von Gesetzes wegen. Und unser Gesetz kennt nichts Heiligeres als das Eigentum — wenigstens beweglichen Sachen gegenüber. Wer eine Million zu vergeben hat, der darf sich damit den Spaß gestatten, die Menschheit um seltenste Kulturgüter zu berauben.

Solche Gedanken kommen leicht, wenn man durch eine Gelegenheitsausstellung wandert, wie zum Beispiel die Ausstellungen älterer französischer und englischer Kunst in der Berliner Akademie welche waren. Dutzende der berühmtesten, prächtigsten Bilder, von Meistern, deren Hand längst vermodert ist. Der Katalog belehrt uns, daß die Mehrzahl aus privatem Besitze hergeliehen ist. Wenige Wochen und diese Kunstwerke wanderten wieder in privaten Besitz. Und wenn es den Besitzern einmal einfiele, so wären sie nicht mehr da: eingeschlossen, verloren, nach Amerika gebracht, vernichtet. Das Publikum stände ohnmächtig dabei. Denn nochmals: das Eigentum ist heilig, und die einzige Waffe, das Abkaufen, ist unwirksam, wenn nicht genügend Geld zur Verfügung steht, oder der Eigentümer den Spaß am Extravaganten höher schätzt als Geld. Je mehr sich der Reichtum bei einer Minderheit häuft, die keineswegs die Auslese der Kultur zu bedeuten braucht, je größer wird solche Gefahr. Und schließlich wird sie auch noch durch psychische Erscheinungen erhöht, die Ausschreitungen der angedeuteten Art bewirken können, ehe sie als Symptome von psychischer Erkrankung erkannt werden.

Nicht nur Privatpersonen sind so eine ständige Bedrohung der Kultur, sondern auch Fürsten, die doch als Repräsentanten der Gesamtheit gelten. Nicht das soll untersucht werden, wieweit die Kunstschätze einzelner Monarchenfamilien aus öffentlichen Mitteln gesammelt sind, so daß die Öffentlichkeit einen Anspruch auf den Besitz erheben könnte, wenn nicht solche Fragen von uns als privatrechtliche Vermögensfragen behandelt und die Nachweise lückenhaft wären. Aber was man verlangen könnte, wäre: daß Fürsten den Besitz einzigartiger Kunstwerke nicht als Privatbesitz auffaßten, sondern sich auch hier ihrer Pflichten gegen die Kultur der Gesamtheit bewußt wären. Daß auch das leider nicht der Fall ist, bewies unter anderm wieder die Französische Ausstellung der Berliner Akademie. Eine Anzahl der besten Werke dort entstammte dem Privatbesitze des Kaisers. Man hat ihm in überschwänglicher Weise dafür gedankt. Man hat anderseits mit Bedauern vermerkt, daß Watteaus bestes Werk, die Einschiffung zur Liebesinsel, nicht gezeigt werden konnte, weil der Kaiser die Erlaubnis zur Ausstellung verweigert habe. Ein triftiger Grund, der einen Deutschen Kaiser berechtigte, dieses Bild der Öffentlichkeit vorzuenthalten, ist nicht genannt worden. Wenn er nun dem Gedanken der Ausstellung überhaupt nicht gewogen gewesen wäre und auch seinen übrigen Besitz an Watteaus, Lancrets usw. nicht zur Verfügung gestellt hätte? Dann hätte die ganze Veranstaltung entweder nicht stattfinden können, oder sie wäre sehr dürftig ausgefallen. Wer verbürgt, daß Wilhelm des Zweiten Nachfolger oder andre Fürsten in entsprechendem Falle für alle Zukunft ein gleiches Entgegenkommen beweisen werden? Wenn einmal auf dem preußischen oder einem anderen Throne ein Herrscher sitzt, der seine

Digitized by Google

Freude daran findet, die Kunstschätze seines Besitzes ganz für sich allein zu genießen oder der sie aus Unverständnis oder Verlegenheit zu Geld macht — wer will den Privatmann auf dem Thron daran hindern, solange das Privateigentum allgemein unantastbar, solange nicht allgemein der Grundsatz durchgeführt ist, daß auf gewisse Leistungen die Öffentlichkeit Anspruch hat, daß gewisse Kulturwerke Volksbesitz sein müssen? Wir haben ja kürzlich an den Verkäufen des Königs der Belgier gesehen, wie für unmöglich Gehaltenes gelegentlich möglich wird.

Einen Ausweg aus dem Widerspruch zwischen Privateigentum und öffentlichem Interesse hat man darin gefunden, daß Kunstwerke aus privatem Besitze in öffentlichen Sammlungen, auch dauernd, ausgestellt werden. Namentlich die Londoner Museen sind reich an Bildern, die einzelnen Engländern gehören. Die Öffnung privater Sammlungen für das Publikum dient demselben Zwecke. Man denke an die Schackgalerie in München. Aber der dadurch geschaffene Zustand bleibt von dem guten Willen der Eigentümer, von ihrer Laune, von ihrem Vermögensstande abhängig. Viele Leiher würden sich sträuben, wenn ihnen eine ewige oder auch nur langdauernde Verpflichtung zur öffentlichen Ausstellung (auch gegen Leihgeld oder Abfindung) zugemutet würde. Niemand kann sie zwingen. Eines schönen Tages will oder kann der alte oder ein neuer Besitzer den Zustand nicht mehr aufrechterhalten; sein Bild verschwindet.

Daß diese Mißstände nicht längst zu Abänderungen des Rechts geführt haben, ist ein Beweis dafür, wie tief rein vermögensrechtliche Anschauungen in der Menschheit des 19. und 20. Jahrhunderts wurzeln. Alles muß sich in Geld werten lassen; alles muß sich kaufen und verkaufen lassen; und wer etwas bezahlt, der erwirbt es zu unbeschränktem Gebrauche sowohl wie Mißbrauche: sei es eine Tonne Korn oder eine Kohlenzeche oder ein Stück Heimatboden oder ein Kunstwerk — oder die Arbeitskraft eines Mitmenschen. Wir haben eine große soziale Bewegung, die darnach ringt, den Vermögenscharakter unsres Rechtes einzudämmen durch das Recht des lebendigen Menschen, die durchsetzen will, daß der Arbeitsvertrag über Menschenhirn und Menschenfaust als etwas anderes anerkannt werde als der Kauf einer Maschine oder das Mieten einer Wohnung. Wir haben eine bodenreformerische Bewegung, die den Grund und Boden samt seinen Naturschätzen unter ein neues Recht stellen will, das seinen Gebrauch als Wohn- und Arbeitsstätte fördert, seinen Mißbrauch hindert. Wann wird nun auch eine sozial-pädagogische Bewegung entstehen, die künstlerische Kulturtaten der Gesamtheit sichert und ihre Vernichtung durch Privatrechte einzelner hindert?

Daß dabei in das Privateigentum und in die Vertragsfreiheit eingegriffen werden muß, versteht sich von selbst. Aber das braucht uns nicht zu schrecken, denn solche Eingriffe sind schon viele erfolgt. Von der Aufhebung der Sklaverei und Hörigkeit bis zu den jüngsten Arbeiterschutzgesetzen ist unsre soziale Gesetzgebung ein ständiges Beschneiden von Privatrecht und Vertragsfreiheit. Wir haben Gesetze geschaffen, nach denen Grund und Boden zu öffentlichen Zwecken enteignet werden kann. Wir sind neuerdings dazu übergegangen, Naturschönheiten und

Digitized by Google

Naturdenkmäler gesetzlich vor Verschandelung und Vernichtung zu sichern — auch ein Eingriff in das Eigentum, eine teilweise Enteignung, und zwar ohne Entschädigung. Von hier aus ist nur ein kleiner Schritt bis zur Sicherung auch von beweglichen Sachen mit Gemeinwert für die Gemeinschaft.

Ein Gesetz zur öffentlichen Zwangsenteignung von Kunstwerken! Hervorragende Werke (namentlich von verstorbenen Meistern), deren Verlust für die Gesamtheit eine Kulturminderung bedeuten würde, müßten auf gesetzlich geordnetem Wege von Staats wegen der Verfügungsgewalt eines einzelnen entzogen werden können. Da der einzige Zweck des Vorgehens die Sicherung des Genusses oder Studiums für jeden Interessenten in Gegenwart und Zukunft ist, so würde ein Zwang zum Verkaufe an eine öffentliche Körperschaft weder notwendig, noch ausreichend sein, da die nötigen Mittel zum Ankaufe fehlen dürften. Viel wichtiger wäre ein gesetzlicher Zwang für den jeweiligen Eigentümer, das Kunstwerk selbst in geeigneter Weise der Öffentlichkeit zugänglich zu machen (man denke an Danneckers Ariadne in Frankfurt) oder es einem öffentlichen Museum dauernd zur sachgemäßen Verwertung zu überlassen. Wem das Bild gehört, kann uns gleichgültig sein. Nur daß es da ist, daß jeder es sehen kann, daß man nicht in ständiger Sorge zu sein braucht, es könnte weggeholt, vernichtet werden, darauf allein kommt es an.

Eine fast selbstverständliche Folge eines solchen Vorgehens müßte es sein, daß derartige Kunstwerke unbeschränkter Nachbildung und Vervielfältigung freigegeben würden.* Denn nicht jeder hat Zeit und Geld, um an den Standort des Originals zu reisen. Und unsre Technik erlaubt es uns ja, einen Teil des Kulturwertes der Kunstwerke durch Guß, Photographie, Druck usw. zu vertausendfachen. Dieser Gesichtspunkt müßte allein maßgebend sein gegenüber literarischen und musikalischen Leistungen, die ja in unbeschränktem Maße vervielfältigt werden können. Hier müßte das Enteignungsverfahren auf Vervielfältigung gerichtet sein. Denn für Dichtungen besteht nicht die Gefahr eines Verlustes, sondern nur die Gefahr, daß sie nicht genügende Verbreitung finden. Auch der Bücherverlag, ja vielfach das Bücherschreiben wird mehr unter privatwirtschaftlichen als sozialen Gesichtspunkten bewertet. Dem Verleger, und oft auch dem Verfasser, ist die Hauptsache, daß mit dem Werke Geld verdient wird. Die kulturelle Wirkung auf die Gesamtheit kommt erst in zweiter Linie. Die Schutzfrist im Urhebergesetze ist ja eine direkte Anerkennung der geistigen Prostitution: daß der Zweck der Preisgabe von Gedanken Gelderwerb sei.

Demgegenüber ist schon manchmal bei Geldsammlungen für das Denkmal eines verstorbenen Dichters vorgeschlagen worden, lieber das Geld für die Ablösung des Verlagsrechtes, für die Freigabe des Nachdrucks oder für die Veranstaltung einer ganz billigen Volksausgabe des Dichterwerkes zu verwenden. Dieser Vorschlag

* In Frankreich zum Beispiel steht die Reproduktion staatlich angekaufter und ausgestellter Werke der Allgemeinheit frei. Unser Urheberrecht ist darin viel enger und kapitalistischer. K.-L.

Digitized by Google

berührt sich mit dem hier angedeuteten. In das Verlagsrecht müßte eine Ausnahme kommen. Gegenüber schriftstellerischen, musikalischen oder verwandten Leistungen, deren weiteste Verbreitung im Interesse der Volkserziehung, der Kultur dringend erwünscht wäre, müßte der Staat das Recht der Enteignung besitzen. Er müßte entweder den Verfasser oder den Verleger nötigen können, ein solches Werk in einer billigen Massenauflage herzustellen, oder er müßte gegen angemessene Entschädigung das Verlagsrecht aufheben und Druck, Verbreitung, Aufführung völlig freigeben können. Wenn vom Staate oder von Privaten Ehrengeschenke oder Pensionen an verdiente Literaten gegeben werden, so sollten sie auch jetzt schon mit derartigen Maßnahmen zur Verbreitung der Leistungen verknüpft werden. Das nähme den Gaben ihren Almosencharakter und machte sie doppelt nützlich. Besonders geeignet für gesetzliches Vorgehen scheint mir eine Bestimmung, wonach die Erben eines gestorbenen Großen genötigt werden könnten, gegen eine angemessene Rente oder sonstige Entschädigung auf die dreißigjährige Schutzfrist zu verzichten. Ich bekämpfe durchaus nicht den Gedanken, daß der Dichter oder sonstige Schriftsteller mit seiner Arbeit Geld verdienen will. Das ist durchaus berechtigt und notwendig. Wogegen ich mich wende, das ist nur das ausschließliche Herrschen solcher privatwirtschaftlicher Anschauungen, ist der Gedanke, daß auch hohe Kulturwerte und Gemeinschaftsinteressen hinter dem Privateigentum und dem Privatinteresse zurückstehen sollen.

Es hat keinen Zweck, etwa einen fertigen Gesetzentwurf in Vorschlag zu bringen. Denn von dieser Anregung bis zu ihrer Durchführung ist ein weiter Weg. Worauf es mir ankommt, ist nur einmal weiteren Kreisen zum Bewußtsein zu bringen, welche enormen Schäden das Privateigentum in seiner krassen Durchbildung unsern wichtigsten Kulturgütern bringen kann. Die Rücksicht auf Verkehr, auf Gesundheit und manches andere hat schon bescheidene Breschen in dieses geheiligte Recht geschossen. Vielleicht wäre es doch nicht unberechtigt, wenn wir auch der Kunst zuliebe noch einen kleinen Schritt weiter gingen. Heinz Potthoff

Wir brauchen wohl kaum darauf hinzuweisen, wie vielfach sich die hier von einem Mitgliede des Reichstags ausgesprochenen Gedanken mit unsern Anregungen um eine Reform des Urheberrechts berühren, von denen die meisten in der Dürerbund-Flugschrift „Urheberrecht und Urheberschatz“ (30 Pfg., Verlag von Georg D. W. Callwey in München) zusammengestellt sind.

Sozialismus und Parlamentarismus*

Zu den Tagesereignissen

In der französischen Kammer antwortete einmal Georges Clemenceau als Ministerpräsident einem

* Da dies wieder ein Aufsatz ist, der sich sehr schön und lohnend mißverstehen läßt, wollen wir das oft Gesagte aller Vorsicht wegen bei dieser Gelegenheit nochmals sagen: alle Aufsätze jenseit der im engern Sinn „ästhetischen“ Gebiete geben wir nicht als Sachverständige, nicht als Ausdruck unsrer Meinung. Sondern vorläufig einfach als Material zum Überdenken und sehr oft zugleich für uns wie unsre Leser als Übungen, Andersdenkende zu hören und zu verstehn. K.-L.

Digitized by Google

Abgeordneten, der den recht konservativ, wenn nicht reaktionär regierenden Staatsmann an seine ziemlich revolutionäre Vergangenheit als Volksmann erinnerte: „Ich stehe jetzt auf der andern Seite der Barrikade.“ Die Äußerung beweist, daß der Skeptiker Clemenceau selbstgerechter oder offenherziger, nicht aber, daß er schlechter war als die meisten andern, die in modernen Autoritätsstaaten schon aus Volksvertretern Regierungsvertreter wurden. Die Parteipolitiker wollen es nicht wahr haben, daß es an und für sich ziemlich gleichgültig ist, ob ein Volksvertreter, der in die Dienste einer Regierung tritt, vorher oppositionell oder regierungsfreundlich gesinnt war. Der Glaube, mit Parteiprinzipien lasse sich die Erde aus den Angeln heben, muß dem Volke erhalten werden; denn das ist der Boden, worauf man steht. „Gelegenheit macht Diebe“; um die Zahl der Diebe zu verringern, kann man also nichts Besseres tun als die Gelegenheiten zum Stehlen vermindern. Warum sollte nun Gelegenheit in der Politik nicht auch Reaktionäre aus früheren Fortschrittlern, Despoten aus früheren Revolutionären machen können? Man erhofft im politischen Leben aber noch alles mögliche von Personenwechseln und schenkt der viel wichtigeren Entwicklung des Milieus, wo regierende Personen hineingeraten, kaum etwas Aufmerksamkeit. Wie oft ist nicht schon aus dem ausgebeutetsten Arbeiter der ausbeutendste Unternehmer geworden, wie in der Sklavereiwirtschaft oft aus dem erbärmlichsten Sklaven der erbarmungsloseste Sklaventreiber zu werden pflegte! Unendlich viel Tinte ist schon über die Korruption in amerikanischen Stadtverwaltungen vergossen worden. Trotz aller Kritik löste immer eine „Maschine“ die andre ab, ohne daß man jemals mit einem neuen Boß und seinen Leuten viel bessere Erfahrungen machte als mit den alten. Merkwürdig war dabei, daß der Boß, der jeweils in einer Stadt herrschte, immer offensichtlich bestrebt war, für die höchsten Verwaltungsstellen Kandidaten zu finden, die sittlich makellos dastanden, und sich doch sehr oft fast regelmäßig herausstellte, daß solche makellose Persönlichkeiten gar bald vom Pfade der Tugend abirrten und in die Fußtapfen ihrer verderbten Vorgänger traten. Nun haben im Laufe der letzten zehn Jahre viele amerikanische Städte, denen sich neuerdings sogar Buffalo, die zweite Stadt im Staate New York anschloß, ein ganz neues Verwaltungssystem eingeführt, genannt „Gouvernement by Commission“, das die Stadt Galveston zuerst erprobte, als die Folgen einer Überschwemmung sie seinerzeit zwangen, es zu ersinnen, um der eingerissenen Anarchie Herr zu werden. Und wo dieses neue System, das die vorher über vielgliedrige Körperschaften verteilte Autorität und Verantwortlichkeit zusammenfaßt und einer vier, fünf Mann starken Kommission überträgt, zur Anwendung kam, da hörte die Korruption mit einem Schlage auf. Man hatte die Gelegenheiten zum Mißbrauch öffentlicher Gewalten vermindert und damit sogleich ein soziales Übel geheilt, das bislang alle sittliche Entrüstung durch Ströme von Tinte nicht zu heilen vermochte.

Wenn man unbefangen den merkwürdigen Vorgang im badischen Landtage betrachtet, bei dem 17 Mitglieder von der 20 Abgeordnete starken sozialdemokratischen Fraktion in offenem Widerspruch zu den Bestrebungen und

Digitized by Google

Beschlüssen ihrer Partei für einen Staatsvoranschlag stimmten, so kann man ihn nur mit der Unzulänglichkeit des heutigen Parlamentarismus, wirkliche Volksvertretungen zu bilden, erklären. Es handelte sich hier gar nicht um die Frage, ob die revolutionäre oder die reformatorische Richtung in der Sozialdemokratie mehr Berechtigung hat, sondern lediglich, um die im Grunde alle Staatsbürger gleicherweise angehende Forderung: daß ein Parlament die verschiedenen Willensrichtungen des Volkes klar und bestimmt zum Ausdruck bringe. Ein wenig Überlegung lehrt aber, daß die Bahnen, die Dr. Frank und Genossen einschlugen, wohl solche sein mögen, die sie zu Erfolgen führen können, aber auch solche, auf denen die Arbeitermassen, die sie vertreten, kaum auf die Dauer folgen werden. Die Spuren, die die deutschen Revisionisten locken, die der Millerand, Briand, Burns in Frankreich und England, das sind Spuren, die die Arbeiter schrecken werden, solange sie noch an dem Glauben festhalten, auf den Trümmern des Gegenwartsstaates werde sich einst auf der Grundlage der internationalen Solidarität aller Arbeiter ein Zukunftsstaat erheben, der die ungeheuren Kraftsummen, die für Rüstungszwecke aufgewendet werden, für soziale Zwecke freimache. Man kann diesen Glauben bekämpfen, aber man kann auch begreifen, daß er seine Vertreter im Parlament nicht seine Zukunftshoffnung gegen Geschenke des Gegenwartsstaates „preisgeben" sehen möchte. Die Erfahrung in Ländern, wo der Parlamentarismus in seiner heutigen Gestalt besser zur Geltung kommt als in Deutschland, lehrte immer wieder, daß die Gelegenheiten, im Rahmen des Gegenwartsstaates politischen Einfluß zu erlangen, aus den revolutionärsten Sozialisten harmlose Reformisten zu machen pflegt. In Frankreich hat die fortwährende Wiederholung solcher Wahrnehmungen dazu die Wahlbeteiligung immer geringer werden und immer größere Massen von Arbeitern zu den antiparlamentarischen, wirtschaftlich-revolutionären Syndikalisten stoßen lassen. Übrigens herrscht in allen französischen Bevölkerungsschichten Mißstimmung über die mit den Parlamentariern gemachten Erfahrungen vor. Der (regierungsfreundliche) „Temps" klagte einmal: „Nichts rührt unsre Abgeordneten, nichts die Regierung. Warum auch? Es sind ja nur die Interessen des Landes, die Gefahr laufen." Der regierungsfreundliche radikale Abgeordnete Steeg erklärte unlängst in einem Artikel der „Lanterne": „Das Parlament hat bei der letzten Krisis nicht gewonnen . . . langsam, unbewußt findet der Antiparlamentarismus Eingang bei ausgezeichneten Patrioten. Die geistige Elite kritisiert Parlament und Parlamentarier aufs schärfste. Die Bourgeoisie ist beunruhigt, die organisierte Arbeiterschaft uns entschieden feindlich." G. Deherne, Sozialist und Begründer einer der ersten universités populaires in Paris, greift, wie Dr. Käthe Schirmacher im „Tag" mitteilt, mit größter Heftigkeit die Grundlage des französischen Parlamentarismus, das allgemeine Wahlrecht und das Majoritätsprinzip, an. Das allgemeine Wahlrecht sei eine „institution malheureuse", die eine Legion hungriger Politiker und Journalisten erzeugt habe, deren Ziel der Fang eines Mandates sei. „Die blökenden Stimmviehherden aber verkörpern nur noch Dummheit und Niedrigkeit." Den heutigen fran-

Digitized by Google

zösischen Parlamentarismus hatte auch der sozialistische „travailleur du centre“ im Auge, als er schrieb: „Der Ring selbstsüchtiger Interessen, der uns heute beherrscht, macht dem Arbeiter die Republik hundertmal verhängnisvoller als die Monarchie.“

Man vergleiche nun mit dieser Mißstimmung, die im französischen Volke die „positive“ Wirksamkeit sozialistischer wie bürgerlicher Parlamentarier hervorgerufen hat, die Begeisterung und den Eifer, womit die „negativ“ wirkenden sozialistischen Parlamentarier für den deutschen Reichstag bislang gewählt worden sind. Es kann demnach keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der deutsche Proletarier mit der revolutionären Taktik, die seine Vertreter im Parlament bisher befolgten, durchaus zufrieden gewesen ist. Er konnte das auch, weil auf diese Weise nicht nur in den Massen der Glaube an den Zukunftsstaat genährt wurde, sondern zugleich im Bürgertum und besonders in den Kreisen der Bureaukratie eine Furcht vor dem „großen „Kladderadatsch“, die schließlich die Bureaukratie wie die bürgerlichen Parteien vor den sozialpolitischen Wagen spannte. Bismarck war ehrlich genug, einzugestehen, daß Deutschland ohne die sozialistische Agitation keine soziale Gesetzgebung von besonderem Belang erhalten haben würde, um so weniger kann man es dem sozialistischen Wähler verübeln, wenn er in allem, was der Gegenwartsstaat bislang für ihn getan hat, Früchte des revolutionären Gebarens seiner Partei sieht.

Den sozialistischen Abgeordneten im deutschen Reichstage war es bisher nicht schwer, sich derjenigen stets negierenden Taktik zu befleißigen, die dem revolutionären Endzweck der proletarischen Bewegung entspricht. Denn die bürgerlichen Parteien stellten sich ihr im Bunde mit der Regierung in jedem Falle geschlossen entgegen, wo sie nicht etwa bloß Handlangerdienste leisten, sondern einen wirklichen unmittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben wollten. Auch in den ihnen am nächsten stehenden liberalen Gruppen war vor dem Zusammenbruch des „Bülowblocks“ immer mehr Neigung vorhanden, rechts Anschluß zu suchen als links. Erst seitdem das Experiment einer „konservativ-liberalen Paarung“ ohne Erfolg gemacht worden ist, breitet sich im Bürgertum die Überzeugung aus, daß ein, sei es auch nur vorübergehendes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie nötig sei, um die Herrschaft der „blau-schwarzen Reaktion“ zu stürzen. Jetzt erst winkt auch den sozialistischen Parlamentariern im Reiche wenigstens von fern die Möglichkeit, wie in Frankreich ihre persönlichen Neigungen und Interessen mit denen der Regierung und Bureaukratie in Verbindung zu bringen. Darum, nicht weil die Arbeiterbewegung in Deutschland an und für sich geneigt wäre, „revisionistische“ Bahnen einzuschlagen, muß die Prophezeiung eines badischen sozialistischen Blattes sich erfüllen, das kürzlich schrieb: „Was bei uns in Baden sich seit etwa sechs bis sieben Jahren in der politischen Entwicklung abspielte, ist weiter nichts, als die Ouvertüre zu dem großen politischen Problem, das nolens volens auch für die Reichspolitik gelöst werden muß.“ Für jeden, der auch in der Politik den Mut hat, die Dinge zu nehmen wie sie sind, der also einen „Verrat“ sozialistischer Abgeordneten an ihren Wählern nicht anders

Digitized by Google

werten würde als einen „Verrat“ bürgerlicher Abgeordneten, ist es anderseits klar, daß die Wirkungen dieser Problemlösung im Reich wie in den Einzelstaaten andre sein werden als es sich die heute träumen lassen, die ihre Hoffnungen darauf setzen. Der Parlamentarismus der Gegenwart wird durch sozialistische Parteipolitik bei der deutschen Arbeiterschaft kompromittiert werden, wie er in weiten Kreisen des Bürgertums durch bürgerliche Parteipolitiker schon kompromittiert worden ist. Arbeiterbewegung wie Beamtenbewegung wird dann mehr und mehr in antiparlamentarische Bahnen abgelenkt werden. Wie heute schon in Frankreich und England, wird dann auch in Deutschland das Problem einer Umgestaltung des Parlamentarismus in den Vordergrund öffentlichen Interesses treten. Otto Corbach

„Der Abend der Kathedralen“

Robin hat unter dieser Überschrift zur Verteidigung der französischen Kathedralen das Wort ergriffen, von denen auch drüben manche durch die moderne Restaurierſucht bedroht werden. Der Aufsatz ist also schon wegen der Denkmalschutzgedanken interessant. Seine Wärme und Phantasie macht ihn aber auch sonst noch auch für uns Deutsche so lesenswert, daß wir uns freuen, sein Wesentliches durch den Kunstwart auch unserm Volke vorlegen zu dürfen.

Niemand schützt die Kathedralen. Die Last des Alters ruht auf ihnen, und unter dem Vorwand, sie zu „restaurieren“, vernichtet sie der Architekt; er ist der Arzt, der auf hinterlistige Weise tötet. Leider stehen wir nun am Ende ihres großen Lebenstages. Diese Ahninnen sterben und sie sterben gemartert. Renan betete auf der Akropolis; hat das noch niemand veranlaßt, euch zu beschützen, Rouen und Caen, ihr Wunderwerke französischer Kunst? Jene unvergleichlichen Handwerker, denen es gelang, den Himmel auf die Erde zu bannen, weil sie ihr ganzes Fühlen und Denken auf ihn konzentrierten, sind nicht mehr da, um ihre Werke zu schützen. Und nun raubt ihnen die Zeit Tag für Tag ein Stück ihres Lebens, und die Architekten, die sie entstellen, rauben ihnen ihre Unsterblichkeit. Wenn aber ihre Schönheit entschwunden sein wird, dann wird auch das Land verödet, entehrt sein, bis hinein in jene fernen Zeiten, da die menschliche Intelligenz sich wieder zur ewigen Beatrix emporschwingt.

Die Gotik ist die Geschichte Frankreichs; sie ist unser aller Stammbaum. Sie waltet vor bei unsrer Gestaltung; sie lebt von unsern Umwandlungen. Sie beharrt in den Stilarten, die ihr bis zum Ende des 18. Jahrhunderts folgen. Diese Stilarten sind von ihr abgeleitete Formen.

Das Neu-Griechisch, das unmittelbar studiert wurde, hat nur die Nachahmer des 15. Jahrhunderts inspirieren können; jedoch abermals durch die Gotik belebt — denn unsre Renaissance ist nur eine Phase der gotischen Kunst —, hat es sehr schöne Werke hervorgebracht. Aber als man im 19. Jahrhundert den griechischen oder romanischen Stil getreuer nachbilden wollte, indem man sich von der gotischen Mitbeeinflussung befreite, ist man in Regellosigkeiten oder Torheiten verfallen und hat alle Vorbilder verraten. Von Leidenschaft für eine möglichst getreue

Digitized by Google

Wiedergabe beseelt, darf man einzig und allein die Natur nachbilden. Die Nachbildung von Kunstwerken verbietet sich durch das Prinzip der Kunst selbst.

Alle Restaurationen aber sind in des Wortes genauester Bedeutung Kopien, und daher sind sie von vornherein verurteilt.

Man holt die Meister nicht ein, wenn man ihnen das persönliche Geheimnis ihres Genius zu entreißen sucht, sondern nur, wenn man ihrem Beispiele folgend die Natur studiert. Alle großen Künstler aller Zeiten sind Stimmen, die vereint das Lob der Natur singen. Jahrhunderte können zwischen sie treten; sie bleiben dennoch Zeitgenossen. Alle großen Momente der Kunst tragen das Gepräge ein und desselben einzigartigen Charakters.

⧈

Die Seele der gotischen Kunst liegt in jenem verführerischen Wechselspiel von Lichtern und Schatten, die der ganzen Kathedrale ihren Rhythmus verleihen und sie zum Leben zwingen.

⧈

Das Wechselspiel zwischen Tag und Nacht, die so harmonische Verteilung von Licht und Schatten ist das Mittel, das Ziel, das ganze Daseinsrecht der Architektur. Und ist es nicht auch das erhabenste Ziel der Bildhauerei? Diese kann wohl ein unmittelbares und im einzelnen näher bestimmtes Motiv in der Vegetation, der Tierwelt, in der menschlichen Gestalt finden, aber im letzten Grunde knetet und modelliert der Bildhauer immer aus Licht und Schatten, wie es auch der Architekt tut, und wenn es sich um den Begriff „große Kunst“ handelt, sollte man von der Bildhauerei nur unter dem Namen Architektur reden.

Der Mensch erhebt sich, indem er sich beim Ausdruck seiner Gedanken auf das Unvermeidliche beschränkt. Ein Meisterwerk ist ganz notwendig eine sehr *einfache* Sache, denn es läßt nur das Wesentliche zu. Darum würden alle Meisterwerke der Menge auf ganz natürliche Weise zugänglich sein, wenn diese nicht verbildet wäre. Aber selbst zurzeit, da die Menge unfähig geworden ist, zu verstehen, hat der Künstler trotzdem mit dem Empfinden des Volkes, mit der „Volksseele“ das echte Meisterwerk empfangen und geschaffen. Mit der Menge hat er, wenn sie auch nur in idealem Sinne zugegen war, *gefühlt*, was er wie die großen Meister *verstand*; und zur Seele der Menge wird er selbst, um nun mit seinem Herzen, seiner Liebe auszugestalten, was zuvor sein Geist begriffen und durchdacht hatte.

⧈

Wie war doch die instinktive Methode dieser gotischen Kunst so wahr, richtig und fruchtbar! Im großen gesehen ist es die Methode unsrer individuellen Betätigung, wenn sie gut geleitet wird: es ist die unausgesetzte und universelle Vereinigung des Menschen mit der Natur.

Wo soll man die Wissenschaft suchen? Überall! Man soll sie bei unsrer instinktiven Betätigung so wie bei unserm Vermögen nachzudenken zu finden wissen.

Wo habe ich die Kultur begriffen? In den Wäldern, als ich die Bäume betrachtete, auf den Landstraßen, als ich die Bildung der Wolken studierte — vor allen Dingen nicht in den Schulen!

Auf solche Weise hat die gotische Kunst ihren Meisterwerken nach und nach Blumen, Fruchtgärten und Wälder einverleibt,

Digitized by Google

alle Gewächse, die den bescheidenen Hütten gut Freund sind, und alle Legenden, die das Herz des Armen erfreuen; die schlichtesten wie die zartesten Einzeldinge des Lebens.

Die Vereinigung all dieser Dinge, wie sie von überall her der Natur entnommen wurden, gestaltet sich um zum gewaltigen Text der Natur selbst, die dem Menschen zulächelt.

Dieses Fest hat sich stetig erneut, hat vielfache Veränderungen angenommen, um immer neue Generationen zu entzücken, die noch Leben und Schönheit lieben. Seine Veränderungen sind die Übergänge von einer Stilart zur andern. Mit welcher Geschmeidigkeit, welchem Reichtum der Empfindung haben die Künstler dieses schwierige Werk der Umgestaltung vollzogen. Sie haben nichts von dem, was war, aus seiner Ordnung verrückt; sie selbst sind nur dieser Ordnung gefolgt, gleichwie die Natur es tat, wenn sie aus der Blume eine Frucht erstehen läßt. Also bringt die Gotik auf die einfachste Weise, nur indem das Prinzip seinen Folgen nachgibt, die Renaissance hervor; das heißt, die Kraft gebiert Anmut und Geist, und es ist ein Traum mit verschiedenen Freudeempfindungen. Der glückliche Geist entrollt sich in Ornamenten, wie die Schlange ihren Leib in der Sonne entrollt.

So ist es gewesen bis zu unsern Tagen der Erschöpfung und Verlogenheit, wo es den Menschen in den Sinn kommen konnte, diese alten Steine wie alte Weine zu fälschen.

Und dennoch kann ich nicht verzweifeln, ich, der ich diesen herrlichen majestätischen Bauwerken so viele meiner köstlichsten Freuden verdanke. Denn sie besitzen noch so viel Schönheit, unsere alten lebendigen Steine! Schnee, Regen und Sonnenschein finden mich vor ihnen, gleichwie einen großen Landstreicher des Landes Frankreich, und ich entdecke sie unaufhörlich von neuem; ich sehe sie stets zum ersten Male. Um sie zu verstehen, genügt es, empfänglich zu sein für die pathetische Sprache dieser von Schatten geschwellten Linien, die verstärkt werden durch die abgetönte Form der schmucklosen oder mit Ornamenten verzierten Strebepfeiler. Um diese mit Liebe modellierten Linien zu verstehen, muß man das Glück haben, verliebt zu sein, denn der Geist zeichnet, aber das Herz modelliert. Ganz unmöglich ist es, nicht den Zauber, nicht die Tugend all dieser Pracht zu fühlen, nicht zu fühlen, welch aufgespeicherten Schatz von Kraft und Ruhm die neue Welt darin finden könnte. Denn eines wenigstens wird sich nie ändern: das Gesetz, das die Beziehungen zwischen Licht und Schatten regiert und ihre Gegensätze zu Harmonie vereint. Nach den romanischen Künstlern haben die gotischen dieses Gesetz gekannt. Stehen uns einmal ihre Meisterwerke nicht mehr vor Augen, so wird nichts dieses Gesetz unserm Geiste gegenwärtig erhalten.

Auguste Rodin

Frauen bei der Rechtsfindung

Mann und Weib

Judith: „Er liebt die Weiber?“
Achior: „Ja, aber nicht anders, wie Essen und Trinken.“
Judith: „Fluch ihm!“ Hebbel

Wir dürfen die Gedanken nicht aufgeben, auf denen unsere Gesittung beruht. Mag eine anders gesinnte Zeit sie geschaffen haben: einmal vorhanden, müssen sie uns unverlierbar sein. Der vor-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

nehmste solcher Grundgedanken ist die Achtung vor der Persönlichkeit.

Wer im andern, und zwar im Weibe nicht minder wie im Manne, nicht den mit dem göttlichen Funken des Geistes begabten Menschen respektiert, der zerrt an den Grundpfeilern unsrer Kultur. Sein Spott schändet. Und doch gibt es auch ernsthafte, tüchtige Männer, denen das Weib ein Spott ist. Genußobjekt, sinnliche Beute; wenn es von seiner Fähigkeit als denkendes Wesen Gebrauch machen will, so scheint ihnen das lächerlich. So möchten sie alles vernichten, was der Persönlichkeit des Weibes die ihr zukommende Bedeutung geben könnte. Im Grunde verlacht man so nur seine eigene Schande, denn solche Männer haben das Weib ja nur deshalb nicht ernst genommen, weil es in ihrem Denken nur als Gegenstand des Sinnlichen lebt.

Wir andern sollen im Weibe die gleichberechtigte und gleichstrebende Gefährtin sehen, die auch im Geistesleben unsere Arbeit zu ergänzen, zu fördern, vielleicht zu übertreffen vermag. Wir wollen sie als Bundesgenossin im Ringen der Menschheit um die höchsten Ziele ebensowenig verlachen lassen, wie diese Ziele selbst. So wollen wir denn auch alles daransetzen, zu beseitigen, was die freie Entfaltung der weiblichen Hilfskräfte noch hemmt, und sie instand setzen, daß sie ihre Verhöhner innerlich überwinden und überzeugen können. Nicht „Krieg den Spöttern", sondern „Krieg dem Spotte"!

Zur Zielscheibe des Spottes macht man vielfach den Gedanken einer Beteiligung von Frauen an der Tätigkeit der Rechtsfindung, besonders der weiblichen Rechtsanwaltschaft, obwohl es im Auslande schon weibliche Rechtsanwälte und in Deutschland ganz tüchtige Juristinnen gibt. Der Gedanke einer Beteiligung von Frauen an der Rechtsfindung ist im Begriffe, über Spott und Spötter hinwegschreitend zur Tatsache auszureifen. Namentlich dürfte das Bedürfnis nach weiblichen Rechtsanwälten einleuchten. Wer als Vormundschaftsrichter, Berufsvormund, Waisenpfleger in unser Volksleben scharf hineinsieht, der wird in manchen Fällen an der Richtigkeit der Ansicht Iphigeniens, daß es Pflicht und Trost sei, auch einem rauhen Gatten zu gehorchen, zweifeln. In weiten Volkskreisen ist die Lage der Ehefrauen eine so gedrückte, ja eine so unsäglich klägliche, daß sie nicht einmal mehr wissen, was mit ihnen geschieht. Soweit die Alkoholsucht der Männer zum Laster geworden ist, so weit ist auch diese Unterdrückung des Weibes verbreitet. Neben diesen Scharen leidender Frauen stehen die Frauen gebildeter Stände, welche vermählt oder unvermählt einem Unwürdigen zum Opfer gefallen sind. Es gibt da eine verfeinerte Art der Quälerei, mit der die mit Frack und Zylinder maskierte Brutalität in einer kaum je zu greifenden, aber unausgesetzten negativen Arbeit Seelengift in das Herz der ursprünglich vielleicht wirklich geliebten Person träufeln kann. Kein Außenstehender kann das merken. Und die Gequälten selbst sind oft außerstande, sich klar und faßlich Rechenschaft darüber zu geben, woher ihr Unglücksgefühl rührt und daß es nicht ihre eigene Schuld ist, wenn sie es in sich nagen fühlen. Haben sie schließlich erkannt, daß ihr Gatte es ist, der sie derart peinigt, was Wunder, wenn dann bei vielen jedes Zutrauen zum Manne als solchem fällt! Eine seelische Unmöglichkeit wird es dann für sie, einem andern Manne, also dem

Digitized by Google

Rechtsanwalte, ihr Herz auszuschütten. Wo es weibliche Rechtsschutzstellen gibt, da begehren zuweilen solche Frauen Hilfe. Die dort gebotene ist aber gegenüber der von einem Rechtsanwalt zu gewährenden nur ein Aushilfsmittel. Es kann nach den Erfahrungen ausländischer Anwaltinnen nicht bezweifelt werden, daß es solche Fälle gibt, denen nur der weibliche Anwalt gerecht werden kann. Der Anwaltsberuf ist ferner nichts, was der weiblichen Natur zuwiderliefe. Im Gegenteil: im Wesen der Frau steckt eine Neigung zu leidenschaftlicher Parteinahme für eine einmal als gut erkannte Sache, noch mehr: für eine leidende Persönlichkeit. Namentlich das letztere liegt den meisten Männern ferner.

Dennoch ist es klar, daß der Anwaltsberuf keine unbeschränkte Zahl von Frauen aufnehmen und ernähren kann. Es sind doch im Grunde, wie aus meiner Darlegung des Bedürfnisses hervorgeht, nur beschränkte Rechtsanwaltsaufgaben, zu welchen sich Frauen als solche vorzugsweise eignen. Dazu kommt, daß die Stimmittel mancher Frauen zum Plädoyer ungeeignet sind. Wenn man nun bedenkt, daß es eine ganze Reihe von Anwälten mit unzureichendem Einkommen schon jetzt gibt, so werden wir den von gewissen Stellen den Müttern gegebenen Rat, ihre Töchter recht reichlich dem juristischen Studium zuzuführen, auch für den Fall der Öffnung des Anwaltsberufes für Frauen als einen unbedachten Rat zu betrachten haben. Für viele würde es ein neuer Weg sein, ein neuer, mühsamer Weg zu — dem alten Elende des Darbens.

Außer dem Anwaltsberufe gibt es aber noch eine Reihe von Gelegenheiten, Frauen an der Rechtsfindung in einer Weise zu beteiligen, die ihrer Natur entspricht, der Volkswirtschaft und der Rechtsentwicklung günstig ist. Dazu gehört die Hinzuziehung von Frauen zum Schöffenamte, zum Jugendgerichte und zu den durch die Fürsorgeaufgaben des Jugendgerichts erforderlich werdenden neuen Berufen. Unsre Gesetzgebung steht im Begriffe, das Schöffensystem zu erweitern. Die nur aus Juristen bestehenden Strafgerichte erster Instanz, die Strafkammern, sollen wegfallen. Ebenso denkt man daran, die Berufungsinstanzen in Strafsachen mit einem Richter und zwei Schöffen zu besetzen. Diese Schöffen zweiter Instanz werden aber kaum aus den noch Ungeübten genommen werden können. Um die Übung zu erlangen, muß der einzelne Schöffe beim Amtsgerichte häufiger als bisher mitarbeiten. Die Zahl derjenigen Personen, die man ohne Schaden für ihr Einkommen und damit: für das Nationaleinkommen so häufig aus ihrem Berufe herausnehmen kann, ist gering. Da wäre es durchaus vorteilhaft, verständige und nicht gewerbsmäßig beschäftigte Frauen zum Schöffenamte hinzuzuziehen. Auch diesen Gedanken hat man verspottet. Aber für das Schöffenamt beim Jugendgericht wird die Zulassung von Frauen von nahezu allen, die sich litterarisch mit der Jugendgerichtsfrage befaßt haben, gefordert. So ist in dem berühmten Entwurf zu einem Strafverfahren gegen jugendliche Missetäter, verfaßt von Amtsgerichtsrat Koehne, die Zulassung der in der Fürsorge für die gefährdete Jugend bewährten Frauen zum Schöffenamt beim Jugendgericht gewünscht. In den „Ausschüssen für Jugendfürsorge“, welche für Staatsanwaltschaft und Vormundschaftsgerichte Gutachten über Jugendliche zu erstatten haben,

Digitized by Google

sitzen heute schon solche Frauen mit vollem Stimmrecht und üben eine der richterlichen verwandte, an Schwierigkeit ebenbürtige Tätigkeit aus. Und die vor diesen Ausschüssen erscheinenden Kinder, Väter, Mütter und Auskunftspersonen sind beim Anblick der mitarbeitenden Frauen fern von jeder Neigung zum Spott. Im Gegenteil, das Zutrauen, daß das allgemein Menschliche, und daß die internen Familienfragen tüchtigem Verständnis begegnen, wird durch die Anwesenheit der Fürsorgefrauen offensichtlich verstärkt. Das ist begründet, wie alle bestätigen, die mit diesen Ausschüssen zu tun gehabt haben. Was in diesem engeren Betätigungsbereiche so gut funktioniert, erbringt damit freilich noch keinen vollkommen sicheren Beweis für größere Aufgaben. Eine Wahrscheinlichkeit liegt aber vor, und haltbare Gegengründe fehlen völlig.

Im ganzen wird die Beteiligung von Frauen an der Rechtsprechung weitere Vorteile bieten für die Entwicklung des materiellen Rechtes, besonders des Familienrechtes zugunsten der Frauen, der Gedanken des Mutterschutzes und der Fürsorge für die ganz kleinen Kinder. Wenn wir die Frauen an der Fortbildung des Rechtes beteiligen, beteiligen wir die Mütter an dieser Aufgabe. Wir können nicht alles überschauen, was die Entwicklung uns bringen mag. Aber sollen wir uns vor etwas mehr mütterlichem Wesen in unserm sonst so kalten Rechtsleben scheuen? Sollen wir nicht vielmehr hoffen, daß das, was uns sonst oft im Leben als das Edelste im Menschendasein begegnet, was unsre Kindheit erwärmte, daß das auch in die strengen Hallen der Gerechtigkeit etwas Neues, Gewinnendes hineintragen könne?

Und nicht nur im Recht, im gesamten Volksleben bedürften wir etwas mehr von jenen freundlichen Empfindungen füreinander, deren Trägerin das Weib, die Mutter, vorzugsweise zu sein pflegt. Wenn deshalb die Frauenbewegung, vielleicht etwas stürmisch und zum Teil mit irriger Begründung, in das öffentliche Leben Einlaß für die Frau begehrt, so dürfen wir nicht meinen, die Trägerinnen dieser Gedanken und Taten möchten oder könnten gerade das, was das spezifisch Weibliche ist, ablegen. Die Natur des Weibes bleibt gerade in dem, was uns das Wertvollste ist, unveränderlich. Das Weibliche, das Mütterliche, läßt sich nicht auslöschen.

Und wirklich mütterlich muß sich die Frauenbewegung der Kinder sowohl wie auch der Frauen der wirtschaftlich Schwachen annehmen, um hier die uns so nötige soziale Versöhnung möglich zu machen. Sie nimmt diese Aufgabe in Angriff. So kann man denn die Spötter fragen: „Was tut denn ihr?“ Wird ihnen nicht beim Anschauen der hier zu heilenden Übel der Spott vergehen? „Da unten“ hat sich zwischen dem „vierten Stande“ und der „Vagabundenklasse“ ein neuer „fünfter Stand“ gebildet aus Frauen, welche Kuli- und Schwitzarbeit tun, ein Stand, der auch von einem Aufschwunge der sogenannten Arbeiterklasse nicht viel Gutes zu erwarten hat. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß ein Aufschwung zunächst dem Teile zugute kommt, der Qualitätsarbeit leistet. Und dieser Teil hat nachher nicht das mindeste Interesse daran, den Ungelernten und Minderbegabten, die er zum Genusse der Vorteile seines Emporkommens braucht, die Gelegenheit zum Vermei-

Digitized by Google

den dienender Arbeit zu verschaffen. Wie die Lage dieses Frauenproletariats derzeit noch ist, das beschreibt uns kraß und klar eine Ungenannte, die es erlebt hat, in der „Jugendgeschichte einer Arbeiterin", zu der August Bebel ein Vorwort geschrieben hat. Das Buch ist bei Ernst Reinhardt in München erschienen.

Die Verfasserin glaubt zwar an die Lösung auch dieses Problems durch die Sozialdemokratie. Wer das nicht tut, muß um so mehr auf andere brauchbare Mittel sinnen, diesen leidenden Frauen zu helfen. Es ist Sache der Frauenbewegung, in diese Bevölkerungsschicht hebend und helfend, organisierend und Recht schaffend hineinzugreifen. Was dort von Frauen an Frauen zu wirken ist, das mag den Spott so weit entwaffnen, daß schließlich die Spötter mit hineingezogen werden in die Arbeit zur Lösung dieses schwersten Teiles der Frauenfrage und durch eigene Taten ihren einstigen Spott zu sühnen trachten.

Landsberg-Lennep

Staatliche Fürsorge für Wahrung und Hebung der Volkskraft

Es genügt nicht, daß der Staat seine Bürger durch den Impfzwang vor den Pocken schützt; er kann und sollte sie vor körperlichem und seelischem Leiden aller Art schirmen. Und er könnte das durch die gesetzliche Bestimmung, daß jedes Kind auf seine ganze Verfassung hin ärztlich untersucht, beobachtet und behandelt werde, und zwar so frühzeitig, daß Krankheitskeime noch vernichtet oder Leiden im Fortschreiten gehemmt werden können. Viele Gemeindeschulen haben Schulärzte, die staatlichen Gymnasien und andere höhere Lehranstalten haben solche nicht. Man meint irrtümlich, bemitteltere Eltern gingen von selbst mit ihren Kindern zum Arzt. Sie tun das meistens erst, wenn das Kind sich krank fühlt und klagt. Manche Leiden werden in ihren Anfängen überhaupt nicht empfunden, und über manche schon entwickelte versteht das Kind keine Angaben zu machen, auch wenn es unter einem dumpfen Allgemeingefühl beständig unbewußt leidet; wie dies z. B. geschieht bei abnorm gebildeten Augen. Bei einem Kinde ist Kurzsichtigkeit entdeckt worden. Es bekommt eine Brille. Als es mit dieser zum erstenmal in den Garten tritt, jauchzt es auf: „Ach, die Kieselsteine sind alle wie rein gewaschen!" In diesem Aufjauchzen liegt das Zeugnis, daß das Kind bis jetzt alles verwischt grau in grau gesehen hat, ohne des Anormalen bewußt zu werden. Nun muß es die Brille sein Leben lang tragen und darf sie auch nur zeitweise erst dann ablegen, wenn nach vollendetem Wachstum des Auges, etwa im achtzehnten Lebensjahre, die Kurzsichtigkeit nicht weiter wachsen kann. Bei manchem wird Kurzsichtigkeit so spät entdeckt, daß er auch mit der schärfsten Brille untauglich bleibt zur rechten Lebensarbeit und Lebensfreude. Aber eine rechtzeitig entdeckte Anlage von Kurzsichtigkeit kann ohne Brille sogar ganz beseitigt werden, indem man das Kind nur an gut beleuchtetem Platz arbeiten und spielen läßt. — Weit schwerere Folgen als bloße Kurzsichtigkeit können unentdeckte zusammengesetzte Augenleiden verursachen. Wer Astigmatismus hat (einen Fehler im Lichtbrechungsvermögen), zugleich aber Schwäche der inneren geraden Augenmuskeln und obendrein sphärische Kurzsichtigkeit,

Körperpflege

Digitized by Google

der empfindet beim Gebrauch der Augen peinvolle Müdigkeit, zumal beim Lesen. Aber er fühlt und weiß nicht, daß diese Empfindung von den Augen kommt, sondern hält sie für sein Allgemeinbefinden. Dies Unlustgefühl überträgt sich allmählich auf den Inhalt des Gelesenen, dann auf alles draußen in der Welt Geschaute und schließlich auf das ganze Fühlen und Denken, bis nach großer Pein von Kind auf bei dem Mann im rüstigsten Alter schwere melancholische Depression entstehn kann, die ins Irrenhaus führt oder zum Selbstmord. Rechtzeitige Entdeckung des Augenzustandes und Verordnung der rechten kombinierten Brille hätte aus ihm einen freudvollen Menschen gemacht.

Natürlich nicht nur Augenleiden, die als besonders bezeichnend für unsre Forderung hier angeführt wurden, sondern viele andere hemmende oder zerstörende Leiden könnten bei rechtzeitiger Erkennung behoben oder gemildert und dadurch gewaltige Summen unsrer Volkskraft gewahrt werden. Beim Eintritt in die Schule sollte nicht nur ein Impfschein beigebracht werden, sondern ein ärztliches Zeugnis über das gesamte Befinden des Kindes, mit eingetragener kurzer Anweisung, wie es, wenn bei ihm Abweichungen vom Normalzustande vorliegen, vom Lehrer zu behandeln sei. Solche Anweisungen würden etwa lauten: „Kurzsichtig; ans Licht setzen!“ „Kopfrachitis; Nachsicht bei Gedächtnisleistung!“ Überlastung des Gedächtnisses hat nachweislich auch bei Kindern hochachtbarer Familien dazu geführt, daß sie plötzlich zum Entsetzen der Eltern stehlen und andere Verbrechen begehn und als Verlorene beurteilt und verachtet werden; nach Schonung des Gedächtnisses schwanden jene Neigungen und Zwangshandlungen völlig und dauernd, — und allmählich trat sogar normale Gedächtniskraft ein. Auf Grund jener Zeugnisse ist auch sofort festzustellen, welche Kinder in eine gewöhnliche Schule nicht aufgenommen werden dürfen. So sind lungenschwache besondern Waldschulen zu überweisen, wo viele völlig genesen können. Das würde für die kommende Generation eine bedeutende Minderung der Lungenschwindsucht ergeben und vielleicht ein allmähliches Erlöschen dieser furchtbarsten Volksseuche anbahnen.

Allerdings genügen für die notwendigen Maßnahmen nicht praktische Ärzte, die von der Gemeinde im Nebenamt als Schulärzte angestellt sind gegen ein oft klägliches Entgelt, wie 25 Pfennige jährlich für jedes Kind, was also bei einer Volksschule von tausend Kindern jährlich 250 Mark ausmacht. Auch verstehen solche Ärzte und die Lehrerschaft sich meist schlecht miteinander. Wünscht zum Beispiel der Schularzt die Versetzung eines Kindes in die Hilfsklasse für Minderbegabte, so widerstrebt manchmal der Rektor, weil er das Kind nicht für minderbegabt, sondern für böswillig hält. Oft hat der Arzt recht auf Grund seiner medizinischen Kenntnis, oft aber der Rektor oder der Lehrer infolge ihres in pädagogischer Erfahrung gewonnenen psychologischen Scharfblicks. Der Volksschullehrer hat auch leicht das zuweilen begründete Gefühl, daß der Arzt, wiewohl er von Pädagogik nichts verstehe, als akademisch gebildeter Mann sich für den Besseren und Überlegenen halte. Man sollte darum neben dem schon bestehenden, mit Arbeit beladenen Kreisarzt einen beson-

Digitized by Google

deren staatlichen Kreisschularzt schaffen, der bei auskömmlicher Besoldung sein Amt als Hauptamt versähe, neben der Medizin an einem Universitätsseminar mehrere Semester theoretische und praktische Pädagogik studiert hat und derselben Behörde unterstellt ist wie der Rektor, nämlich dem Provinzialschulrat. Ein solcher Arzt hätte die gehörige Fähigkeit, das nötige Ansehen bei der Lehrerschaft, die nötige Zeit und die rechte Freude an seinem höchst bedeutsamen Berufswirken. Er hätte, von einem oder mehreren Assistenten unterstützt, an sämtlichen Kindern des Kreises die Untersuchung vorzunehmen, deren Ergebnis nebst Behandlungsanweisung in Formulare kurz einzutragen und diese der Bezirks- oder Provinzialschulbehörde einzusenden. Von dieser Behörde, der ein besonderer Medizinalrat anzugliedern wäre, ergingen dann die kurz begründeten Weisungen in zwei Abzügen an die Leiter der Schulen, die den einen Abzug den Eltern der behandlungsbedürftigen Kinder zustellen müßten. Schule und Familie müssen zusammenwirken, unter gesetzlich festgelegter staatlicher Aufsicht, die bei dem Idealismus der deutschen Lehrerschaft und der natürlichen Liebe der Eltern zu ihren Kindern niemals wie Zwang wirken wird; vielmehr wird die ganze Einrichtung sehr bald als eine nicht mehr entbehrliche Wohltat empfunden werden. Die obere Schulbehörde mit ihrem Medizinalrat bestimmt, welche Kinder nicht in die gewöhnliche Schule aufgenommen werden dürfen und wo sie Erziehung und Behandlung finden sollen. Waldschulen für Lungenschwache und besondere Einrichtungen für heilbare erziehungsfähige nervöse Kinder wird der Staat unter Mitwirkung der Gemeinden in genügender Zahl schaffen müssen. Ist für leidende Kinder, die die gewöhnliche Schule besuchen, in jener Anweisung ärztliche Behandlung vorgeschrieben, so hat diese bei ärmeren unentgeltlich stattzufinden durch besoldete Gemeindeärzte oder Kreisärzte, bei bemittelteren durch von den Eltern zu wählende Privatärzte. Jedes Kind oder vielmehr die Eltern, ob arm oder reich, ob hohen oder schlichten Standes, haben die Bescheinigung des Arztes über stattfindende Behandlung und deren Ergebnis halbjährig dem Leiter der Schule vorzulegen. An der Hand dieser Bescheinigungen untersucht der Kreisschularzt die leidenden Kinder jedes Halbjahr wieder, bis er auf den in die Bescheinigung eingetragenen Vorschlag des behandelnden Arztes hin je nach übereinstimmendem Befund das Kind als aus der Behandlung entlassen erklärt. Aber auch jedes gesunde Kind wird jährlich einmal vom Kreisschularzt untersucht, um beim ersten Anzeichen eines entstehenden Leidens sofort in Behandlung gegeben zu werden.

Auch nach Abgang aus der Schule hat jeder Knabe, jedes Mädchen sich einmal jährlich zur Untersuchung zu stellen, bis zur Mündigwerdung. Sind vom Eintritt in die Schule an für jedes einzelne Menschenkind staatliche Gesundheitsrollen geführt, die beim Medizinalrate der Provinzialschulbehörde ruhen, so können bei zweifelhaften Fällen, etwa beim Verdacht von Krankheitsvorspiegelung, der Richter oder der Bezirksoffizier von jener Behörde Bericht einfordern. Das ist freilich nur ein sehr nebensächlicher Nutzen der vorgeschlagenen Maßnahmen.

Weit wichtiger wäre schon eine gewisse Einwirkung des Staates

Digitized by Google

auf Eheschlüsse, indem der Medizinalrat befugt und verpflichtet wäre, den Eltern von Brautleuten auf ihren Wunsch bei Zustimmung des Paares Auskunft aus dessen Gesundheitsrollen zu geben. Verweigert der Bewerber seine Zustimmung, so ist dies schon ein Warnungszeichen für die andern Beteiligten. Freilich wird der Bewerber in fast allen Fällen mündig und darum aus der staatlichen Gesundheitsaufsicht entlassen sein, und er kann inzwischen Krankheiten erworben haben. Es wäre darum für das Heranwachsen eines gesunden Geschlechtes von größtem Gewicht, wenn die allgemeine Einsicht in diese Fragen derart erwachte, daß es Übung und schließlich feste Volkssitte würde, von dem Bewerber eine erneute staatsärztliche Untersuchung und ein amtliches Zeugnis über deren Ergebnis zu fordern. Natürlich sollte der Bewerber auch ein solches Zeugnis über die Umworbene von deren Eltern fordern dürfen. Privatärzte müssen das Amtsgeheimnis wahren und werden niemals rückhaltlos aussagen; die Staatsärzte müßten zur vollen Offenheit verpflichtet sein. Ob ein Eheschluß ratsam sei oder nicht, darüber hat das Zeugnis sich durchaus nicht zu äußern, sondern es hat nur das Tatsächliche über den Gesundheitszustand anzugeben. Die Erwägung und Entscheidung steht dann bei den Beteiligten. Doch von dieser Abschweifung, wie bedeutsame Fragen sie auch berührt, kehren wir zurück zu dem Hauptzweck der vorgeschlagenen Maßnahmen. Sie gelten einer großartigen Fürsorge des Staates zur Wahrung der Volkskraft durch frühzeitige und die ganze Jugendzeit hindurch währende vorbeugende Einrichtungen zur Heilung und gegen den Ausbruch körperlicher und seelischer Leiden, die die Kraft lähmen oder vernichten und das äußere und innere Leben Unzähliger für Daseinslust und Mitwirken an den kleinen und großen Menschheitsaufgaben verderben.

Mancher wird lächeln über solche Pläne, weil sie dem Staat und der Gemeinde wie auch manchen Bürgern neue, erhebliche Kosten verursachen. Aber aus einer Sache, die mit der Kostenberechnung beginnt, ist noch nie etwas Großes geworden. Der Anfang bei allem Guten muß der heilige Eifer sein; er wird, wenn er echt ist, auch die schwersten Hemmnisse brechen. In diesem Falle aber kann man auch mit voller Sicherheit voraussagen, daß den Mehrausgaben bedeutende Ersparnisse an Kranken-, Siechen-, Irrenhäusern, Versorgungsanstalten usw. gegenüberstehen werden. Der Gewinn an körperlicher und geistiger Volkskraft aber wäre ganz unschätzbar.

Wolrad Eigenbrodt

Bildung und Schule

Sinnenpflege als Innenbildung

Wenn wir als Erziehungsideal die vollendete, harmonische Menschlichkeit hinstellen, so sind wir uns wohl bewußt, daß diesem Ziel der einzelne vielleicht einmal nahegekommen ist, nie aber ein ganzes Volk oder gar die ganze Menschheit. Und es ist doch notwendig, auf pädagogischem Gebiete nicht nur Individuen, sondern die Allgemeinheit im Auge zu behalten. Immer hat es sich im Laufe der Geschichte erwiesen, daß besonders der ausgeprägte Dualismus von Leib und Seele sich der Verwirklichung jenes Erziehungsideales hinderlich erwies, sowohl in formaler wie materialer Beziehung. Bald hat der Leib ge-

Digitized by Google

herrscht, während der Geist vernachlässigt wurde, bald gestaltete sich das Verhältnis zwischen beiden Teilen umgekehrt, so daß es fast scheint, als ob der erstrebte Zustand des Gleichgewichts zwischen beiden Mächten überhaupt nicht erreicht werden könnte. Wie dem sei, mindestens können wir dafür sorgen, daß die Einseitigkeiten der Entwicklung nicht zu groß werden, daß die Ausbildung des Leibes, der Sinne nicht geschieht ohne Kultivierung des Geistes, daß auf der andern Seite aber auch nicht eine abstrakt intellektuelle Bildung die Sinnenpflege vollständig vergißt.

Wir müssen es leider zugestehen, daß wir augenblicklich recht weit von dem Ideal der harmonischen Menschenbildung entfernt sind. Ganz ohne Zweifel. Wer die Gegenwart genau überschaut, wird immer und immer wieder zu dem Urteil kommen, daß sich überall ein ausgeprägter Intellektualismus breit macht, der deshalb völlig einseitig ist, weil er in demselben Maße auf dem Wege abstrakten Denkens und mechanischen Lernens wächst und groß wird, wie er eine allseitige Sinnenpflege und eine vernünftige Körperkultur verschmäht.

Dieser einseitige Intellektualismus wird schon in unsern Schulen, besonders wohl in den höheren gestärkt. Unsre Schulen sind heute meist Erkenntnis- und Wissensstätten, fast ausschließlich mit dem Ziel, die rein geistige Ausbildung des Kindes zu fördern. Immer und immer wieder muß der Schüler hören, nachsprechen, lesen, schreiben, denken, also rein geistig tätig sein, Stunde für Stunde und Tag für Tag. Wort und Buchstabe sind seine Hauptlehrmeister. Sein ganzer Körper, alle seine Sinne werden zur ununterbrochenen Ruhe kommandiert, während der Geist, als wäre er etwas vom Körper völlig Losgelöstes, mit seinem Gedächtnis oder mit seinem Verstande arbeitet. Schon das Kind wird zum Büchermenschen erzogen. Eine Menge Leitfäden gängeln seinen Geist. Selbst das, was es aus der Natur lernen könnte, oft durch einen Griff, durch einen Blick, das muß es mühsam aus dem Buche lernen. Die Buche hat einen glatten Stamm. Draußen im Wald lehrt's leicht und unvergeßlich ein einziges Hinschauen; aber die Schule verschmäht diesen Reiz; die gedruckten Buchstaben teilen ihm ja dieses Wissen auch mit. Bleiben noch die Fächer übrig, die sich sowieso mehr an das rein geistige Erfassen des Kindes wenden, wie Religion, Deutsch, Geschichte, Rechnen. Es ist klar, daß sie das Sinnenleben des Schülers erst recht nicht anregen. Die wenigen Stunden, die auch die Glieder beschäftigen und die Sinne zur Arbeit anregen, wie Zeichnen, Turnen, vielleicht auch einzelne Naturwissenschaften, sind nicht imstande, der rein geistigen Beschäftigung in der Schule das Gegengewicht zu halten.

Überhaupt verleiten unsre ganze Kultur, unsre Lebensformen, der Kampf ums Dasein zu sehr zu einer Verkümmerung unsres Sinnenlebens, unsrer körperlichen Menschlichkeit. Man denke nur an die Menschenzentren, an die Großstädte. So sonderbar es klingen mag, es ist doch wahr, daß dort die Menschen am wenigsten sehen. Zwar haftet ihr Auge an vielerlei vorüber, aber die Eindrücke, die sich mit kaleidoskopischer Buntheit und im schnellen Wechsel jagen, haften nicht, das Auge wird durch sie gereizt, aber nicht be-

Digitized by Google

friedigt; es nimmt dann nur ein farbloses, unausgeprägtes Bild der Erscheinungen in sich auf. In dieser Beziehung ist der Landbewohner viel besser dran; nicht nur, daß er unter Verhältnissen lebt, die seiner Gesundheit günstiger sind, die alle seine Sinne stärken, er nimmt auch gerade durch das Auge viele und unverlierbare Anschauungen auf, die ihn vor einem einseitigen und ausschließlichen Denken bewahren.

Aber unsre Zeit braucht viele Geistesarbeiter. Viele Berufe fesseln den Menschen an das Zimmer, an den Schreibtisch, an das Buch. Und bei ihnen allen liegt die Gefahr nahe, daß der Körper krankt, daß die fünf Sinne hungern und darben, und das erst recht, wenn man sich in der Freizeit durch Beschäftigung des leiblichen Menschen kein Gegengewicht schafft.

Von allen Sinnen ist es das Auge, das eine größere Kräftigung erfahren müßte. Es ist eine oft ausgesprochene Klage der Gegenwart, daß die Menschen das Sehen verlernt hätten. Auch das ist eine betrübliche Folge des einseitigen Intellektualismus. Unser Gehirn hat zu sehr den Zusammenhang mit den Sinnen, besonders dem Auge verloren. Und doch ist gerade dieses das Tor, durch das dem Geiste die reichste Nahrung zugeführt werden könnte. Bekannt ist, daß die unkultivierten Wilden unvergleichlich viel besser sehen können als wir Kulturmenschen, so daß man sogar annahm, sie müßten ein andres, feiner organisiertes Auge haben. Sie erhalten ihr Schauen in beständiger Übung; wie alle ihre Sinne.

Man kann wohl behaupten, daß ein großer Teil unsrer Verstimmungen und Mißmutigkeiten aufs Konto unsres verkümmerten Sinnenlebens zu setzen ist. Denn die wunderbare Wechselwirkung zwischen Leib und Seele erweist sich nur allzu deutlich. Nur wenn die Glieder gesund und stark, nur wenn die Sinne befriedigt werden, kann die Seele gesund, froh, arbeitslustig sein. Wo die Sinne leiden, da wird der Mensch zum Krüppel, muß er so vieles entbehren, was seine Seele glücklich machen könnte, muß er trotz der größten intellektuellen Bildung an Geist und Gemüt verarmen. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", damit weist Goethes Türmerlied auf die Mission des Menschen hin, wer diese Worte zum Leitspruche seines Lebens macht, wird mit Lynkeus am Ende seines Daseins sprechen können: „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn, es sei, wie es wolle, es war doch so schön!" Es sei, wie es wolle! Das ist ja eben der Vorzug des gesunden, sinnestarken Menschen, daß sich ihm auch da Schönheiten enthüllen, wo der sinnentote Krüppel nur ein ödes Nichts, ein stumpfes Einerlei gewahrt. Nirgends ist die Welt dem Sinnenmenschen so kahl, so uninteressant, daß sie ihm nicht des Anschauens wert wäre; überall sprechen Reize zu ihm, als echter Schönheitswanderer ruft er mit dem Dichter aus: „Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!"

Wir, die geistig überbildeten Menschen, grübeln, sinnen und träumen zuviel. Solche Tätigkeit mag ja dann und wann recht angebracht sein und in gewissem Sinne dem Volke der „Denker und Dichter" auch zum Ruhme gereichen. Aber zu einer wünschenswerten Kultur des ganzen vollwertigen Menschen führt dieser

Digitized by Google

einseitige Weg nicht, wenn dem Plus des abstrakten Denkens ein so großes Minus an sinnlichem Empfinden gegenübersteht. Ganz läßt sich ja allerdings die Sinnlichkeit niemals unterdrücken, aber in unserm Falle geht sie dann nur zu bedauerliche Abwege, sie lebt sich nicht selten im Grobsinnlichen aus und reizt ihre mißgeleitete Kraft in perversen, in ausgearteten Auswüchsen.

So muß schließlich die Vernachlässigung der Sinnenpflege nicht nur zu einem Verkümmern des einzelnen führen, sondern auch des ganzen Volkes, seiner Arbeitstüchtigkeit und Lebensfreudigkeit. Unsre Nervosität zum Beispiel hat gewiß mancherlei Ursachen, zum großen Teil wird sie aber sicher mit verschuldet durch den Intellektualismus unsrer Tage und durch die Vernachlässigung einer vernünftigen Leibes- und Sinnenzucht.

Dieser Erkenntnis ist es ja wohl auch zuzuschreiben, daß in neuerer Zeit sich solche Bestrebungen mehren, die auf eine gründliche Körperkultur hinausgehen. Besondre Zeitschriften haben sich das Ziel der leiblichen Gesundung des Menschen auf die Fahne geschrieben; verschiedene Vereine haben sich gebildet, um sich vor der einseitigen geistigen Ausbildung zu bewahren. Das Interesse für den Sport jeder Art hat weite Kreise ergriffen.

Besonders wichtig wird es natürlich sein, auch die Jugend zu gesunden Sinnenmenschen zu erziehen. Die Verbildung in den ersten Lebensjahren pflegt ja im Alter selten gründlich kuriert zu werden. Die Jugendspielbewegung, die jetzt schon ganz kräftig durch unser Volk geht, ist mit Freude zu begrüßen, denn das Spiel ist, besonders das Bewegungsspiel im Freien, einer der großen universellen Erzieher des Menschen. Jedenfalls profitiert der Körper und das Sinnenleben dabei. Aber es wäre zu wünschen, daß sich nicht nur die Jugend, sondern auch die Erwachsenen beiderlei Geschlechts Frische, Kraft und Anmut aus diesem Jungborn holten. Wer je einmal genau dem Spiel der Jugend zugeschaut hat, wird es schon um der reichen Körpersymbolik willen, die es zum Ausdruck bringt, als ein Hauptbildungsmittel schätzen. Auch die Wanderungen hinaus in die weite freie Natur gibt es jetzt mehr, wenn auch immer noch zu wenige. In der Stube bildet sich der Büchermensch, draußen der Sinnenmensch.

Mit Freuden ist auch die neue Zeichenmethode zu begrüßen, die ja nun bald in allen Volksschulen Einzug gehalten haben wird. Sie übt in hohem Maße die Hand und zwingt das Auge zum Sehen. Als eine bewußte Reaktion gegen die einseitige geistige Bildung des Menschen ist auch der Kampf für den Werk- oder Arbeitsunterricht anzusehen. Er betont das ganz richtige Prinzip, daß der Mensch nicht nur auf dem Wege des abstrakten Denkens und mechanischen Lernens gebildet werden könne, sondern ebenso durch Handarbeit und Sinnenbildung. Ist diese Anschauung auch noch nicht überall siegreich durchgedrungen und praktisch erst vereinzelt erprobt, so steht doch zu erwarten und zu wünschen, daß sie einst das Feld behalten und zu einer gesünderen Kultur der Menschheit beitragen wird.

Die neue Bewegung um Ausdruckskultur, die jetzt stark durch unsre Zeit geht, will alle Kräfte nähren, die im Menschen schlum-

Digitized by Google

Lebende Worte

mern, so daß er gleich stark wird zum Genießen wie zum Schaffen. So berührt sich unsre Forderung auch mit ihr. P. Hoche

Kunst und Geschichte

Kunstwerke sind die feinsten historischen Quellen.

Karl Friedrich Schinkel

⧈

Die Kunst gleicht einer empfindsamen Silberplatte in der Dunkelkamera der Geschichte, ohne Vorurteil verzeichnet sie das geistige und physische Leben der Menschheit, sobald ein Strahl auf sie fällt. Walter Crane

⧈

Jede Zeit schreibt ihre Geschichte am wahrsten in den Kunstwerken, die sie schafft.

Herman Grimm

Unsre Bilder und Noten

Der Steindruck nach W. L. Lehmanns „Dorfteich", der vor unserm Hefte steht, rein malerisch wohl eins der schönsten Blätter, die wir unsern Lesern bisher überhaupt mitgeben konnten, will in noch höherem Maße, als dies von allen Bildern gilt, besehen, nicht besprochen sein. Der von den Künstlern längst außerordentlich geschätzte bisherige Mitleiter der Münchner Sezession, der jetzt wieder in der Schweiz lebt, ist wohl dort, nicht aber in Deutschland dem größeren Publikum der Kunstfreunde so bekannt, wie er's verdient. Unsre Leser kennen ihn aus großräumigen und im besten Sinne auch poetischen Naturgemälden. Hier gibt er sich einmal „nur" als Maler, der aus Farben Akkorde zu einem volltönigen Lied ohne Worte zusammenwebt.

Nach der malerisch-musikalischen Idylle ein Landschaftsbild, das der Künstler mit ganz wenig Stilisierung leicht zu einer heroischen Landschaft hätte verwenden können. Wer sich noch eben der Bildchen aus Alt-Halle gefreut hat, die wir in unserm Texte (XXIII, 21) brachten, würde Hans von Volkmann kaum wieder kennen, begegnete er ihm hier zum erstenmal. Aber der Schritt zum Heroischen, zu dem die Konturen aufzufordern scheinen, ist ja auch nicht getan, wird bei Volkmann nirgend getan. Er würde für dieses Künstlers Persönlichkeit eine Schauspielerei bedeuten, während doch gerade seine echte Innerlichkeit uns Volkmann vor so vielen andern lieb macht. Es ist deshalb wahrlich nicht minder Wertvolles, was er uns gibt, sondern im Gegenteil: es ist wertvoll in höherem Grade, weil er auch die Werte des Erhabenen auf eigenen Wegen sucht. Volkmann ist einer der recht wenigen in deutschen Landen, die auch Fernblicke zu Bildern gestalten können, ohne daß wir je an Veduten, an „Aussichten" denken. Nun ist der Frieden dieses atmenden Landes, nun sind seine Ruhe und seine Weite auch in ihrer Größe gefühlt und dargestellt.

Digitized by Google

Mit dem Blatte von O. F. Probst zeigen wir den Freunden nicht nur eine gute Radierung, sondern wir erinnern auch die vielen von ihnen, die Sylt kennen, an ein vergehendes oder nun schon vergangenes Stück Schönheit. Sie alle brauchen sich kaum erst zu besinnen auf die alte Mühle von Munkmarsch, die mit edelster Silhouette und in überaus malerischen Farben gleich überm Dampfschiffhalteplatz am Wattenmeer als ein Wächter aus den Zeiten stand, da auch die Sylter noch allgemein wußten, was schön war und was in diese Landschaft gehörte. Alte Bauten dort beweisen ja auch sonst noch, wie fein und sicher das natürliche Gefühl für Form wie Farbe einst bei den Inselfriesen war. Daß es nicht nur eingeschlafen, daß es gestorben sei, würde zu glauben schwer, auch wenn man nicht bedächte, daß all die baulichen Schauerlichkeiten in Westerland meist Fremden aufs Konto zu setzen sind. Aber Tatsache ist: daß die Bemühungen fruchtlos waren, die Munkmarscher Mühle zu erhalten. Immer und überall dieselbe Torheit: man tut, was man kann, um einen Badeort oder eine Sommerfrische stadtähnlich zu machen und bedenkt nicht, daß die Fremden doch hergekommen sind, obgleich und weil das Land nicht stadtähnlich war, weil sie seine ländliche und seine eigenartige Schönheit liebten. Was dem Lande die „Zugkraft" gab, das läßt man verkommen, um es dem Tagtäglichen ähnlich zu machen, aus dem der Sommerfrischler gerade heraus will. Auf den friesischen Inseln ist auch der allmähliche Verlust der wundervollen tiefen Farben an den Gebäuden zu bedauern, die früher nicht wenig dazu taten, auch diesem alten Mühlenrecken hier seine besondere Schönheit zu geben.

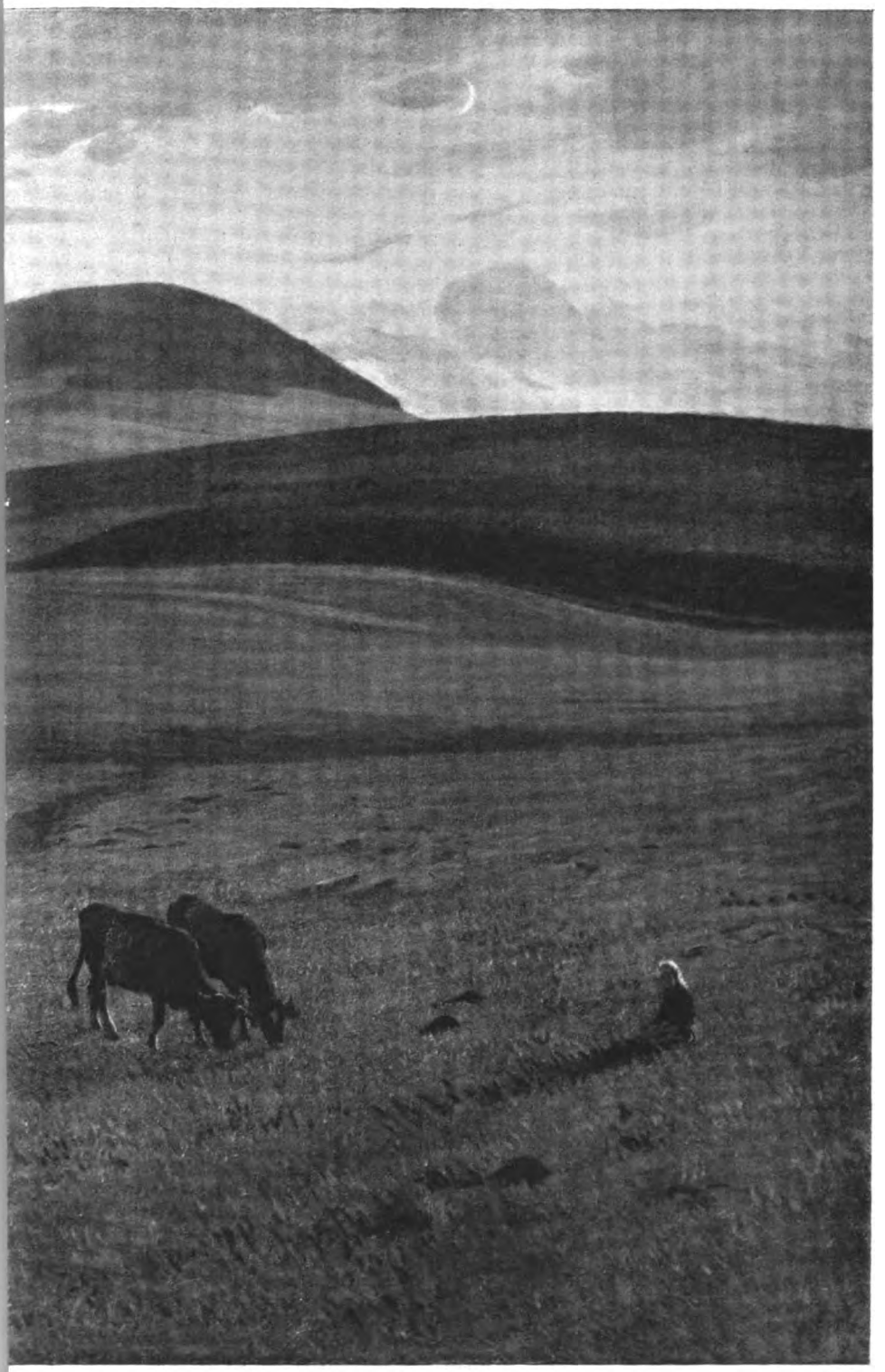
„Wenn Nürnberg mein wär, wollt ich es zu Bamberg verzehren", hat einmal einer gesagt. Jedenfalls ist Bamberg an eigentlicher Stadtbaukunst eine der allerschönsten Städte Deutschlands und in dieser Beziehung auch Nürnberg, zumal dem Nürnberg wie es heute ist, mindestens ebenbürtig. Auch außerhalb des Meisterstückes von Städtebaukunst um den Dom bietet es herrliche Stadtbilder in Fülle. Unsere Illustrationsbeilage zur ästhetischen Kultur „Aus Bamberg" zeigt das Konkordiahaus von Joh. Balthasar Neumann, der von 1687 bis 1753 gelebt hat, einen überaus edeln Bau. Dicht neben ihm hat sich am Ufer der Regnitz ein Ruderverein ein Häuschen gebaut. Es ist wenigstens nicht protzig, und man sieht ihm auch das Bemühen an, nicht zu stören. Den Ruderverein trifft kein Vorwurf. Aber wir meinen: solche Aufgaben sollten nicht den Mitteln einiger Privatleute überlassen bleiben, die Städte sollten in solchen Fällen zusammensteuern und durch Heranziehung anerkannter Städtebaukünstler mit Eifersucht darüber wachen, daß ihr alter Besitz an Schönheit in ungeschmälerter Wirkung bleibe. A

Digitized by Google

Unsere Notenbeilage bringt zur Jahrhundertfeier Silchers zwei seiner gemütvollen, volkstümlichen Abschiedslieder, und zwar im Satz zur Gitarre. Wir fügen des Gegensatzes wegen eine Probe aus den „Norwegischen Volksliedern“ A. J. Boruttaus bei, die uns die ernsten Nordgermanen einmal von der heiteren, ja neckischen Seite zeigt. Man beachte in dem Liede besonders die Vortragszeichen, das Steigen und Nachlassen der Dynamik und des Tempos, welches dem Ganzen erst den rechten Ausdruck gibt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



HANS VON VOLKMANN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

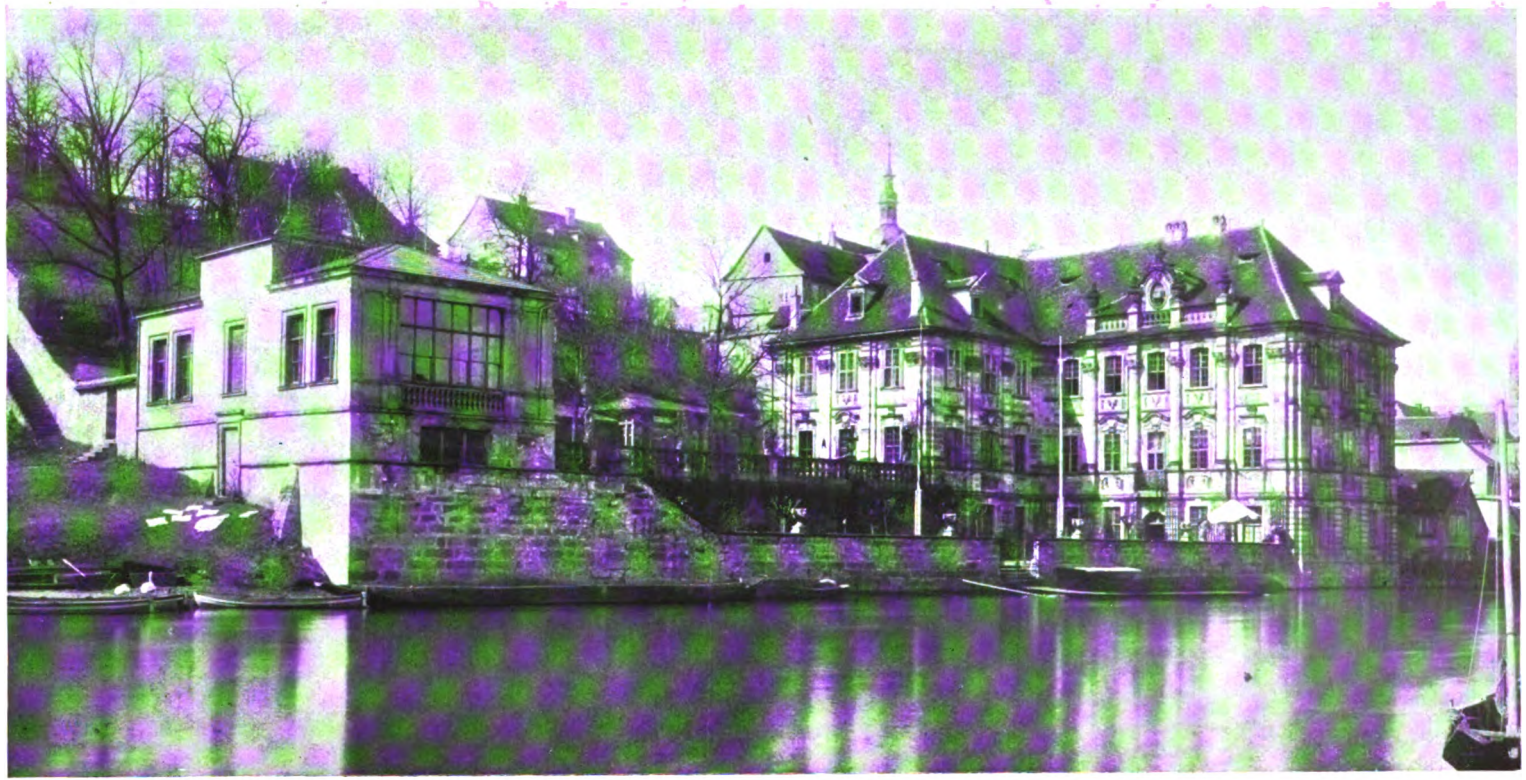
Digitized by Google

O. F. PROBST

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

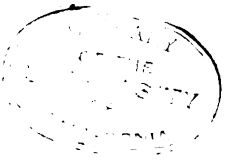
Digitized by Google



AUS BAMBERG

KW

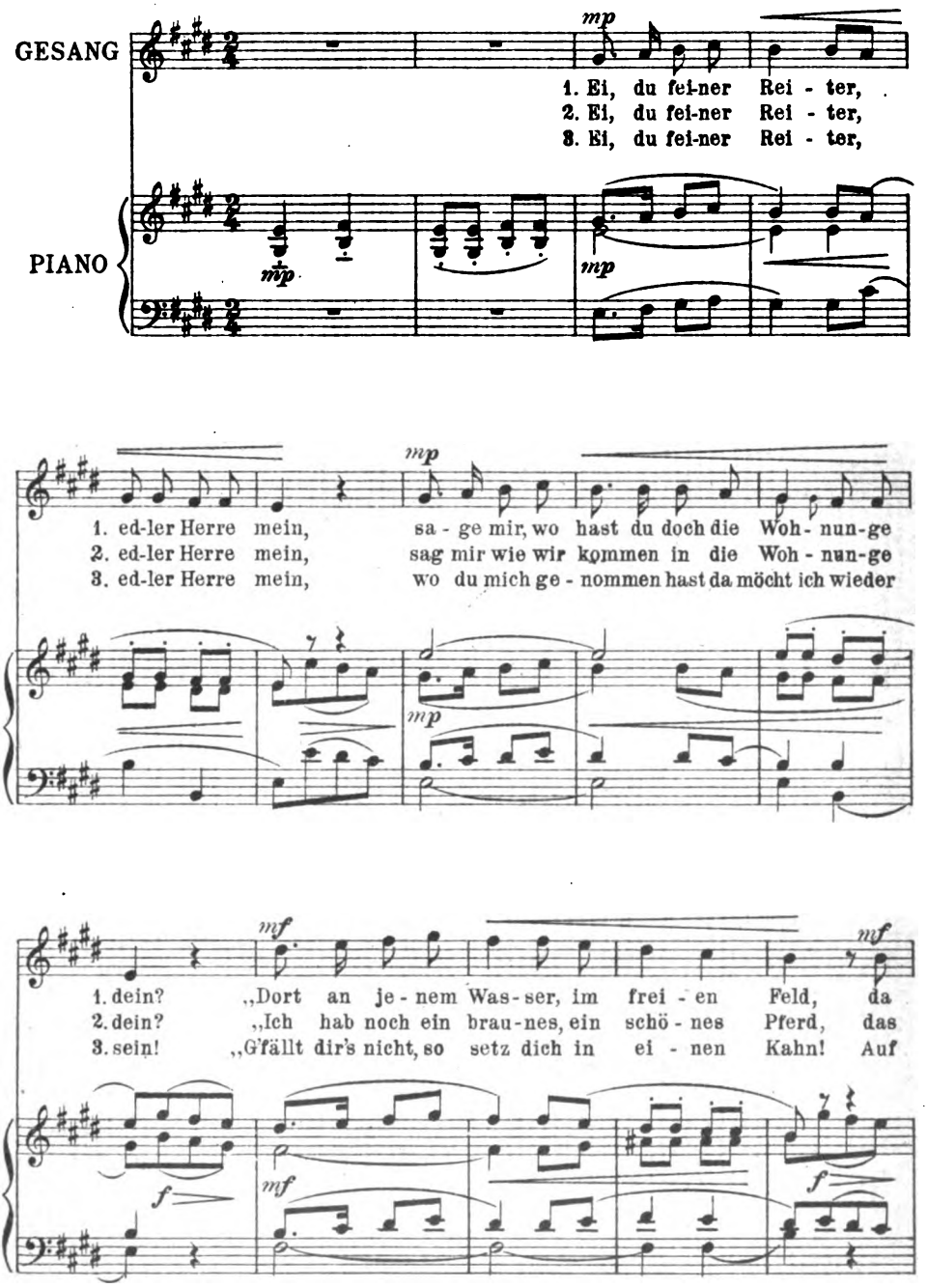
Digitized by Google



Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

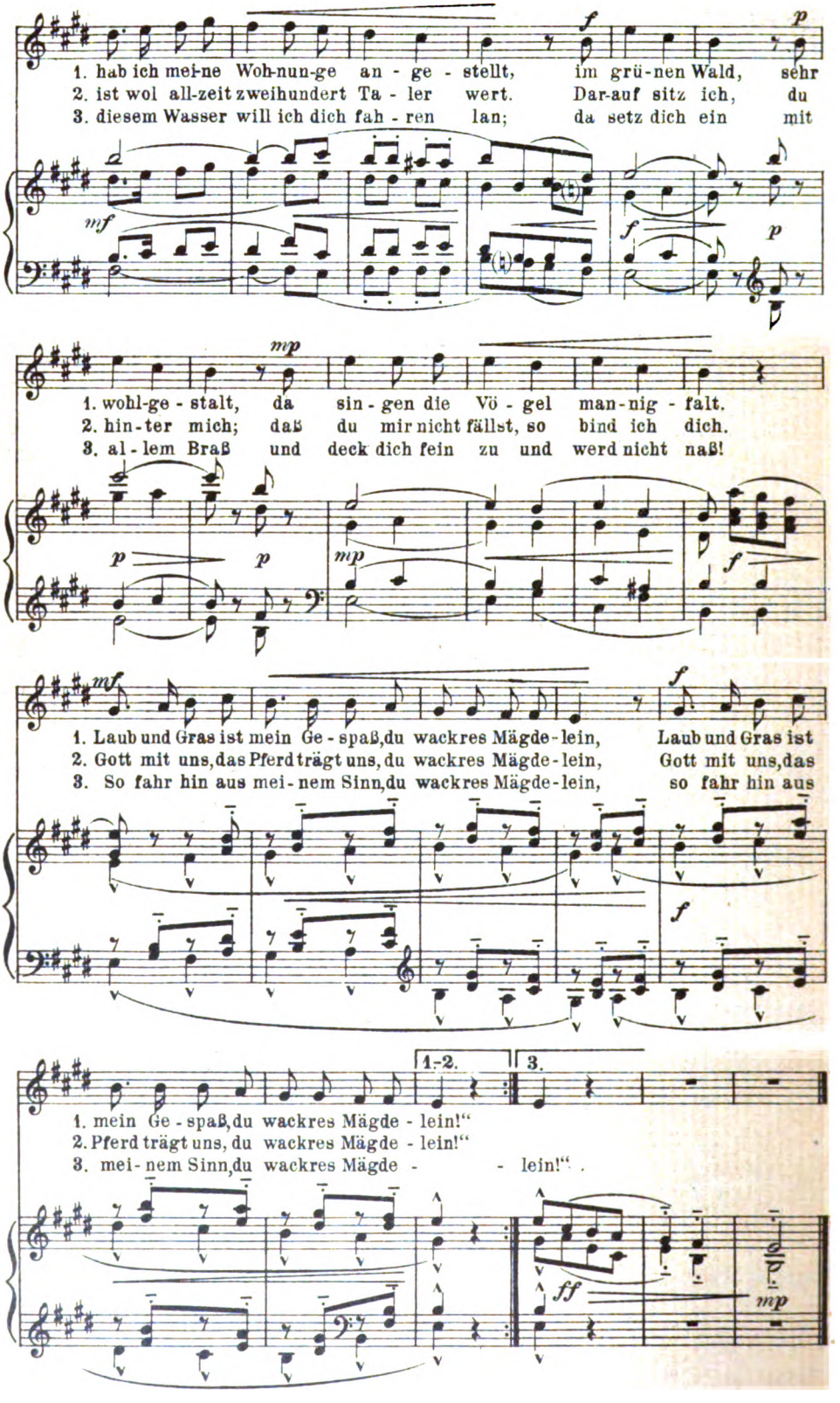
MÄGDLEIN UND REITERSMANN



Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google



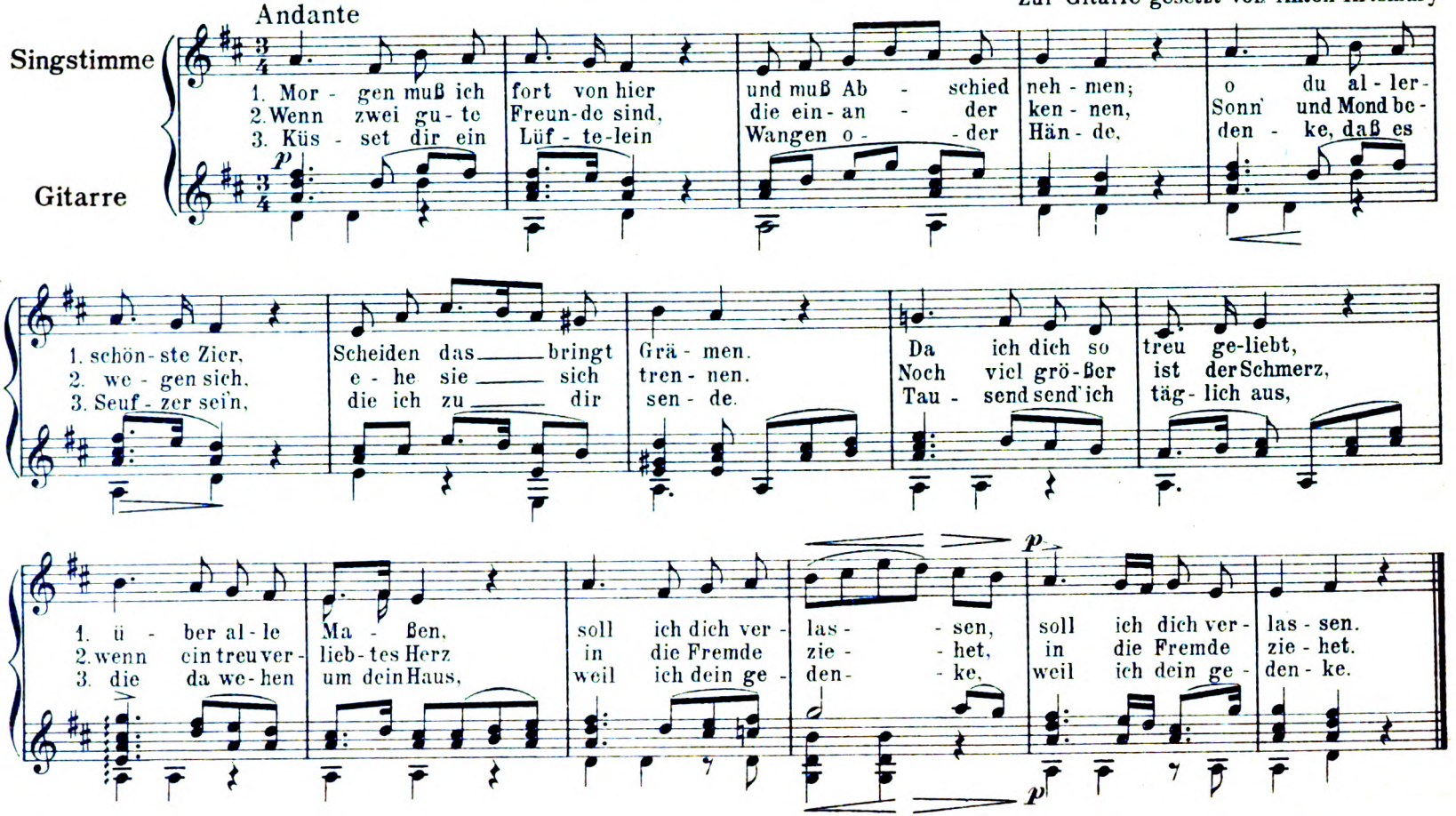
Digitized by Google

LEBEWOHL

(Nach „Des Knaben Wunderhorn")

Friedrich Silcher

Zur Gitarre gesetzt von Anton Krtsmáry



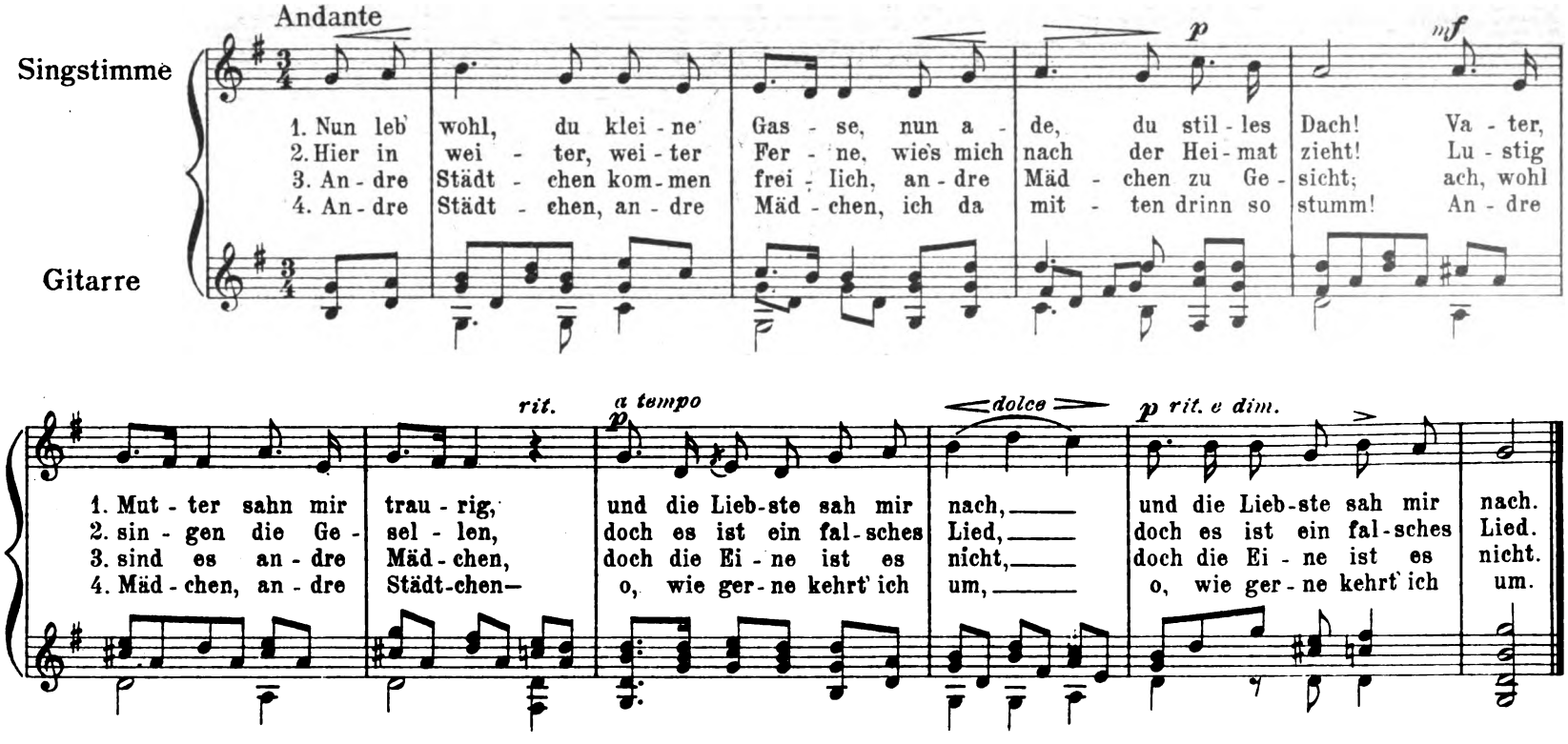
Digitized by Google

NUN LEB' WOHL, DU KLEINE GASSE

(Albert Graf Schlippenbach)

Friedrich Silcher

Zur Gitarre gesetzt von Anton Krtsmáry



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HOLLECK-WEITHMANN

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Septemberheft [illegible]

Vorkämpfer-Werke und Beg[illegible]

Alle Entwicklung einer Kunst schreitet [illegible] Vorkämpferwerk. Zu einem Vorkämpfer[illegible] das Neue, sei es einer Aufgabe, e[illegible] „Fragens der Zeit“, sei es einer eigenartigen [illegible] solcher, kurz: durch irgendein Etwas, das den [illegible] nach irgendeiner Richtung hin bereichert. [illegible] kämpferwerk oder scheint es nur eins? Bereichert [illegible] mit Werten, die wesentlich sind? Sofort fragen [illegible] sofort beginnt also der Streit. „Nein!“ „Doch!“ [illegible] der stillen Voraussetzung: wenn es ein Vorkämpferwerk [illegible] allerdings, gebührt ihm selbst in den Feuilletons der Tagesbücher der breiteste Raum. Entschieden wird die Frage nicht durch [illegible], sondern durch die Lebens- und Zeugnisfähigkeit des Neuen [illegible] der Gesamtkultur. Daß sich fast [illegible] hichte um ein [illegible] Vorkämpferwerke dreht, mag also in der [illegible] sein. Ist es aber auch in der Ordnung, wenn sich die Kunstbesprechung in den Zeitschriften und Zeitungen, soweit sie ernst genommen [illegible] ausschließlich um Vorkämpferwerke dreht? Ich bin der [illegible] ist nicht gut. Und stehe so wieder einmal weder bei den [illegible] noch bei den Jungen ohne Vorbehalt.

Was den Vorkämpferwerken unbedingt gewonnen werden [illegible] das ist der Respekt, der ihren Bildnern die Lebensmöglichkeit und die Schaffensfreude belaßt. Und zwar sowohl den [illegible] kämpferwerken, wie, bis der Streit [illegible] suchen, über deren [illegible] manches besser, da [illegible] kulturgefährliche [illegible] Philistertums vor [illegible] abzutun glaubte, [illegible] in weitern Kreisen, [illegible] kannt, in Kunstsachen [illegible] der Kritikus vor dem [illegible] warten, kann er da[illegible] erleben der neuen [illegible] das Erfassen des Neu[illegible] der öffentlichen Kun[illegible] damit nicht erschöpft [illegible] als die Besprechung [illegible] nicht nur Wichtiges sch[illegible] [illegible] für die Allgemei[illegible]

Wir bleiben unsern [illegible] und Landzungen und E[illegible] [illegible] mehr — was würde [illegible] [illegible]ungsbauten wegen das [illegible] [illegible]mpfen ließen? Wir müssen [illegible]

KARL HOLLECK-WEITHMANN

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Septemberheft 1910 Heft 24

Vorkämpfer-Werke und Begleiterwerke

Alle Entwicklung einer Kunst schreitet von Vorkämpferwerk zu Vorkämpferwerk. Zu einem Vorkämpferwerk wird ein Werk durch das Neue, sei es einer Aufgabe, eines „Problems", sei es eines „Fragens der Zeit", sei es einer eigenartigen Persönlichkeit als solcher, kurz: durch irgendein Etwas, das den bisherigen Kulturbesitz nach irgendeiner Richtung hin bereichert. Ist es wirklich ein Vorkämpferwerk oder scheint es nur eins? Bereichert es wirklich und mit Werten, die wesentlich sind? Sofort fragen das die Alten, und sofort beginnt also der Streit. „Nein!" „Doch!" Aber immer mit der stillen Voraussetzung: wenn es ein Vorkämpferwerk ist, dann, allerdings, gebührt ihm selbst in den Feuilletons der Tagesblätter der breiteste Raum. Entschieden wird die Frage nicht durch Debatten, sondern durch die Lebens- und Zeugungsfähigkeit des Neuen innerhalb der Gesamtkultur. Daß sich fast alle Kunstgeschichte um einstige Vorkämpferwerke dreht, mag also in der Ordnung sein. Ist es aber auch in der Ordnung, wenn sich die Kunstbesprechung in den Zeitschriften und Zeitungen, soweit sie ernst genommen sein will, gleichfalls fast ausschließlich um Vorkämpferwerke dreht? Ich bin der Meinung: das ist nicht gut. Und stehe so wieder einmal weder bei den Alten noch bei den Jungen ohne Vorbehalt.

Was den Vorkämpferwerken unbedingt gewonnen werden muß, das ist der Respekt, der ihren Bildnern die Lebensmöglichkeit und die Schaffensfreude beläßt. Und zwar sowohl den starken Vorkämpferwerken, wie, bis der Streit geklärt ist, den ehrlichen Versuchen, über deren Gelingen man noch nichts sagen kann. Da ist auch manches besser, da sind wir vorsichtiger geworden; der dumme, brutale, kulturgefährliche Hohn, mit dem die zahlungsfähige Ästhetik des Philistertums vor dreißig, vor zwanzig Jahren alles Ungewohnte abzutun glaubte, hat einer größern Vorsicht Platz gemacht; es ist jetzt in weitern Kreisen, denn ehedem, als ein Zeichen von Bildung anerkannt, in Kunstsachen mit Schimpf und Hohn zurückzuhalten. Kann der Kritikus vor dem Ungewohnten nicht nur zum freundlichen Abwarten, kann er darüber hinaus zum Erfassen oder gar zum Nacherleben der neuen Werte führen, um so besser. Dann wirke er für das Erfassen des Neuen auch durch die andern. Aber die Aufgaben der öffentlichen Kunstbesprechungen dem Publikum gegenüber sind damit nicht erschöpft. Mehr: wenn wir weiter nichts betreiben, als die Besprechung der Neuwerke und Neuwerte, so bleiben wir nicht nur Wichtiges schuldig, nein, dann werden selbst positive kritische Gaben für die Allgemeinheit oft weniger als zweifelhaft an Wert.

Wir bleiben unsern Lesern Wichtiges schuldig. Alle Neuwerke sind Landzungen und Eindeichungsdämme in die See, aber auch nicht mehr — was würde man zu Leuten sagen, die solcher Eroberungsbauten wegen das große Altbesessene versanden und versumpfen ließen? Wir müssen dafür sorgen, daß wir die erworbenen

Digitized by Google

Kulturwerte, die im Vergleich zum Neuen, und sei dieses noch so wertvoll, immer den von der gesamten Ahnenschaft aufgestapelten Hauptschatz an Nährboden bedeuten, nicht verlieren und nicht mindern, sonst bezahlen wir das Neu-Eingedeichte mit dem Besten vom alten Besitz. Sind wir uns dessen immer bewußt bei Bildern, Büchern, Notenwerken? Tun wir, was wir tun sollten, um den nährenden Genuß auch am Alterkannten immer wieder zu beleben und zu vertiefen, anderseits, um durch ernsthafte „Aktenrevisionen“ auch die altberühmten literarischen, musikalischen und bildnerischen Kulturgüter auf ihre Lebenswerte hin immer wieder nachzuprüfen? Wir leiden ja alle am „Zuviel“, wir müssen „abkürzen“, wenn wir vorwärts wollen. Tun wir „Fachleute“ unsre Pflicht, um der Allgemeinheit behilflich zu sein, auszuschalten, was nur weitergeschlepptes Gerümpel aus Moden ist, zugleich aber auf das, was standhält, die Genußfähigkeit immer wieder einzustellen? Helfen wir, das Ererbte zu „erwerben, um es zu besitzen“? Ferner: sind wir Kunstkritiker nicht etwa in unsrer überwiegenden Mehrzahl Leute, die, was uns als Fachmänner am meisten interessiert, deshalb schon für das Wichtigste zum Weitergeben halten? Als handelte sich's bei unsern Lesern nicht um andre Menschen mit andern seelischen Voraussetzungen? Reden wir nicht zuviel von allen möglichen nur artistischen Errungenschaften, weil wir selber an ihnen ein artistisches Wohlgefallen haben? Während wir gleichzeitig vernachlässigen, was dem nicht artistisch Interessierten viel höheren Lebenswert geben könnte?

Der gebildete Nichtfachmann, und gar der Mann aus dem Volke, braucht, wenn er in lebendigem Verhältnis zur Kunst bleiben soll, Begleiterwerke; Bücher, Noten, Bilder, die vielleicht nicht den Nationalschatz an seelischen Errungenschaften bereichern, wohl aber seinen persönlichen seelischen Privatbesitz. Da das Leben des Einzelwesens das seines Geschlechtes abgekürzt wiederholt, werden das sehr oft ältere Werke sein. Was (nicht die oberflächlichen Narren, aber:) die Besten eines Geschlechts einmal wirklich begeistert genossen haben, das „hat gelebt für alle Zeiten“ — wir sollten den Sinn des tausendfach zitierten Spruchs auch in der Kunstpolitik nicht vergessen. Möglich, daß uns Fachleuten bei solchen Begleiterwerken die Mängel viel stärker empfindlich sind, als die Vorzüge, wie, beispielsweis, heut die Allerneuesten nicht nur bei Ludwig Richter, sondern auch bei Menzel und Böcklin unzufrieden sind, weil sie gerade das, was sie suchen, nicht finden. Möglich sogar, daß wirkliche Schattenseiten uns die Lichtseiten bis zum Nichtsehen der Ganzheit des Werkes verdunkeln. Von andrer Stelle, von andrer Entwicklungsstufe aus sieht man das Leuchtende doch und fühlt man's; für andre Menschen leben jene Werke noch, auch wenn sie von kleineren als den Genannten stammen. Und entsprechend dem „hochmodernen“ Gesetz von der Ontogenese, welche die Phylogenese wiederholt, kann sich auf gesunde, auf natürliche Weise nur weiterentwickeln, wer „das“ durchgemacht, wer „das“ in sich verarbeitet hat.

Will einer von heute sein, eh er von gestern war, wird er Snob. Die unheimliche Ausbreitung des Snobtums in unsrer Zeit spricht

Digitized by Google

kaum dafür, daß unsre Kritik ästhetischer Werte ihre Aufgabe überall richtig betreibt. Snob tanzt, eh er gehen kann. Oder wenigstens: tänzelt, denn festen Boden hat er ja nie. Ihm wird vorgepfiffen, und so lange die Pfeife tönt, „weiß“ er, was wertvoll „ist“. Schweigt sie, dreht er sich nach ihrer Melodie noch eine Weile im Kreise, bis irgendeine neue ihn anderswie drehen macht. Im Gange der Kulturentwicklung bedeutet das einen Narrenreigen, nicht mehr. Sind wir Kunstschreiber uns über dies Wesen klar, sollt es uns, meine ich, unsrer Arbeit unwürdig erscheinen, dazu aufzuspielen oder wir begnügen uns mit der Rolle von Nouveautés-Vertreibern, wo wir Kulturarbeiter sein könnten. Nouveautés und Neuwerte sind ja wirklich nicht immer dasselbe, und auch unter den Neuwerten gibt es Werte und Wertchen. Wo das Leben Neublut bilden kann, dahin zu weisen und immer wieder zu weisen, das ist unsrer Arbeit *eine* große Aufgabe. Die *zweite* aber: dafür zu sorgen, daß unsre Kultur mit allen Tragemauern solid bleibt, auf die und an die gebaut werden soll. A

Marie von Ebner-Eschenbach

Zu ihrem achtzigsten Geburtstag

„Natur ist Wahrheit; Kunst ist die höchste Wahrheit.“ So steht's in Marie von Ebner-Eschenbachs Aphorismenbuch. Die ganze Persönlichkeit der Dichterin lebt in dem knappen Wort. Man muß sie nur herausholen; denn schließlich könnten auch andere, und manche sogar gleichfalls mit Berechtigung, den Spruch für ihrer Art gemäß erklären.

Wie Marie Ebner des näheren über die Steigerung des Naturgegebenen durch die Künstlerarbeit denkt, das hat sie zu vielen Malen ausgesprochen; nirgends wohl mit bemerkenswerterer Klarheit als im „Bertram Vogelweid“, da der vielerfahrene Schriftsteller dem grünen Abermenschling seine Ansicht vom Talent einprägt: „Talente laufen zu Hunderten auf der Gasse herum. Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent, mein Lieber, ist viel und nichts. Was du daraus machst, und was dieses »Du« für ein Ding ist, darauf kommt's an. Zuerst mach du *dich*, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent!“

Diese Dichterin hat von früh auf an ihrem Ich gearbeitet und alles Schaffen aus dem reifenden Ich, mit ihm entwickelt. Und es erwies sich, erweist sich noch heut und künftig in ihren Büchern, daß in diesem Falle das Ich wahrlich der Mühe lohnte, also daß auch das mitgeborene Talent zur vollen Entfaltung aller seiner Keime hinaufgepflegt wurde. Ihr menschliches Streben ging immer entschiedener, immer sicherer darauf hinaus, das Wahre der seelischen Natur durch allzu menschliche Trübungen hindurch zu sehen. Als Künstlerin strebte sie in Treuen danach, das so Erschaute auf solche Art zu läutern, daß die Wahrheit noch reiner als in der Zufallswirklichkeit hervortrat und dadurch allein — nicht durch lügnerische Zierkunst — zugleich Schönes gestaltet wurde.

Manchem mag dies Schöne hie und da, ausnahmeweise, doch milderen Glanz zeigen, als er selber im wirklichen Menschenleben zu

Digitized by Google

erkennen vermag. Aber auch in dergleichen strittigen Fällen wird es nicht zu widerlegen sein, daß in Marie Ebners Kunst höchste Wahrheit lebt. Wo es not tut, hat sie die Kraft auch zur bittersten Herbheit. Und wenn es möglich wäre, daß auf sozusagen statistischem Weg an einzelnen Stellen ein gewisser Überschuß an Edelgehalt nachgewiesen würde, so wäre dagegen geltend zu machen: diese Dichterin, die wir Deutschen mit freudigem Stolz unser nennen, hat auf ihrer Seite die höchst-entscheidende Wahrheit, die Wahrheit des reicheren Herzens.

Unsre liebe Frau von Ebner — wie man sie mit einem guten Beiklang altvolkstümlicher Verehrung genannt hat — vollendet nun, am 13. September, das achte Lebensjahrzehnt. Nicht als Literaturveteranin, deren Siege weit, weit hinter unsrer Zeit liegen, sondern als wirkliche Genossin unsrer Zeit, als eine in der Tat noch führende Persönlichkeit. Ja, sie gehört im Grunde noch lange nicht zu den alten unter den mitlebenden Dichtern, da sie mit fünfundvierzig Jahren ihre ersten Erzählungen herausgab, seit ihrem fünfzigsten Jahr erst der deutschen Öffentlichkeit bekannt wurde. Eine ganz merkwürdige Erscheinung: die Achtzigjährige trat vor drei Jahrzehnten gleichzeitig — nur gleichzeitig — mit den Jüngstdeutschen auf den Plan und hat die allermeisten von ihnen, im zwiefachen Sinn oder mindestens im literaturgeschichtlichen, rüstig überlebt. Die Parole „Erst das Talent loslassen, dann vielleicht einmal das Ich entwickeln!“ — diese Parole der Modernen von gestern (und auch der Wortkünstler von heut) scheint also tatsächlich nicht die rechte zu sein.

Marie von Ebner hatte durch ihre Herkunft aus vornehmem und wohlhabendem Hause vieles vor vielen voraus. In ihren Anfängen jedoch erwuchsen ihr aus der bevorzugten Lebensstellung nur Hemmungen ihres geistigen und sonderlich ihres dichterischen Fortkommens. Dazu kam manches Widerstrebende des Landes, in dem sie aufwuchs.

Die Kinder des gräflichen Hauses Dubsky, namentlich die beiden Mädchen, die noch vorm Erwachen des Bewußtseins ihre rechte Mutter verloren, waren fast ausschließlich der Erziehungskunst fremdländischer Gouvernanten anvertraut, die größtenteils zu dem verantwortungsvollen Amt nicht befugt waren. Als in Mariens kindlicher Phantasie die Vorzeichen künftigen Künstlertums zutage traten, wurden sie nicht bloß übersehen, sondern mißdeutet und bekämpft. Die frühen dichterischen Versuche waren den nächsten Angehörigen jahrelang ein Gegenstand der Besorgnis, ja geradezu einer unbegreiflich verstockten Antipathie. Als die Dichterin nachmals, schon in hohem Lebensalter, das Erinnerungsbuch „Meine Kinderjahre“ schrieb, zitterte noch die Bitternis ihrer allerersten Dichtererfahrungen nach: „Von dem Schmerz und dem Groll, den diese stumme Ablehnung mir verursachte, habe ich nie etwas verraten, und wie oft sollte ich sie erleiden!“

Ihr Jugendland — so schwer wir es uns von einer heute noch Schaffensfähigen vorstellen mögen — ihr Jugendland war das vormärzliche Altösterreich. Von Geburt an gehörte sie zu einer Aristokratie, die zwar in der Politik freieren Ideen nicht ganz unzugänglich

Digitized by Google

war, die jedoch gesellschaftlich zu Marie Dubskys Jugendzeit noch nicht an die Möglichkeit dachte, eine Komtesse könnte sich ernstlich mit dem Dichterhandwerk einlassen. Und die schönere Hälfte des Jahres wurde von der Familie regelmäßig in Mähren verbracht, auf Zdißlavitz, dem väterlichen Schloßgut. Zu den englischen und französischen Einflüssen der Erziehung gesellte sich da noch die Gewöhnung an Wesen und Sprache der Slawen. Ein wirkliches Wunder, daß aus solcher Umgebung eine deutsche Dichterin hervorgehen konnte.

Die heftigen ersten Versübungen wurden alle in französischer Sprache vorgenommen. Ein siebzehn Jahre älterer Vetter, Moriz von Ebner-Eschenbach, der sieben Jahre später Mariens Gatte wurde, hat die Elfjährige, als er von ihr eine französische Ode auf Napoleon kennen lernte, in Gelegenheitsversen gemahnt: „. . . Du bist ein Sproß aus gutgermanischem Blut. Was deutsch du denkst, hab deutsch zu sagen auch den Mut!" Der Weckruf hatte vollen Erfolg. Die jugendliche Österreicherin verwandelte sich sehr rasch aus einer französischen in eine deutsche Dichterin.

In der nächstfolgenden Zeit erlebte sie das „vielleicht denkwürdigste Ereignis" ihrer Kinderjahre: die Bekanntschaft mit Schillers Werken. Und von ihrem zwölften Jahr an durfte sie regelmäßig das Burgtheater — in seiner guten alten Zeit — besuchen. „Ein Bildungsmittel ohnegleichen" nennt es die Dichterin, mehr als ein halbes Jahrhundert später; „ihm verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung, die damals begann und heute — noch lange nicht beendet ist." Anno 47 hatte Franz Grillparzer die Erstlingspoesie der jungen Komtesse zu prüfen und fand bereits unverkennbare Spuren von Talent, ja „eine Anlage, die Interesse weckt und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte".

Nicht durch Blendwerk des Temperaments, nicht durch entgegenkommende Oberflächlichkeit der Fabulierung hat Marie von Ebner ihren Namen berühmt gemacht. All die Liebe, die ihr das gebildete Deutschland entgegenbringt, ist redlichst erworben durch ein Lebenswerk von schlichter Wahrhaftigkeit.

In Schillers Spuren begann sie. Die Tragödie war ihr jahrelang das Gebiet, auf dem sie ihr Bestes zu geben hoffte. Ihr erstes (veröffentlichtes) Bühnenwerk, entstanden vor einem halben Jahrhundert, heißt nicht zufällig „Maria Stuart in Schottland"; und das einaktige Versdrama „Doktor Ritter", das sie in den sechziger Jahren schrieb, führt den jugendlichsten Schiller in Person auf die Bühne. Aber mit dem Idealismus des großen Schwaben hat sie nicht sein Pathos übernommen. Dies zeigte sich deutlicher schon in ihrem gefühlskräftigen Revolutionsdrama „Marie Roland", das aus ihrem siebenunddreißigsten Lebensjahr stammt, und immer unzweifelhafter danach, als sie sich vom undankbaren Theater hinweg der Prosaerzählung* zuwandte. Auch ihr ward, gleichwie dem alten Fontane, „der

* Die Werke Marie von Ebners erscheinen fast alle im Verlage von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W. 35. „Božena" bei Cotta.

Digitized by Google

Sinn für Feierlichkeit" nicht gegeben — ein Sinn, der nicht mit vornehmem Stilgefühl verwechselt werden darf.

Immer sicherer, immer feinsichtiger griff Marie von Ebner seit 1870 in das Menschenleben, das am nächsten sie umgab, das sie als teilnehmend mitlebende Zuschauerin in allen Tiefen und auch in seinen beliebten Untiefen durchschaute. Aus dem Erdreich, in dem sie heimisch war und ohne irgendeine nennenswerte Unterbrechung heimisch blieb, erwuchs ihr die dichterische Meisterschaft. Die Fragen des Künstlerlebens, dem sie ja ebenfalls von Geburt zugewiesen war, haben sie zu mehreren ihrer besten Schöpfungen („Lotti", „Verschollen", „Vogelweid") angeregt. Im übrigen aber dürfte man ihr gesamtes wesentliches Schaffen mit dem Doppelwort kennzeichnen, das sie zweimal für Novellensammlungen gewählt hat: „Dorf- und Schloßgeschichten".

Dorf und Schloß sind ihre Welt. Vom ländlichen Schloß aus hat sie sich das Dorf erobert. Mit dem großstädtischen Leben mochte sich die Dichterin, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, nur insoweit beschäftigen, als die Schloßgeschichten zur Winterszeit eine Übersiedlung in die adeligen Wiener Salons nötig machten. In einer unübersehbaren Fülle von Gestalten spiegeln ihre Novellen und größeren Erzählungen österreichisches, insbesondere mährisches Dorfleben und österreichisches Adelsleben des neunzehnten Jahrhunderts mit unübertrefflicher Treue. Vom Elend der ärmsten Hütte bis zum fürstlichen Luxus einer alten, unverwüstlich leichtlebigen Aristokratie ist alles Charakteristische dieser beiden Sphären, die so seltsam einander ergänzen, von einem unbestechlichen Augenpaar gesehen und von feinnerviger Künstlerhand mit aller Lebenswärme in dichterische Gestaltung geborgen. Oft genug erhärtet das Schaffen dieser Frau ihr Wort, daß jedes Dorf, jedes Haus seine besondere Physiognomie habe.

Unbestechlich steht Marie Ebner ihrer Welt gegenüber, aber ganz und gar nicht etwa unempfindlich. Im Gegenteil, die Schärfe der Beobachtung, so bewundernswert sie arbeitet, ist ähnlich wohl auch einzelnen anderen zu Gebote, die im übrigen weniger hoch zu stellen sind, und vornehmlich gerade auf der Mächtigkeit (ein gutes Bild aus dem Bergbaulichen) des Empfindens ruht die Bedeutung unsrer Dichterin. Reichtum des Herzens entscheidet auch hier.

Dabei bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit, wieder einmal dem alteingefressenen Irrtum zu begegnen, als sei Gutmütigkeit gleichwertig mit Güte, die Güte denkbar ohne Vernunft. Wir brauchen nur im Aphorismenband Marie Ebners zu blättern, um es von ihr selbst zu vernehmen: „Die Gutmütigkeit gemeiner Menschen gleicht dem Irrlicht. Vertraue nur seinem gleißenden Schein, es führt dich gewiß in den Sumpf." Oder: „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven." Aber wiederum: „Man muß das Gute tun, damit es in der Welt sei." „An das Gute glauben nur die wenigen, die es üben" und: „Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein!"

Schon das ist höchst bezeichnend für diese Dichterin, daß sie sich immer wieder mit dem Verhältnis des Verstandes zur Güte beschäftigen muß. „Der Geist", sagt sie, „ist ein intermittierender, die Güte ein

Digitized by Google

permanenter Quell.“ Ein andermal: „Er ist ein guter Mensch! sagen die Leute gedankenlos. Sie wären sparsamer mit diesem Lob, wenn sie wüßten, daß sie kein höheres zu erteilen haben.“ Oder sie zitiert die verbreitete Meinung, der Verstand werde meist auf Kosten des Gemütes ausgebildet, und sie widerspricht: „O nein, aber es gibt mehr bildungfähige Köpfe als bildungfähige Herzen.“ Und sie stellt bedeutsam nebeneinander: „Ohne Phantasie keine Güte, keine Weisheit.“ Ausgleichend vermerkt sie (wobei jedoch statt „Verstand“ genauer zu setzen wäre „Vernunft“): „Der Verstand und das Herz stehen auf sehr gutem Fuß miteinander. Eines vertritt oft die Stelle des andern so vollkommen, daß es schwer ist, zu entscheiden, welches von beiden tätig war.“

Die Frau, die in manchen einzelnen ihrer vielen feingeschliffenen Aphorismen schon einen ausreichenden Beweis überlegenen Verstandes liefert, ist in ihrer Ganzheit ein lebendiger Beweis dafür, wie ausgezeichnet echte Güte und starker Geist beisammen hausen können. Es deutet offenbar auf ganz persönliche Erfahrung zurück, wenn sie spricht: „Die Menschen, bei denen Verstand und Gemüt sich die Wage halten, gelangen spät zur Reife.“ Fast bei jeder ihrer gedanklichen Miniaturen spürt man es ja, wie die beiden gegensätzlich-verwandten Kräfte einander die Wage halten. Und ihr gesamtes Schaffen hindurch ist ein Gleiches fühlbar. Das Ergebnis bedeutet für den Leser, vorausgesetzt, daß er nach beiden Richtungen einigermaßen empfänglich sei, nichts Geringeres als einen dauernd fließenden Quell lauterer, wirklicher Harmonie.

Es gibt — soll man sagen nämlich oder bekanntlich? — auch ein Trugbild der Harmonie, ein doppeltes sogar: das tote Gleichmaß in kraftlosen Organismen und die weichliche Ausgeglichenheit mutloser Naturen, die alle rauheren Erscheinungen der Wirklichkeit nicht sehen wollen. Diese falsche Harmonie macht sich in den Künsten ungebührlich breit; sie ist schuld daran, daß von Zeit zu Zeit immer wieder jugendlich unbefangenes Kunstvolk einen Abscheu vor aller Harmonie empfängt und sich begeistert auf die Disharmonien stürzt. Die Seltenheit der echten Harmonie entschuldigt die Verzerrungen der Sturm- und Drangkünstler; dieselbe Seltenheit erklärt die ungewöhnliche Liebe, wie „unsre liebe Frau von Ebner“ sie mitten in der Epoche der Modernen bei Alten und Jungen zu gewinnen begann.

Ihre Stellung zu Adel und Volk, zur Frauenfrage, zu Welt und Gott ist in dieser Harmonie einer Lebendigen gegeben. Sie muß sich überall gegen das Vorurteil, gegen die Untüchtigkeit, das Unrecht, die Fühllosigkeit wenden und eintreten für mitmenschliches Verständnis, für die Tüchtigkeit und die Rechte des Herzens. Ihr ganzes Wesen ist von Gefühl durchtränkt, dabei aber von ordnender Vernunft regiert. Ererbte und fortgebildete Kultur hat die in ihr auch glühende Leidenschaft der starken Persönlichkeit zur andächtig leuchtenden und wärmenden Flamme geformt. So erkennen wir in ihr nur Gutes der Frauenseele, insbesondere der deutschen Frauenseele. Das Mütterliche der deutschen Frau atmet uns aus ihren Dichtungen entgegen, in schöner Übereinstimmung mit ihrem eignen Wort: die Kinderlose hat die meisten Kinder.

Digitized by Google

Und nur in den ersten Anfängen kamen Meinen und Wollen des Gemüts gelegentlich unvermittelt, als Überschuß an Tendenz, zum Ausdruck; bald lernte sie auch das persönlichste Fühlen bändigen durch Kunst. Als edelste Weiblichkeit mutet es uns wieder an, wenn die Dichterin das innere Widerstreben gegen den Zwang der Berufung — ein Gefühl, das keinem Künstler ganz fremd ist — in diese Worte kleidet:

„. . . Mein armes Rühmchen wär mir feil, und mit
Entzücken gäb ich's für die Freiheit hin.
Ich diene ja, seht ihr, bin willenlos
In meines Dämons Macht. . . . Wie nenn ich ihn?
Heißt er vielleicht — daß Gott erbarm! — Talent?
Man sagt, die meisten, die von ihm besessen,
Sie wähnten ihn zu lenken, hielten ihn
Für ein Geschenk der gütigen Natur
Und pflegten ihn mit stolzer, treuer Liebe.
Doch faß ich's nicht. Ist's möglich denn, zu lieben
Was dir das Höchste raubt, die Selbstbestimmung?
Was dir mißgönnt die unbefangne Freude,
Entwertet deinen edelsten Genuß
Durch seiner Flüsterstimme rastlos Mahnen:
Besinne dich! was machst du wohl daraus?
Gäb's nicht ein Bild — ein Streiflicht — ein Detail?
— Der Dämon nimmt dein Herz, stiehlt dir die Seele . . ."

Die bessere deutsche Leserschaft kann dem Dämon beim besten Willen nicht recht gram sein: ihm also verdankt sie all diese inhaltschweren Bücher mit ihrer Menge lebensvoller Gestalten! Aber so recht populär wird der Dämon doch wieder nicht werden; man wird nach wie vor die Dichterin selbst für all dies Gute verantwortlich machen, da es so ganz ihr eigenes Gepräge trägt. Sie ist gewiß eine geborene Erzählerin; das Lyrische wird bei ihr gehörig untergearbeitet, in den Bericht nichts Persönliches hineingeredet. Doch wie wohltuend spüren wir ihre Persönlichkeit durch die Gestaltung (und durch die gelegentlich nicht völlig stichhaltigen Einkleidungen der Novellen) hindurch, aus der Atmosphäre, die ihre Menschen umgibt.

Mit wieviel Liebe umhüllt sie ihre Einsamen, wie bitter kann sie zugunsten der wehrlos Leidenden werden: des Leibeigenen, den die seelenlose Begriffsstützigkeit der schönheitseligen Besitzerin mordet („Er laßt die Hand küssen"); des wohlmeinend zugrunde gerichteten Schulknaben („Der Vorzugsschüler"); der kindlichen Opfer sozialer Verkommenheit („Ein Verbot"). Wie persönlich und erstaunlich ergiebig ist ihr Verständnis der Tierseele, wie weiß sie edle Pferde zu zeichnen und einem treuen Hund Individualität zu geben („Krambambuli" u. a.). Wie prächtig haßt sie die betrunkenen Männer, die ihre fleißigen Frauen peinigen (im „Gemeindekind", in der „Unverstandenen auf dem Dorf" u. a. a. O.). Wie elementarisch erhebt sich ihre grundtüchtige Natur gegen die unseligen Blender in Mädchengestalt, die niemand und nichts lieben oder achten können und nichts leisten als Störung oder Zerstörung edlerer Kräfte („Das Schädliche"). Hier

Digitized by Google

spricht die Besonnene, Milde das klare „Töte sie!“, das der Franzose der gleichen Erscheinung unterm besondern Gesichtspunkt des Ehebruchs entgegenschleudert; man fühlt, wie oft sie die unselige Zierde der Gesellschaft aus der Nähe mitansehen mußte.

Wie liebenswürdig lächelnd nimmt sie dagegen eine harmlose Abart desselben nichtigen Mädchentyps vor, die aristokratische Sportmaid („Komtesse Muschi“), und stellt ihr (in „Komtesse Paula“) ein anderes Mädchen gegenüber, das ebenfalls ganz Weltkind ist, aber den Sinn für das Wertvolle in sich trägt und einen ausnahmemäßig tiefen Manneschcharakter unter den Oberflächlichen ihres Lebenskreises herausfindet und fesselt. Wie echt ebnerisch ist es dabei, daß in solchen Fällen nie eine lehrhafte Gebärde der Erzählerin stört, sondern alles etwa Erzieherische in die mittelbare Charakteristik verteilt und verwoben ist. So darf sie, ohne das Unkünstlerische zu streifen, in immer neuen Gestalten für das innerlich Schöne werben, indem sie „unelegante“ Männer gegen die Nur-Eleganten, Mißliebige oder Aschenbrödel der Gesellschaft gegen die Clique und deren Lieblinge ausspielt (in den beiden Komtessen-Novellen, in „Fräulein Susannens Weihnachtsabend“ und vielmals außerdem) oder, wie eben gezeigt, besonders weibliche Schwächen mit feiner Ironie darstellt (auch das halbflügge Frauchen in „Poesie des Unbewußten“, die kurzsichtige Baronin im „Gemeindekind“, die ihrem Taugenichts ergebene Französin im „Rittmeister Brand“, die Dilettantinnen in „Bertram Vogelweid“ u. a. m.).

Der Humor, der dieser seltenen Frau verliehen ist, gibt sich nirgends zu bloß komischen Wirkungen her, obwohl es öfters in spöttischen Streiflichtern aufblitzt, daß der überlegenen Betrachterin die Komik scheinwichtigen Lebens nicht entgeht. Sie stellt ihre Humorgabe in den Dienst ihres sittlichen Wollens. Selten, daß dabei (wie etwa in den „Freiherren von Gemperlein“) die Charakterkomik beherrschend in den Vordergrund treten darf. In der Regel helfen ihr die humoristischen Züge, um Schwächen und Laster bescheidentlich satirisch zu bekämpfen. Sie hat ja auch für die Träger der Unvollkommenheiten Verständnis, wie für alles Menschliche. Äußere Lebenskunst, Eleganz sind ihr keineswegs an sich verhaßt; für den gereiften Grandseigneur zum Beispiel, der viele Frauen erobert hat, aber seiner Lebensführung eine imposante Würde wahrt, ja selbst für die „Windhunde“ unter den Kavalieren hegt sie eine gewisse widerwillige Vorliebe — vorausgesetzt, daß das anfechtbare Dasein Stil hat (in „Unsühnbar“ und noch in dem jüngst erschienenen Band „Genrebilder“). Verzerrung um eines Leitgedankens willen — oder gar aus einem Vorurteil heraus — ist ihr nicht möglich.

In ihren größeren Novellen und Erzählungen kann Marie Ebners Liebe zur Menschenseele sich noch freier nach zwiefacher Richtung betätigen, als ethische Anteilnahme und als künstlerische Freude am Werden. Im „Kreisphysikus“ beispielsweise stellt sie dar, wie ein tüchtiger jüdischer Arzt durch das Leben allmählich von trotzigem Ichgefühl zum Gemeinschaftgefühl hingelenkt wird. „Nach dem Tode“ führt ebenso fein den eigenwüchsigen Gedanken durch, daß ein Mann die verstorbene Gattin erst aus der Erinnerung immer inniger

Digitized by Google

schätzen lernt. Die Frauengestalt, die solchermaßen heraufentwickelt wird, ist nur ein Glied in der leuchtenden Kette rührend einsamer und echt weiblicher Frauen, die wir der Dichterin verdanken. „Lotti, die Uhrmacherin“ gibt die Lebensgeschichte eines einsamen Mädchens voll Treu und Güte und zugleich, ohne wohlfeile oder parteiische Ausbeutung des Gegensatzes, die eines modernen Dichters, der das Leben zu lieb hat, um ein reiner Künstler werden zu können — eine mustergültig zu nennende und nicht veraltende Behandlung des seither oft genug minder glücklich vorgeführten Typus.

Recht eigentliche Entwicklungsgeschichten sind unter den größeren Erzählungen, die dem Roman nahestehen und die Meisterin der Novelle nicht verleugnen, „Unsühnbar“ und namentlich „Das Gemeindekind“ — der Schloßroman und der Dorfroman. Beide dürfen sich an Mut und Ernst des Wahrheitstrebens getrost mit jedem Meisterwerk des Re- oder des Naturalismus messen. So schlicht wie ergreifend gibt „Unsühnbar“ die Jugend- und Ehegeschichte einer Aristokratin, die trotz tiefem Reinheitsbedürfnis in Verführung und Unwahrhaftigkeit verstrickt, schließlich durch ein offenes Bekenntnis zu sühnen sucht. Einiges scheint dabei freilich mehr durch die gediegene Kunst der Erzählung als durch innere Notwendigkeit zu überzeugen; organischer in sich geschlossen ist die Entwicklungsgeschichte des „Gemeindekindes“, die unbedingt zum bleibenden Allerbesten der neueren deutschen Prosa gehört.

Die unendlich traurige Jugend eines ganz einsamen Knaben, dessen Vater ein Verbrecher war, dessen Mutter unschuldig im Gefängnis sitzt (dies die einzige allenfalls nicht völlig stichhaltige Stelle des Werks) und dessen Schwester, im Kloster dem Irdischen allzu eindringlich entfremdet, frühe hinschwindet. Eine Kindes-Leidensgeschichte voll härtester Pein, Abgründe menschlicher Kurzsichtigkeit und Bosheit enthüllend. Das Wunderbare aber ist, daß die Geschichte weder den Leser trostlos stimmt noch jemals sich in süße Sentimentalität verirrt. Denn unverkennbar empfindet man: die Urheberin schaut auch der schlimmsten Wirklichkeitsoffenbarung fest ins Antlitz, erkennt aber eben dabei, daß noch die böseste Menschlichkeit mehr Schwäche des Sterblichen als verdammenswertes Prinzip sei, und läßt sich den Glauben an den möglichen Sieg des wahrhaft Tüchtigen nicht nehmen.

Und das ist es, was aus dem ganzen Lebenswerk Mariens von Ebner-Eschenbach in warmen Strömen uns anweht: Weisheit und Güte oder, noch schlichter und also noch mehr in ihrem Sinn, Gutsein durch Verstehen und dann: Mutigsein trotz Verstehen. Es offenbart sich uns eine Frau, die nur Frau sein will und doch ein voller, reicher Mensch und ein starker Künstler ist. Nehmt alles nur in allem: in unsern Tagen der ausschweifenden Disharmonie ein unschätzbarer Beweis, daß Harmonie noch immer im Sterblichen möglich ist, noch immer lebt und leben wird. Willy Rath

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus den Dichtungen von Marie von Ebner-Eschenbach

[An erster Stelle möge eine Probe aus dem neuen, eben erschienenen Buche „Genrebilder“ stehen. Die Erzählung „Unverbesserlich“, deren erste Hälfte wir abdrucken, werden alle Freunde der Dichterin als eine hocherfreuliche Gabe begrüßen: schon deshalb, weil dieses Werk eine Kraft und Frische zeigt, wie sie wohl nur ganz auserwählten Achtzigjährigen gegönnt ist.

Zu den übrigen Stücken ist nach Raths Aufsatz hier nichts zu bemerken. Fast alle Dichtungen der Verfasserin sind bei Gebr. Paetel in Berlin erschienen. Der Kunstwart brachte aus ihnen schon früher (XI, 3; XIII, 23; XIV, 19; XX, 13) Proben.]

Aus „Unverbesserlich“

Sie waren Zwillingsgeschwister, Fräulein Monika und Pfarrer Emanuel, hatten jüngst ihr sechzigstes Jahr erreicht und gehörten zur kleinen Gemeinde der einsamen Menschen. Was verliebt sein heißt, hatte Monika nie erfahren, obwohl sie einstens sehr nahe daran war, sich zu verheiraten. Aber nur aus Hochachtung. Was in ihrem Bruder vorgegangen, ob er Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, ob die Entsagung ihm so leicht geworden wie ihr, davon wußte sie nichts. Nur einmal, als sie etwas gedankenlos sich und ihn als Muster einer lautersten Lebensführung hinstellte, sprach er lächelnd:

„Vielleicht die Folge einer Mangelhaftigkeit unserer Naturen. Es kommt vor. Cicero soll nie geliebt haben.“

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden war eine sogar bei Zwillingen auffallende. Sie waren groß und hager, hatten feine Gesichter von durchsichtiger Blässe mit Adlernasen und schmalen, geraden Lippen, die nie geküßt und nie ein gemeines Wort gesprochen hatten. Ihre Haare blieben noch im Alter reich und bewahrten ihr mattes, altgoldfarbiges Blond, so wie die Augen ihr helles Himmelblau. Aus denen Monikas blitzten oft schon bei geringem Anlaß Zornesfunken hervor, oder es sprach aus ihnen aus bloßer Freude am Dasein in Gottes schöner Welt eine Heiterkeit, die äußerst erquickend wirkte.

Emanuel hingegen war immer im Gleichgewicht, war des Zornes unfähig, sogar des — und darüber machte er sich Vorwürfe — sogar des heiligen Zornes. Er liebte seinen Beruf, seine Gemeinde, seine gelehrten theologischen Studien und die Klassiker, besonders die alten, und haßte, so gut er hassen konnte, die Politik. „Denn“, meinte er, „in der Politik können die Leute das Niederträchtige tun, ohne sich für niederträchtig zu halten und ohne dafür zu gelten.“

Nach dem kleinen Pfarrsprengel im östlichen Mähren, in dem er nun seit vielen Jahren lebte, war er strafweise versetzt worden, weil er den Wunsch seiner obersten Behörde, in seinen Predigten scharfe Töne gegen gewisse Parteiungen anzuschlagen, unbeachtet gelassen hatte. Seine Schwester geriet damals außer Rand und Band. Sie sah die Welt in zwei Teile gespalten, in ein Heer von Übeltätern und einen Märtyrer, und beschloß, diesem von nun an ihr ganzes Dasein zu weihen.

Digitized by Google

Rasch und unwiderruflich machte sie ihre Verlobung rückgängig, nahm aber mit großer Zartheit dieser Tat den Stachel. Es gelang ihr, den Bräutigam zu überzeugen, daß jede der vielen, unter denen er jetzt die Wahl hatte, besser zu ihm passen würde als sie, und geeigneter sei, ihn zu beglücken.

Die Geschwister begaben sich an den neuen Wohnort und erfuhren bei ihrer Ankunft manche angenehme Überraschung. Sie fanden eine ehrwürdige, gut erhaltene Kirche, ein kleines Pfarrhaus, das an freilich argen, aber nicht unheilbaren Schäden litt. Klaglos und ohne Überstürzung ging man daran, sie zu beheben. Der Regen mußte sich's abgewöhnen, durch das Dach und durch die Fenster hereinzusickern; die ausgebrochenen steinernen Stufen, die zur Eingangstür führten, wurden durch neue ersetzt und bekamen ein hübsches eisernes Geländer. Dem verwilderten Gärtchen vor dem Hause widmete Monika von allem Anfang an ihre liebevollste Pflege.

Eingerichtet war man bald, und die Einteilung der Zimmer ergab sich von selbst. Rechts die des Bruders, links, ihnen gegenüber, die der Schwester; doch betrachtete sie nur das zweite, kleinere Gelaß als ihr ausschließliches Eigentum. Das erste, größere diente auch als Lese- und Musikzimmer. Durch den Gang, der nicht sehr breit war und die Gemächer voneinander trennte, gelangte man, an der Küche und den Wirtschaftsräumen vorbei, in den Obstgarten. Aus ihm führte ein gepflasterter Weg zur Pforte der Sakristei, und bei dieser Pflasterung war auf die Wahl flacher Steine kein Wert gelegt worden. — Man geht dahin wie auf einem Reibeisen, dachte Monika, aber er wird es nicht merken. Er würde es kaum merken, wenn er barfuß zum Gottesdienst ginge. Er bemerkt überhaupt so schwer etwas Unangenehmes; wie rasch und freudig jedoch das kleinste Gute!

Der neue Aufenthalt hatte aber wirklich gegen den früheren manchen Vorzug. Monika lächelte beinahe zustimmend, als der Pfarrer einmal sagte:

„Sollte meine Versetzung eine als Strafe verkleidete Belohnung gewesen sein?"

Die Geschwister fühlten sich wie in die Heimat zurückgekehrt. Sie hatten auf einem benachbarten Gute, dessen Verwalter ihr Vater gewesen, ihre frühe Kindheit zugebracht. Längst abgebrochene Beziehungen wurden wieder angeknüpft; alte Leute kamen und erzählten: „Wir haben Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter gekannt", und die Mitteilung eines kernigen Ausspruches, den er, einer guten Tat, die sie getan, folgte. Das Verhältnis der Gemeinde zu ihrem milden Hirten und zu seiner Schwester, die so leicht böse, aber auch so leicht wieder gut gemacht werden konnte, war im ganzen vortrefflich. Daß der Herr Pfarrer alle Ausgaben für sein Haus und auch manche für die Kirche aus eigenen bescheidenen Mitteln bestritt, wurde mit Befriedigung hingenommen. Mit Befriedigung, nicht mit Dankbarkeit — wo hat es je eine dankbare Dorfgemeinde gegeben? — „Wenn er's nicht hätte, würde er's nicht tun", hieß es. Aber es war doch angenehm, daß er's hatte.

Fünfundzwanzig Jahre lebten die Geschwister nun in dem stillen Dorfe, und sie waren ihnen vergangen wie ebenso viele Monate. Kam

Digitized by Google

ihnen einmal ein Tag lang vor, so war es einer, an dem gar zu dauerhafte Besuche aus der nahen oder fernen Nachbarschaft sich eingefunden hatten. Trotzdem wurden die Gäste immer freundlich willkommen geheißen, und manche waren es auch wirklich. Am glücklichsten fühlten sich die Geschwister aber doch, wenn man sie den Feierabend in selbst gewählter Gesellschaft zubringen ließ; das war die denkbar beste, da wurde ein Buch aus dem Schrank genommen, in dem die Blüten klassischer Ehrwürdigkeiten ihr ewiges Leben führten, und der Bruder las vor. Oder vier alte Hände bewegten sich mit noch ziemlich elastischen Fingern auf den Tasten des guten, alten Klaviers, und die Geister Bachs, Beethovens, Haydns schwebten durch den Raum und riefen in den zwei Einsamen Ahnungen eines durchdringenden Allwissens, Allverstehens und Miterlebens wach. Alle Lieblichkeit und alles Grauen des Lebens tat sich vor ihnen auf, sie erschöpften seine schmerzvollsten Wonnen und seligsten Leiden, und sahen im Tod den Vollender eines reichen Daseins.

Und beim Gute-Nacht-wünschen dachten sie: Wir sind glückliche Menschen.

Ungetrübt floß das Leben freilich nicht hin; es kamen auch trübe Zeiten, besonders seitdem die Schule anfing, Politik zu treiben, und viele bisher Zufriedene hörten, daß sie eigentlich Unzufriedene zu sein hätten. Das schwerste Leid aber verursachten dem geistlichen Herrn seine unverbesserlichen Beichtkinder, die alten Sünder, über die er schon so oft das Kreuz — das Kreuz der Vergebung — gemacht hatte, die jungen, die schwerer belastet wiederkamen, als sie vor der letzten Lossprechung gewesen waren. Ach, die Jungen! Bei denen es nicht nur um die arge Gegenwart, sondern um die arge Zukunft ging. Menschenkinder, Sorgenkinder! Die Seele eines jeden einzelnen ist ein ihm anvertrautes Gut, er hat die Verantwortung dafür zu tragen bis zum letzten Atemzug. Und deshalb, so hoffnungslos er auch manchmal war: wie einer, der die Hoffnung aufgegeben hat, handelte er nie, ließ sich lieber seine Langmut vorwerfen und alle Übel prophezeien, die ihm aus ihr erwachsen würden.

War's nicht ein Mißgeschick, daß an der Spitze der Nichtsnutzigen im Dorfe gerade Monikas ehemaliger Ziehsohn, der Ebinek, stehen mußte?

„Nein," versicherte sie dem Bruder, der sie ungläubig anlächelte, „nein, sag ich dir, nicht eingefallen wäre mir's, mich seiner anzunehmen, wenn ich geahnt hätte, was für ein Unband aus ihm werden sollte."

Vor achtzehn Jahren war seine Mutter, die in der Stadt einen anstößigen Lebenswandel geführt, plötzlich in ihren Heimatort gekommen, hatte sich bei Verwandten einquartiert und Geld ausgestreut wie Heu.

Die schiefen Blicke, die man ihm zuwarf, die spöttischen Begrüßungen, die man ihr zurief, schienen ihr Spaß zu machen. Sie lachte vor sich hin, wenn die jungen Frauen und Mädchen das Wippen der Federn auf ihrem Hute, das Rauschen ihres seidenen Unterrockes mit mißgünstiger Bewunderung anstaunten.

Das Wickelkind, das sie mitgebracht hatte, war das schönste, das man sehen konnte. Es hatte rabenschwarze, große Augen, eine Gesichts- und Hautfarbe wie hellbrauner Samt, und — unglaublich! den Kopf schon ganz bewachsen mit dunklen Löckchen. Es befand sich auch im Besitz einer reichen Ausstattung an Wäsche und Decken, an Bändern und

Digitized by Google

Spitzen sogar. Daß es auf den Namen Eduard getauft worden, hatte man gleich gehört. Neugierige wollten aber noch mehr erfahren und fragten: „Na, und wer ist denn der Vater?“

„Was weiß ich?“ erhielten sie zur Antwort.

„Vielleicht der Teufel“, sprach eine Alte.

„Vielleicht“, kam's lachend zurück, und die Übermütige küßte und herzte ihr Kind.

Als sie aber eines Morgens so plötzlich verschwand, wie sie erschienen war, vergaß sie es mitzunehmen. Man hörte nie mehr etwas von ihr. Der fremd klingende Name, den sie ihrem Söhnchen gegeben, verwandelte sich im Munde der Leute in ein kosendes „Edinek“.

Aber ein anderer Name, mit dem er später verhöhnt oder gegeißelt werden sollte, lautete „Teufelsbrut“ und blieb sein einziges mütterliches Erbe.

Um dem Gesetz Genüge zu tun, ließ sich ein Bäuerlein zum Vormund des Verlassenen ernennen. Die Rechte und Pflichten auszuüben, die er damit übernahm, lag ihm aber ferne. Sie waren, als wenn es gar nicht anders sein könne, vom ersten Augenblick an in die stets offenen und hilfsbereiten Hände Monikas geglitten.

Das Fräulein hatte den Schützling bei einem kinderlosen Ehepaare untergebracht, braven Leuten, deren letzte ruhige Stunde schlug, als der Knabe heranwuchs und ein phänomenaler Leichtsinn ihn zum Gegenstand ihrer beständigen Qual und Entrüstung machte. Monika versäumte nie, ihm auch in erziehlicher Hinsicht ihre Sorgfalt zu widmen; sie ermahnte, bestrafte, ja sie züchtigte ihn mit eigener jungfräulicher Hand, brachte aber nichts anderes zuwege, als ihm große Scheu einzuflößen, eine ganz besondere vor ihren Ermahnungen. Die machten auf ihn den Eindruck eines peinlich unangenehmen Geräusches, dem er um jeden Preis zu entrinnen suchte. Er verkroch sich, wenn er seine Wohltäterin dräuend nahen sah, lief oft vor ihr hilfesuchend geradeaus zum Herrn Pfarrer, rief ihn an, war voll ehrlicher Reue, gelobte Besserung und faßte die besten Vorsätze. Dann hielt er sich eine Weile ordentlich, und in ungetrübtem Lichte erschienen seine guten Eigenschaften, seine Gutmütigkeit, seine Ehrlichkeit, seine Aufrichtigkeit. Sie blieben ihm auch im Jünglingsalter getreu. Monika ließ sie aber nur partiell gelten und fragte mit Recht: Wo bleiben sie den Frauen gegenüber? Zögert er je, die Hand nach einer auszustrecken, die ihm gefällt? Und was kümmert ihn dann das Unglück und die Schmach der armen Betörten?

Eine Entschuldigung hätte er vorbringen dürfen. Die Dorffräulein kannten ihn, warum liefen sie ihm nach? Warum? Vermutlich wußten sie selbst es nicht. Weil er so schön ist, so ganz eigentümlich schön, weil er besser als der Lehrer, der ihm nur ein paar Stunden gegeben hat, auf der Geige spielen kann? Weil ihm alleweil etwas Lustiges einfällt und man sich halbtot lacht, wenn er es erzählt?

Nein, aus diesen Gründen nicht: viel eher, weil er, achselzuckend sagten sie's, „halt so“ war; weil er etwas Eigenes hatte, etwas Unbeschreibliches, das die einen unwiderstehlich anzog, andere wieder mächtig abstieß und dem Glauben an seinen teuflischen Ursprung Nahrung gab.

Ebenso verderblich wie für die weibliche Jugend war sein Einfluß auf

Digitized by Google

die männliche. Das Beispiel der Auflehnung gegen Autoritäten, die ihm mißliebig waren, wurde von seinen Nachahmern gegen jegliche Autorität angewandt. Und die Streiche der Jünger fielen ärger aus als die des Meisters, weil den Jüngern die angeborene Gutmütigkeit fehlte, die ihm Zügel anlegte. Aber als der geistige Urheber all des Schlimmen, das sie taten, wurde doch er angesehen, und die Eltern erzählten einander, was für hoffnungsvolle Geschöpfe ihre Söhne gewesen, bevor sie in Grund und Boden verdorben wurden durch den Umgang mit dem Teufelsbraten. Jetzt hatte er sie in den Krallen; wie die Schafe ließen sie sich von ihm leiten, wurden in seiner Gefolgschaft zu Säufern, Spielern, Schürzenjägern. Ein Unheil fürs Dorf war er, wenn er auch zur Kirche und zur Beichte lief, und im nüchternen Zustand aussah, als ob er nicht Fünf zählen könne. Im Rausche, bei den Prügeleien im Wirtshaus, die dem Pietienak, dem Gendarm, so viel zu schaffen gaben, da mußte man ihn sehen! Da kam der wilde Satan, der in ihm steckte, zum Vorschein.

So zusammengesetzt aus Widersprüchen er aber auch war, in einem blieb er immer gleich, in seiner Anhänglichkeit an den Herrn Pfarrer. Sie kam bei jeder Gelegenheit zutage, und schon als kleiner Junge hatte er sie bewährt. In der Volksschule nie durch etwas anderes ausgezeichnet als durch seine Faulheit und seine Frechheit, hielt er sich beim Religionsunterricht aus Liebe zum Herrn Pfarrer, und um ihm eine Freude zu machen, stets unter den Besten. — Einen Ministranten, wie er als Knabe war, konnte der geistliche Herr sich nie wieder erziehen, und ein gewissenhafter Besucher der Kirche blieb er bis heute. Er trat auch alljährlich mit solcher Andacht in den Beichtstuhl und an den Tisch des Herrn, daß Pater Emanuel ihn immer wieder hervorholte aus der Reihe der Unverbesserlichen, in die er ihn notgedrungen so oft gestellt hatte.

Ergötzlich und beinahe rührend — Monika selbst mußte das zugeben — war die Obsorge, die der nichtsnutzige Bursch allem widmete, was zum Eigentum der Pfarrei gehörte. Wenn sich jemand an ihm vergriff im Garten oder auf dem Felde, gab es für Edinek keine ruhige Stunde, bevor er den Täter erwischt und durchgeprügelt hatte. Eine widerrechtliche Handlung, für die aber Monika nicht ganz ohne sympathisches Verständnis war, denn in diesem Unrecht bekundete sich ein entschiedener Sinn für das Recht.

Eine Gelegenheit aber gab es, bei der der makelvolle Jüngling nie versäumte, sich im reinsten Lichte zu zeigen. Um die Erntezeit, wenn der große Mangel an Arbeitern eintrat, wenn man um keinen Preis Leute auftreiben konnte, die das Heu, die Feldfrucht hereingebracht hätten, kam er daher und stellte seine Dienste zur Verfügung. Und war es auch nach einigen im Wirtshaus durchtollten Nächten und war auch sein hübsches Gesicht rot und gedunsen, waren auch seine Augen verglast, er kam, holte das Arbeitszeug herbei und verrichtete freudig und unverdrossen sein Tagewerk.

Es war ein ästhetisches Vergnügen, ihm dabei zuzusehen, und die Geschwister gönnten sich's, standen in einiger Entfernung und bewunderten ihn im stillen. Er fühlte recht gut, daß sie es taten; ein beglückender Stolz erhöhte seinen Eifer, er warf den Kopf zurück und übersah das

Digitized by Google

Gebiet seiner Tätigkeit mit einem Feldherrnblick. Seine schlanke Gestalt reckte sich; mit weit ausholender, gleichmäßiger Gebärde schwang er die Sense und legte das goldene Getreide in mächtigen Schwaden vor sich hin.

„Sieht er nicht aus wie ein junger Perseus mit dem Sichelschwert, der Schlingel?“ fragte Emanuel.

„Soweit ein Perseus wie ein Schlingel aussehen kann“, erwiderte Monika und ging nach Hause, um den Perseus-Schlingel eine tüchtige Mahlzeit bereiten und aufs Feld schicken zu lassen.

Am nächsten Tage spendete sie ihm etwas weniger Willkommenes — eine Ermahnung. Sie stellte ihm vor, wie schön und in jeder Hinsicht ersprießlich es wäre, wenn er immer brav und arbeitsam sein wollte. Alles war vortrefflich gesagt, und die guten, klugen Worte mit Herzlichkeit vorgebracht.

Im Kopfe Edineks jedoch stellte sich ein Zusammenhang her zwischen diesen Ermahnungen und dem Zustande immerwährenden Bravseins, und sie verbanden sich zu der Vorstellung einer unermeßlichen Langweile.

Das Fräulein hatte kaum den Rücken gekehrt, als er auch schon dem Genuß eines so unmäßigen Gähnens frönte, daß er in Gefahr geriet, sich die Kinnlade zu verrenken.

Fräulein Monika war auf der Suche nach einer neuen Dienerin. Ihre, wie sie sagte, „langjährige Kathi“ stand im Begriff, sie zu verlassen. Es hatte sich ein Liebhaber ihres wohlkonditionierten Sparkassenbuches gefunden, den sie für einen Liebhaber ihrer dürftigen Reize hielt: ein vagierender Schreiber von anrüchigem Charakter und um neun Jahre jünger als sie.

Mit ebensoviel Scharfsinn als Delikatesse stellte ihr das Fräulein die Gefährlichkeit des Schrittes vor, den sie unternehmen wollte. „Ich habe einmal gelesen,“ sprach sie, „sterben ist nichts, heiraten — das ist etwas.“

„So?“ Kathi, deren Gesicht viel Ähnlichkeit mit dem eines Meerschweinchens hatte, lächelte ernsthaft.

„Sie sollten nicht lächeln, liebe Kathi. Der Tod, sehen Sie, ist das Ende eines jeden Kampfes, während mit dem Eingehen einer Ehe der Kampf beginnt.“

„So?“ Kathis Lächeln wurde ironisch.

„Es handelt sich oft um Angriff und Verteidigung.“ Monika ging vom allgemeinen zum konkreten Fall über. „Sie zum Beispiel werden Ihr Sparkassenbuch zu verteidigen haben.“

Das Meerschweinchengesicht nahm einen bösartigen Ausdruck an. Kathi mußte sehr bitten. Wenn das Fräulein glaubte, er, der Schreiber, beabsichtige eine Geldheirat zu machen, irrte die Fräuln. Und sie entwarf in knappen, abgebrochenen Sätzen ein derart geschmeicheltes Bild von ihrem Verlobten, daß Monika nicht umhin konnte, in scharfem Tone auszurufen:

„Sie sind verliebt!“

Das war in ihren Augen ein so harter Tadel, daß sie meinte, ihrer Köchin damit den Dolch ins Herz gestoßen zu haben, und über die eigenen Worte sehr erschrak.

Digitized by Google

Aber Kathi zuckte nur die mageren Achseln und antwortete schnippisch: „Warum soll ich nicht verliebt sein?“

Auszusprechen, was sie dachte: „Sie haben nicht mehr das Recht dazu, sehen Sie doch in den Spiegel!“ war Monika nicht grausam genug, und so hatte das Gespräch ein Ende.

Monika freute sich, daß sie ihren Ärger überwunden und die harten Worte, die er ihr eingab, nicht ausgesprochen hatte. Ihr Gewissen war gut und leicht, aber im Magen spürte sie einen leichten Druck.

Als sie zu ihrem Bruder ging, um ihm ihr jüngstes Erlebnis mitzuteilen, fand sie ihn nicht allein.

Ein junger, hübscher Mensch in Dragoneruniform stand in militärischer Haltung vor ihm und salutierte nun das Fräulein bei seinem Eintreten auf das ehrerbietigste.

„Um Gottes willen,“ rief Monika, „was ist Euch, Sylvin, Ihr weint ja!“

Sylvin bestätigte mit einem Schluchzen, daß er weine, und der Druck im Magen Monikas verstärkte sich. Der Anblick eines weinenden Soldaten war ihr alles eher als angenehm.

„Er rückt morgen nach seinem Urlaub wieder ein“, sagte der Pfarrer, „und bekommt keinen Urlaub mehr, bevor er ausgedient hat. Die Trennung von seiner Braut, der Anna — du weißt, der Tochter des Zimmermanns — wird ihm sauer.“

„Wohl und gut; aber ein Mann weint doch nicht, weil ihm etwas sauer wird.“

Sylvin widerlegte diese Behauptung tatsächlich; der kräftige Mann, der aussah wie das blühende Leben, vergoß Ströme von Tränen.

„Ein Jahr, ein ganzes Jahr . . . gnädiges Fräulein . . . und die Anna, meine Anna . . .“

„Wird sich schon noch gedulden, lieber Sylvin, wird auf ihn warten.“

„Sie möcht wohl, sie meint wohl — und was sie is — o da bin ich sicher . . . aber die Bursche, gnädiges Fräulein — und eine so schöne Person, eine so schöne, schöne Person! . . .“

Weiter konnte er vorläufig nicht, ein leidenschaftliches Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Wenn er seiner Anna sicher ist,“ sprach Monika trocken, „was kümmern ihn da die Bursche?“

„Die sind so keck! Die geraten jetzt alle der Teufelsbrut nach, dem Edinek. Wie soll ein armes Mädel sich erwehren, wenn die Mutter tot ist und der Vater oft die ganze Woche fort, in der Arbeit . . . O gnädiges Fräulein! O wenn sich ihrer annehmen wollten! Die Leut sagen, daß die Kathi heiratet — o wenn das gnädige Fräulein die Anna nehmen möchte statt der Kathi, die Anna möchte ihr alles absehen an den Augen . . .“

Das Wort „Augen“ mußte eine besonders rührende Wirkung auf ihn ausüben, es war kaum ausgesprochen, als seine Stimme abermals brach.

Monika fühlte sich äußerst abgestoßen und äußerst gedrängt, ihre Empfindungen auszusprechen. So viele gute, kräftige Ermahnungen fielen ihr ein — wahre Schlager. Sie litt die Qualen eines Demosthenes, der nicht zu Worte kommen darf, aber sie schluckte, schluckte! Und

Digitized by Google

es war, als ob in ihrem Innern kleine Hände kämpfend rängen, als ob es lautlos schrie: Wenn's nur nicht auf einmal übergeht!

Aber — unglückseliges Naturell! — es ging über.

Als Sylvin in seiner Pein sehr unschön aufschrie, war's mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Sie sprach. Leider keines der vortrefflichen Worte, die ihr früher in den Sinn geraten waren, sondern unüberlegte, unwillkürlich hervorgebrachte:

„Flenn er nicht! Hör er auf. Ihn stößt ja schon der Bock. Wenn ich die Anna wäre, ich nähme lieber den Edinek als einen Mann, der flennt!"

Nun war ihr Magen frei, aber in welchem Zustand befand sich ihr Gewissen! Sie stand auf und verließ das Zimmer.

Sylvin fühlte sich eisig angeweht. Wie eingefroren versiegte der Quell seiner Tränen.

Bei dem Aus- und Aufbruch seiner Schwester hatte Pater Emanuel die Augenbrauen hoch emporgezogen. Auf seiner Stirn bildeten sich Falten, alle voll reinsten Wohlwollens, heiterer Freundlichkeit, und seinen Mund umkräuselte das bekannte, ein wenig überlegene und sehr gütevolle Lächeln. Er näherte sich dem rührseligen Kriegsmann, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Sei ruhig, Sylvin, sei du ganz ruhig. Glaub mir, Sylvin, bevor die Woche um ist, steht deine Braut unter dem Schutze des Pfarrhofes."

Nun war der Pfarrherr allein und geriet alsbald in eine der wundervoll rosigen Stimmungen, die sein Alter so jung und so schön machten. Durch keinen äußeren Grund veranlaßt, konnte auch kein äußerer Grund ihnen so leicht etwas anhaben. In herrlicher Unabhängigkeit, von jeder Erdenschwere frei, kamen sie und erfüllten ihn mit ihrem stillen, sanften, unsagbar warmen Lichte. In jungen Jahren hatte er diese Stimmungen nicht gekannt, sie waren Früchte des späten Alters, und um kein Jugendglück hätte er sie getauscht. Heute freute ihn einmal wieder alles. An ihm erfüllte sich die Verheißung: „Wer seine Zelle liebt, wird in ihr den Frieden finden." Er liebte seine niedrige, aber geräumige „Zelle", und jeden Gegenstand, den sie enthielt: die Einrichtung — Urväterhausrat, aber gediegen und erprobt. Jeder Schrank, jede Truhe, jeder Sessel sah ihn mit treuen Augen an und fragte: Bin ich dir nicht ein braver Diener gewesen? Habe ich je auch nur mit einem Fuße gewankt? Kannst du mir einen übermütigen Sprung nachweisen? Fest wie Stein ist mein edles Holzwerk mit der Zeit geworden und metallisch sein milder Glanz. Wir haben deine Eltern überlebt, wir werden auch dich überleben. Was dann?

Was dann? Ja, Erben, die sie ihm zuliebe in Ehren halten würden, hatte er nicht, aber die neue Zeit weiß das Alter zu schätzen, besonders an Möbeln, und er prophezeite den seinen den glorreichsten Aufenthalt in einer berühmten Sammlung. „Ihr sollt es gut haben", sprach er munter und strich leicht mit der Hand an der Konsole hin, über der die Bilder seiner Eltern hingen, Werke einer altmodischen, schlichten, aber sehr echten Kunst. — Einen Gruß zu ihnen empor; dann trat er ans Fenster, öffnete beide Flügel und ließ die Herbstabendluft hereinfluten.

Sie kam in breitem Strome, kühl und sehr erquickend, und trug

Digitized by Google

den Duft der späten Rosen herein, die noch im Vorgarten blühten. Ebinek pflegte sie; er hatte eine gute Hand für Blumen, dieser Mensch.

Am Himmel verglomm ein blasser Purpurstreifen, die lange Reihe der fernen Berge begann sich im Dämmer zu verlieren. Bald sachte ansteigend, bald sich leise senkend, wellte die Landschaft zu ihnen hin. Etwas Großartiges hatte sie nicht, diese gute mährische Landschaft, aber für den alten Mann am Fenster einen liebkosenden Heimatzauber. Vom jetzt wasserreichen Flusse herbeigesandt, begannen graue Nebel sich in die Niederungen zu breiten und mählich jede Linie und jede Form zu verwischen, jede Farbe auszulöschen. Mildes, leises, vom geheimnisvollen Hauch des Sterbens umwehtes Hingleiten in die Nacht ... Und sie wieder nur ein Übergang zum lichten Morgen, und der Schlaf, auch der tiefste, der letzte, nur ein Übergang zu neuem Tagen. Traumloses oder vielleicht traumumsponnenes Einschlafen, dem seligen Erwachen in Gottes himmlischer Nähe entgegen ...

Pater Emanuel hatte manche Anzeichen dafür, daß er vor seiner Schwester sterben sollte, und überzeugt hielt er sich, daß sie ihn nicht lange überleben werde. So stark sie war, das ginge über ihre Kraft. Aber an seinem offenen Grabe sah er sie aufrecht stehen und angesichts des Trauergeleites wahrscheinlich tränenlos. Seine starke, seine schwache, seine liebe, alte Schwester!

Als sie ihn zum Abendessen rufen ließ, fand er sie genau so, wie er erwartet hatte. Mit etwas geröteten Wangen und unruhigen Augen. Auch ungewöhnlich gesprächig und lebhaft von Dingen redend, die ihr recht gleichgültig waren. Nach der Mahlzeit ging sie zum Klavier, blieb eine Weile unentschlossen, ob es heute eine Beethoven- oder eine Haydnfeier geben sollte, durchstöberte die Noten und sagte, über sie gebeugt, leichthin: „Unter anderm! Ich war recht grob mit dem sentimentalen Myrmidonen."

„Das warst du, liebe Schwester."

„Ich will meine Heftigkeit durchaus nicht entschuldigen, aber du weißt, daß Sentimentalität und alles, was ihr gleichsieht, mich anwidert, mich aufwühlt. Eine gewisse Art Männlichkeit fordere ich sogar von den weiblichsten Frauen. Übrigens läßt sich die Sache mit der Anna, die ja ein braves Mädchen ist, erwägen ..." Sie neigte den Kopf tiefer — sie machte einen strengen Unterschied zwischen dem Bruder, ihrem vertrauten Freunde, und dem geweihten Priester, ihrem Seelsorger: „Morgen komme ich zur heiligen Beichte, Hochwürden."

Er jubilierte im stillen, ihm lachte das Herz. — Schlaf ruhig, kummervoller Sylvin, deine Anna ist geborgen, dachte er. Das hast du der Reue über einen unbezähmten Ausbruch der Ungeduld zu danken. Ja, ja, gar manches große Gute entsprang schon der Reue über ein kleines Unrecht — und da leugnen sie, da mißkennt sogar Goethe ihren Wert.

Die Hochzeit Kathis wurde prunkvoll gefeiert. In Seide starrend stand die Braut vor dem Altare und trug mit Stolz und mit Recht den Myrtenkranz. Aber wieviel besser hatte ihr doch das immer blütenweiß garnierte Diensthäubchen gestanden! Trotz Schleier und Kranz nahm sie sich neben dem jugendlichen Bräutigam aus wie eine wohlhabende Großtante an der Seite ihres lachenden Erben.

Digitized by Google

Der Herr Pfarrer und Monika nahmen als Ehrengäste am Hochzeitsschmause teil. Für die Tafelmusik sorgte Edinek, gab auf seiner Geige Volkslieder und Tanzweisen zum besten und brachte dazwischen die tollsten Witze und Späße vor. Einen großen Teil der männlichen Jugend riß er zu schallendem Gelächter hin, die Mädchen kicherten, und viele von ihnen sahen ihn mit blitzenden, andere mit vorwurfsvollen Augen an. Der Neuvermählte trank ihm zu und schmunzelte verständnisvoll bei jeder Anspielung auf das Glück, eine schöne, reiche Frau heimzuführen. Aber die Alten und Mittelalterlichen stellten sich taub, kehrten ihm den Rücken zu. Zu schlecht angeschrieben war er bei ihnen, um mit seiner Unterhaltungsgabe und mit seiner Musik etwas anderes als ihren Ärger und ihr Mißfallen zu erregen.

Neulich erst hatte der Vorsteher selbst erklärt, es würde im Dorfe solide Burschen und brave Mädchen erst wieder geben, wenn der Teufel seinen zur Hölle längst reifen Sohn geholt hätte.

Auf dem Heimwege erging Monika sich in Betrachtungen. Erziehung! — einmal ist sie alles, einmal ist sie nichts. Dieser Edinek — wäre etwas anderes aus ihm geworden, wenn ihn Pestalozzi selbst in die Hand genommen hätte?

Ihr Bruder wußte es nicht, gestand auch, daß er sich keine Gedanken darüber mache.

Es sei allerdings fruchtlos, meinte sie, aber interessant. Und schad ist es um den Buben, sehr, sehr schad. Er hat künstlerische Anlagen, der Bub, könnte Musiker werden, Sänger, Schauspieler. Das weibliche Publikum hätte er für sich. Wie sie ihn alle anstaunten, die Dorfprinzessinnen! Sogar die ernste Anna, die doch keinen Augenblick vergessen sollte, dem tränenreichen Bräutigam nachzutrauern, hatte mehr als einmal laut mitgelacht. Das Fräulein beschloß, ihr bei nächster Gelegenheit eine Bemerkung darüber zu machen.

Anna nahm seit einiger Zeit die Stelle Kathis im Pfarrhause ein. Sie hatte sich, durch ihre Vorgängerin in den Dienst eingeführt, deren Unterweisungen zunutze gemacht. Geschickt, still und freudig verrichtete sie ihre Arbeit, gab nie Grund zum Tadel und nahm jedes Lob wie ein Gnadengeschenk hin. An Respekt für ihre Gebieter leistete sie das Äußerste. Sie betrat das Zimmer des Fräuleins so ehrfürchtig, als ob sie eine Kapelle beträte, besorgte das Waschen und Plätten der Kirchenwäsche ernst und hingebend wie eine heilige Handlung. Wenn sie dem Herrn Pfarrer begegnete, blieb sie stehen, machte Front, knickste und rührte sich noch eine ganze Weile nicht, nachdem er schon vorüber war.

Einmal sagte Monika: „Du hast Respekt vor dem Herrn Pfarrer, das ist recht. Was denkst du denn, wenn du ihn siehst?“

Ein großer Schreck bemächtigte sich Annas bei dieser Frage. Sie zerknüllte den Zipfel ihrer weißen Küchenschürze, führte ihn tief geneigten Hauptes an die blühenden, zuckenden Lippen und blickte das Fräulein von unten herauf bestürzt und ratlos an.

„Antworte. Du mußt immer antworten, wenn ich dich frage.“

„Herr Jesus, gnädiges Fräuln, was ich denk? — Wenn ich ihn seh, denk ich, wie mir sein möcht, wenn er vor uns stehen möcht, vor mir und dem Sylvin, und uns trauen möcht . . . gnädiges Fräuln.

Digitized by Google

Und wenn ich das denk, steigt mir's immer so rot in den Kopf, und ich möcht mich vor ihm niederknien."

Nun, dachte Monika, vorläufig hat der plärrende Othello noch keinen Grund, ihr ans Leben zu gehen.

Zu wachen hörte sie trotzdem nicht auf. Es war geboten, denn man sah den unternehmenden Edinek das Haus jetzt besonders oft umstreichen. Freilich, die Zeit der Kartoffelernte war da; er schickte sich an, sie hereinzubringen und hatte im Keller zu tun. Ins Haus selbst durfte er nicht, seitdem es ein so schönes Vögelchen beherbergte.

Am Tage nach dem Rosenkranzfeste wurde dieses Verbot von ihm gebrochen. Da kam er einhergestürmt, nahm in zwei Sprüngen die Stufen zur Eingangstür und rannte schreiend auf Monika zu, die eben am Ende des Ganges aus der Küche trat. „Fräuln, Fräuln, denken sich, die Pagasch, die niederträchtige . . ."

Monika trat ihm mit gebieterisch erhobener Hand einen Schritt entgegen: „Beherrsche er sich. Solche Ausdrücke sind . . ."

Sie mußte innehalten, Edinek war nicht zu bändigen.

„Drei Säck!" schrie er noch lauter als vorhin, „just die neuen, die die Fräuln erst gekauft hat, fort — gestohlen!"

„Was? Kartoffelsäcke?"

„Ich hab noch oben auf dem Feld zu tun, leg sie hin auf den Rain, wo der Weg ins Dorf geht, meinen Rock dazu . . . komm nach einer Viertelstund wieder, und da liegt auch noch der Rock . . . den habens liegen lassen, der hätt sie verraten können. Aber, meine Säck! Meine neuen Säck, die hat mir das Gesindel . . ."

Monika unterbrach ihn: „Ich habe ihm schon gesagt, daß er nicht zu schimpfen braucht. Aber recht schön, recht schön, daß es ihm nahgeht. Übrigens hätte er auch besser acht geben und die Säcke nicht an den Rain legen sollen, wie hergerichtet zum Forttragen . . . Das Diebshandwerk ist eben wieder recht in Aufschwung gekommen im Dorfe . . ." Ihre Stimme wurde immer milder, die Empörung des Nichtsnutz über eine widerrechtliche Handlung berührte verwandte Saiten in ihr, und sie schloß beinahe vertraulich: „Mir fehlen ja auch seit einigen Tagen zwei meiner schwarzen Hühner."

Edinek stieß von neuem sein Lieblingsschimpfwort aus:

„Pagasch niederträchtige! Gleich drei Säck und zwei Hendeln, und Gott weiß, was alles noch! Aber . . . ich kenn die Pagasch, und wenn ich sie erwisch — und ich . . ."

Er schwor darauf, daß er sie erwischen und „treschaken" werde, fluchte und wetterte, überstürzte sich und warf in seinen Reden alles derart durcheinander, daß man nicht mehr wußte, ob er von den Säcken, der Pagasch, dem Fräulein oder von den Hendeln sprach.

Plötzlich aber, wie auf den Mund geschlagen, schwieg er, riß die Augen auf, starrte. — Anna war aus der Küche getreten, rosig und blond, im Glanz ihrer lieblichen Schönheit. Der Anblick wirkte auf den Jüngling, wie wenn er zum erstenmal in ihm schwelgte, berückend und entzückend. Es gab keine Erdäpfelsäcke und keine Hendeln mehr, das Fräulein war in einen Abgrund versunken, auf der ganzen Welt lebte nur die Anna. Der Gedanke: Du mußt mein werden! durchblitzte ihn, und er murmelte zu früh triumphierend: „Sackerlot!"

Digitized by Google

Monika riß ihn aus seiner Berauschung, indem sie ihm die Tür wies. Dann wandte sie sich mit strenger Miene ihrer Dienerin zu.

Das junge Mädchen bog sich wie eine Gerte, steckte den Kopf zwischen die emporgezogenen Schultern, rang die Hände über den Knien, pustete, schluckte und brach endlich in ein unaufhaltsames Gelächter aus.

„Worüber lacht sie?“ fragte Monika. „Sie sollte nicht lachen, sie sollte lieber gut überlegen, wie sehr sie sich vor dem Nichtsnutz, dem Eduard, in acht zu nehmen hat.“

„Verzeihn, gnädiges Fräuln, verzeihn,“ sprach Anna zwischen neuen Lachanfällen, „der ist ja ein Narr, und er“ — das hieß bei ihr immer: der Sylvin — „ist auch ein Narr, daß er sich vor dem fürchtet.“

Einige Tage später saß Monika in ihrem Zimmer am Tische vor der hellbrennenden Lampe und erwartete Anna, die im nächsten Augenblick kommen sollte, um den Kaffee zu servieren. Ihr leichter und rascher Schritt wurde eben vom Gange her vernehmbar, als ein Schrei ergellte, der dem Fräulein durch Mark und Bein ging. Ihre Magd hatte ihn ausgestoßen, und zugleich klang und klirrte das Getöse zu Boden gestürzten, zerschmetterten Geschirres.

Monika eilte zur Tür, riß sie auf und stand ihrem Bruder gegenüber, der auf die Schwelle seines Zimmers getreten war. Aus dem seinen wie aus dem ihren fiel ein heller Lichtschein auf den halbdunkeln Gang.

Das Fräulein stieß einen Schreckensruf hervor, der Pfarrer fragte gelassen:

„Was gibt es denn?“

Erstens also für heute keinen Kaffee. Das gute Getränk duftete ihm zwar entgegen, aber von den Fliesen herauf, wo es sich ausbreitete, aromatisch und dunkelhell. In seiner Nähe bildete die Sahne einen kleinen See und streckte nach ihm schmale Kanäle gleich sehnenden Ärmchen aus. Und drinnen und daneben lag in Trümmern das großelterliche Erbstück, das Altwiener Porzellanservice. Die Kanne mit dem gutmütigen Bäuchlein und der schlanken Taille, mit der Birne auf dem kuppelförmigen Hütlein, und die Zuckerdose und die Tassen, alles in Scherben.

Und an dieser Stätte des Unheils zwei Bilder menschlichen Elends. Dem Fräulein gegenüber preßte sich Edinek in Zerknirschung so dicht mit dem Rücken an die Wand, daß er platt gedrückt aussah wie eine Blume in einem Herbarium. Wieder starrte er zur Anna hin, jetzt aber in Todesangst. Und sie befand sich in sinnloser Verzweiflung. Aus diesem jungen Geschöpfe kam eine Wildheit zutage, deren man es nie für fähig gehalten hätte.

Fluchend hob sie die geballten Fäuste, ihre Augen glühten wie Feuerbrände, und wie das Herz ihr klopfte, sah man am Auf- und Niederwogen ihres Busentuches. Den Kopf zurückwerfend, stieß sie in schrillen Tönen abgebrochen hervor: „Teufel — vermaledeiter! . . . In die Hölle mit ihm! . . . Nicht hier herumlaufen — nicht Menschen unglücklich machen, Teufel!“

„Was hat er Ihnen getan?“ fragte der Pfarrer.

„Ge—ge—geküßt“, kam die Antwort unter Schluchzen und Stöhnen heraus. „Er hat mich ge—geküßt!“

Digitized by Google

„Abscheulich!“ rief das Fräulein. „Abscheulich! Miserabilität! Er weiß doch, der Mensch, daß sie eine Braut ist.“

„Und »er« hat gesagt, wenn ich mich ein einziges Mal von einem andern küssen laß . . .“ Ein neuer Zornes- und Schmerzensausbruch mußte sich Luft machen, ehe sie schließen konnte: „mag er mich nicht mehr . . . und jetzt . . . und jetzt . . . wird er mich nicht mehr mögen.“

„Na, na“, suchte das Fräulein zu beruhigen, hätte aber selbst nötig gehabt, beruhigt zu werden, und der Pfarrer sprach:

„Sie haben sich ja nicht küssen lassen; Sie wurden überrascht, und wie Sie darüber erschraken, und wie Sie sich wehrten, bezeugen dieser verschüttete Kaffee und dieses zerbrochene Porzellan.“

Die Geschwister sahen einander wehmütig an, dann durchmaß Monika den Edinek mit einem Richterblick vom Wirbel bis zur Sohle.

„Dich“, wandte sie sich zu ihrer Dienerin, „wird niemand zur Rechenschaft ziehen für die Untat eines . . .“

Während sie einen Ausdruck suchte, der ihrer nicht unwürdig und für den Verbrecher bezeichnend gewesen wäre, fiel Emanuel sanft ein:

„Nimm sie mit auf dein Zimmer, und Sie, Eduard,“ — wenn er Sie und Eduard sagte, war er sehr böse — „räumen hier auf und kommen dann zu mir.“

Einen besonders schweren Stand hatte der geistliche Herr dieses Mal mit dem immer rückfälligen Sünder. Daß er die Anna mit Gewalt geküßt hatte, gab er zu, aber als einen Willensakt konnte er diese Tat nicht gelten lassen. Er ahnte selbst nicht, wie es geschehen konnte. Es hatte ihn, als er am Pfarrhof vorbei kam, mit Gewalt hinein und in den halbdunkeln Gang gezogen, und im Gang war ihm die Anna entgegengekommen, und da hatte es ihn zu ihr und seinen Mund auf den ihren gestoßen.

„Was soll das heißen? »Es« hat dich gezogen, »es« hat dich gestoßen? Es gibt kein »Es«, das zieht und stößt. Der Mensch hat einen freien Willen, Eduard.“

„Ja, hochwürdiger Herr Pfarrer, den hab ich, o den hab ich! Ich tu immer wollen, und immer das Beste, aber was nachher herauskommt, dafür kann ich nichts.“

„Schäm dich, einen solchen Unsinn zu reden“, zürnte Emanuel. „Aber du bist gar nicht mehr fähig, dich zu schämen, du bist unverbesserlich, und den Unverbesserlichen geb ich auf.“

Edinek erschrak. In dieser Weise hatte der geistliche Herr noch nie zu ihm gesprochen. Schlecht stand es mit ihm, wenn der Übergütige also zu ihm sprach. Immer bereit, ins Äußerste zu stürzen, als wär's das Nächste, erwiderte er stockend, schluckend und in naiver, ehrlicher Verzweiflung:

„Wird schon so sein, werden schon recht haben, die Leut, die mich Teufelsbrut schimpfen . . . Wird schon so sein, das Verfluchte, das mich zwingt, wird schon der Teufel sein.“

„Laß dich nicht zwingen, laß dich nicht unterkriegen, widersteh der Versuchung!“

„Wenn ich nur nicht eine so teuflische Natur hätt, hochwürdiger Herr.“

Digitized by Google

„Natur! Verschone mich mit deiner Natur. Weißt du, wozu sie da ist, deine Natur? — um überwunden zu werden — dazu!“

„Wenn man nur könnt . . .“

„Man kann! nicht nur der Mensch, sogar das Tier kann seine Natur überwinden. Hast du nie einen braven Jagdhund gesehen? Wozu treibt ihn seine Natur, und was tut er, weil sein Wille stärker geworden ist, als seine Natur? . . . Ja, sogar von einem Wolf weiß ich, der seine Natur bezähmte, einem wilden Wolf.“

Edinek schien sehr ungläubig. „Haben ihn gesehen, den Wolf?“

„Das nicht. Er lebte vor ein paar hundert Jahren.“

„Ein paar hundert Jahren — ja so.“

Pater Emanuel hatte in einem Lehnstuhl Platz genommen; Edinek stand vor ihm, seine Haltung, die anfangs geknickt gewesen, war schon sicherer geworden:

„Hier war er? Hier bei uns?“

„Nein, in der Nähe einer italienischen Stadt, die Gubbio hieß, und der Schrecken der ganzen Gegend.“

„Ein einziger Wolf? O den hätt ich . . .“

„Nichts hättest du. Er war so stark, daß er alle, die gegen ihn auszogen, und wenn ihrer noch so viele waren, und wenn sie sich noch so gut bewaffnet hatten, überwand und auffraß. Zuletzt traute sich niemand mehr aus der Stadt, die Menschen waren hinter ihren Mauern eingeschlossen wie die Belagerten. Sie wären verhungert, wenn ein großer Heiliger sich ihrer nicht erbarmt hätte. Dieser Heilige war Franziskus von Assisi . . . Du weißt von ihm.“

Edinek bejahte.

„Der beschloß, sie mit Gottes Hilfe von dem Feinde zu befreien, machte sich auf und ging ihm entgegen.“

„Das war schön! Er allein, ganz allein!“

„Zuletzt ja; anfangs hatte eine ganze Schar Leute ihn begleitet, als sie aber den Wolf erblickten, der heulend mit aufgerissenem Rachen auf sie zustürzte, wichen alle zurück.“

„Nur der Heilige nicht!“ fiel Edinek begeistert ein.

„Nur der Heilige nicht. Allein stand er da und erwartete den bösen Feind, der in wilden Sprüngen auf ihn zukam . . .“

„Und hat nichts gehabt, kein Gewehr, keinen Säbel? . . .“

„Eine mächtigere Waffe hat er gehabt als Säbel und Gewehr. Die geweihte Hand hat er erhoben und das heilige Zeichen des Kreuzes gemacht.“

„Aber den Wolf?“

„Du sagst es. Und das böse, ingrimmige Tier stand still, schloß den Rachen, senkte den Kopf und rührte sich nicht. Der Heilige aber sprach: »Komm näher, Bruder Wolf.«“

„Bruder?“

„So ist es uns überliefert. Und weiter sprach der Heilige: »Höre, Bruder Wolf, ich verbiete dir, einem Menschen, einem Geschöpfe Gottes, weh zu tun. Versteht mich mein Bruder?« Da konnte man sehen, daß ihn der Wolf verstanden hatte, denn er nickte mit seinem Kopfe, kam ganz nahe heran und legte sich demütig dem Heiligen zu Füßen. »Wolf,« sagte nun Franziskus von Assisi, »du hast schon viel Schaden angerichtet, viel Unglück in die Welt gebracht; der ganze Ort ist dir feindlich gesinnt.«“

Digitized by Google

Bei diesen Worten sah der Priester den schuldbeladenen Edinek fest und bedeutungsvoll an, und dieser blickte, vor Verlegenheit schielend, zur Seite und murmelte: „Nur die Männer."

„»Aber ich will Frieden stiften zwischen ihnen und dir. Sie sollen dir alles Üble, das du ihnen zufügtest, verzeihen, und du sollst ihnen nichts Übles mehr zufügen.« Wieder nickte der Wolf, so zustimmend er nur konnte, und der Heilige hielt ihm die Rechte hin: »Wenn du's zufrieden bist, Bruder, dann versprich mir's in die Hand.« Und der Wolf hob die Pfote und legte sie in die Rechte des Heiligen, zutraulich und fromm und mit einem Nachdruck, wie ein solches Tier es nur irgend tun kann. So hat der Wolf sein Wort gegeben, und als der Heilige in die Stadt zurück ging, folgte ihm der Wolf wie ein guter Hund. Und hat sein Wort gehalten, hat seine wilde Natur bezwungen, und hat sein Wort gehalten. Er ist ein Freund der Bewohner von Gubbio geworden, aus- und eingegangen in ihren Häusern, nirgends mehr gefürchtet und überall willkommen."

Edinek war immer röter und verlegener geworden. „Wohl, ja wohl", versetzte er zagend. „Es war halt ein Wunder."

„Es ist eine Legende, und ich denke mir die Stadt wie das Himmelreich und den Wolf wie den reuigen Sünder, den der Heilige dahin zurückführt."

„Es war halt doch ein Wunder," wiederholte Edinek; „ein Heiliger hat ein Wunder getan."

Aber es sprachen nur seine Lippen, ganz anders sprach sein Herz. Das schwoll und klopfte in starken Schlägen:

Ist der Mann, vor dem du stehst, nicht auch ein Heiliger? Lebt er nicht wie in einem gläsernen Hause? Wissen die Bewohner des Dorfes nicht alles von ihm? Hat er je etwas getan, das eines Heiligen unwürdig gewesen wäre? Nie, niemals! . . .

Er ist ein Heiliger, und wie zu einem Heiligen kann man zu ihm beten!

Überzeugt und ergriffen trat er näher an den Geistlichen heran, kniete nieder, hob die Augen tränenfeucht zu ihm empor und fragte:

„Möchten mir nicht die Hand reichen, damit ich meine Pfote hineinlegen kann?"

„Und mir Besserung versprechen?" Den Mund Emanuels umspielte das gewohnte, mild überlegene Lächeln.

„Ja! ja! ja! O nicht nur versprechen, Wort halten, wahr und gewiß, wenn nur Hochwürden die Gnade hätte, die große unendliche Gnade — ein Wunder zu tun!"

Aus „Das Schädliche"

Meine Tochter liebte mich nicht. Ich wußte es längst. Indessen — lächerlich, so etwas zu sagen! — ich wußte es und — glaubte es nicht.

Als ich's endlich doch glauben *mußte*, warb ich um die Liebe meines Kindes, wie man um Liebe nur werben kann. Von Pflicht, von Dankbarkeit nie ein Wort. Sie sollte sich selbst überzeugen, mit ihren eigenen klugen Augen sehen lernen, daß es einen Menschen gab, dem sie und ihr Wohl in Gegenwart und Zukunft alles war. Nichts konnte meine

Digitized by Google

Liebe zu meinem Kind erschüttern. Sie hatte ihre Wurzeln im tiefsten Grund meiner Seele. Väterliche Liebe ist doch noch mächtiger als die Liebe zu einem Weibe.

Lore war sieben Jahr alt geworden, als sie mir zum erstenmal bewies, daß sie des Mitleids fähig sei. Ein Marder, den ich erschossen hatte, flößte es ihr ein. Sie warf sich neben ihn auf die Erde, streichelte, küßte ihn und brach in Anschuldigungen aus gegen mich. „Wie bös bist du, o wie bös! Du hast ihn erschossen, und er war so schön und so jung. Armes Marderl, armes, armes!“ klagte sie. „Es ist tot, seine schönen Augen sind tot, es kann nicht mehr herumlaufen, es kann sich sein Fell nicht mehr putzen, sein weiches, feines Fell. Wer hat dir das erlaubt?“ schrie sie auf, schlug mit ihrer Faust auf den Boden und funkelte mich mit ihren zornsprühenden Augen an.

Ich zwang sie, aufzustehen, nahm sie bei der Hand, führte sie in den Hühnerhof und zeigte ihr die Verwüstungen, die der Marder dort angerichtet hatte. „Siehst du,“ sagte ich, „nicht nur erlaubt ist's mir, ein so gefährliches Tier zu töten, ich m u ß das tun, um unser und der andern willen. Heute hat es unsre Hennen erwürgt, ihr Blut ausgetrunken und ihre Eier, morgen würde es beim Nachbarn einbrechen. Es ist gut und recht, das Schädliche wegzuschaffen aus der Welt.“

„Das Schädliche?“ wiederholte sie. „Nennt man einen Marder das Schädliche?“

„Man nennt in der Jägersprache alle Tiere so, die sich vom Fraße nützlicher Tiere nähren, des guten, armen Federviehs im Haus, im Wald und auf dem Feld, des kleinen Hasen, der jungen Rehe.“

Sie besann sich. Über ihre Stirn flog ein Schatten. Die Augen langsam erhebend, richtete sie ihren erschreckend klugen und durchdringenden Blick zu mir hinauf, und spöttische Schadenfreude lachte aus dem Ton, in dem sie sprach: „Du bist also das Schädliche, und ich bin das Schädliche. Wir essen ja Hühner, Eier, Fasanen, Hasen und Rehe.“

Ich hab ihr nicht geantwortet. Was hätte ich ihr antworten können?

In der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ich lag da, wehrlos und gelähmt an allen Gliedern, und sah einen Marder an mich heranschleichen, mit leisen, leichten Schritten. Es war ein unvergleichlich schönes Raubtier, ich konnt's nicht hassen, ich mußte es bewundern, während es mein Herzblut trank, denn es hatte Lores Augen.

In Angstschweiß gebadet wacht ich auf . . .

Maud war, obwohl sie fortfuhr, regelmäßig zu schreiben, lange Zeit ohne Nachricht von ihrer Schwester geblieben. Fast ein halbes Jahr. Endlich, am 12. Mai 18.., kam ein Brief. Die Adresse war von fremder Hand, der eines berühmten Pariser Arztes, der auch ein Krankheitszeugnis geschrieben und beigelegt hatte.

Der Brief war von Edith. Er liegt vor mir, ich habe mich eben wieder in die schattenhaften, hastend und müd hingeworfenen Züge der einst so festen, künstlerisch ausgearbeiteten Schrift versenkt. Der Inhalt lautet:

„Maud, ich richte meinen Brief an Dich, sonst wird er nicht gelesen; ich schicke ein ärztliches Zeugnis, sonst wird mir nicht geglaubt. Du vermagst alles über Franz, bestimme ihn, zu mir zu kommen.

Digitized by Google

Ich möchte ihn noch einmal sehen vor meinem Tode.
Die Eltern nicht, Dich auch nicht. Lore . . .“

Ein Fragezeichen, eine große leer gelassene Stelle, dann:

„Ich weiß es nicht. Franz soll kommen; er soll nicht Rache dafür nehmen, daß er durch meine Schuld vom Totenbett seiner Mutter ferngeblieben ist. Er soll kommen, es beschwört ihn Edith.“

Karl und Ethel waren bei uns, als dieses Schreiben eintraf. Sie übernahmen es, die traurige Kunde den Eltern mitzuteilen und sie auf alle Fälle abzuhalten, uns zu folgen. Uns, das heißt Lore, Johanna, ich und Maud, die sofort entschlossen war, mitzukommen. Edith konnte vielleicht doch im letzten Augenblick wünschen, Abschied von ihr zu nehmen und ihr eine Botschaft an Vater und Mutter aufzutragen. In zwei Stunden waren wir reisefertig und auf dem Weg zur Eisenbahnstation. Der Kleinen wurde vorläufig das Ziel der Fahrt und auch deren Veranlassung verschwiegen. Sie erriet alles und war während der ganzen Reise von einer ausgelassenen Lustigkeit, die wir an ihr gar nicht kannten. Die sparte sie sonst wohl auf für die Gesindestube.

„Warum bist du so lustig?“ fragte ich.

„Nun, weil wir auf der Eisenbahn sind, und ich bin so gern auf der Eisenbahn.“

„Weißt du, wohin wir fahren?“

„Nein“, erwiderte sie mit der größten Unbefangenheit, und Johanna platzte heraus:

„Aber Lore, du hast mir doch selbst gesagt: Wir fahren nach Paris.“

Ich wollte wissen, woher sie das hatte, und sie provozierte förmlich ein Frag- und Antwortspiel und war übermütig und schlagfertig und gab die seltsamsten Einfälle und Beobachtungen zum besten. Maud und ich sahen einander oft ganz verwundert an. Unmöglich, den Spuren der Gedanken nachzugehen, die sich in diesem jungen Kopfe jagten. Und dasselbe Kind, das so rasch begriff, für so vieles ein unerhörtes Verständnis hatte, hatte keins für die Gemütsstimmung, in der wir uns befanden, keine Teilnahme, keine Schonung.

„Ich glaube wirklich, du bist lustig, weil du siehst, daß Tante Maud und ich traurig sind“, sagte ich, und sie zuckte die Achseln und tollte herum im Waggon, bis der Abend kam und sie einschlief.

„Du kennst die Kinder nicht“, versicherte mir Maud. „Sie sind am muntersten, wenn ihre Umgebung übler Laune oder betrübt ist. Es liegt darin eine Art Notwehr, ein Bedürfnis, die Last abzuschütteln, die sich auch ihnen aufbürden möchte und die ihrer innersten Natur widerstrebt. Das haben die meisten Kinder, beobachte es nur.“

Getreue Maud! Sie wußte, daß mir nichts auf Erden einen größeren Trost gewährte, als zu hören: dein Kind ist wie andre Kinder. Sie wollte mich beruhigen und beruhigte mich.

In Paris stiegen wir im Hotel du Louvre, in unmittelbarer Nähe von Ediths Wohnung, ab.

Als ich die Meinen installiert hatte und mich anschickte, meinen schweren Gang anzutreten, kam es zu einer Szene, die peinliches Aufsehen erregte im Hause. Lore lief mir nach bis zur Treppe, klammerte sich an mich und schrie, ich müsse sie mitnehmen zu ihrer Mama. Ihre Mama sei in Paris, der Großvater habe es ihr gesagt und die Großmutter (das log sie),

Digitized by Google

und nicht mich, o nein, nicht den Papa, sie, ihre kleine Lore, wolle Mama sehen.

Unter Mitleidskundgebungen des Auditoriums, das ihr Toben um uns versammelt hatte, wurde sie ins Zimmer zurückgebracht.

◘

Als ich vor ein paar Tagen diese Erlebnisse aufzuschreiben begann, war ich ein ruhiger Mensch und mit mir selbst im reinen. Jetzt hat meine Ruhe mich verlassen. Zweifel bedrängen mich. Es taugt doch nichts, in Erinnerungen zu wühlen. Wenn ich nicht so innig und so heiß nach deiner Lossprechung verlangen würde, Freund . . . aber — mich verlangt nach ihr. Sie ist das Letzte, das ich noch ersehne.

Weiter also!,

Der Arzt, ein alter, Verehrung einflößender Mann, empfing mich. Unser Gespräch dauerte nicht lang.

„Keine Hoffnung?"

„Keine."

„Stündliche Gefahr?"

„Nein, es kann noch einige Tage dauern."

„Wollen Sie ihr sagen, daß ich da bin?"

„Sie erwartet Sie; sie hat den Augenblick Ihres Eintreffens genau ausgerechnet. Ihr Wegbleiben hätte ihr verhängnisvoll werden können, Ihr Kommen wird ihr wohltun."

Das Krankenzimmer war groß und hell, die Vorhänge waren weit zurückgezogen. Im Sterben noch brauchte Edith das volle Tageslicht nicht zu scheuen. Wir begrüßten einander stumm. Als ich an ihr Bett trat, griff sie nach meiner Hand und wollte sie an ihre Lippen ziehen; die Kraft dazu fehlte ihr. Lang, forschend, mit strengem Ernst sah sie mir in die Augen.

„Ich sterbe", sprach sie endlich, ganz in ihrer alten Art, das Ärgste zu sagen, ohne bewegt zu scheinen.

Ich behielt ihre Hand in der meinen; ihr Anblick tilgte allen Groll gegen sie aus meiner Seele.

„Ich habe gebeichtet und kommuniziert," sagte sie; „ich habe auch die letzte Ölung empfangen. Gott hat mir verziehen, verzeih mir auch. Ich verzeih dir."

„Du verzeihst mir — und was?"

„Ich verzeih dir, daß du mich nicht geliebt hast . . ."

„Edith!"

„Nicht genug geliebt, nicht so, wie's mich gerettet hätte. Deine Liebe hätte nicht sein dürfen wie die eines Mannes zu einem Weibe — sie hätte sein müssen grenzenlos, göttlich, wie die des Heilands für die Sünderin, für den armen Zöllner. — Vorüber . . . Verzeihen wir einander."

„Ja! ja!"

„Du liebst mich gar nicht mehr?"

„Du tust mir unsagbar leid."

„Wirst du bei mir bleiben, bis ich sterbe?"

„Du wirst nicht sterben", sagte ich, wie jeder Teilnehmende zu jedem Sterbenden sagt, und bemühte mich, ihr Trost zuzusprechen. Ich sagte ihr auch, daß Maud und das Kind mich begleitet hätten.

Sie bäumte sich auf: „Du hast Maud mitgebracht? das tust du mir an?"

Digitized by Google

„Edith, wie versündigst du dich an ihr und an mir. Ich schwöre..."
„Laß nur — ich hab ja gar kein Recht."
„So willst du sie nicht sehen?"
„Nein! nein!"
„Und das Kind? Es sehnt sich so sehr nach dir."
„Liebt es mich denn? . . . Es soll kommen."
Ich schickte hinüber. Maud geleitete die Kleine bis zur Tür des Krankenzimmers, kniete dort nieder und betete.
Lore war in die Wohnung Ediths eingezogen wie im Triumph. Ihr Gesichtchen strahlte vor Glück. Sie sah sich um in den reich geschmückten Räumen, sie schwelgte in Wohlgefallen in dem Luxus, der hier herrschte. Beim Anblick ihrer in Spitzen und Seide gehüllten Mutter stieß sie einen Schrei der Bewunderung aus und eilte auf sie zu.
Edith blieb regungslos und starrte sie an: „Mein Gott . . . Franz . . das arme Kind", murmelte sie.
„Ich bin nicht arm, ich bin bei dir!" rief Lore, „und ich bleibe bei dir immer, immer!"
Es war schrecklich. Das Kind vermochte nicht ihr *eine* mütterliche Regung abzugewinnen. Und wie die Kleine sich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sie schmiegte, und die Sterbende mit geheimem Grauen zu ihr niederblickte, überlief's auch mich; ich mußte der Worte Ediths gedenken: „Das bin ja ich, das bin noch einmal ich."
Viel Selbstüberwindung kostete es sie, ihre Tochter zu küssen und zu segnen. „Werde anders," sprach sie und legte ihr die Hand aufs Haupt, „werde anders als deine Mutter. Leb wohl. Sie soll fort, Franz, und du bleib bei mir."
Lore bat nicht mehr, sie weinte auch nicht. Sie biß die Zähne zusammen, und ein Ausdruck von unaussprechlicher Bitterkeit verzog ihren Mund. Sie ging, und ich, gefoltert von Mitleid mit ihr, hätte ihr nacheilen mögen.
Aber ich blieb den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch einen Tag und noch eine Nacht. Edith ist schwer gestorben. Herr, mein Gott, du hast eine Entschädigung für alle Leiden des Lebens, du hast ein Zeichen der Vergebung für alle Schuld. Herr, mein Gott, gönne jedem einzelnen des gequälten Menschenvolkes diese Entschädigung, gib jedem dieses Zeichen, — schenke jedem einen sanften Tod.
Meine Schwiegereltern fanden im ersten Augenblick einen Trost in dem Gedanken, daß Edith losgesprochen von ihren Sünden und versöhnt mit Gott gestorben war. Dann aber kam die Reue. Sie nahmen den größten Teil des Unrechts, das ihre Tochter im Leben begangen hatte, auf sich. Edith wäre anders geworden, wenn sie ihr mehr Liebe gezeigt hätten, meinten sie. Dieser Selbstvorwurf vergällte ihnen ihre letzten Jahre.
Es fiel mir auf, daß Karl und Ethel ihre Kinder nicht mehr nach Niedernbach mitnahmen und mich auch nicht mehr aufforderten, Lore zu ihnen zu bringen. Warum? Ich ließ Ausflüchte nicht gelten, fragte ganz bestimmt: „Meint Ihr, daß Lore einen schlechten Einfluß auf eure Kinder nimmt?" — „Sie sind ihr zu klein, zu gering, sie neckt und quält sie, ist auch für sie viel zu gescheit, weiß zu viel", lautete die so schonend als möglich hervorgebrachte Antwort. „Laß einige Jahre vorübergehen, der Unterschied im Alter wird sich dann weniger geltend machen. Ganz

Digitized by Google

ehrlich," — damit kamen sie zuletzt heraus — „es würde einem Manches an ihr nicht auffallen oder man würde ihm keine Bedeutung zuschreiben, wenn sie nicht die Tochter Ediths wäre."

Zu gescheit! Lieber Gott, ihre Gescheitheit wäre mir feil gewesen um ein wenig Unbefangenheit, Gedankenlosigkeit, um einen Hauch Wärme und Liebe . . . Und: wenn sie nicht die Tochter Ediths wäre! Sie hatte es also schon angetreten, das mütterliche Erbe — die vorgefaßte Meinung .. Wenn ihre Nächsten sich von diesem Vorurteil nicht befreien konnten, was hatte das Kind von Fremden zu erwarten? Ein namenloses Mitleid erfüllte mich . . .

Der Blick getrübt, die Hand unsicher. Ich spähe, ich taste, statt zu schauen, zu greifen. Die Farben des düstern Bildes, das ich zu malen unternommen habe, weil ich mußte, weil ich nach Befreiung lechze, schwimmen ineinander. Hilf nach, wo mein Können versagt. Ordne, stell alles an seinen rechten Platz, wo ich verworren werde.

In dem Jahre, in dem Lore ihren vierzehnten Geburtstag beging, schieden meine guten Schwiegereltern aus dem Leben. Mein Schwiegervater ging zuerst, seine Frau starb ihm nach. Buchstäblich. Man stirbt nicht aus Gram, sagen die Leute. Sie sollten sagen: Es stirbt nicht aus Gram, wer will; der erste beste trifft's nicht, man muß dazu etwas Rechtes sein. Ich scheine zu jenen ersten besten zu gehören. Beim Tod ihres Großvaters war Lore ganz gleichgültig geblieben. Während ihre Vettern und Basen, die großen und die kleinen, in Tränen schwammen, verbarg sie die Freude nicht, die ihre Trauertoilette ihr machte. Maud sagte nicht mehr: „Das ist Kinderart", sie sagte: „Lore ist ebenso ergriffen wie die andern, sie will's nur nicht zeigen."

Sie hatte den Toten durchaus nicht sehen, und ich hatte sie dazu nicht zwingen mögen. An den Sarg ihrer Großmutter führte ich sie trotz ihres Widerstrebens. Die schöne, alte Frau in ihrer tiefen Ruh bot ein edles Bild des Friedens. Der Anblick machte auf Lore keinen andern Eindruck, als den einer angenehmen Überraschung. Ich kannte sie nicht ganz, aber doch genug, um ihr den Gedanken vom Gesicht abzulesen: Sieh nur, der Tod ist nicht so häßlich, wie ich geglaubt habe.

„Niederknien!" flüsterte ich ihr zu. Es waren Leute im Sterbezimmer. Sie sah zu mir hinauf mit ihrem ewig verneinenden, ewig rebellischen Blick; er sagte: Ich knie nicht, ich weine auch nicht. Du willst es, ich weiß recht gut, du willst, daß ich weine, aber ich weine nicht. Der Zorn übermannte mich. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und zwang sie nieder. Ihre Muskeln waren wie aus Stahl, sie stemmte sich mit ihrer ganzen Kraft . . . Heute noch fühl ich den zarten, jungen Leib mit Widerstreben und schmerzlichem Zucken nachgeben unter der Wucht meiner Hände.

Lache mich aus. Ich fühle auch noch, wie damals der Haß des Kindes mich anfiel wie etwas Körperliches und mir zuraunte in lautloser Sprache: Mich überwindest du nie.

Am Abend beim Gutenachtwünschen sagte sie: „Du hast mich gezwungen zu knien, du bist der Stärkere; aber nur meine Knie haben sich gebeugt. In Wirklichkeit beuge ich mich vor keinem Menschen mehr, das habe ich meiner toten Mutter auf den Knien versprochen."

Digitized by Google

Ich ermüdete nicht im Kampf um diese Seele. Die Nachsicht hatte sich ohnmächtig erwiesen, nun wurde ich streng, streng bis zur Härte.

Sie war immer geistig rege gewesen und blieb es auch. Ihre Gedanken arbeiteten rastlos. Wer ihr aber zumutete, diese Gedanken auf ernste Dinge zu richten, erschien ihr als eine komische Person. Darin glich sie ihrer Mutter und den allergewöhnlichsten Weibern. Das Interesse, das Lore als Kind, ohne es zu wissen und zu wollen, an ihren Studien genommen hatte, schwand mit den Jahren immer mehr. Sie lernte unglaublich leicht und unglaublich flüchtig. Wenn ich staunte, wie rasch sie vergaß, was sie eben erst gewußt hatte, lachte sie triumphierend.

„Ich wüßt's, wenn ich mir's merken wollte; ich will mir's aber nicht merken. Wozu?" sagte sie mir einmal in einem Anfall von Aufrichtigkeit. „Atme ich lieber und leichter, wenn ich weiß, woraus die Luft besteht? Gefallen mir die Sterne, die Blumen, die Bäume, die Berge und Flüsse besser, wenn man mich in die Intimitäten ihres Privatlebens einführt? Und die Geschichte, mit der ihr mich plagt! Die alte ist gewiß nicht wahr, und die neue erlebe ich. Ich lebe, lebe, will leben, nur leben, mich freuen, mich unterhalten, glücklich sein!"

Als sie so sprach, hatte sie kürzlich ihr sechzehntes Jahr erreicht. Wir standen auf einer Wiese im Garten. Es war ein sonniger Frühlingsmorgen. Die Erde, das feine, üppige Gras, das junge Laub, die jungen Blüten dufteten, der Wasserfall rauschte, die Vögel sangen ihre verbuhlten Lieder. Und mein Kind, in seinem Trotz und Liebreiz, erschien mir wie eine Verkörperung der blinden, brutalen Lebens- und Triebkraft, die nichts will, das heißt nichts muß, als sich durchsetzen, und dabei nebenher alle die Licht-, Duft-, Klangerscheinungen hervorruft, die uns entzücken.

Eine Libelle kam vom Teiche hergeschwirrt und rastete auf einem Grashalm. Vorsichtig hob Lore den Fuß und zertrat sie. „Warum tust du das?" fragte ich. „Weil sie mich ärgert; sie darf tun, was sie will — ich werde wie eine Sklavin gehalten."

„Aber wartet nur, meine Zeit kommt", hatte sie offenbar hinzusetzen wollen. Es schwebte ihr auf den Lippen. Ich sah's, ich kannte sie so gut. Doch besann sie sich und schwieg und lächelte mich mit spöttischer Drohung an.

Damals hatte sie angefangen, ihr großes, musikalisches Talent mit leidenschaftlichem Eifer auszubilden. Ihre Lehrerin war einst eine sehr gefeierte Künstlerin gewesen. Durch eine unglückliche Heirat ins tiefste Elend gebracht, fand sie in meinem Hause eine Zufluchtsstätte und an Maud eine Freundin. Unsere Absicht war, sie bei uns absterben zu lassen, geschützt vor Armut und Not und vor den Erpressungen ihres nichtsnutzigen Mannes.

Lore hatte anfangs Abgötterei mit ihr getrieben und in hellem Entzücken über ihr geniales Klavierspiel mehr als einmal ausgerufen: „So spielen wie Frau Mitter und dann sterben!" Aber sie spielte nicht wie Frau Mitter. Sie spielte wie das frühreife, leidenschaftlich veranlagte Kind, das sie war. Ihr ganzes, zugleich kaltes und unbändiges Naturell kam zutage in ihrem Spiele, damals schon — und später erst . . . Am Klavier ließ ihr scharfer Verstand sie im Stiche, und sie verriet von ihrem eigensten Wesen mehr als sie wollte. Große Kälte bei großer Sinnlichkeit.

Digitized by Google

Eine unvergleichliche Kunst, Feuer anzulegen, ohne selbst Feuer zu fangen. Moralische Mordbrennerei.

Um wie vieles schlechter war sie doch als ihre Mutter, die nicht nur hinriß, die sich hinreißen ließ, hingerissen werden konnte.

Ich setzte die Zahl der Stunden fest, die sie der Musik widmen durfte, und wies Frau Mitter an, den Unterricht auf das Studium der Klassiker zu beschränken. Sie tat es, und ihre Schülerin rächte sich dafür. Sie setzte ein System von kleinen raffinierten Quälereien ins Werk, die sich nicht bezeichnen, also nicht rügen ließen. Scheinbar harmlose, in Wirklichkeit aufs Blut verletzende Anspielungen, fortwährende Mißverständnisse. Sie brachte die Unglückliche dahin, das Haus zu verlassen und in ihre jammervolle, immer bedrohte Existenz zurückzukehren. Natürlich brachten Maud und ich die alte Dame in Sicherheit; davon aber erfuhr Lore nichts. Maud versuchte eine Regung der Reue in ihr zu wecken und sagte ihr eines Tages plötzlich: „Du hast sie vertrieben; sie wird im Elend untergehen durch deine Schuld.“ Aber das Kind ließ sich nicht verblüffen, war gleich bei der Hand mit seiner rohen und altklugen Weisheit: „Warum soll sie nicht einen andern Platz finden? Es gibt noch mehr Leute, die Klavierlehrerinnen brauchen.“

Bald darauf kam eine Zeit, in der sie Fügsamkeit heuchelte. Sie wurde freundlich gegen mich, aufmerksam gegen Maud. Sie protestierte nicht mehr gegen die „eiserne Fuchtel“, wie sie sich ausdrückte, unter der ich sie hielt. Sie ließ sich meine Wachsamkeit gefallen und spottete ihrer und durfte ihrer spotten, denn trotz all und allem wußte sie sich ihr zu entziehen. Das einzige, was sie wohl je wirklich geliebt hat, war das Böse. Weil sie aber nicht treu sein konnte, war sie auch dem Bösen manchmal untreu.

Sie hatte Anwandlungen von Frömmigkeit, sie, die Skeptikerin, die an nichts glaubte als an sich, an die Macht ihrer Schönheit und ihres Liebreizes. Manche Menschen hielten sie für gut. Sie hatte eine kühle, überzeugte Art, zu schmeicheln, die dem Geschmeichelten wunderbar einleuchtete. Den Spott, der ihr dabei tief innerlich falsch aus den Augen blitzte, auf den Lippen tanzte, sah nur ich.

Aus „Bertram Vogelweid“

Als man sich am Abend trennte, nahm Bertram Abschied von seinen Wirten für den ganzen morgigen Tag, den er in Vogelhaus zubringen wollte. Lieber auch räumlich von der Unerreichbaren getrennt sein, als in ihrer Nähe schmerzvoll hangen und bangen. Er ging allein seinen Zimmern zu; der Freund, der ihn sonst geleitete, die Dienerschaft, die heute bis zum Morgen gewacht, hatten sich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben. Die Lampen waren gelöscht, vor der Mondesscheibe lagerte eine langgestreckte Wolke, ein träumerisches Halbdunkel herrschte, eine schöne Stille, Balsam für den geräuschesmüden Stadtbewohner. Jeder Blick durch die hohen Fenster des Ganges in den Garten bot Erhebung, wirkte sanft und beschwichtigend. Leise wie ein angefachtes Fünkchen begann die erloschene Hoffnung wieder zu glimmen. Quälst du dich nicht mit Hirngespinsten, du Narr? fragte er sich. Waren die Worte, die dich unglücklich machen, auf dich gemünzt, oder beziehst du sie nur auf dich,

Digitized by Google

krankhaft empfindlicher Tor? Muß der Graf an mich gedacht haben, als er sagte: Ich glaube nicht? Er dachte vielleicht an:

„Meisenmann!“ rief Bertram wonnig mit wahrem Entdeckerjubel aus. Zu seinem Schrecken antwortete eine Stimme aus der Tiefe des Querganges:

„Ich bin's, bitte.“ Simon trat hervor. Der junge Herr Baron schickte ihn, er ließ den Herrn Doktor bitten, zu ihm zu kommen.

„Jetzt? jetzt gehe ich schlafen, und Hagen soll auch schlafen gehen. Sagen Sie ihm das von mir.“

„Er schläft aber nicht, er schreibt und liest die ganze Nacht.“

„In dem Zustand, mit dem Auge?“

„Ach Gott ja! 's schaudriös. Gehen Sie zu ihm, bitte, auf den Herrn Doktor wird er hören, auf uns hört er nicht, auf mich und den Meisenmann.“

„Ein schrecklicher Kerl, ein Tyrann“, murmelte Bertram, folgte dem Alten widerwillig und trat verdrießlich bei Hagen ein, der ihn verdrießlich empfing und anbrummte:

„Ist dir's endlich gefällig?“

Er saß mit verbundenem Kopfe in einem großen Lehnstuhl unter der grell leuchtenden Hängelampe und sah elend aus. Auf einem Tische neben ihm waren die neuesten Werke der modernsten nordländischen, französischen und deutschen Unsittenschilderer recht zur Schau ausgelegt. In einer Hand hielt der Jüngling Juvenals Satiren, in der andern einen Rotstift.

Das Zimmer befand sich in greulicher, in gewollter Unordnung. Die Möbel und einen Teil des Fußbodens bedeckten Bücher, Schriften, Zigarrenkistchen, Waffen, Fecht- und Turngeräte; an den Wänden hingen, mit Nägeln befestigt, schamlose Photographien. Auf einem Schranke neben der Tür lag eine Pistole; der Hahn war gespannt, das Zündhütchen aufgesetzt.

Komödiant! dachte Bertram und sprach mit eisigem Spotte: „Ich muß dir doch den Gefallen tun, dir zu bestätigen, daß ich dich gefunden habe, im Juvenal lesend. Das Grellste hast du wohl mit Strichen versehen, damit niemand zweifeln könne, daß du's verstanden hast. Mir freilich wäre nie ein Zweifel gekommen, bei den Erfahrungen, die du schon gemacht haben mußt, im Kaffeehaus oder in der Zuckerbäckerei.“

Bei dem letzten Worte fuhr Hagen zusammen, Zorn und Schrecken verzerrten sein Gesicht.

„Verzeih, wenn ich dich ärgere, ich sollte dir dankbar sein, weil du dir so viele Mühe gegeben hast, mir zu Ehren dein Zimmer zu dekorieren.“

„Dir zu Ehren, ja just, was der sich einbildet!“

Bertram deutete auf die Bilder an der Wand: „Die wirst du doch nicht da lassen, wenn du deine Mutter erwartest, oder . . .“

Hagen hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu: „Gib deiner Beredtsamkeit Urlaub, ich frage nicht nach deinen Moraltrotteleien, ich frage . . .“

„Hast du meine Novelle gelesen?“ unterbrach ihn nun Bertram seinerseits. „Ja denn, ich habe sie gelesen, leider.“ Er rückte einen Sessel an den Tisch und setzte sich.

Hagen spielte den Gleichgültigen und den Höhnischen, aber die Knie zitterten ihm. „Hast du wirklich die Gnade gehabt?“

Digitized by Google

„Die Gnade, ganz richtig. Wie du weißt, bin ich nicht hierher gekommen, um mich mit dem Lesen dilettantischen Pfuschwerkes zu beschäftigen, sondern um mich vom Lesen zu erholen und von der Literatur überhaupt. — Saubere Erholung . . ." Er hielt inne, er würgte tapfer die Klagen hinunter, die sich ihm auf die Zunge drängten. „Genug davon. Trotzdem hab ich, wie gesagt, deine Novelle gelesen."

„Großartig! Nicht zu glauben! Und was meint der patentierte Kritiker? Hab ich Talent?"

„Vielleicht, ja, möglicherweise hast du Talent."

Ein häßliches, rechthaberisches Lächeln verzog die blutlosen Lippen Hagens. „Wie mühsam er das herausquetscht! Einen Jungen loben, tut ihnen gar zu weh, den Alten. Kann dir nicht helfen . . . Ich hab Talent und weiß es, und wollte dich nur zwingen, es zuzugeben."

„Und dann? was weiter? Talente laufen zu Hunderten auf der Gasse herum. Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts. Was du daraus machst, und was dieses »du« für ein Ding ist, darauf kommt's an! Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent."

„Ist mir zu hoch, die Weisheit."

„Streck dich! am Ende langt's."

„Wenn man eine gute Novelle geschrieben hat."

„Wer spricht von einer guten Novelle? Die deine ist elend, als Vorwurf, als Komposition, Charakterzeichnung, Stilprobe. Man muß scharf hinsehen, um eine Spur von Talent darin zu entdecken. Kein anderes als ein Ferkeltalent natürlich. Nun, auf ein Adlertalent machst du ja keinen Anspruch."

„Du bist beleidigend."

„Wenn die Wahrheit beleidigt."

„Richtig! die hast du gepachtet . . . Moraltrottel!" das eine Wort murmelte er nur, dann schrie er wieder: „Bleib bei der Stange! Mag die Novelle sein, wie sie will, Talent verrät sie. Empfiehl mir einen Verleger."

„Da steht er", erwiderte Bertram und deutete auf den Ofen.

„Das würde dir in den Kram passen. Wir kennen euch, ihr doktrinären Zöpfe. Aus dem Weg die Werke der Neuen! Du irrst, wenn du glaubst, daß ich dir aufsitze. Geh zum Teufel. Ich werde meinen Weg allein machen. Ich werde mir selbst einen Verleger suchen."

„Wirst ihn auch finden, wenn du Unglück hast. Brauchst dich nur an den Rechten zu wenden, der besorgt alles, den Widerspruch provozierenden Tadel, das aller Würde hohnsprechende Lob. Irgendeine Zeitung sagt dann wohl: Dergleichen wurde noch nie gewagt — und der Erfolg ist da. Freilich gibt es nur eine Entschuldigung für das Jagen nach solchem Erfolg — den Hunger."

Während er sprach, verfolgte er aufmerksam in den bewegten Zügen des Jünglings den Eindruck, den seine Worte hervorbrachten. Es ging viel vor in diesem Werdenden, und soviel Sensationen, so viele Zügel, an denen ein Mensch gefaßt werden kann.

„Hagen," begann Bertram von neuem und jetzt in versöhnlichem Tone, „ich habe diese Entschuldigungen gehabt. Nicht etwa, daß ich schnöden Erfolgen nachgejagt wäre, aber dafür, daß ich einen Beruf ergriff, zu

Digitized by Google

dem ich nicht berufen war. Die Zwangslage, in der ich mich befand, kann allein verzeihlich machen . . ."

„Und weißt du, Alleswisser, ob ich nicht auch in einer Zwangslage bin?"

„Oho, hast du etwas versprochen, dein Wort verpfändet? Gesteh! hab in Kuckucksnamen Vertrauen zu mir."

„Ich hab nur zu viel." Seine Stimme versagte, die Spannung, in der er sich künstlich erhalten hatte, ließ plötzlich nach. Er weinte, er schluchzte heftig, leidenschaftlich. Sein schmächtiges Körperchen wand sich in Schmerz und in ohnmächtiger Wut über den weibischen Ausbruch, den er verachtete und dem er nicht Einhalt tun konnte.

Bertram hätte gern Mitleid mit ihm gehabt und brachte es nicht zuwege. Ach, wenn einem jemand unsympathisch ist, wo bleibt da die Güte, die vielgerühmte, die allumfassend, unendlich, ewig gegenwärtig sein soll? Bertram war angst und bang um den Jungen, aber ein warmes Gefühl für ihn konnte er sich nicht abringen. Guter, starker Mensch, schlag an dein Herz, nicht einen Funken Erbarmen schlägst du heraus, wenn es ihn nicht freiwillig gibt.

„Ich bin der ärmste Teufel," rief Hagen, „ich stehe ganz allein in der Welt. Gertrud verabscheut mich, der Vater versteht mich nicht, die Mutter zieht mir diese Gans von einer Sieglinde vor. Auf dem Gymnasium bin ich verhaßt . . . Das freilich ist mir wurst. Ich kann ohnehin ins Gymnasium nicht mehr zurück. Hier kann ich auch nicht bleiben; wohin soll ich? Aus der Welt!"

„Warum kannst du denn nicht aufs Gymnasium zurück?"

„Weil ich Schulden hab, zum Teufel. Beim Zuckerbäcker."

Bertram brach in Lachen aus: „Beim Zuckerbäcker? Der blasierte Dekadent sitzt beim Zuckerbäcker und stopft sich mit Kuchen, der Übermensch ist eine Naschkatz! Einen Lutschbeutel hast du doch auch, der liegt vielleicht als Merkzeichen im Juvenal?"

„Lache du . . . Elende Possen zu reißen, wenn dein Freund ins Unglück geraten ist, paßt für dich."

„Es wird nicht groß sein, das Unglück —"

„Woher vermutest du das? Meinen Alten darf ich's nicht klagen, sie haben ohnehin schon Schulden für mich gezahlt. Sie hinter seinem, und er hinter ihrem Rücken, und ihm habe ich mein Ehrenwort geben müssen, nichts mehr auf Rechnung zu nehmen. Und jetzt schreibt mir dieser verfluchte Zuckerbäcker Brief auf Brief . . . Hilf du mir," er faltete die Hände, „ich werde dir ewig dankbar sein."

Bertram blickte finster vor sich hin: „Wieviel bist du schuldig? Antworte! Zehn Gulden? Zwanzig Gulden?"

„Zwanzig! Ein solcher Bettel brächte mich doch nicht in Verlegenheit."

„Einen Bettel nennst du das? Ich habe in meinem ganzen Leben nicht zwanzig Gulden für Backwerk ausgegeben."

„Andere Verhältnisse, mein Lieber", versetzte Hagen hochmütig.

„Bilde dir noch etwas ein auf deine ekelhafte Genäschigkeit. Also nochmals: wieviel bist du schuldig?"

„Zweihundert Gulden."

„O du Entsetzlicher! Um zweihundert Gulden hat dieser Mensch Backwerk gegessen und Likör getrunken."

„Ich habe auch traktiert", sagte Hagen kleinlaut.

Digitized by Google

Abermals bestand Bertram einen schweren Kampf mit sich selbst und abermals ging er siegreich aus ihm hervor. Es hatte große Selbstüberwindung gekostet.

Aber durfte er zögern? Er durfte nicht. Er besann sich, wie mächtig es ihn ergriffen hatte beim Anblick von Vogelhaus: Was könnte ich für dich tun, du Treuer? Wie würd ich die Stunde segnen, die mir eine Antwort brächte auf diese Frage. Nun war die Stunde unerwartet schnell gekommen, nun konnte er etwas tun für seinen Freund.

Er stand auf: „Gib mir die Rechnung. Ich werde zahlen, nicht deinetwegen, deines Vaters wegen. Es tät ihm zu weh, wenn er erführe, daß er einen Sohn hat, der sein Ehrenwort bricht. Wenn du aber glaubst, daß ich mein Geld umsonst gebe, irrst du. Ich geb und nehme."

„Was nimmst du?"

„Dein Manuskript —"

„So hättest du doch Verwendung dafür?" rief Hagen mißtrauisch.

„Jawohl. Und diese Photographien."

„Das ist Erpressung."

„Jawohl, Erpressung und Gewalttätigkeit." Er nahm die Bilder von der Wand und riß sie in Stücke. Er tat's ganz ruhig, und Hagen ließ es ohne Einsprache geschehen, lehnte den Kopf zurück, streckte die Beine weit aus und lag da wie ein Toter.

Der Arzt kam, nach seinem Patienten zu sehen, fand ihn erschöpft und etwas fieberhaft, und wollte bei ihm wachen.

Bertram verließ das Zimmer. Beim Weggehen hatte er aber einen Diebstahl begangen. Er hatte die Pistole abgespannt und sie mit sich genommen.

Aphorismen

Was uns an der sichtbaren Schönheit entzückt, ist ewig nur die unsichtbare.

Vertrauen ist Mut, und Treue ist Kraft.

Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt.

Der Witz ist ein brillanter Emporkömmling von zweifelhafter Abstammung.

Es schreibt keiner wie ein Gott, der nicht gelitten hat wie ein Hund.

Ein großes Können — ein großes Genießen.

Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte.

Arme Leute schenken gern.

Siege, aber triumphiere nicht.

Digitized by Google

Der Hochmut ist ein plebejisches Laster.

Geduld mit der Streitsucht der Einfältigen! Es ist nicht leicht zu begreifen, daß man nicht begreift.

Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein!

Ohne Phantasie keine Güte, keine Weisheit.

Der Gescheitere gibt nach! Eine traurige Wahrheit; sie begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann, so ist es der Glaube an die eigene Kraft.

Ehen werden im Himmel geschlossen, aber daß sie gut geraten, darauf wird dort nicht gesehen.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen.

Ein Dichter, der einen Menschen kennt, kann hundert schildern.

Die meisten Nachahmer lockt das Unnachahmliche.

Um in eine Versammlung feiner Leute treten zu dürfen, muß man den Frack tragen, die Uniform oder — die Livree!

Die Leute, denen man nie widerspricht, sind entweder die, welche man am meisten liebt, oder die, welche man am geringsten achtet.

Vernunft annehmen kann niemand, der nicht schon welche hat.

Selbst der bescheidenste Mensch hält mehr von sich, als sein bester Freund von ihm hält.

Das Vertrauen ist etwas so Schönes, daß selbst der ärgste Betrüger sich eines gewissen Respektes nicht erwehren kann vor dem, der es ihm schenkt.

Natur ist Wahrheit; Kunst ist die höchste Wahrheit.

Es stände besser um die Welt, wenn die Mühe, die man sich gibt, die subtilsten Moralgesetze auszuklügeln, an die Ausübung der einfachsten gewendet würde.

Rundschau

Allgemeineres

Vom religiösen Weltkongreß

Berlin ist keine Kongreßstadt. Dafür nur ein Beispiel: der internationale Historikertag 1909. Es fehlt den Berlinern an Zeit, an Zusammenhalt, an Humanität. Der Druck von Rang, Stand und Standpunkt hemmt alle und alles. Dennoch, daß auch in Berlin Kon-

Digitized by Google

greſſe gelingen können, hat der „Weltkongreß für freies Chriſtentum und religiöſen Fortſchritt“ bewieſen.

Berlin verſuchte freilich kaum, ſein Patronat auszuüben. Kein Hof, keine Akademie, keine Geſellſchaft nahm den Gaſt unter ſeine Flügel. Am wenigſten die Kirche. Heute, wo der Kongreß ſo großartig verlaufen iſt, werden Konſiſtorien und Oberkirchenrat ſich wohl ernſtlich fragen, ob das recht und klug war. Wo ſoviel Hunderte aus allen Nationen zuſammenkommen in lauterer Leidenſchaft für die Religion, da iſt es ein übel Ding für die Kirche, wenn ſie ſich gebärdet, als gehe ſie das nichts an. Aber man ſah dieſen Zuſammenſtrom der Menſchen und der Ideen ja nicht voraus! Und es war doch eine freiſinnige Sache: eine Parteiſache alſo! Hätte der confluxus hominum freilich der andern Einſeitigkeit gegolten, ich bezweifle nicht, daß man das Bedürfnis, ſeine Parteiloſigkeit zu beweiſen, weniger empfunden haben würde. Genug, daß bei einem ſolchen Religionskongreß die öffentliche Kirche als ſolche nicht vertreten war, bleibt ein Nonſens.

Aber der Erfolg des Kongreſſes kommt doch in ſeiner völligen Unabhängigkeit um ſo ſchöner heraus. Auch die paar Männer vom Proteſtantenverein, von den Freunden der evangeliſchen Freiheit und von den Freunden der Chriſtlichen Welt haben den Erfolg nicht gemacht. Was einzelne ſchließlich gearbeitet haben, in Ehren: all dieſe Gruppen ſind doch mit echt deutſcher Zaghaftigkeit an die Aufgabe gegangen. Und nun hat ſich der Kongreß durchgeſetzt rein durch ſein eignes Schwergewicht, durch die Anziehungskraft ſeiner Sache.

Es war kein Tag der „neuen Kultur“, der mit Negation und Aufklärung gearbeitet hätte. Es war kein Tag der Kirchenpolitik, der die Streitaxt ausgegraben und dem Landeskirchentum an die Wurzel gelegt hätte. Kein Zweifel, es war der Menge und den maßgebenden Rednern einmütig zu tun um Religion, um Religion innerhalb der Freiheit. Ich ſage mit Bedacht nicht: Freiheit innerhalb der Religion. Dieſe Formel führt uns zu leicht zur Entleerung, zum Verluſt alles Inhalts. Man ſuchte den Inhalt, oder man glaubte an ſeine Miſſion, den Inhalt zu bringen; nur das alles in der Sphäre der freien Perſönlichkeit und freier Inſtitutionen, wie ſie dem modernen Geſchlecht Lebensbedürfnis geworden ſind. Das iſt nicht aufzuhalten, weder durch ehrlichen Konſervativismus noch durch diplomatiſche Berechnung, die dem Volke oder dem Throne oder der privilegierten Geſellſchaft oder wem ſonſt „die“ Religion erhalten möchten. Wir alle, die wir in Berlin verſammelt waren, wollen auch Religion, aber vor allem die eigne, weil wir nur ſo die Religion für andere und für alle haben werden. Es gab Redner, die das ſoziale Ziel über ihrem Individualismus ganz oder faſt verloren; in hochbedeutenden Kundgebungen (des Gottesdienſtes zum Beiſpiel) ſchlug dieſe Abzweckung der freien Perſönlichkeitsreligion auf das Ganze der Gemeinſchaft und der Menſchheit doch immer wieder durch. Und man konnte ſehr gut beobachten, wie die frömmſten, innerlichſten, das Gemüt und das Gewiſſen ſtärkenden Worte in den Zuhörern ſtets den meiſten Beifall weckten.

Zweitauſend und mehr Teilnehmer waren zugegen; mit unermüdeter Aufmerkſamkeit hörten ſie

Digitized by Google

zu, wenn nicht ein allzu abstrakter oder physisch schwer verständlicher Redner sie ermüdete, oder wenn nicht die zweifelhafte Zugabe von Parallelversammlungen sie in eine hilflose Unruhe versetzten. Berlin und Deutschland hat, seit ich denken kann, kein sprachlich gemischtes Publikum von so großen Verhältnissen bei sich gesehen: die Hunderte englischer Zunge; französisch Redende aus Frankreich, Belgien und der Schweiz an fünfzig; dazu Holländer, Skandinavier usw. Kongreßsprachen sind Englisch, Französisch und Deutsch; alle drei Sprachen wurden reichlich und leicht verstanden, man hatte das Gefühl, wenn der Redner deutlich und schön sprach, immer von dem großen Teil der Versammlung. Nur Don Romolo Murri sprach italienisch, wie aus der Pistole geschossen so schnell; seine Rede wurde im Auszuge gedolmetscht. Mit Beifall geizte man nicht; es setzt sich in solchen Kongressen immer mehr durch, daß der Schlußbeifall in der Regel nichts weiter bedeutet als Dank für den Redner, Anerkennung seines persönlichen Wertes, seines guten Willens, seiner Beredsamkeit; es gibt auch Beifall aus Mitleid und aus Dankbarkeit für endlichen Schluß. Aber das alles gilt nur von dem Klatschen am Ende der Rede. Der spontane Beifall oder auch das Mißfallen beherrschen den Zeitraum bis zum Schluß; hier findet der aufmerksame Beobachter Kennzeichen genug für die Stimmung der Hörer und ihrer geteilten Parteien, auch für die Tiefe und die Irrgänge ihres Verständnisses. Im allgemeinen sind wir zu arm an Symbolen unsrer Anteilnahme; das Klatschen mag mancher Abstufungen fähig sein, es haftet ihm etwas gar zu Monotones an. Die Amerikaner klatschen sogar, wenn ihrer Toten gedacht wird; da haben wir Deutschen die wunderschöne Sitte des uns Erhebens, die in großer Versammlung, wie diesmal zu Ehren Holtzmanns, ergreifend wirkt. Aber es war ja auch der religiöse Grundton dieses Kongresses, der die Mannigfaltigkeit des Echos dem Publikum beschnitt. So dankbar es war für den gelegentlichen Scherz, offenbar nahm es am liebsten hin, was das Gewissen schärfte und heilige Losungen gab zu gemeinsamer Arbeit.

Für diesmal möchte ich nur andeutend von der Fülle der verhandelten Sachen reden. Die Ausländer bewegten sich mit Vorliebe in den weiten Ideen eines religiösen Liberalismus, freilich anknüpfend an unsre philosophischen Idealisten und gelegentlich triumphierend, daß man diese in Australien besser kenne und schätze als in Deutschland. Unsre Theologen hatten für diese Allgemeinheiten wenig übrig; sie sparten nicht die gelehrten Einzelheiten und schonten nicht die schöne Stimmung, indem sie immer wieder vor schwere Probleme hinstellten, mit denen wir es heute zu tun haben. Der Enthusiasmus war unbedingt bei den Ausländern; uns blieb der schwere Ernst; eben darum gehörten wir zusammen, und eben darum soll der Kongreß, will's Gott, ausgleichend wirken.

Ganz neu war für unser deutsches Publikum nächst dem Auftreten der andern Nationen das Auftreten eigner Landsleute, die den meisten von uns fast fremder sind als jene. Was wir „Sekten" und „Freireligiöse" zu nennen pflegen im Unterschied von den evangelischen Landeskirchen und von der römisch-katholischen Kirche; dazu Individualisten und Evange-

Digitized by Google

listen, die zwar durch ihre Vorträge oder Bücher bekannter sind, aber doch zu gemeinsamer Tagung sonst nicht eingeladen zu werden pflegen. Reizvoll genug und weite Aussichten eröffnend dies Zusammensein. Sodann — dank den amerikanischen Vätern des Kongresses — das Auftreten der freidenkenden Juden, je eines Brahmanen, eines Sikhs, eines Buddhisten: ebenfalls eine höchst ungewohnte Zugabe für uns, von der wir noch nicht recht wußten, was damit machen, welches ihre Bedeutung sei.

Anregungen genug, von denen man nun abwarten muß, was sie wirken. Aber keine neue Kirche, im Gegensatz zu den alten orthodox fundamentierten; etwa eine unitarische, wie man der Propagandalust der amerikanischen Väter des Kongresses vielleicht zutrauen könnte. Auch ein Vertreter der protestantischen Orthodoxie trat auf: wenn sich daraus der Versuch von Religionsgesprächen entwickeln sollte zwischen konservativ und liberal Kirchlichen, wie schön wäre das! Auf dem Weltkongreß war alle Diskussion ausgeschlossen, notgedrungen; man müßte also Versammlungen von engerem Umfang berufen, die das nachholen. — Der Katholizismus war nur durch entschiedene Modernisten vertreten; wie fremd und hoffnungslos lag für das Empfinden dieses Kongresses die römische Kirche da; staunend sah man auf das kleine Häuflein derer, die es unternehmen, sie auf den Weg der innern Reform zu drängen.

Mit das Beste waren die Volksversammlungen und die Sonderkonferenzen, die sich an den Kongreß anschlossen. Alles in allem tagte man in Berlin so sechs Tage lang; dazu zwei Tage Empfang der überseeischen Gäste in Köln, zwei Tage Ausklang und Abschied in Wittenberg, Weimar und Eisenach. Diese Umrahmung, von schönstem Sonnenschein beleuchtet, über alle Kritik erhaben. Statt sie zu beschreiben, verweile ich noch ein wenig in Berlin. Und zwar, weil diese Zeilen im Kunstwart stehen sollen, bei der ästhetischen und technischen Seite der Sache.

Sieht man von dem gesellschaftlichen Anspruch ab, der (mit Ausnahme des reizenden Fünf-Uhr-Tees für die Damen) völlig versagte, so wurde der unerwartete Andrang des Kongresses sehr glücklich bewältigt. Es fehlte ohne Zweifel nicht an organisatorischen Talenten in der Leitung. 1|2 Reden waren im Programm gut untergebracht. Parallelversammlungen waren auf das Mindestmaß beschränkt; leider verursachte ein Umtausch der Säle am letzten Vormittag schlechthin zu vermeidende Verwirrung. Die Technik so großer Kongresse will ja gelernt sein; aber Parallelsitzungen gibt es doch auch sonst! Stabilität der Raumverteilung ist dafür Grundbedingung: sammelt in der einen Sektion ein Redner zu viele Interessenten, so daß der Saal zu klein wird, beim nächsten Redner verläuft sich die Menge wieder; vor allem aber müssen die Türen verständigen Männern anvertraut werden, und an jeder Tür müssen Tafeln angebracht sein, auf denen mit telegraphischer Pünktlichkeit von Moment zu Moment genau verzeichnet wird, wer in diesem Raum spricht. Nur so kann den Anforderungen derer, die hier reden und hören, sowie derer, die draußen kommen und suchen und unterrichtet sein wollen, Genüge geschehen. Hat jeder Vorsitzende in seinem Saal zwei, drei Adjutanten

Digitized by Google

zur Seite, so ist es gar keine Kunst, das alles richtig zu beschicken.

Mehr noch liegt mir etwas anderes am Herzen. Das Haus, in dem wir tagten, kann nicht genug gepriesen werden. Es war das Landwehrkasino, Hardenbergstraße 6b, Schon die Lage unmittelbar am Bahnhof Zoologischer Garten empfahl es. Aber nun der Bau selbst, ganz neu, in würdigen, einfachen Formen, wie man heute gottlob wieder baut. In dem weiten schönen Treppenhaus kein Gedränge, kein Auseinanderlaufen, sondern ein stetes angenehmes Sichfinden. Bureaus, Garderobe usw. mit Leichtigkeit auf den Gängen eine Treppe hoch untergebracht, alles in einer Flucht, in einem Augenblick zu übersehen. Der Hauptsaal, ein langes Rechteck mit Tonnengewölbe, sehr schön ausgeführt und ganz akustisch, mit 1400 Sitzplätzen und also Platz für 16 bis 1700. Eine Anzahl schöner Nebensäle und Zimmer für Sonderzwecke. Vielleicht sind die Wirtschafts- und Verwaltungsräume nicht in entsprechendem Maße vorhanden, aber das geht uns schließlich nichts an. Das Haus macht unsrer Reichshauptstadt alle Ehre, und man kann nur raten, bei ähnlichen Gelegenheiten es sich zu sichern.

Nicht auf der Höhe der Architektur ist aber freilich die malerische Ausstattung. Daß es Kriegs- und militärische Schaubilder sind, Bildnisse von Fürsten und Generälen: dagegen ist bei der besondern Bestimmung des Hauses nichts zu sagen. Aber das allermeiste ist aus unsrer künstlerisch ödesten Zeit, im Geschmack Anton von Werners, oft mehr auf die Treue der Uniformen als auf irgendwelche ästhetische Wirkung bedacht. Dazu gerade im Kaisersaal, wo doch auch die Offiziere selbst mit ihren Familien tanzen und essen, barbarische Schlachtenbilder: dem wehrlos gewordenen Feind wird mit dem Kolben der Garaus gemacht. Ich gestehe, daß mich das immer wieder und am meisten bei dem (in schönstem Blumenschmuck prangenden) Bankett gestört hat. Am meisten in Gedanken an die Fremden, die nun tagelang in diesem Hause aus- und eingingen und durch diese Bildkunst nur bestärkt werden konnten in ihren falschen, verderblichen Begriffen von deutscher Kriegslust und Roheit. Ich habe diesen Empfindungen, wie mir die Zeitungen bezeugen, in „humoristischer“ Weise Ausdruck gegeben beim Eingang unsrer Sonderkonferenz über Religion und Frieden. Das mußte sein. Ich bin deshalb gestellt worden als einer, der vergessen habe, daß wir in dem Hause zu Gaste seien. Aber einmal hat eine solche öffentliche Versammlung immer das Recht, das Lokal zu kritisieren, in dem sie tagt. Sodann geht das patriotische Interesse, den Ausländern zu zeigen, daß diese zufällige Ausstattung nicht der Ausdruck unsres Deutschtums ist, über jede sonst erwünschte Rücksicht. Wir Deutschen haben ja ohnedies schwer genug zu kämpfen auf solch internationalen Zusammenkünften für das Verständnis unsers besseren, wahren Wesens. Man glaubt uns nicht mehr recht, daß wir noch die Erben unsrer idealistischen Väter sind. Es schadet ja auch gar nichts, wenn der Ausländer den Begriff behält, daß wir entschlossen und stark sind, die Stellung, die wir heute unter den Weltmächten einnehmen, zu behaupten. Aber daß in unserm Militärwesen unser Wesen nicht aufgeht, daß in der Kriegsbereitschaft nicht unsre Seele atmet, daß wir noch anderes kön-

Digitized by Google

nen und wollen, in Kunst, Wissenschaft, Religion und innerer Kultur: das der Menschheit jenseits unsrer Grenzen immer neu zum Bewußtsein zu bringen, das ist denn doch wohl die höhere nationale Aufgabe. So gewiß jenes unter allen Umständen nur Mittel zum Zweck, dieses Zweck ist.

Von Engländern, Franzosen und Holländern hörten wir interessante, wertvolle Worte über ihre Beziehungen, über ihren guten Willen zur deutschen Nation. Ganz abgesehen von der Friedensversammlung, die wir hatten. Ein solcher Weltkongreß tut durch sich selber internationale Wirkung. Auch mit Vertretern Dänemarks führte der Kongreß mich zusammen, und selbstverständlich sprachen wir von Nordschleswig. Es war, wie wenn in solchem persönlichen Austausch unsre Völker sich doch einander näher kämen. Da trifft die Heimkehrenden die Nachricht von der so schlecht motivierten und so übel ausgeführten Ausweisung des dänischen Historikers Clausen aus unsrer Nordmark. Wem soll das nützen? Rettet ein Dämon unsre Nordmarkpolitik? Ist das die Antwort des großen, mächtigen Deutschen Reiches — auf unsern Berliner Weltkongreß?

Man sage nicht, daß das keinen Zusammenhang habe. Es hängt alles zusammen. Und es wird Zeit, daß unser deutsches Volk das begreift, wie für seine Politik, so für seine Kulturarbeit, so für seine Religion und Kirche.

Martin Rade

Ein Aufsatz, der sich mit dem Inhalte von Reden dieses Kongresses beschäftigt, wird aus Professor Rades Feder in einem unsrer nächsten Hefte erscheinen.

Von gewichtloser Prosa

(Literaturbrief 2)

Es wird heute oft auf die Literatur gescholten, zwar wenig von den Literaten, doch viel von den Literaturfreunden. Auch Sie vermissen die Äußerung eines Kraftbewußtseins, die Sie so lieben, irgendeines Ziele setzenden Willens, kurz: positive ethische Werte. Sie schreiben mir, daß die Dichter des vorigen Jahrhunderts noch am lebendigsten wirken, die ethisch energische Persönlichkeiten waren, und daß die andern dieses inneren Gewichts verhältnismäßig ermangeln, und ich gebe Ihnen Recht. Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Keller, Meyer, Anzengruber beschämen mit ihrer noch immer lebendigen Wirksamkeit einen Wieland, fast alle Romantiker und etwa Raimund. Und auch soweit gehe ich noch mit Ihnen, zuzugeben, daß den meisten unsrer dichtenden Zeitgenossen das ethische Pathos abgeht, sie gehen alles in allem nicht darauf aus, zu überzeugen und fortzureißen, zu entflammen und Proselyten zu machen; höchstens ein Umstrickenwollen, eine Art Suggerierlust können wir ihnen nachsagen. Die Hofmannsthal, Mann, Huch wenden sich gewiß weniger an unser Ethos als an unsern Intellekt und recht oft weniger an das Gemüt als an die Nerven. Aber ich frage: sind denn damit die Lebenswerte — und die Lebenswerte sind es doch, die Sie vermissen, und die wir beide unbedingt fordern — ich frage, sind sie damit erschöpft? Kann ein solches Kunstschaffen sich nicht über den l'art pour l'art-Standpunkt erheben? Wirkt es überhaupt nicht mehr in gutem Sinne, sondern gibt es uns nur ein vorübergleitendes Bilderspiel zu flüchtigem Reiz und eiligem Sinnenrausch? Das zuzugeben, bin ich freilich weit entfernt.

Digitized by Google

Warum sollten wir denn die lebendige Wirkung der Kunst, in welcher sich doch ihre Lebenswerte äußern, so eng fassen, als ob sie nur im positiven ethischen Antrieb bestände? Die Rolle der Literatur ist eben insofern eine andere geworden, als sie nicht mehr Führerin im Lebenskampf ist — welche neuen Verheißungen sich schon jetzt ankündigen, lasse ich für heute dahingestellt —, sondern vorzüglich Erläuterungs- und Aufklärdienste leistet. Wenn sie uns scharfsichtiger macht, uns empfänglicher gestaltet für Stimmungen aller Art, Saiten erklingen läßt, die unberührt auch in Ihnen aufgespannt waren, dient sie damit nicht auch dem Leben? Und wenn sie dieses Leben wie es nun mal ist also verstehen lehrt und uns an seine heimlichen Abgründe, Gefahren und Schmerzen, an seine höheren Freuden und Erhebungen führt? Natürlich sehe ich auch die Gefahren, welche in dieser ethischen Passivität liegen — vielleicht sprechen wir uns bald einmal über die „Biologie" der Kunst —, aber sie sind gewiß nicht größer als die Gefahren künstlerischen Genießens von je waren. Mit solchen Gedanken habe ich Ihnen von dem „Fremden" geschrieben und die Dichtungen des feinfühligen und eindringlichen Gestalters Friedrich Huch empfohlen. Nun kommt Ihnen dieser „Fremde" und die Fremdheit ungewichtig und kraftlos vor. Wir sind wohl darüber einig, daß ich ihn nicht als „Vorbild" empfohlen habe, wie denn die Vorbilder-Dichtung überhaupt nicht mein Geschmack ist. Nur das und gerade das macht das Gewicht seiner Dichtung aus, womit er auf uns wirkt (— denn ein Gewichtloses kann nicht wirken —): daß er seinen Typus ins Leben hineinzuschauen vermochte und überlegen gestaltet, nahe an die „überzeitliche" Dichtung streifend, und dabei in jedem Sinn wahr bleibt, ehrlich bis zur Selbstverneinung und Ethiker insofern, als er keineswegs durchaus für, aber auch nicht verständnislos gegen seinen Typus Partei ergreift. Also: natürlich wäre es entsetzlich, wenn jetzt die „Fremden" zahllos aus dem Boden wüchsen, so wie es gewiß für einen anständigen Menschen unerträglich war, als Goethes Werther unter den unmöglichsten Zeitgenossen Schule machte. Aber dieser Fremde von Huch ist ja ein ganz brauchbarer Mensch, ein trefflicher Jurist, ein guter Charakter und nach einigem Schwanken ein so lebendiger Mann, daß er heitere Kinder haben und uralt werden wird, wie es so liebenswürdig am Schlusse von „Pitt und Fox" heißt. Selbst der Dichter stellt ihn nicht als die Krone, sondern nur als ein unglückliches Kind unserer Zeit hin. Huch ist so kräftig, daß er seinen Schützling sogar mit Humor betrachten kann. Und kann ein Dichter das, so steckt meist lebendige Kraft in ihm. Gibt man uns den Fremden als Ideal, als tragisch scheiternden Harlekin, so sieht die Sache anders aus. Und noch schlimmer, wenn er gar nicht einer ist, sondern nur einer scheint, wenn das innere Gewicht also mangelt, die lebendige Umgebung ihm kein Relief gibt. Diese Sorte gewichtloser Prosa ist mir nun neuerdings in verschiedenen Büchern aufgefallen, und ich begreife nachträglich Ihr Mißverständnis.

Ich glaube, Sie haben die „Fremdheit", die eine unglückliche Wesensform ist, für eine alberne Verstellung des Gesichts gehalten und gefürchtet, hinter dem Gesicht einem Nichts zu begegnen. Ein Buch, worin dieser peinliche Fall lächerlich ernst und breit durchge-

Digitized by Google

führt wird, heißt „Die Masken Erwin Reiners“, ist bei S. Fischer erschienen und von Jakob Wassermann geschrieben. Dessen „lebendige Wirkung“ ist etwa so: ein Mann bindet Sie fest, holt mühsam einen schweren Eimer Wasser, hebt ihn mit Anwendung künstlicher Apparate und ungemeiner Muskelkraft empor, um ihn über Sie zu ergießen, er fällt! aber siehe: er ist leer, Sie bleiben trocken und gewahren, daß der Eimer überdies von Papier ist, das Sie mit zwei Fingern abstreifen können. Doch, ich erzähle Ihnen die Fabel: Manfred Dalcroze, Mikrobiologe als Amateur und Amateur von Beruf, liebt die schöne Virginia, Tochter des Fasching-Ehebruchs einer Bürgersfrau Geßner mit einem unbekannten Aristokraten. Wegen Lungenkrankheit geht er im Anfang des Buches für zwei Jahre auf eine Seereise, nachdem er Virginia vorher dem „Schutz“ Erwins anvertraut hat. Erwin ist steinreich, Wissenschaftler in allen Fächern, Pianist, Kunstkenner, Friseur, Protektor junger Dichter, Lebemann, Herzenbrecher, Salonlöwe. Alles in höchster Potenz. Er verliebt sich in Virginia, führt sie in die gute Gesellschaft, unterstützt sie heimlich pekuniär mit Hilfe der kupplerischen Mutter, intrigiert gegen Manfred. Eine adlige Nichtstuerin, fingierte Duelle, nächtliche Gartenfeste, hochmütige Phrasen gegen angebliches Philisterium und angebliche mädchenhafte Vorurteile, mitleidheischende Unglückspose, Sehnsucht, Geständnis, Kunstschwärmerei, ein Perlenkollier und zuletzt körperliche Gewalt werden zur Bezwingung der keuschen und doch neugierigen Schönen aufgeboten. Es gelingt diesem maskenreichen Jüngling, Virginia einmal zu küssen, einmal nackt baden zu sehen und zuletzt in seine komfortable Villa zu entführen und dort einzusperren. Als sie endlich müde und „willig“ ist, „erkannte er plötzlich, daß das, wonach er verlangt hatte, gar nichts zu schaffen hatte mit dem, was ihm gewährt werden sollte“. Er ist am Ende seines Maskenvorrates, Virginia geht von ihm, seine gesellschaftliche Ehre ist nach all den auf den Endzweck hin angestellten waghalsigen Experimenten verloren, seine nichtige Wesenheit ihm bewußt geworden; in einer faden und eitlen Szene erschießt er sich, während natürlich Manfred heimkehrt und die kluge Jungfrau Virginia heiratet, die alles innerlich überwunden hat.

Erwin möchte so gern als Wissenschaftler, Künstler, Lebenskünstler, Genie und Übermensch erscheinen, aber schon früh kommt das geile Don Juan-Gesicht heraus. Wassermann möchte so gern als Sittenschilderer, Menschenkenner, Philosoph, Gelehrter, Poet, vor allem als Soziolog erscheinen, aber ach, der fatale Endzweck der ganzen Geschichte wetterleuchtet nur allzu grell in die feinen Verschlingungen dieser erkünstelten Seelengemälde. Und er offenbart so bald, wie wenig Wirklichkeit das sinnengeblendete Auge, das von Paarungsvorstellungen eingenommene Gehirn erfaßt, wie wenig lebendige Kraft der plumpen Geschichte innewohnt. Heiligt wirklich Erwins edler Zweck die ungeschickte Erfindung von Manfreds Reise und die Lächerlichkeit, daß er die Erwachsene unter den Schutz des befreundeten Lebemannes stellt? Heiligt er die Heiligsprechung eines ästhetischen Flachkopfes, die törichte Inszenierung zweier innerlich ungestalteter Selbstmorde, einer Scheinehe, die hundert psychologischen Widersprüche und Unmöglichkeiten? Natürlich nicht, und ich rate Ihnen, den Ro-

Digitized by Google

man zu lesen als ein document humain dafür, wohin ein intelligenter Mann geraten kann, wenn er einen Typus sieht, aber nicht erlebt, und ihn doch erklären möchte. Schon der überdeutliche Titel muß ja bedenklich machen. Wirklich: diese Prosa ist ohne Gewicht, leer und leblos, romanisierter Zeitungsklatsch, da es sich um einen erfinderischen Lüstling oder vielmehr um sein lebloses Zerrbild handelt. Und wo es kein Gewicht gibt, ist keine „lebendige Kraft". —

Sie können sich denken, daß Wassermann trotzdem seit seinem langwierigen Kaspar Hauser-Roman wieder einen Schritt zur Glätte und Sicherheit des Schreibstils getan hat, und daß die Massen und Teile dieser Arbeit vorzüglich proportioniert sind; zum Beispiel nimmt der moralische Schluß gerade so viel Raum ein, um vom Anstand des Autors zeugen zu können, ohne daß der Hauptteil darüber vergessen würde. Auch erweist sich Wassermann als jemand, der über Gesellschaftformen, Edelsteine, Tiefseefauna, Lionardo, alte Miniaturen und neue Villeneinrichtungen Gelegentliches anzumerken weiß. Aber er erweist eben durch diese Verlegenheitglossen eines Intellektuellen, daß Orientiertheit noch nicht Poesie, noch nicht einmal mittelmäßige Romane schafft. Ezard Nidden

Der junge Goethe*

Die Wirkung des Phänomens, das Goethe heißt, äußert sich heute in einem überaus reizvollen Wechselspiel unsres Gefühls. Der schon zu den Lebzeiten des Dichters einsetzende Prozeß, das Emporwachsen des Menschen in Götterhöhen, wie es die Bibel von den Geniephänomenen Elias und Jesus in wundervoller Bildlichkeit geschildert hat, nähert sich der Vollendung. Goethe wird unserm Gefühl von Tag zu Tag mehr eine legendäre, mythische Gestalt. Er ist uns Heros, Olympier, Gott geworden. Eine stille, durch keine lauten Satzungen verbundene Gemeinde der Besten unsres Volkes trägt das, was an edelstem Sehnen in ihr ist, zu ihm. In seinen Werken findet sie dem tiefreligiösen Hinausverlangen über sich selber und dem Trachten, vom zwecklosen Unsinn des bloßen Scheines der Dinge bis zum zweckvollen Sein vorzudringen, Worte gegeben, deren Glanz mit dem Gebrauche nicht schwindet, sondern stärker wird. Es gibt für sie Gefühlshöhen, in denen sie alle zu Goetheworten greifen. Nicht der eine zu diesem, der andre zu jenem, sondern jeder zu dem gleichen, geheiligten Worte oder Werke.

Mitten im Gefühlsüberschwang wacht dann das beglückende Bewußtsein auf, daß der, dem eben das Herz Opfer brachte, ein Mensch war wie du und ich. Daß er vom Weibe geboren ward, daß er lebte, liebte und litt, daß er am Ende starb. Mit diesem Bewußtsein wird der Drang erweckt, in dem Halbgott den Menschen zu sehen. Der Trieb wird übermächtig, das Legendäre zu überwinden. Nicht mehr den Goethe zu sehen, den wir uns in unsrer Verehrung geschaffen haben, sondern den, der über die Erde ging, ein unvollkommener, irrender Mensch. Hunderte von Büchern und Abhandlungen, natürlich nicht dem geformten Werke, sondern den Stufen dazu, den Briefen, Tagebüchern, Gesprächen gewidmet,

* Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Erster bis dritter Band. (Insel-Verlag, Leipzig)

Digitized by Google

mühen sich, uns die kleinste Kleinigkeit dieses weitausgreifenden Lebens zu zeigen. Mit Inbrunst suchen wir es in uns zu fassen, suchen zu erklären, aufzubauen, zu begreifen, um plötzlich mitten im tiefverbindenden Erfühlen des Menschen zu gewahren, wie das Gefühl in uns umschlägt, wie aus der Gewißheit Zweifel, aus der Klarheit Dunkel, aus dem Wissen Glauben wird. Im nächsten Augenblick knien wir vor dem, aus dessen Händen wir eben noch Lebenszeugnisse empfingen, deren wir uns zu schämen hätten. Denn alles, auch das Kleinste, rinnt hier dem Großen zu. Auch das Zwecklooseste gewinnt aus der Überschau Bedeutung. Das Formloseste ist dem großen ganzen Sein innerlich angegliedert. So ist unser Fühlen Goethe gegenüber ein stetes Kreisen. Glücklich, wer sich, sobald er auf dem hohen Punkte angelangt ist, sagen kann, daß er im Erfassen zwar an der Stelle des Ausgangs, aber eine Stufe höher angelangt ist.

Die Inselausgabe „Der junge Goethe" gilt dem Menschen Goethe. Nur von hier aus sind manche Dinge, wie die vielbespöttelte Veröffentlichung der Schülerarbeiten zu rechtfertigen. Alles von Goethe bis zur Abreise nach Weimar Geschriebene, Gezeichnete, Gesprochene, das sich erhalten hat, soll hier in zeitlicher Folge erscheinen und sich zu einem Gesamtbild zusammenfügen. Es liegt auf der Hand, daß dabei vieles ist, was an sich keine Bedeutung hat, sondern nur als Fingerzeig. Erst der Rückschluß, den es auf den im Erfassen der Dinge Unersättlichen zuläßt, gibt ihm seinen Reiz. Ich bedaure es daher, daß die treffliche kundige Einleitung von Max Morris dem Künstler, dem Schaffenden, nicht dem Menschen, dem Erfassenden gilt. Eine das Menschliche schildernde Einleitung, die mehr eine große, festigende Grundstimmung, als bewußte Erkenntnis vermittelt hätte, würde den Blick richtiger eingestellt haben. Denn die Freude, durch präzise wissenschaftliche Beobachtung der Schaffensweise den Aufstieg, die sorgsame Arbeit, die herrliche Selbstzucht, das Werden, Reifen und Früchtetragen des Künstlers mitzuleben, ist nur einem ganz beschränkten Kreise von Lesern möglich. Den Menschen Goethe zu erfassen, ist allen gegeben, die ein empfängliches Herz haben. Denn es gibt nichts Schöneres als die große Gebärde, mit der der junge Goethe Gott und die Welt, Menschheit und Natur zu umfassen sucht, als dieses schrankenlose Begehren, das er selber in die wundervollen Verse gefaßt hat:

„Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär,
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad und alle Träume
In dein Herz zu sammeln miteinander."

Hans Franck

Der Kritiker Österreichs

Als erster Band einer Gesamtausgabe von Ferdinand Kürnbergers Werken ist seine Feuilletonsammlung „Siegelringe" bei Georg Müller in München erschienen. Es ist bekannt, ein wie bedeutsames Stück österreichischen Lebens diese Aufsätze spiegeln. Nicht nur deshalb, weil sie von Anfang bis zu Ende immer wieder Österreich und seine Leiden zum Gegenstand haben: auch die Art, wie dieser Gegenstand behandelt wird, ist typisch österreichisch.

Aus den Leitartikeln der Zei-

Digitized by Google

tungen ist die unerschrockene ausgesprochene Meinung verbannt: dafür sorgt die Zensur und das gesinnungslaue Publikum; beide hören nüchterne, klare Wahrheiten nicht gern. Sie müssen sich unter den Strich, ins Feuilleton flüchten. „Schreibe ich denn Politik? — Ich schreibe das Theaterreferat der österreichischen Tragödie, aber das Theaterreferat hat mein Lebtag ins Feuilleton gehört." Der Feuilletonist hält dem öffentlichen Leben Österreichs einen Spiegel vor, in dem die Gestalten und Zustände in einer Dimension auseinandergezogen, verzerrt erscheinen. Die Behörde ist halbwegs zufrieden, das Publikum amüsiert sich, und beide ahnen nur von ferne, daß die grausam-lächerliche Verzerrung nichts ist als eine geistvolle und aus tiefstem Verständnis gewagte Hervorhebung ihrer charakteristischen Eigenschaften.

Das Bild, das in Kürnbergers Spiegel erscheint, ist voll von absichtlich betonten Widersprüchen. „Draußen" geht die geschichtliche Entwicklung ihren stetigen und zielsicheren Gang; die Aufsätze stammen ja aus der Zeit von 1860—74. Drinnen aber, innerhalb der chinesischen Mauer, von der Grillparzer in der Verbitterung seines Alters spricht, fühlt man sich ausgeschlossen von dem kulturellen und politischen Fortschritt. An Bewegung fehlt es nicht, wohl aber an einem großen, klaren und belebenden Ziele. Die Ministerien wechseln ebenso wie die Wolken am politischen Himmel, mit ihnen die Regierungssysteme und die Meinungen der Parteien. Über all dem wirren und leidenschaftlichen Treiben liegt immer eine und dieselbe Stimmung: „politischer Allerseelentag". „Darum stirbt Österreich so jammervoll schwer und langsam, weil es nicht einen Geist aufzugeben, sondern zwei Geister, weil es nicht eine Seele auszuhauchen hat, sondern zwei Seelen."

Aber das ist es nicht allein. Der Widerstreit der zwei (nur mehr) Seelen, alle die Kämpfe zwischen den Nationen, den Sprachen, zwischen den wirtschaftlichen und kulturellen Gegensätzen verzehren zwar wertvolle Kräfte, hemmen die gedeihliche Arbeit, gefährden immer wieder den Bestand des Staates. Das eigentliche österreichische Leiden aber liegt tiefer. Es ist alt, viel älter selbst als Grillparzers resignierte Aussprüche darüber; doch es geht aus seinem Wesen hervor, daß man es nicht gern nüchtern mit Namen nannte — so könnte man fast sagen, daß Kürnberger es entdeckt habe. Zum mindesten, daß er ihm den Namen (frei nach dem alten Metternich) gegeben habe. Er hat dafür ein hartes und bitteres Wort, das seitdem im österreichischen Bewußtsein nachklingt wie ein erregend Schmähwort und im Streit der vielen Meinungen immer wieder lebendig wird, das man vergessen möchte und doch nicht vergessen kann: „Asien". „Europa ist das Gesetz, Asien ist die Willkür, Europa ist die Pflicht, Asien ist die Laune, Europa ist das Strengsachliche, Asien ist das Reinpersönliche...." Damit sucht Kürnberger dem Nichtösterreicher, vor allem dem Deutschen im Reiche das zu erklären, was im Auslande immer wieder am politischen Leben Österreichs rätselhaft erscheint. Der staatenfeindliche Normalcharakter östlicher Völker, das leicht bewegliche zu deutsche Blut und eine Jahrhunderte währende staatliche Erziehung, die mit sorgfältig gewählten Mitteln ihre Bürger für ihre Zwecke formte,

Digitized by Google

diese drei Faktoren haben sich verbunden zu einer in sich selbst widerspruchsvollen und dennoch bestehenden Einheit. Kürnberger kann sich nicht genug tun in den Paradoxien des Bildes, das er entwirft. Die Widersprüche sind so zahlreich und so verwickelt, daß sie sich gegenseitig am Leben erhalten. Eine Unmöglichkeit wird durch die andre möglich. Hinter allem, was offiziell ausgesprochen, verordnet, anerkannt wird, steht irgend etwas andres nicht Ausgesprochenes, nicht Verordnetes, nicht Anerkanntes. Welches von beiden herrscht? Das ist nie vorauszusagen. „Ich mache mich anheischig, in Österreich die gefährlichste aller Revolutionen anzuzetteln, indem ich meuchlings die Gesetze Österreichs befolge." Es hat sich schon mehr als einer dort den Hals gebrochen durch ungewöhnlichen Gehorsam gegen den Staat und seine Vorschriften. Aber es kann immerhin auch das Gegenteil geschehen. Man weiß nie genau, was gilt. Man weiß nicht einmal immer, auf wessen Seite sich das geschriebene Gesetz befindet. Bald ist die Behörde sein Anwalt, bald das Publikum. Manchmal steht auch die ganze öffentliche Meinung auf seiten der Behörde, und auf der Gegenseite leistet etwas Widerstand, was nicht greifbar, nicht irgendwie mit festem Namen nennbar ist. Man rät dann auf diese und jene Partei, auf den Adel, auf die Geistlichkeit, auf das Parlament, auf einzelne Menschen, einzelne Organisationen oder bestimmte Institutionen: daher die ewige Gereiztheit, das Mißtrauen aller gegen alle, die stete Bereitschaft, zu beschuldigen, die das öffentliche Leben Österreichs beherrscht. Aber man rät selten ganz richtig in solchen Fällen: es ist der österreichische Geist, der Geist des österreichischen Staates, der Geist allgemeiner Unverantwortlichkeit.

Es ist keiner schuld, denn es sind alle schuld. Und so kann es dieser österreichische Geist auch ganz gut ertragen, sich selbst ins Antlitz zu sehen. Wiederum ein Paradoxon: nirgend spricht man über sein Verhältnis zum Staate mehr als in Österreich, wo man so selten eines hat. Man erörtert das Problem: der Staat und wir immer wieder unermüdlich, wobei man sogar meist dazu gelangt, Schwierigkeiten und Fragen, die im Wesen des Staates an und für sich oder in der politischen Unzulänglichkeit des Deutschen überhaupt liegen, als spezifisch österreichische Fragen zu behandeln. Nirgend berührt freilich auch das Problem des Staates vielleicht so unmittelbar den einzelnen, alle seine Widersprüche und Härten nehmen den bescheidensten Privatmann fortwährend in Anspruch und spielen in sein Leben hinein. Aber da das Thema schon so alt und abgedroschen, zudem so unerquicklich ist, so macht man es sich wenigstens möglichst unterhaltend. Man schimpft. „Österreich ist eine durch Frondieren und Schimpfen gemäßigte Monarchie." In Österreich frondiert alles, selbst der höchste Beamte gelegentlich. Niemand identifiziert sich mit dem „System", niemand vertritt es persönlich, auch wenn er etwa beruflich dazu verpflichtet ist; jeder trennt sein Privatleben fürsorglich von seinem öffentlichen. Kürnberger gibt ein Rezept, das diesen scheinbar unmöglichen Zustand sogleich verständlich macht: „Schimpf so, daß du dich nicht absonderst von denen, über welche du schimpfst..." Aus dem polizeilich überwachten Vormärz hat sich eine feine Kunst des Schimpfens ins heutige Österreich herübergerettet.

Digitized by Google

Das ist Kürnbergers Österreich. Man wird ihm vielleicht vorwerfen, daß er sein eigenes Rezept befolgt, daß auch er frondiert habe nach dem allgemein beliebten Muster: so, daß man ihn nicht ernst nehmen mußte, wenn man nicht wollte. Aber einmal hat ihn die Zensur in der Tat ernster genommen als ihm oft lieb sein mochte. Und dann gibt es schriftstellerische Aufgaben, die sich gar nicht ohne Karikatur und Subjektivität bewältigen lassen, und dazu gehört Kürnbergers Hauptthema, vom österreichischen Geist. Man kann sagen: er hat keine Distanz zu seinem Thema, er schildert eine Stimmung, die Stimmung einer Gruppe von Österreichern, keinen Zustand.

Gewiß ist, daß Österreich auch anders gesehen werden kann. Aber meines Wissens ist in allen Zeugnissen über Österreich, die im Zusammenhang des allgemein deutschen Geisteslebens stehen, jene Stimmung irgendwie lebendig, der Kürnberger den stärksten publizistischen Ausdruck gegeben hat. Ich brauche nur an den Offizier R. H. Bartsch zu erinnern, der gewiß einen durch und durch unkritischen Optimismus mitbringt und dem öffentlichen Leben fremd gegenübersteht: selbst er kann die „Kulturkritik“ nicht unterdrücken. Man kann Kürnberger ferner vorwerfen, daß er nur zerstöre und nichts Positives biete. Seine Stellung zum Katholizismus ist allerdings stark rationalistisch, verstandesmäßig. Aber wenn er bei diesem Thema die Distanz völlig verliert, so ist immer zu bedenken: Klerikalismus und Katholizismus mußten für ihn nach dem, was er in seinem Vaterlande erlebte, völlig eins sein. Und wer ihn nur als Kritiker und Rationalisten sieht, dem rate ich, seinen Aufsatz „Größenschauer“ zu lesen oder jene Stücke, mit denen er Schöffl in seinem tapferen Kampfe für den Wiener Wald beisteht, vor allem aber alle jene, in denen er von deutschen Siegen und deutschen Leistungen spricht. Er stellt selbst diese Aufsätze seinen verneinenden gegenüber. „Bejaht wird das Pathos des deutschen Nationalgefühls.“ Bejaht wird auch letzten Endes das zur Satire gewordene Pathos seiner Heimatliebe. Alle seine bittere Ironie entquillt einem leidenschaftlich liebenden Herzen. Und gerade seine unerschrockene Kritik, die Österreich im Kerne seines Seins zu treffen scheint, gibt uns auf der andern Seite zugleich den klärenden Trost: wo eine so mannfeste und treue Gesinnung am Werke ist, blüht unter allen Gefahren und Hemmnissen kerngesundes Leben trotz alledem.

Joseph Lehner

Schauspielerpflichten

Theater

Die folgende Ansprache ist zwar schon von vielen Tagesblättern gebracht worden, da aber der neue Mannheimer Intendant Ferdinand Gregori nicht nur unser alter ständiger Mitarbeiter ist, da er auch gerade in der nächsten Zeit im Kunstwart über verschiedene Theaterfragen sprechen wird, so gehört das Wesentlichste daraus, meinen wir, schon des Zusammenhangs wegen auch an diese Stelle:

„Nicht der gedruckte und beglaubigte Vertrag und nicht unsere Hausgesetze allein fesseln Sie und mich aneinander; es sind darüber hinaus wichtigere, wenn auch ungeschriebene Pflichten anzuerkennen und zu erfüllen, ohne die ein ersprießliches Wirken innerhalb des Theaters undenkbar ist. Zwischen den Zeilen unsrer Abmachungen stehen die Gebote einer höheren Sittlichkeit: der künstlerischen Ver-

Digitized by Google

gesellschaftung. Es muß der Stolz eines jeden Mitarbeiters sein, unsrer Bühne anzugehören, den Werken, an denen sie sich versucht, zum Siege zu verhelfen und so die oftmals zersetzende Eitelkeit des einzelnen zum wohlberechtigten, allgemeinen Ehrgeize zu verfeinern. Auf den Proben darf kein Augenblick müßig hingehen; sie aufzuhalten oder zu versäumen heißt das Triebrad eines vielhundertköpfigen Unternehmens mitten im Schwunge zurückdrehen. Und eine Vorstellung durch Absage zu gefährden, muß Ihnen selbst Schmerz bereiten. Es rufe Ihre Scham und die Verachtung Ihrer Kollegen wach, wenn Sie einmal mit schlecht gelernter Rolle die Bühne betreten. Die zehnte wie die erste Aufführung einer Oper wie einer Operette, einer Tragödie wie einer Posse sind mit gleichmäßiger Liebe zu behandeln, und ich werde eifrig darüber wachen. Denn der Gedanke darf nie aufhören, in Ihnen lebendig zu bleiben: Abend für Abend vor leidenschaftlich aufhorchenden Zuschauern zu stehen, die der Menschheit Würde in Ihre, in unsre Hand gegeben wähnen. Und an jedem Abend ist wenigstens ein Mensch unter der Menge, dem sich das Theater zum ersten Male öffnet und der für sein ganzes künftiges Leben einen neuen Grundstein der Freude legen will."

Musik

Festspielkoller

Seit einigen Jahren schwirrt in deutschen Landen ein neuer Bazillus um, der eine sonderbare Krankheit verursacht, den furor festivus teutonicus. Festspiele rechts, Festspiele links. Festspiele, Festkonzerte, Festtage, Festwochen. Mozart-, Wagner-, Reger-, Schumann-, Strauß-, Bach- und Mahlerfeste. Aus allen Städten rühmt es, aus allen Blättern säuselt es, von allen Plakaten schreit es: Fest! Fest! Fest! Ja zum Kuckuck, ist das deutsche Volk ein Volk von Tonphäaken geworden, bei denen statt ruhiger Vertiefung ins Schöne ein ewiger musikalischer Rummel herrscht? Wann zuvor hätte man eine derartige fieberhafte „Fest"-Wut unter uns wahrgenommen?

Noch vor zwei Menschenaltern war kaum eine Spur dieses jetzt so epidemisch auftretenden Festspielbedürfnisses zu bemerken. Da war fast jeder Theaterbesuch und jedes Konzert schon ein Fest, dessen Eindrücke man unter empfindsamen Reflexionen dem Tagebuch anvertraute. Das öffentliche Musizieren war ein Leckerbissen, war besondere Ohrenweide. Seinen täglichen Bedarf an Liedern — dieses Wort im weitesten Sinne verstanden — befriedigte man insgemein zu Hause. Es waren die goldenen Zeiten der Kammer- und Hausmusik. Seither sind Theater und Konzert während der Saison die gewöhnlichsten Konsumartikel für jedermann geworden, die man am liebsten im Abonnement genießt. Im Abonnement, das heißt im geregelten Massenbesuch, der nach Stammsitz schmeckt und nach ewiger Derselbigkeit der Gesichter. Es war Richard Wagner, der sich zuerst gegen die Tyrannei der kompakten Abonnentenmehrheit auflehnte. Gegen dieses periodische Abweiden der großen Musikfestwiese. Nicht müde wurde er, in Wort und Schrift gegen die trägen Gewohnheitsmusikfreunde zu wettern und mit allem Nachdruck zu betonen, daß die Überschwemmung der Phantasie mit Kunstdarbietungen ihre Kraft nicht steigere, sondern schwäche. Darum predigte er seinen Freunden eine edle Enthaltung vom Kunstgenuß

Digitized by Google

als den einzigen Weg, um zum Kunsterlebnis zu gelangen. In dieser Überzeugung wollte er die ernsten Werke herausgehoben haben aus der Flucht des Alltags, der da „Repertoire“ genannt wird, wollte er sie, fern vom Getriebe der Großstadt, auf einer besonderen Festbühne in wenigen, in großen Zwischenräumen stattfindenden Festaufführungen verwirklicht wissen. Das war der Gedanke von Bayreuth, den er dem trivialen Abonnentengeist seiner Zeit entgegenstellte.

Es ist nun eines jener in der Geschichte aller Großen wiederkehrenden, tragikomischen Mißverständnisse, daß gerade Bayreuth der Ausgangspunkt des modernen Festspielwahnsinns werden sollte. Der Gedanke von Bayreuth selbst blieb unverstanden. Was man einzig begriff, war die empirisch gegebene Tatsache des stetig wachsenden Besuches, war der Fremdenstrom, war die wirtschaftliche, in Ziffern auszudrückende Bedeutung der Sache. Es brannte den Münchnern auf der Seele, daß sie in ihrem kurzsichtigen Unverstand Wagner seinerzeit samt seinen Festspielplänen vertrieben hatten, und die Ära Possart bemühte sich, das Versäumte wettzumachen. Mit Mozartfestspielen im Residenztheater wurde begonnen, dann kamen Wagnerfestspiele im Opernhause daran und schließlich sollte die Konkurrenz Bayreuth durch die Erbauung des Prinzregententheaters übertrumpft werden, die bekanntlich zugleich eine schöne Baustellenspekulation war.* Die Verquickung von Kunst- und Fremdenverkehrspolitik begann, und nach diesem Vorbild suchte und fand man auch in andern Städten willkommene Anlässe zu musikalischen Sommerfesten. In Berlin hat sich jetzt durch Gura ein Unternehmen aufgetan, und auch in Wien wird in Fremdenverkehrsvereinen und Fiakerkongressen ziemlich tollkühn schon mit dem Feuer von Festaufführungen gespielt. Wenn man die bei solchen Gelegenheiten abgelassenen Reden liest, möchte man wirklich glauben, daß die Kunst keinen höheren und wichtigeren Zweck habe, als die Frequenzziffer der Reisestädte in die Höhe zu treiben und den Absatz der Bädeker zu befördern. Man zählt Festspiele heute schon zu den verbürgten Menschenrechten, soweit die Hoteliers die Repräsentanten der Menschheit sind, das Nichtstattfinden einfach zu den Unterlassungssünden eines Regimes, man operiert damit wie mit von selbst verständlichen Faktoren der Volkswirtschaft. Gründe und Anlässe für solche „Feste“ sind ja billiger als Brombeeren. Kein Mantel hüllt Zwecke und Absichten gefälliger ein, als der Mantel der Pietät. Und so wirft sich halb Deutschland, das sich ehedem im grünen Ohrenfrieden der Musikferien erholte von den angreifenden Strapazen der Saison, jetzt krampfhaft in einen Taumel von Musikorgien, die es glücklich schon so weit gebracht haben, daß das „Fest“ sich zur täglichen Gewohnheit gewandelt hat, daß es den Charakter der Ausnahme, des Übernormalen verliert, so daß nur noch die allergrößten Sensationen, das Aufge-

* Wer ein lustiges Beispiel dafür haben will, wie wenig die Nur-Theatermänner von dieser ernsteren Seite der Sache ahnen, der lese die für den Verstehenden wider Willen köstliche Schilderung der Münchner Prinzregenten-Theatergründung, die Possart kürzlich veröffentlicht hat. K.-L.

Digitized by Google

bot der allerberühmteſten Namen im möglichſten Plural imſtande ſind, das „Feſt“ wenigſtens noch zum anerkannten „Feſte“ zu machen.

Wie wenig dieſer dekorative ſommerliche Großbetrieb dem wirklichen Bedürfnis ſogar des zahlungsfähigen Publikums entſpricht, hat die gähnende Leere mancher Abende des Münchner Schumann- und Straußfeſtes gezeigt. Sie ſollte denen eine Lehre ſein, die da meinen, man brauche Feſtwitäten bloß anzukündigen und ſchon beginne der Zuſtrom. Von den Koſten dieſer Feſtſpielhetze und offiziellen Fremdenjagd bekommt die Öffentlichkeit leider nur dann eine Ahnung, wenn es, wie beim Wiener Feſtzug, zu einer Kataſtrophe kommt. Sonſt ſind die Hintermänner ſtumm und „applanieren die Affären“ ohne Aufſehen im Schoß der Ausſchüſſe.

So wie mit den Feſtſpielen ſteht es mit den Muſikfeſten. Sie waren eine vortreffliche Einrichtung in einer Zeit, da ſelbſt größere Städte noch nicht über die Mittel verfügten, die zur Aufführung der gewaltigſten choriſchen und orcheſtralen Kunſtwerke benötigt wurden. Da taten ſich zum Beiſpiel im Rheinland mehrere Städte zuſammen und führten ſolche Werke abwechſelnd bei ſich auf. Das hatte Zweck und Sinn. Das waren Feſte, wirklich nur um der Kunſt willen. Auch das hatte ſeine Berechtigung, daß der Allgemeine deutſche Muſikverein Wanderfeſte abhielt, die verſchiedenſten Gegenden, in denen bisher ſelten ein Hauch modernen Geiſtes zu ſpüren geweſen, mit neuen Schöpfungen in vorzüglicher Wiedergabe bekannt machte und ſo die eingeſeſſene Bequemlichkeit aus ihrem Halbſchlaf wachrüttelte. Aber dieſe Vorausſetzungen ſind längſt nicht mehr gegeben. Heute verfügen ſelbſt Mittelſtände über leiſtungsfähige Orcheſter und ſtattliche Chöre, der Wettbewerb erlaubt keinen Konſervatiwismus, ſondern drängt die Kunſtvereinigungen ſelbſt wider ihren Willen zum Fortſchritt und dank den rührigen Künſtlerverſandtgeſchäften, vulgo Agenturen, iſt bald kein Städtlein ſo klein, daß man darin nicht ſchon einige Zelebritäten der Tonkunſt gehört hätte. Überall wird den Leuten Neueſtes und Schwerſtes vorgeſetzt. Was vor dreißig Jahren nur erprobte Meiſter zuſtande brachten, wird heute faſt wie Kinderſpiel betrachtet und wirklich bisweilen ſchon von Kindern geſpielt. Welch ein ſeltenes denkwürdiges Feſt bedeutete einmal die „Neunte“ Beethovens! Nur wenige erleuchtete Geiſter verſtanden ſie, welchen Ruhm erwarb ſich der Dirigent, die Kapelle, die ſich darauf einlaſſen konnten. Heute ſteht dieſes Werk im Spielplan aller großen Arbeiterkonzerte, neulich führten es ſogar die Wiener Konſervatoriſten auf, und zwar, wie geſagt werden muß, vortrefflich. Wo ſoll da noch der Begriff des Feſtlichen, des großen Ereigniſſes ſich erhalten? Können doch die ſo benannten Muſikfeſte in der Regel auch nichts Bedeutenderes darbieten, als die Normalkonzerte. Vielleicht würde Richard Wagner, wenn er die Entwicklung der Dinge ſähe, unter den geänderten Zeitumſtänden lieber die Stärkung eines geläuterten Abonnentengeiſtes befürworten, jenes Geiſtes, der da disponiert iſt, das Schöne ohne Tamtam und bengaliſche Beleuchtung zu genießen, ſich ohne Renommage ſtill daran zu erfreuen und Apollon ohne Rückſicht darauf zu verehren, ob er die Geſchäfte des Gottes Merkurius mitbeſorgt oder nicht.

An Gelegenheit, gute Muſik auf

Digitized by Google

gute Weise zu hören, ist fast nirgends mehr, wo man dies billigermaßen verlangen darf, ein Mangel. Wenn man die Dinge nicht einseitig vom Standpunkte der Verdienstgelegenheit für Komponisten, Musiker und Musikschriftsteller betrachtet, besteht nicht einmal ein Bedürfnis nach einer Vermehrung solcher Gelegenheiten. Die Aufgabe, den musikalischen Bildungsstoff herbeizuschaffen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist im großen und ganzen erledigt. Die geistige Verarbeitung des Dargebotenen zu befördern und zu steigern — darauf muß fortan das schärfste Augenmerk einer fortschrittlichen Kunstpolitik gerichtet sein. Diese Verarbeitung aber wird sich im Trubel unsrer sommerlichen Zweckkonzerte am allerwenigsten vollziehen.

Richard Batka

Münchner Galeriefragen

Zum Rückblick

Die Neuordnung der Älteren Pinakothek leitete die Ära Tschudi sehr verheißungsvoll ein. Die Freude über diese künstlerische Tat wurde aber bald getrübt, als man erfuhr, mit welch selbstherrlicher Willkür der neue Direktor einige Bilder behandelt hatte.

Das Gewissen der modernen Kunstfreunde ist empfindlich geworden bei allen Fragen, die die Erhaltung wertvoller Altertümer berühren. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß selbst die bestgemeinten und geschicktesten Restaurierungsversuche oft mehr Schaden als Nutzen stiften. Ebenso skeptisch denken wir heutzutage über Ergänzungen fehlender Stücke bei Gemälden oder Skulpturen. Korrekturen, die uns als geniale Lösungen erscheinen mögen, werden vielleicht schon von der folgenden Generation als barbarische Eingriffe verurteilt werden. Wie ist es den Münchner Agineten ergangen! Kein Geringerer als Thorwaldsen hat die fehlenden Stücke der am besten erhaltenen Figuren ergänzt. So fest war er von der Richtigkeit seiner Lösungen überzeugt, daß er's nicht in Gips, sondern in Marmor tat und mit so solider Verbindung von alt und neu, daß sich ohne schwere Gefährdung der alten Teile die neuen nicht entfernen lassen. Das aber würden wir mit Freuden tun, wenn wir's könnten. Denn auf uns Söhne und Enkel der Thorwaldsenschen Generation machen die Agineten in ihrer gegenwärtigen Gestalt den Eindruck von ästhetischen Monstrositäten. Die echte archaische Keuschheit und Strenge der Formen scheint uns hier gepaart mit einem falschen, süßlichen, ausdrucksleeren „Idealismus", der die gewaltige männliche Kraft der klassischen Originale in eine banale Liebenswürdigkeit verkehrt.

So bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß die oberste Pflicht aller Museumsbeamten ebenso wie ernster Privatsammler diese sein muß: die ihnen anvertrauten Kunstschätze sorgfältig zu konservieren und sie in dem bestmöglichen Erhaltungszustand der Nachwelt zu überliefern.

Nun hat Tschudi vor der Neuordnung der Pinakothek die Bilder nicht allein abwaschen lassen — was keineswegs so unbedenklich ist, wie viele meinen —, sondern er hat auch bei zwei Gemälden des Rubens das Format geändert. Von der Holztafel, auf der „Die beiden Satyrn" gemalt sind, hat er links etwa 5 cm absägen lassen, unten etwa 1 cm. Diese Änderung hat die Wirkung der Komposition wesentlich verändert, wie mir scheint, zum Ungünstigeren hin. Ferner hat er von dem großen

Digitized by Google

„Meleager und Atalante“ links und rechts je zwei breite Streifen umschlagen lassen und so das Breitformat des Bildes in ein Hochformat verwandelt.

Tschudi wurde wegen dieser Formatänderungen von verschiedenen Seiten angegriffen.* Er rechtfertigte seine Maßnahmen in den Münchner Neuesten Nachrichten: die weggenommenen Teile seien spätere Anstückelungen, die neuen Formate die ursprünglichen gewesen. Es ist sehr schwer, bei dem gegenwärtigen Zustand der Bilder die Richtigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen. Für mich hat Tschudis Beweisführung vorläufig ebensowenig Überzeugungskraft, wie die spätere „Entdeckung“ seines Anwalts Dr. Gräf. Das aber gehört vor ein Forum von Rubensforschern. Uns interessiert die prinzipielle Seite der Frage.

Hat ein Museumsdirektor das Recht, die Formate der ihm anvertrauten Bilder zu ändern? Meines Erachtens nur in einem einzigen Falle: wenn unanfechtbare urkundliche Beweise vorliegen. Solche Beweise liegen aber hier nicht vor. Denn wenn Herr Dr. Gräf uns erzählt, aus den Formatangaben eines alten Inventars gehe hervor, daß zum mindesten die eine Seite einst nicht vorhanden gewesen sei, so denkt er nicht an die Möglichkeit, daß ein früherer Tschudi vielleicht aus ähnlichen Erwägungen heraus auf den Gedanken verfallen konnte, einen Teil der Bildfläche umzuschlagen. So aber hat es sich aller Wahrscheinlichkeit nach verhalten, wie der Befund am Gemälde ergibt.

* Das Wichtigste über den Streitfall findet man in der Broschüre Paul Kämmerers „Tschudis Eingriffe in zwei Bilder des Rubens“ (München, E. Reinhardt).

Tschudi begnügte sich nicht damit, die von ihm angezweifelten Teile vorsichtig zu verdecken, sondern, wie erwähnt, ließ er die Holztafel mit den Satyrn an den Rändern absägen und die Leinwand des Meleagerbildes an den neu entstandenen Seiten festnageln. Kämmerer, der Gelegenheit hatte, das Bild in Gegenwart Tschudis zu untersuchen, teilt mir darüber mit: „Die Nägel sind an den Seiten durchs Bild geschlagen. Die Naht links klafft weit auseinander, die zweite an dieser Seite ist teilweise geknickt, rechts ebenfalls.“ — Die Verantwortung für diese Behandlung trifft zwar in dem Münchner Falle neben dem Direktor die Galeriekommission. Aber in welch schwieriger Lage mußten sich diese Herren befinden, als ein Mann von so außerordentlichen Verdiensten seine Forderungen erhob und mit scheinbar glänzenden kunsthistorischen Beweisen unterstützte.

Wir zweifeln nicht, daß Direktor Tschudi alles daransetzen wird, um die großen Lücken der Münchner Sammlung auszufüllen und insbesondere die Bedürfnisse seiner Zeitgenossen in dieser Hinsicht zu befriedigen, aber wir müssen fordern, daß er in der Verfolgung dieser Ziele nicht andre ebenso wichtige Aufgaben des modernen Museumsbetriebs vernachlässigt. Zu diesen Aufgaben gehört neben einer sachverständigen, pietätvollen Konservierung der Kunstgegenstände in erster Linie die lebendige Nutzbarmachung der Museen für die Mitwelt.

Bis zu diesem Frühjahr stand die Ältere Pinakothek allen Besuchern unentgeltlich offen. Da wurde vom gegenwärtigen Kultusministerium eine neue Besuchsordnung entworfen und sowohl von der Kammer der Abgeordneten —

Digitized by Google

hier durch den Einfluß der mächtigen Zentrumspartei — wie vom Reichsrat genehmigt. Diese Besuchsordnung, die den freien, unentgeltlichen Besuch der Galerie neben den Sonntagen auf einen Tag der Woche beschränkt, ist von Tschudi gebilligt worden. Er und die Kammern wurden durch finanzpolitische Erwägungen gewonnen. Durch den Ertrag der neu geforderten hohen Eintrittsgelder soll der Ankaufsetat erhöht werden.

Zeichnung von Hermann Zerweck

Es ist zuzugeben, daß die für Ankäufe zur Verfügung stehenden Summen bei den ständig steigenden

Digitized by Google

Bilderpreisen für den Ausbau einer Galerie ersten Ranges nicht genügen. Anderseits sind die aus den Eintrittsgeldern zu erwartenden Geldgewinste verhältnismäßig so gering, daß die Lage nicht wesentlich gebessert wird. Nun hat man die Volk und Künstlerschaft so reich befruchtende Kulturquelle der Pinakothek in ein vornehmes, exklusives Institut für Studierende und für wohlhabende Fremde umgewandelt. Das Wichtigste, die Möglichkeit des täglichen, bequemen Kontaktes, wird unbegüterten Kunstfreunden verschlossen.

Daß die neue Besuchsordnung gegen den Willen des königlichen Stifters verstößt, hat weder das Kultusministerium noch die Kammern noch den Direktor der Pinakothek angefochten. Ich glaube, München wird die aus den Eintrittsgeldern gewonnenen Gemälde sehr teuer bezahlen.

Georg Martin Richter

Zeichnung von Hermann Zerweck

Digitized by Google

Erste deutsche juryfreie Kunstausstellung

Der Besuch dieser ersten großen Ausstellung des Deutschen Künstlerverbandes München brachte mir eine herbe Enttäuschung. Ich zog aus mit der Entdeckerlust eines Kolumbus, um jene legendären verkannten Genies zu finden, von denen es, wie viele glauben, in Deutschland wimmeln soll. Aber so wie diese Ausstellung vor unsren Augen steht, ist sie — ungewollt — eine Rechtfertigung der Jurys. Die wertvolleren von diesen Gemälden und Skulpturen halten sich ungefähr auf der künstlerischen Höhe der Sezession oder des Glaspalastes, und ich zweifle nicht, daß sich früher oder später die Pforten dieser Ausstellungen ihren Urhebern öffnen würden. Was die übrigen — höflich gesagt — weniger wertvollen Arbeiten betrifft, so würde die „Öffentlichkeit" gern auf ihren Anblick verzichten.

Zeichnung von Hermann Zerweck

Die einzige moralische Legitimation juryfreier Ausstellungen ist

Digitized by Google

dieſe: unbekannten, zukunftsreichen Talenten die Wege zu ebnen. Und Künſtler ans Licht zu ziehen, ſo iſt dieſe Veranſtaltung gerechtfertigt.

Zeichnung von Hermann Zerweck

es iſt zuzugeben: gelingt es wirklich hier einige wenige ſchöpferiſche Mir freilich will es nicht recht wahrſcheinlich dünken, daß ſtarke

Digitized by Google

Persönlichkeiten gerade diese breite, allzu bequeme Straße wählen werden. Denn die Juryfreiheit, das ist die Sehnsucht und das Paradies der armen Talente, der Dilettanten. In unser humanitäres Zeitalter mit seinen Heimen für Kranke und Schwache passen solche Ausstellungen allerdings. Nur dürfen wir nicht glauben, daß durch derlei die Starken noch stärker gemacht würden. Zunächst einmal werden durch sie die Schwachen großgezogen. Damit soll nicht gesagt sein, daß unsre Jurys ideale Einrichtungen wären. Ich glaube nur, daß man Mißstände im Ausstellungswesen nicht durch die Abschaffung, sondern durch eine Reorganisation der Jurys beseitigen kann. Man müßte Sicherheitsmaßregeln treffen, die alle Neigungen zu einer kunstpolitischen Gewaltherrschaft und zur Begünstigung kleiner aber einflußreicher Cliquen unterbinden.

Die juryfreien Ausstellungen werden dazu beitragen, die Legende von den armen verkannten Genies zu zerstören. Der ersehnte Weg zur Öffentlichkeit steht von nun an ja allen offen. Dabei bliebe nur zweierlei zu wünschen. Die Öffentlichkeit, also Publikum und Kritik, sollte so reif und selbständig urteilen können, daß sie das Echte und Bedeutende aus dem Ozean der Mittelmäßigkeiten mit sicherer Hand herauszieht und emporhebt. Die Künstler aber sollten über so viel Takt und Selbsterkenntnis verfügen, daß sie sich nicht früher vor die Öffentlichkeit wagen, als bis sie wenigstens die Mittel ihrer Kunst vollständig beherrschen. Sind diese Voraussetzungen erfüllt? Wenn nicht, so werden solche Veranstaltungen, fürchte ich, den Verfall des Könnens und eine Verflachung des Urteils begünstigen.

Georg Martin Richter

Hermann Zerweck,

von dem die vier Zeichnungen sind, die wir im Texte wiedergeben, ist ein feiner Sonderling in der Kunst. Er ist bald fünfzig Jahre alt, und doch kennen ihn wenige, und die von ihm wissen, wissen vielleicht vom Poeten oder Philosophen, wissen vielleicht auch vom Maler, aber schwerlich vom Zeichner in ihm. Auch ich habe nichts von ihm gewußt, bis mir die Mappe „Mein Gehölz“ in die Hand kam, die sechzehn seiner Zeichnungen wiedergibt und bei R. Piper in München erschienen ist. Nach ihr sind unsre Proben in bescheidenerer Technik wiedergegeben. Die Bekanntschaft mit diesem eigentümlichen Menschen lohnt sich, wenn man sie mehr als flüchtig macht. Das erste ist: man muß über den Eindruck von Gleichmäßigkeit, von Einerleiheit hinwegkommen, der darauf beruht, daß die Kunstmittel hier auf das Äußerste reduziert sind in derselben Richtung, auf die einfache Linie zu, und daß sogar diese wieder mit feinster Zartheit nur das kleinstmögliche Kraftmaß aufwendet. Hat man sich erst auf das Leise eingestellt, so beginnt in diesen Ausschnitten ein mannigfaltiges Leben. Vertiefungen dehnen sich, Formen sondern sich, der Boden grünt und der Himmel leuchtet. Und das, obgleich die einzelnen Stücke auch einen ornamentalen Reiz haben, der durch feinfühlige Verteilung der Massen, besonders aber durch das Bewegungsgefühl der Linien getragen wird.

Der deutsche Stil in Brüssel

Angewandte Kunst

In der Tasche trug ich das „Blatt Verhüllter Innigkeit“, das Goethe „ehemals“ geschrieben, das der

Digitized by Google

Schüler Herders in einer selgen Morgentraumdeutweis erwachenden Verstehens auf Erwin Steinbachs Altar „von deutscher Baukunst“ zusammengestammelt; als der aus spielerischen Rokokoschnörkeln befreite Geist die Kunst zum erstenmal als ein Lebendiges, innig Ganzes, Organisches, Notwendiges umfing. „Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist.“ Klingt's nicht wie das Leitmotiv, das unsre ganze moderne Ästhetik durchzieht?

Unsre. Der junge Goethe hielt diese der formalistischen entgegengesetzte Auffassung vom Kunstwerk als einem Organischen für die einzig, für die allein deutsche. Und wer die Brüsseler Ausstellung durchwandert und die Formensprachen der Nationen vergleicht, kann leicht von dem Hochgefühl befallen werden: nur die unsre ist ein Lebendiges, die der andern ist, im besten Fall, doch bloß Grammatik. Das eine steht jedenfalls fest: nirgends kommt mehr als in der modernen deutschen Kunstform das Gefühl zum Ausdruck, daß ein wirklich lebendiger Schönheitsbegriff sich niemals aus formal-ornamentalen, sondern nur aus organisch-struktiwischen Gedanken entwickeln läßt. Es scheiden sich zwei Formwelten voneinander, die schmückend rhetorische und die schöpferisch gestaltende. Und die letztere ist die deutsche. Und nur eine solche kann auch wirklich modern sein. Nur die deutsche konnte eine Form schaffen, in der sich die innerste Willensrichtung einer neuen Zeit objektiviert. Die letzten Jahrzehnte waren nichts als das zähe, bald kühne, bald kluge Ringen um diesen Ausdruck. Haben wir ihn auch nicht überall zu letzter, reifster Prägung geläutert, so können wir doch, das zeigt gerade die Gegenüberstellung mit den andern Nationen auf der Ausstellung in Brüssel, mit vollem Recht wieder von einer deutschen Form sprechen, von einem Stil, der in gleicher Weise charakteristisch deutsch und charakteristisch modern ist, der zugleich die völkische Eigenart, die Wirkung einer lebendigkontinuierlichen Tradition, und den sozialen, politischen, wirtschaftlichen und technischen Charakter unsrer neuen Zeit zum Ausdruck bringt. Nach zwei Richtungen hatte die Entwicklung zu gehn. Die jeweilig stärkere Betonung der deutschen oder der modernen Tendenz schuf zunächst fast unüberbrücklich scheinende Gegensätze, und doch lag gerade in diesem Dualismus die höchste Synthese von vornherein begründet. Wir sahen, wie die einen, die den uns so schmählich verloren gegangenen Anschluß an die letzten Ausläufer lebendiger Tradition suchten, zunächst in ein für den Maschinengeist unsrer Zeit ein bißchen zu idyllisch-altväterliches, biedermeierisches Wesen gerieten; und wir sahen zugleich, wie die andern, die eben gerade diesen Maschinenrhythmus unsrer Zeit in die Form bannen wollten, durch den als vorwiegend technischen eben auch nationalität- und persönlichkeitlosen Geist ein wenig zu weit sich wegführen ließen von dem, was unserm durch das Blut gebundenen Lebensgefühl Bedürfnis sein mußte. Aber die ersten haben gezeigt, daß sie die verschüttete Tradition nicht nur wieder auffinden, sondern sie auch weiterentwickeln konnten zu Formen, die unserm heutigen Geiste gemäß sind, und die andern haben bald gefühlt, daß ihren technisch-geistigen Formen zum vollen Leben auch etwas von der Wärme volkstümlichen Empfin-

Digitized by Google

dens nötig ist, und haben überall die Anregungen der andern aufgenommen. So hat sich schließlich dieser neue deutsche Formcharakter ergeben, in dem eine wundervolle struktiv-logische Sachlichkeit sich mit der Blutwärme lebendiger Artempfindung zur Einheit verschmilzt. So ist eine neue Schönheit erstanden, die nicht nur Schein, die zugleich Charakter ist, Gediegenheit, eine innere, eine moralische Schönheit. Von der Architektur bis in das kleinste kunsthandwerkliche Gebilde, es ist ein Geist, „eine Empfindung schuf sie zu charakteristischem Ganzen". Und daß Einheit keine Eintönigkeit ist, daß erst gerade in ihr alle Reize der Nuance zur Entfaltung kommen, daß gerade dadurch wahre Mannigfaltigkeit erst möglich ist, das zeigt diese deutsche Ausstellung in Brüssel in schönster Weise. Welch eine Fülle von Darbietungen auf allen Gebieten, welch ein Reichtum von Formgedanken! Es ist nicht alles von gleicher Vollendung. Einiges sind reife Früchte, einiges aber auch erst Keime; und einiges sind Verirrungen. Ja es scheint, daß in der Architektur die Konvergenz der beiden Entwicklungslinien noch nicht zu dem letzten Ergebnis einer großen alles umfassenden Form geführt hat, in der die Monumentalität so selbstverständlich ist wie das Behagen. Wenigstens läßt das architektonische Hauptstück der Ausstellung, das deutsche Haus von E. von Seidl, noch nicht die Form erkennen, die, wie es hier sein müßte, die Repräsentation des gesamten Geistes umfassend gibt. Es ist doch zu viel Idylle darin, es spricht sozusagen im Dialekt. Das ist zwar deutsch und ist gewiß doppelt echtes Deutsch. Aber die charakteristische Repräsentationssprache des Deutschen Reiches dürfte es nicht sein. Vielleicht kommt zu der süddeutschen Gemütlichkeit noch ein wenig preußische Strenge und Bewußtheit, um diese Form zu erzeugen.

„»Es ist im kleinen Geschmack«, sagt der Franzose und schnellt triumphierend auf seine Dose à la Grecque . . . Was hast du geleistet, Welscher, daß du hier tadeln könntest? Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, und flicktest aus heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen. . . Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstaunest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's taten und es schön ist: notwendig und wahr hättest du deine Pläne geschaffen und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen. . . So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht." Frankreich, und mit ihm Belgien, Italien, die ganze romanische Rasse haben auf dieser Ausstellung bewiesen, daß ihnen absolut jede schöpferische Fähigkeit fehlt, der neuen Zeit die neue Form zu geben. Sie alle leben nur kümmerlich von Stilreminiszenzen, die sie verwässern, entstellen und verfälschen, im großen wie im kleinen. Wir können die Leistungen dieser Völker nur noch verstehn, wenn wir — an unsre eignen alten Sünden zurückdenken.

An die Stelle der romanischen Rasse, die den früheren Zeiten die Form gegeben, scheint als Kunstschöpfer immer mehr die germanische Rasse zu treten. Das einzige Volk, das mit Deutschland in Konkurrenz kommt, ist England. Im ersten Augenblick möchte man England ohne weiteres als überlegen anerkennen. Da ist alles sichrer, reifer, ausgeglichner. Da atmet alles bis ins kleinste Gerät hinein die schöne sachliche

Digitized by Google

Stimmung; die innere Gesetzmäßigkeit, deutlich wirksam und doch unaufdringlich; eine delikate Zwanglosigkeit. Von England haben wir ja die besten Lehren in allen tektonischen Fragen empfangen: Erfüllung des Zwecks, Ausnutzung der Materialschönheit und Berücksichtigung materialgerechter Technik. England hatte sich die handwerklichen Traditionen ununterbrochen noch von der Gotik her erhalten, das war sein unerhörter Vorteil; England ist das geborne Volk der Tradition, das Land der ganz sachlichen Entwicklung, die nicht von Temperament und Persönlichkeit durchbrochen wird. Aber ist das noch immer ein Vorteil? Auch in der Kunst? Diese temperament- und persönlichkeitlose Sachlichkeit? Die Tradition ist doch eigentlich nur das Gewissen. Das Gewissen mag auch in der Kunst viel Schlimmes verhindern, aber das blühend Schöne, die warme lebendige Form ist nie aus dem Gewissen gekommen, sondern aus Temperament und Persönlichkeit. In England unterdrückt die Kultur die Individualität, bei uns wird leichter die Persönlichkeit die Kultur unterdrücken. Der Mangel an Temperament läßt sich nicht beheben, aber ein ungezügeltes Temperament läßt sich kultivieren. England wird immer weniger irren, aber Deutschland wird die reichere Originalität, mehr Sinnlichkeit und Freude haben. Die englische Form zeigt die hohe handwerkliche Sicherheit, Überlieferung, Kultur, aber sie ist doch ein bißchen kalt, langweilig, nuancenarm. Der Deutsche schafft gerade aus dem Kampf und Vertrag zwischen Kultur und Persönlichkeit, aus diesem seltsamen antinomisch-korrelativen Verhältnis eine Form, die in gleichem Maße Haltung und Temperament, Tradition und Originalität, Kultur und Persönlichkeit besitzt.

„Wie sehr unsre geschminkten Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren.“ Fast die einzige Blöße, die Deutschland sich gibt, ist die monumentale Puppenmalerei Hugo Vogels. Aber sie kann den Ruf der deutschen Bildkunst nicht in Gefahr bringen; schon E. R. Weiß' und Walsers außerordentlich reizvolle Versuche einer neuartigen ornamentalen Dekorationsmalerei (die uns doch so merkwürdig vertraut anheimelt), decken diese Blößen zärtlich zu. Und wir haben doch noch die Ausstellung der deutschen Kunst! Eine Anzahl unsrer besten Künstler sind es; sie haben vorgezogen, statt sich an der Internationalen Kunstausstellung im Palais du Cinquantenaire zu beteiligen, sich hier im Park von Solbosch mit einer intimen Sammlung dem Gesamtbild der deutschen Ausstellung einzugliedern. Auch sie wollten zeigen, daß sie sich ihren charakteristischen, eignen Ausdruck errungen haben. Die bedeutenden Einflüsse, die sie von Frankreich aufgenommen, werden keineswegs geleugnet, aber sie haben das ja längst in eignes Fleisch und Blut umgesetzt. In der Malerei stehen wir zu Frankreich ähnlich wie im Kunstgewerbe zu England. Frankreich besitzt, dank seiner Tradition, die größere Kultur des Handwerks. Darin haben wir von ihm gelernt; aber das betrifft doch nur die Mittel. Was wir mit diesen Mitteln zum Ausdruck gebracht haben, das ist immer mehr und mehr eine selbständige eigenartige Kunst, eine moderne deutsche Kunst geworden. Auch nicht nur eine des schönen Scheins, sondern eine zugleich seelisch tief gewachsene, charakteristische Kunst. „Und diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre.

Digitized by Google

Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, da mag sie aus roher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Erich Vogeler

Der Bohrturm

Es steht ein schwarzes Gespenst im Moor,
Das ragt über Büsche und Bäume hervor.

Es steht da groß und steif und stumm,
Sieht lauernd sich im Kreise um.

⧈

In Rosenrot prangt das Heideland:
Ich ziehe dir an ein schwarzes Gewand.

Es liegt das Dorf so still und klein:
Dich mache ich groß und laut und gemein.

Der Bauer schafft im goldenen Feld:
Ich nehme dein Land und gebe dir Geld.

Des Hafers goldene Rispen wehn:
Hier sollen schwarze Häuser stehn.

Es blitzt der Bach im Sonnenschein:
Bald wirst du schwarz und schmutzig sein.

Es rauscht der Wald so froh und stolz:
Dich fälle ich zu Grubenholz.

⧈

Die Flamme loht, die Kette klirrt,
Es zischt der Dampf, der Ruß, der schwirrt;

Der Meißel frißt sich in den Sand.
Der schwarze Tod geht durch das Land.

Hermann Löns

Handel und Gewerbe

Fleischnot

Parteipolitiker pflegen wie die Diplomaten die Sprache zu gebrauchen, um ihre Gedanken zu verbergen, woraus hervorgeht, daß ihre Absichten nicht immer ganz ehrlich sind. Wenn ein Sozialdemokrat an die Bedrohung seiner Lebenshaltung durch den Import billiger Arbeitskräfte durch heimische Arbeitgeber denkt, so kommt das in der Presse vielleicht durch Betrachtungen über die „Gefährdung der Volksgesundheit" durch Einschleppung von Seuchen zum Ausdruck. Es verhält sich genau so mit den Warnungen der Agrarier vor der Maul- und Klauenseuche ausländischen Rindviehs. Der Gedanke an die Schmälerung des eignen Gewinns wirkt aus dem Hintergrunde her mit. Tatsächlich wird das deutsche Vieh mehr von Seuchen heimgesucht als das Vieh des Auslandes. Nach den Ermittelungen des Reichsgesundheitsamts war im Laufe der letzten Jahre in jeder Woche die Zahl derjenigen Gemeinden und Gehöfte in Deutschland, die von einer Schweineseuche betroffen wurden, dreimal so groß als in Österreich-Ungarn, und wenn in Deutschland die Maul- und Klauenseuche in fünf Gemeinden festgestellt worden war, war in Österreich-Ungarn meist kein einziger oder allenfalls ein Fall gemeldet. Es ist nicht anzunehmen, daß das Reichsgesundheitsamt zu günstigeren Ergebnissen für die deutsche Viehzucht gelangen würde, wenn es seine Untersuchungen noch auf andere europäische Länder erstreckte; denn auch in Rußland, Dänemark und Holland wird das Vieh im allgemeinen mehr in frischer Luft und daher gesünder sein als in Deutschland, wo die ungesunde Stallfütterung eine immer größere Rolle

Heimatpflege

Digitized by Google

spielt. Wenn indes die Gegner der Agrarier behaupten, daß eine völlige Öffnung der Grenzen für die Fleisch- und Vieheinfuhr alle heimische Fleischnot dauernd aufheben würde, so ist auch das nur ein parteipolitisches Mittel. Das einzige dauernde Ergebnis einer solchen Maßnahme würde vielleicht das Zusammenschrumpfen des heimischen Viehstandes auf einen kläglichen Rest sein. Die fortgesetzte Zunahme der Fleischpreise hat weltwirtschaftliche Ursachen, deren Wirkungen durch Beseitigung der bestehenden politischen Verkehrsbeschränkungen wohl vorübergehend abgeschwächt, auch aufgehoben, aber nicht für die Dauer beseitigt werden können.

Ist von der Zunahme der Produktivkräfte im Maschinenzeitalter die Rede, so bedenken die meisten nicht, daß sie den verschiedenen menschlichen Bedürfnissen in ungleichem Maße zugute kommt. Schon Lassalle machte (im offenen Antwortschreiben) jene Nationalökonomen zur Zielscheibe seines beißenden Spottes, „die die Arbeiter ohne Unterlaß mit den Vorhaltungen amüsieren, wie teuer der Kattun im vorigen Jahrhundert war, und wieviel Kattunkleider sie jetzt verbrauchen, und mit ähnlichen Gemeinplätzen, die man aus jedem Kompendium abschreiben kann". Ganz richtig bemerkt er, daß solche Rückblicke „um so problematischer sind, als gerade die immer mehr der äußersten Billigkeit verfallenden Industrieprodukte nur in weit geringerem Maße zu dem Konsum des Arbeiters gehören, während die hauptsächlich seinen Konsum bildenden Lebensmittel keineswegs von der gleichen Tendenz immer steigender Billigkeit beherrscht werden". Zwar ist auch die Produktivkraft der Landwirtschaft bedeutend gesteigert worden. Wenn man alle Hilfsmittel der Wissenschaft und der Technik anwendet, kann man heute von derselben Bodenfläche das Fünf- bis Zehnfache von dem erzielen, was noch vor einem Jahrhundert als Durchschnitt galt. Je gründlicher jedoch die Betriebsweise, desto größer ist der erforderliche Arbeitsaufwand und desto teurer also das erzielte Produkt. Trotz aller technischen Fortschritte liefert heute wie früher bis zu einer bestimmten ziemlich weiten Grenze ein bestimmtes Maß von Arbeit und Kapital eine um so größere Menge pflanzlicher Produkte, je größer die Bodenfläche ist, auf die dieses Maß verteilt wird. Das ist der Grund, weshalb die moderne europäisch-amerikanische Kulturwelt im ganzen nicht von gründlicher, sondern oberflächlicher Bodenbewirtschaftung lebt, das heißt: weshalb ihre Wohlstandssteigerung die raubbaumäßige Ausbeutung immer neuer ausgedehnter jungfräulicher Böden zur Voraussetzung hat. Der Fortschritt in der Ernährung wurde also weniger durch die Steigerung der Produktion der Landwirtschaft als durch die Vervollkommnung der Transportmittel ermöglicht, die die Produkte ferner oberflächlich bewirtschafteter Böden in erreichbare Nähe rückte. Während in der Industrie die Tendenz vorherrschte, immer größere Massen von Menschen in großen Städten zusammenzuziehen, herrschte daher in der Landwirtschaft die Tendenz vor, die Arbeitskräfte über immer größere Räume zu verteilen. Der Großgrundbesitz triumphierte über den Kleinbesitz. In dem Maße aber, als die jungfräulichen Böden knapp zu werden beginnen, muß sich ein Zwang zu intensiverer Wirtschaftsweise ein-

Digitized by Google

stellen, und eine solche bindet natürlich einen größeren Teil der durchschnittlichen Arbeitskraft des einzelnen für die Urproduktion als bisher erforderlich war, verteuert also auf diese Weise die Bodenerzeugnisse.

Was hier von der Landwirtschaft im engeren Sinne gesagt ist, gilt in besonders hohem Grade für die Viehzucht. Auch bei der Viehverwertung spielen moderne Technik und Großbetrieb heute eine bedeutende Rolle. Viele Metzger werden durch wenige Großschlächtereien ersetzt, die alle Nebenprodukte in vollkommenster Weise verwerten. Technik und Großbetrieb kommen aber natürlich am besten zur Geltung, wo die besten Absatzmöglichkeiten sich bieten, also wo die Bevölkerung am dichtesten ist. Wären die Vorteile, die dadurch geboten werden, groß genug, um die Vorteile, die der Viehzucht ein Überfluß an Raum bietet, auszugleichen, so müßte sie dort am lohnendsten, das Fleisch dort am billigsten sein, wo das Land dicht besiedelt ist, ohne wirklich übervölkert zu sein. Tatsächlich trifft das Umgekehrte zu. Dem Werte eines gewöhnlichen eisernen Kolonistenpfluges entsprechen in Deutschland an ausgeschlachtetem Fleisch etwa 25 Kilogramm, an der mittleren Wolga 175 Kilogramm, im Innern Argentiniens 500 Kilogramm. Die besseren Möglichkeiten des Weideganges geben den Ausschlag. Es gibt Länder, wo unter günstigen klimatischen Bedingungen und bei dünner Bevölkerung die Viehzucht und sogar die Viehmast oft fast kostenlos vor sich geht. In regenreichen Jahren mästen sich in Australien die Ochsen von selbst und werden von selbst schlachtreif, so daß die Stallfütterung, die in Kulturländern so wichtig ist, ganz wegfällt. In Argentinien bedeutet die Viehzucht die fast kostenlose Regenerierung des Bodens, die Ersparnis der Düngungskosten. Bei den Kirgisen werden, solange Weiden im Überfluß vorhanden sind, solche mit besonders hochgewachsenem Gras für den Winter geschont. Während man im Sommer in den Herden das Rindvieh vorausgehen und Pferde und Schafe folgen läßt, schickt man im Winter die Pferde voraus, damit sie mit ihren Hufen die Schneekruste aufbrechen; die folgenden Schafe scharren nach und zuletzt kommt das Rindvieh. Auf diese Weise kann ein einzelner Hirte sehr viel mehr Vieh durch den Winter bringen, als bei Stallfütterung möglich wäre.

Auf solche Weise erklärt es sich, daß das Gesetz vom abnehmenden Ertrage in der Viehzucht mit vervielfältigter Kraft wirkt. Solange es noch viele Gegenden mit einem Überfluß an Weiden gab, gab es auch noch unbegrenzt scheinende Möglichkeiten für den internationalen Austausch billiger Industrieprodukte gegen billiges Fleisch. Noch vor wenigen Jahrzehnten gehörte hierzu die nordamerikanische Union, und doch war hier schon im vorigen Jahre der Viehstand so weit hinter der Bevölkerung an Wachstum zurückgeblieben, daß sich zum ersten Male allgemein eine empfindliche Fleischnot fühlbar machte. Später wurde in England ein Klagelied über das Emporschnellen der Fleischpreise angestimmt, und gegenwärtig hört man dieselbe Weise in Frankreich, Deutschland und Österreich. Die Grundursache des Übels ist überall dieselbe: der Gesamtviehstand der Kulturmenschheit hat aufgehört, ihren gewohnheitsmäßigen Fleischbedarf decken zu können, und

Digitized by Google

die weitere Vermehrung der Bestände ist mit einem solchen Kostenaufwande verknüpft, daß immer weitere Kreise der Bevölkerungen ihren Fleischkonsum einschränken müssen. Die Vegetarianer haben, bewußt oder unbewußt, die Kulturaufgabe übernommen, durch ihre Reklame für reine Pflanzenkost die durch viele Fleischkost verwöhnten Mägen für die härteren Aufgaben einer fleischarmen Zukunft vorzubereiten. Auf die Dauer wird kein Volk dem Schicksal der Chinesen entrinnen, bei denen der Ackerbau die Viehzucht schon fast völlig aus dem Felde geschlagen hat. Otto Corbach

Gesellschaft

Unsre Alkoholschutztruppe an der Arbeit

Zum Thema: Wie's gemacht wird

Von der volksfreundlichen Tätigkeit der deutschen Alkoholschutztruppe haben die Kunstwartleser des öfteren (im ersten Aprilheft 1909, im ersten Maiheft 1910) vernommen. Jetzt liegen neue schöne Zeugnisse ihrer Tätigkeit vor. Zunächst ist diese deutsche Alkoholschutztruppe, amtlich nannte sie sich ja bisher „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" — so unvorsichtig gewesen, einen Jahresbericht herauszugeben; Dr. Paul Bauer in Breslau hat ihn verfaßt, und Carl Stenzel in derselben Stadt hat ihn gedruckt.

Dieser Jahresbericht ist voller Gemüt. Treu, wahr, kerndeutsch und goldecht. Besonders hat er ein ergreifendes Pathos.

„Auch fordere man die Lieferanten mit auf, um die Reihen zu verstärken. Alle Eifersüchteleien und kleinliche philiströse Bedenken, die leider dem deutschen Volke in so ausgedehntem Maße eigen sind, lasse man beiseite. Der Ernst der Zeit fordert ein starkes und opferfreudiges Geschlecht. Vereint werden auch die Schwachen mächtig. Die verschiedenen Gärungsgewerbe müssen Schulter an Schulter kämpfen, weil die allen nahestehenden Bundesgenossen, die Wirte, nicht nur am Bier, sondern auch am Wein und Branntwein interessiert sind. Der Wirt soll für die Verbreitung der Kampfesliteratur in seinem Lokal sorgen, er soll aufklärend auf seine Gäste wirken und ihre Bedenken beheben, folgerichtig muß er dann auch für ein Glas Wein, Grog oder auch ein Schnäpschen eintreten und ist es deswegen allein richtig, die Alkoholbewegung von den gesamten Gärungsgewerben bekämpfen zu lassen." So Köstliches findet sich fast auf jeder Seite. Und dann unterrichtet er uns darüber, „wie's gemacht wird".

So über die „Arbeit" des Schutzverbandes in Schlesien. „Vierteljährlich erschien in den verbreitetsten Zeitungen*, die auch in der Provinz viel gelesen werden, ein belehrender Artikel vom Schutzverband unterzeichnet. Es sind erschienen: I. »Der Wert des Alkohols«. II. »Brauermärchen — Brauerweisheit« contra Dr. med. Strecker. III. »Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit?«

Vielleicht ist es nicht ganz unwichtig, daß dem Herrn Verfasser des Jahresberichts hierbei ein kleiner Irrtum unterlaufen ist. In meinen Händen befindet sich einer dieser Artikel („Der Wert des Alkohols"), der keineswegs vom „Schutzverband" unterzeichnet ist; vielmehr ist er mit einer Unterschrift versehen, die keinen Zweifel dar-

* Wir unterdrücken vorläufig die Namen dieser Zeitungen, unter denen sich zu unserm Staunen die allerangesehensten befinden. K.-L.

Digitized by Google

über läßt, daß man das Publikum veranlassen will, in dem Verfasser einen unabhängigen Arzt zu vermuten, der seine Überzeugung vertritt.

Aber nun kommt das Interessanteste. Nicht wahr, wenn jemand einen Artikel für eine Zeitung schreibt, dann ist der, welcher das Honorar bekommt, der Verfasser des Artikels, nicht aber — die Zeitung? Deshalb wird man schon recht stutzig, wenn der Jahresbericht des Schutzverbandes von diesen Artikeln gleich darauf sagt: „Die Unkosten der Drucklegungen in den Zeitungen deckte der Provinzverband Schlesien." Ja so! Die Artikel waren also tatsächlich bezahlte Inserate. Das Publikum durfte aber nicht merken, daß sie von den „Gärungsgewerben" ausgingen, einfach, um aus Geschäftsinteresse den Suff zu fördern. Es sollte glauben, die Redaktion teile diese Dinge den Lesern mit aus rein sachlichem Interesse! Aber unser Stutzen verwandelt sich noch in — ein andres Gefühl, wenn wir weiter lesen. „Um die bei derartigen Aufträgen bedeutenden Rabattsätze zu genießen, ist es ratsam, sich an ein Annonceninstitut wie Rudolf Mosse, Haasenstein & Vogler, Daube & Co. usw. zu wenden und auf zirka 2000 bis 3000 Zeilen jährlich zu abonnieren."

Was ist größer: Der Mangel an Verschämtheit, den der „Schutzverband" bei dieser Behandlung des Leserpublikums jener Zeitungen entwickelt, oder die Naivität, mit der sein Berichterstatter das Andenken an diese Geschäftspraxis durch den Jahresbericht verewigt?

Die deutsche Alkoholschutztruppe selbst hat sich übrigens inzwischen gehäutet. Laut Nr. 112 der Tageszeitung für Brauerei vom 15. Mai 1910 hat der „Schutzverband" bereits versagt. Man hat ihn auf eine breitere (Geld?-)Basis stellen müssen und ihn umgemodelt in die Deutsche Brauerunion (Direktion Berlin NW 11, Hallesche Straße).

Das wertvollste Material über die Kulturarbeit dieser neuen Organisation hat der Deutsche Arbeiterabstinentenbund gesammelt und in einem Heftchen veröffentlicht: „Das Braukapital und seine Knappen. Dokumente und Tatsachen." Es kostet nur 25 Pfennige und ist zu beziehen vom Verlag: Deutscher Arbeiterabstinentenbund (Johann Michaelis), Berlin SO. 16, Engelufer 19.

Am 23. Mai dieses Jahres hatten sich bereits 430 Brauereien angeschlossen. Die Schutztruppe rechnet mit einer einmaligen Gesamtaufnahmegebühr von 75000 Mark und mit Mitgliederbeiträgen von jährlich 90000 Mark. Mit diesem Gelde soll der Kampf gegen die deutsche Anti-Alkoholbewegung organisiert werden. Zunächst will man die Öffentlichkeit durch eine Zeitungskorrespondenz bearbeiten, auf den Kongressen auftreten, Ausstellungen beschicken, mit statistischen Darstellungen wirken und Wanderredner aussenden. Ferner soll versucht werden, auf Lehrer, Ärzte, Behörden und Berufsgenossenschaften Einfluß zu gewinnen. Vor allem aber will man die Wähler gewinnen und durch die Parlamente auf die Gesetzgebung wirken. Die für diesen Zweck geplante Agitation bezeichnet die Schutztruppe ausdrücklich als eine Agitation nach dem Muster des Bundes der Landwirte. Der Tagespresse fühlt man sich anscheinend nicht mehr ganz so sicher wie bisher, hat aber rühmend insbesondere hervorgehoben, daß eine verbreitete nationale Zeitung (die in letzter Zeit

Digitized by Google

einige alkoholgegnerische Notizen gebracht hatte) nunmehr in die Hände von drei neuen Besitzern übergegangen sei, die alle drei Alkoholinteressenten seien. — In nächster Zeit bereits wird man ein knappes, „mit kräftigen Schlagworten ausgestattetes“ Flugblatt herausgeben, das in Hunderttausenden von Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet und besonders unter die Arbeiter gebracht werden soll.

Im übrigen waren es hauptsächlich zwei Sonderfragen, mit denen sich die neue Alkoholschutztruppe bis jetzt befaßt hat.

Einmal hat man eifrig darüber diskutiert, ob man auch die Schnapsbrenner aufnehmen solle. Gegen diesen Plan wendete der Syndikus des Verbandes der Brauereien von Dresden und Umgegend ein: sobald die Brauer mit den Brennern zusammengingen, könnten sie sich nicht mehr recht auf ihre Mäßigkeitsparole berufen. Dies Argument war sehr schwerwiegend, denn durch alle Verhandlungen in der Schutztruppe zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß man den Alkoholkultus in Deutschland nur noch so aufrecht erhalten kann, daß man Mäßigkeit und immer wieder Mäßigkeit predigt. Trotzdem drangen aber zwei andere Erwägungen durch: Einmal, die Brauer würden die Bundesgenossenschaft der Gastwirte verlieren, wenn sie nicht Wein und Schnaps mit in Schutz nähmen; vor allem aber: auf seiten der Brenner liege der größte Einfluß in den Parlamenten. So entschied man sich, die Schnapsbrenner doch in die Alkoholschutztruppe mit aufzunehmen, die dann bald den Namen „Zentralverband der Gärungsgewerbe“ erhalten soll. Das Oberkommando dieser großen Schutztruppe soll aber in den Händen der Brauer verbleiben.

Ganz besonders eifrig erwog man ferner, wie man sich zu dem siebenten Deutschen Abstinententag stellen solle, der vom 29. September ab in Augsburg tagen wird. Ein preußischer Geheimer Regierungsrat empfahl es nicht, einen Redner der Schutztruppe nach Augsburg zu senden. Wolle man es doch tun, so müsse der Mann jedenfalls überaus ruhig und zurückhaltend auftreten und den Mäßigkeitsstandpunkt verfechten. Eher komme noch Saalabtreibung in Frage; aber auch diese Waffe sei sehr schwer zu handhaben. Soweit es sich in Augsburg um eine Volksversammlung der Abstinenten handeln sollte, komme als ultima ratio Versammlungssprengung in Betracht. Ehe man sich dazu entschließe, müsse man aber die „bayrische Volksseele“ sondieren. Denn der Bierkrieg und die Preissteigerung, die durch die Abwälzung der Brausteuer verursacht sei, habe diese Volksseele verärgert, so daß es den Brauern schließlich passieren könne, daß die Bayern gegen sie Partei ergriffen.

Nach dieser Rede des Geheimen Regierungsrates wurde der geschäftsführende Neunervorstand beauftragt, erst einmal Material über die Augsburger Verhältnisse zu beschaffen, damit man in der Lage sei, „nach jeder Richtung einzugreifen“.

Der letzte Teil dieses Beschlusses ist, wie die vorher geführten Verhandlungen erkennen lassen, dahin zu verstehen, daß sich Redner der Alkoholschutztruppe, wenn sie in Augsburg auftreten, „als Privatpersonen“ ausgeben

Digitized by Google

sollen, als „Bierfreunde, die den Unsinn, der von den Abstinenten verzapft wird, nicht unwidersprochen lassen wollen“.

Der Deutsche Arbeiterabstinentenbund ist unter den deutschen Abstinenzorganisationen die einzige, die sozialdemokratische Parteipolitik treibt. Das kommt auch in der Broschüre hier und da zum Ausdruck. Dadurch sollte sich aber einer, der nicht Sozialdemokrat ist, nicht stören lassen, ich möchte fast sagen: der erst recht nicht. Denn gerade wer die gegenwärtige kapitalistische Wirtschaftsordnung aufrecht zu erhalten wünscht, hat das allergrößte Interesse daran, daß großen Kapitalmächten, die ausgesprochenermaßen auf Ziele hinarbeiten, deren Verderblichkeit uns außer allem Zweifel steht, das Handwerk gelegt werde. Gelingt es nicht, der kapitalistischen Wirtschaftsordnung solche Krebsgeschwüre auszuschneiden, so ist sie ganz gewiß verloren. Welches mündige Volk wird es sich auf die Dauer gefallen lassen, daß Krankheit, Entartung, Verbrechen und Schädigung seiner Wehrkraft bloß darum weiter bestehen müssen, weil eine Gruppe von Kapitalisten jährlich neunzigtausend Mark ausgeben kann, um Presse und Parlamente für ihre Geschäftsinteressen zu „beeinflussen“? Und über die Kreise der Abstinenten weit hinaus: welcher Freund der Wahrhaftigkeit wird von diesem Treiben nicht angewidert?

Fr. Karlstadt

„Schon lange ruchbar“

waren, so wird uns versichert, die Vorgänge an der von Rektor Bock geleiteten Berliner Schule, denen trotzdem Kinder auf Kinder zum Opfer fielen. Nun heißt's aller Orten: warum sprach man nicht? Verzeihung, man sprach ja, und sogar sehr viel — aber man sprach nur „vertraulich“. Man „denunzierte“ nicht an der „maßgebenden Stelle“, und man redete nicht öffentlich. Anders ausgedrückt: man klatschte nur.

Warum denunzierte man nicht? Erstens: „Wer Pech angreift, besudelt sich“, „der größte Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant“ — Redensarten, die als Ausdruck von Weltgescheitheit oder gar Vornehmheit der Gesinnung landlaufen, während sie in Wahrheit nur Niederschläge von Gedankenlosigkeit, von Faulheit oder von Feigheit sind, haben bei uns noch sehr allgemeinen Kurs. Zweitens: Es ist nichts weniger als ein Vergnügen, in einem Beleidigungsprozesse Angeklagter zu sein; kannst du nicht alles beweisen, beweisen zu gerechneten hundert Prozent, beweisen, daß es auch der Amtsrichter und seine zwei Schöffen als juristisch bewiesen anerkennen, so geht's nämlich gegen dich. Eine Sache, die man etwas mehr bedenken sollte, wenn man jetzt einen höheren „Schutz der bürgerlichen Ehre“ anstrebt: nicht nur die ohne jeden Grund Verleumdeten, sondern auch die zweifelhaften und weniger als zweifelhaften Existenzen werden ihren Vorteil davon haben.

Die Presse und der Kronprinz

Zu den Tagesereignissen

Vom Recht

An der Königsberger Universität lebt bekanntlich (wenn man das „leben“ nennen kann) der nachgerade lächerlich gewordene Brauch, daß der jeweilige preußische Kronprinz zum „Rector magnificentissimus“ ernannt wird. Kronprinz Wilhelm hat sich bei dieser Gelegenheit erfreulich taktvoll und sympathisch benommen: selbst ein

Digitized by Google

so demokratisches Blatt, wie die „Frankfurter Zeitung“, spricht von der „liebenswürdigen und bescheidenen Form“ seiner „naheliegenden, dem Anlaß entsprechenden Gedanken“. Es ist keine Spur von der Anmaßung in seiner Rede, als sei er nun durch den Titel über Nacht in Hochschulsachen wirklich eine Autorität oder wenigstens ein ebenso sachverständiger Herr geworden, wie die Professoren, er spricht einfach im Namen der deutschen Jugend Wünsche aus. Welche Wünsche? „Weisen Sie uns die Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend zu Recht zukommt! Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu erkennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik, vielmehr sehnen wir uns nach Betonung unseres deutschnationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen.“

Unsrer Meinung nach ist die Besprechung gerade der „Schwächen und Mängel“ wohl viel wichtiger, als nach der des Kronprinzen; hier verallgemeinert harmlos ein Junger, der zufrieden ist, weil's ihm gut geht. Unsrer Meinung nach könnte ferner der Kronprinz auch Fragen, wie die vielbesprochenen Toilettenbestellungen in Paris, immerhin mit dem guten Humor, den er hat, auch auf den Einfluß hin ansehen, den „internationalisierende Bestrebungen“ auf unsre völkische Entwicklung ausüben; so nebensächlich sie sind, sie haben Einfluß, und nicht nur „charity“ beginnt „at home“. Im übrigen: was steht in diesen höchst vorsichtig begrenzten und nichts beim Namen nennenden Sätzen, das irgendwen mit Recht erregen könnte? Leider ist trotzdem die vernünftige Betrachtung in der „Frankfurter Zeitung“ beinah ein weißer Rabe: Zur Linken wie zur Rechten liest man in jene Worte entweder hinein, was zur „Entrüstung“, oder hinein, was zur „Begeisterung“ stimmt.

Wozu führt aber diese Wichtigmacherei? Wir beklagen, daß die Mitglieder der regierenden Familien viel zu viel Einfluß hätten, auch über ihre gesetzlichen Rechte hinaus, man denke an den früheren Einfluß des Kaisers in Sachen der Kunst. Dann aber wägen wir die einfachen Dankesworte eines jungen Kronprinzen auf der Goldwage, nachdem wir der uns passenden Schale noch aus eigenem Pfunde Gewicht zugelegt haben! Darauf treten wir in allen Zeitungen über die kronprinzliche Meinung in akklamierende oder opponierende Polemik ein. Müssen dann dem jungen Herrn nicht auch seine Privatmeinungen ganz überaus wichtig vorkommen? So macht man geradezu bei unsern Fürsten wie beim zeitunglesenden Volke das, worüber man später klagt! Was mich immer wieder wundert, ist, daß die Mitglieder unsrer regierenden Häuser nicht öfter zum Größenwahnsinn gebracht werden. Auch unsre Presse tut eigentlich, was sie kann, dazu. A

Vom Ausland

Königreich Montenegro

Die Straße von Cattaro zur montenegrinischen Paßhöhe hinauf ist weltberühmt, „eine der großartigsten Landschaften Europas“ nennt sie auch Bädeker wegen ihrer Aussichten über die Bocche hin. Oben pflegt umzukehren, wer nicht viel Zeit hat. Für mich be-

Digitized by Google

gann das Großartigste erst eine halbe Stunde weiter mit dem Blick von der zweiten Paßhöhe ins Land der schwarzen Berge hinein. Eine Öde liegt vor uns, wie sie sich der Mitteleuropäer nicht vorstellen kann, wenn er nicht die Wüste oder den einsamsten Karst kennt, nur am Lovčen Flecken von Wald, nur tief unten in den Dolinentrichtern Flecken Kartoffelbaus, sonst ein weites leeres graues Felsmeer, das gekocht hat und in Zacken erstarrt ist. Das ist Montenegro. Stundenlang fährt man, ohne am ganzen Horizont ein Haus zu sehen. Sieht man eins, scheint es keins, scheint es ein Stall an Dürftigkeit. Die Menschen — wie wenige sind's! — meistens groß, stark, schön, ohne Würde nicht einmal dann, wenn sie betteln; die Karikaturen unsrer Witzblätter leiten die Vorstellung von diesem kraftvollen Volke gründlich irr. Kein Ackerbau, der das Nennen lohnte, keine Industrie, keine Eisenbahn, überall Armut. Die Hauptstadt Cetinje ein Stückchen Schachbrett aus aneinandergestellten Dorfhäuschen von Erdgeschoßhöhe, du kannst mit der Hand ans Dach greifen. Des Fürsten „Palais" scheint nach unsern Vorstellungen etwa das Kleinstadthäuschen eines anspruchslosen Majors oder Oberlehrers. Nun, dies Städtchen hat etwas wie ein Vereinshaus, darin ist ein Lesezimmer und ein Sommertheaterchen. Wird im Theaterchen nicht gespielt, so reden im Parkett Männer in Volkstracht, während vom Ränglein andre solche zuhören — und dann ist's das montenegrinische Parlament. In ihm erklärt man den Landhausbesitzer dort straßabwärts nun zum Könige und die Steinwüste zum selbständigen Königreiche.

Die königliche Hauptstadt Cetinje hat 3000, schreibe dreitausend Einwohner; es gibt Dörfer in Deutschland, die mehr als fünfmal so viele haben. Aber durch die Hüttchen von Cetinje zerstreut ziehen sich auch Villen; sogar recht stattliche — wie kommen die zwischen das Kleinzeug? Es sind Ministerresidenturen und Gesandtschaften der europäischen Mächte! Mitunter fährt die sieben Stunden lange Straße aus Europa her auch ein stattlicher Wagenzug: zum Beispiel, wenn ein Gesandter des russischen Zaren dem Major im Landhaus die Versicherung bringt, daß der Herrscher aller Reußen ihn als seinen einzigen Freund betrachte, oder wenn der König von Italien sich seine Tochter zur Frau holt. — Eine Tochter, deren Großmutter noch auf dem Markt von Cattaro das Holz verhökerte, das sie selbst hinuntergeschafft hatte . . .

Und da sage noch einer, daß es heutzutage keine Märchen und Wunder mehr gebe! A

Ein Franzose über unsre Kunst

Ein Urteil des „Temps" über die deutschen Leistungen auf der Weltausstellung ist kürzlich durch viele Zeitungen gegangen. Noch interessanter scheint uns ein anderes, gerade weil der Verfasser gar nicht an einen Abdruck gedacht hat: ein fein gebildeter Franzose hat hier an einen andern sozusagen ganz unter vier Augen geschrieben, ohne auf irgendein Publikum irgendwelche Rücksicht zu nehmen.

„Was soll ich von der Ausstellung an sich sagen! In ihrer Gesamtheit ist sie alles ästhetischen Interesses bar. Es ist der ungeheuere kosmopolitische Jahrmarkt mit allen Greueln Babels. Und doch belehrt ein Gang durch diese gewaltige Stadt der Verirrungen über gar vieles. Es ist ein Bad

Digitized by Google

der Entnationalisierung, das man hier nehmen muß. Hat man's genommen, so sieht man, daß von allen hier vertretenen Nationen Deutschland die einzige ist, die den verschiedenen Gruppen von Besuchern gleichviel Interesse bietet: den Industriellen, den Ingenieuren und den Künstlern. Außerdem ist es die einzige, die wirklichen Kunstwert hat. Der moderne deutsche Stil, der fortan der moderne Stil überhaupt sein wird, erscheint diesmal als endgültig begründet. In dieser Hinsicht ist der Weg, den man seit der Turiner Ausstellung von 1904 zurückgelegt hat, ganz beträchtlich: der deutsche Stil ist homogen, er ist neuartig, er ist zugleich der symbolische Ausdruck für das ihm zugrunde liegende Streben. Die Malerei, deren Entwicklung hier als eng verbunden mit der dekorativen Kunst erscheint, bietet gleichfalls das Interessante einer neuen und glücklichen Blütezeit." Der Verfasser geht dann etwas näher auf die neuen Münchner Schulen ein. „Ihre Werke sind nicht in so hohem Maße an sich selbst bewundernswert, als durch das, was sie bedeuten: Sie repräsentieren ein Volk, augenblicklich das einzige Volk, das auf die toten Formen der Vergangenheit verzichtet und sich selbst auf redliche und gewissenhafte Weise eine ästhetische Sprache schafft, wie sie einerseits seiner besonderen Gefühlsverfassung entspricht und anderseits in hohem Grade den modernen Menschen zum Ausdruck bringt."

Zu solchen Urteilen also kommen die feinen Köpfe auch an der Seine jetzt, während es bei uns immer noch eine Menge von Leuten gibt, die selbst den Fortschritt unsrer Malerei immer noch nur von Paris erwarten.

Die alte Jungfer

Aus einem Briefe an Professor X

Ihre einstige Lieblingsschülerin, Fräulein A., ist so traurig verändert? Und Sie schreiben es dem Umstand zu, daß die nunmehr Dreißigjährige nicht voll befriedigt von ihrem an sich erfolgreichen Beruf als Lehrerin ist? Nach ihrem eigenen Geständnis würde sie heute den Beruf als Hausfrau und Mutter bei weitem vorziehen? Nichts erscheint mir schmerzlicher, als das vielversprechende Leben eines begabten Menschen als ein verfehltes betrachten zu müssen. Dennoch, zur Heirat raten, das möchte ich nicht. Dürfen verfeinerte Individualitäten in reiferen Jahren Verbindungen wagen, bei denen sie vielleicht manches von dem eigenen innerlich Erworbenen aufs Spiel setzen?

Ihr Brief hat in mir wiederum die Überzeugung bestätigt, daß es unendlich schwierig ist, bezüglich der weiblichen Empfindungen und „Sehnsüchte" Normen aufzustellen, und daß die persönliche Empfindungsweise, selbst wenn sie durch verwandte Beobachtungen bestärkt wird, nie verallgemeinert werden darf. In bezug auf Gefühlsverbindungen, die so fein sind, daß wir nicht einmal die klar bezeichnenden Wörter dafür haben, sollten wir andern Richtlinien vorschreiben? Das geschieht zwar heut fast in jedem subjektiven Frauenbekenntnis; gedruckt, erhebt es sich zur Lebensrichtschnur. Für mich bedeutet ein solches Vorgehen eine unverantwortliche Anmaßung. Zu verstehen und liebevoll zu helfen suchen, scheint mir alles, was man tun kann. Helfen, indem man warm auf alles hindeutet, wodurch ein sogenanntes verfehltes Leben doch inhaltsreich und kraftvoll gestaltet werden kann.

Wenn nicht alle Anzeichen trü-

Digitized by Google

gen, so beginnt heute, dank einer vernünftigeren Erziehung und infolge alles dessen, was dem weiblichen Geschlecht bereits an Bewegungsfreiheit verschafft worden ist, der Typus der Frau mit dem „verfehlten Leben“ allmählich zu verschwinden. Auch unser weit mehr als früher — vielleicht schon ein wenig zuviel — auf das Positive gerichteter Zeitgeist spielt dabei eine Rolle. Die Frau steht dem Leben nicht mehr so passiv gegenüber, wie vor allem in jenen nicht allzufern liegenden Jahren, da die Industrie begann, sie als wirtschaftliche Produzentin mehr und mehr auszuschalten. Resignation ist ein Wort, das man heute nicht gern hört. An Stelle der „passiv Duldenden“ beginnt sich ein durchaus aktives Frauenideal zu entwickeln. Das Leben will bewußt erlebt und alles, was es bieten kann, energisch errungen werden. Eine solche völlig veränderte Stellung dem Leben gegenüber hat in den Frauen ein freieres Spiel der Kräfte geweckt, zahllose gebundene Energien frei gemacht, hat neue reiche Entwicklungs- und Glücksmöglichkeiten eröffnet.

Das alles — werden Sie mir entgegnen — trifft wohl für die jüngere und jüngste Generation zu. Dreißigjährige dürften denn doch etwas anders darüber denken, da ihnen dieses Ideal auch nicht so geläufig ist und ihnen zudem noch die Illusionsfähigkeit der Jugend fehlt.

Erlauben Sie mir diesen Einwand abzuweisen, mir, die ich die Vierzig längst überschritten habe! Ich gehöre noch einer Generation an, die man ausschließlich fürs Heiraten erzog, einer, die sich individuelle Entwicklungsfreiheit, die sich ihren jetzigen Beruf Schritt für Schritt erkämpfen mußte. Ich gehöre ferner zu denen, die wohl wissen, daß durch alle neuen, für das Weib errungenen Freiheiten individuelles Leid nicht ausgeschaltet werden kann, ja: daß die neuen Frauen seelische Konflikte und Versuchungen kennen, die sich frühere Frauengeschlechter kaum träumen ließen. *Aber gerade darum empfinde ich das Leben erst recht als wertvoll:* Betätigung zu suchen mit dem verfeinerten, geschärften und geläuterten Empfinden, das zum wirklichen Verstehen des Menschentums führt, das gilt mir heute als wundervolle Aufgabe. Läßt sich solche Betätigung doch auch weit leichter als früher finden. Je höher aber die Stufe innerer Entwicklung ist, desto vertiefter und befriedigender wird, meine ich, das Wirken sein.

Ihnen alle Berufsarten aufzuzählen, die heute eine Frau unangefochten ausüben kann, und für die ihr auch ganz andere Ausbildungsmöglichkeiten als ehedem zu Gebote stehen, das wäre ja wirklich überflüssig. Sie kennen sie. Ist nicht jede auf ihre Weise unendlich vielseitiger, wertvoller geworden durch die reichere Fülle des vielgestaltigen Lebens, die heute in den erweiterten Horizont der Frau eingeht, durch deren tieferes psychologisches Verständnis, zu dem ihr die eigene seelische Verfeinerung verhilft, gleichsam intuitiv verhilft? Große Gelehrte, selbst Gegner des Frauenstudiums an sich, geben zu, daß das besondere weibliche Verstehen und Einfühlen auf den Gebieten der Heilkunde, der Naturwissenschaften, der Psychologie, der historischen, der Kultur- und literarhistorischen Forschung diesen Wissenschaften neue wertvolle Bereicherungen bringen kann. Und denken Sie an das ganze gewaltige Gebiet der Er-

Digitized by Google

ziehung außerhalb des Elternhauses! Auf den meisten Gebieten menschlicher Kulturarbeit ist heute bereits den Frauen die Möglichkeit einer selbständigen Betätigung geboten; es gilt die besten Kräfte dafür einzusetzen, und das erfordert Hingabe des ganzen Menschen. Volle Hingabe aber an eine schöne Aufgabe verleiht wohl noch immer das höchste Glücksempfinden, das wir erringen können: anscheinendes Verlieren des eigenen Lebens an etwas anderes bei gesteigertem Lebensgefühl. Es ist das Glück der schöpferischen Betätigung.

Aber: wer nun nicht Begabung genug hat, um einen höheren Beruf zu ergreifen — sagen Sie — oder wem sein Beruf nicht eine derartige Befriedigung verleiht, daß er eine solch lebensteigernde Hingabe kennen lernen darf? Vielleicht kann dem nicht geholfen werden; er folgt eben einem verhängnisvollen Gesetz seiner eignen Natur. Ich behaupte nur aus eigener und fremder Erfahrung heraus, daß das Leben heute der unverheirateten Frau in dieser Hinsicht ein bedeutendes Äquivalent für den sogenannten natürlichen Beruf bieten kann. Und ich sage noch weiter: selbst denen, die sich nicht für einen bestimmten Beruf entscheiden möchten, oder die bei innerlich unbefriedigenden Berufsarten Zeit etwa zu müßigem Nachdenken und mehr oder weniger berechtigten Klagen über die Leere des Lebens finden, kommt dieses Leben heute in einer besonderen Gestalt zu Hilfe. Oder besser gesagt: es naht ihnen als Hilfesuchendes — ich meine in Gestalt der sozialen Forderungen. Hier wird an alle Formen der weiblichen Tätigkeit appelliert; jeder Versuch zu helfen, auch der bescheidenste, dem durch Zeit und Kräfte Grenzen gesetzt wurden, ist willkommen. Anderseits aber stellt das soziale Leben auch die höchsten Anforderungen an die organisatorischen, ja schöpferischen Eigenschaften der Frauen; es ist vielfach durchaus auf sie angewiesen, denn auf manchen Gebieten hängt ein Fortschritt zu besseren Verhältnissen einzig und allein vom reformatorischen Eingreifen verstehender, liebender und verständig aktiver Frauen ab. Rosa Mayreder, eine der objektivsten und einsichtsvollsten Kennerinnen der Frau, schreibt einmal: „Die Aufgabe, in einer neuen Gesellschaftsordnung dem weiblichen Geschlecht eine andre Stellung zu erobern, muß von den Frauen selbst gelöst werden. Das ist die große soziale Mission jeder Frau.“ In diese Mission ist alles mit einzubeziehen, was sich daraus auch mittelbar für die Besserung gesellschaftlicher Notstände ergibt. Und mit Rosa Mayreder stimme ich ganz überein, wenn sie weiterhin ausführt, daß diese Mission der Verheirateten vorläufig nur unter besonders günstigen Umständen, daß sie also zunächst der Unverheirateten zufällt. Sie hat unstreitig mehr Zeit und mehr Kraft dafür einzusetzen; sie kann sich freier dem eigenen Instinkt überlassen und ihre Person ganz anders unter eigner Verantwortung ins Treffen führen. Wieviel ernstes Frauenwollen scheitert nicht heute — fast möchten wir sagen: lächerlicherweise — an den Ansichten, an der Stellung des Gatten, an seinem oft hemmenden Einfluß. So glaube ich, daß in dieser Übergangszeit die Unverheiratete weit weniger behindert soziale Vorurteile zerstreuen und Gegensätze überbrücken kann, als die Verheiratete. Und das Verstehen von Mensch zu Mensch über alle gesellschaftlichen Schranken, über konfessionelle und politische Gegensätze hinweg, bildet

Digitized by Google

die unerläßliche Grundlage für segensreiches soziales Wirken.

So glaube ich — es ist ja eine Art Glaubensbekenntnis, das ich Ihnen hier ablege —, daß man eben uns Unverheiratete als nicht zu unterschätzende Kulturfaktoren braucht. Das aber, meine ich, sollte diese alle, angesichts der namenlosen Leiden der früheren unnützen „alten Mamsellen" mit heller Freude erfüllen. Man braucht uns: darum weg mit den Klagen über ein verfehltes Leben! In einer Zeit, wo wir im vollen Sinne das Goethesche Ideal vom harmonischen Menschen erkannt haben, der über die ästhetisch-ethische Entwicklungsperiode hinweg zur praktisch-ethischen gelangt, ohne auf alles das zu verzichten, daran sein Inneres reifte; zu einer Zeit, da die ganze Skala dieser Entwicklungsmöglichkeiten auch von uns Frauen immer weniger behindert durchlaufen werden kann, halte ich es für eine Sünde gegen das Leben, von einem verfehlten Leben zu reden. Man braucht uns, darum ist es unsre Pflicht, dem Rufe zu folgen und uns jung zu erhalten in tätiger, schaffender Liebe. Im Grunde erwartet man ja wiederum das beste von unseren Fähigkeiten, lieben zu können: die Liebeskraft, die in jeder Frau als ihre beste Schaffensquelle verborgen ruht, darf heute überall frei werden.

Sie sehen, ich bin noch immer die alte Enthusiastin, auch heute mit grauem Haar. Und vielleicht sind Sie ein wenig schuld daran. Versuchen Sie nun bei Ihrer andern alten Schülerin Ihr Heil!

Anna Brunnemann

Zurück zu Chr. von Schmid?

Der Stadtschulinspektor Schmeel in Worms tritt in seinem für 1910 erstatteten amtlichen Jahresbericht für die Jugendschriften von Christoph von Schmid, Horn, Nieritz, Hoffmann, Glaubrecht (— „nicht zu reden von dem, was Frauen geschrieben hatten") mit einer Art wehmütiger Pietät ein. Wie er diese reaktionäre Neigung begründet, das wird alle überraschen, die über die Hauptfragen der seit einem Jahrzehnt mit so viel Hingabe geleisteten Jugendschriftenarbeit unterrichtet sind. Nämlich: das Auftreten der Schundliteratur fällt „zeitlich ungefähr mit der in Szene gesetzten Bekämpfung der »Jugendliteratur« zusammen". Ihr, die ihr in wachsender Sorge um das Wohl unsrer Jugend in unsren sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen allen den verwickelten Wurzeln nachspürtet, aus denen die Nickcarterliteratur ihr üppiges Wachstum saugt, ihr habt euch um ein Kolumbusei bemüht. Die Wormser zeigen's euch, wie einfach die Sache ist: „Die Folge (der Jugendschriftenbewegung) war, daß die Jugend, der man ihrem Geschmack zusagenden Lesestoff geflissentlich vorenthielt, sich ihn da verschaffte, wo sie ihn für ein paar Pfennige fand, in den Buden der Winkelbuchhandlungen." Freilich: „Was man an die Stelle des guten Alten zu setzen vermochte, war wenig oder nichts und wurde von der Jugend abgelehnt; denn mit »Pole Poppenspäler«, mit den »Kriegsnovellen«, dem »Waldbauernbub« und den »Hosen des Herrn von Bredow« reichte man nicht weit."

Dies alles zeugt von so wenig Kenntnis der Jugendschriftenbewegung, daß es an und für sich gar nicht lohnte, sich damit auseinanderzusetzen. Aber die Notiz ging durch mehrere angesehene Zeitungen, die sie, als von einer Schulbehörde ausgesprochen, unbesehen hinnahmen, und so wird es doch notwendig, den Wormser Autoritäten jene Kennt-

Digitized by Google

nisse zu vermitteln, die sie von Rechts wegen sich aneignen mußten, ehe sie ein mehr oder minder verantwortliches Urteil über eine verdienstvolle und noch immer kämpfende Bewegung aussprachen. Was den Wormsern offenbar als ganz richtige Erkenntnis vorschwebte, was dann aber in ihren Anschauungen so unglücklichen weil sachunkundigen Ausdruck gefunden hat: daß man die Schundliteratur nicht mit stoffarmen, die jugendliche Phantasie nicht genügend beschäftigenden Büchern bekämpfen könne — das ist eine nicht mehr ganz neue Erfahrung, die alle Prüfungsausschüsse unseres Wissens bei ihrer Wahl leitet; gerade die Beispiele, die der Wormser Lobredner vergangener Zeiten anführt, um die „Einseitigkeit" der Prüfungsausschüsse anzuklagen, beweisen unserm Empfinden nach das Gegenteil. Jedenfalls wissen wir sehr genau, daß die Jugend den „Waldbauernbuben", um ein Beispiel herauszugreifen, keineswegs „ablehnt". Und wenn die Wormser die von den Listen empfohlenen Bücher kurz und bündig „wenig oder nichts" nennen — dann kennen sie diese Listen einfach nicht, die wahrlich nicht einer Ergänzung durch Herzblättchenliteratur und moralische Geschichten bedürfen, um die Jugend zu fesseln! Wir raten noch einmal den Herren ganz entschieden an, erst die Arbeit der Prüfungsausschüsse und die neuen Sammlungen zur Bekämpfung der Schundliteratur (Die deutsche Jugendbücherei, die Quellen, die bunten Bücher, und neuestens: den Schatzgräber) genau kennen zu lernen, ehe sie das Urteil des Publikums durch eine Vermengung von richtigen aber durchaus nicht neuen Ansichten mit zwar neuen, aber durchaus nicht scharfsinnigen Behauptungen verwirren.

Ludwig Mahr

Der Verlag

bittet die Leser, die beigelegte Postkarte zur Mitteilung von solchen Abressen zu benutzen, unter denen eine Versendung von Probeheften gute Aussicht auf Erfolg hat. Den besten hat sie freilich immer, wenn gleichzeitig ein persönliches Wort der Empfehlung an den „Beschickten" abgeht.

Dann weist der Verlag darauf hin, daß diesem Hefte Titelblatt und Inhaltsverzeichnis für den letzten Vierteljahrsband des laufenden Jahrgangs beiliegt.

Auch ein Bestellzettel für Einbanddecken tut das. Sie werden in verschiedenen Ausführungen und zu verschiedenen Preisen geliefert; das Nötige darüber ist aus den Angaben auf dem Bestellzettel selber zu ersehn.

Vorwärts!

Strebe nach etwas Großem, strebe nach dem schwer Erreichbaren; es gibt nichts Großes, das leicht zu erreichen wäre. Beschränke deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren oder auch nur während deines Lebens erhoffen läßt. Fürchte nicht den Vorwurf der Donquichotterie oder des Fanatismus; hast du erst reiflich erwogen, was du unternehmen willst, und siehst du deinen Weg, und bist du überzeugt, das Rechte zu tun, so gehe vorwärts, und wär's mit Gefahr, zerrissen zu werden von denselben, durch deren gewandelte Herzen dein Vorhaben dereinst vollendet werden wird.

Strebst du nach etwas Edlem und erreichst du es, dann wirst du gewöhnlich noch vieles andere gleichzeitig mit erreicht haben. Gute und edle Dinge, an die du gar nicht gedacht hast, werden nebenbei gewonnen sein.

John Stuart Mill

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Der Leitaufsatz dieses Heftes spricht von Vorkämpferwerken und Begleiterwerken und davon, daß unsres Erachtens den Vorkämpferwerken in der „Kunsterziehung“ von heute vielfach eine falsche Rolle gegeben wird. Karl Holleck-Weithmanns Bild vor unserm Hefte ist durchaus kein Vorkämpferwerk. Es zeigt oder erstrebt in keiner Beziehung etwas wesentlich „Neues“. Dafür ist es geeignet, das Stückchen Welt, das er voller Liebe schildert, so sehen, so lieben zu lassen, wie es eigentlich jeder sehen und lieben kann, der sich bemüht, es durchs Auge und doch innerlich kennen zu lernen. Ein Stück Lüneburger Heide! Möge von ihrer herrlichen Ursprünglichkeit trotz Bohrtürmen und sonstigen Errungenschaften der Neuzeit so viel wie möglich erhalten bleiben!

„Vorkämpfer“-Charakter hat in weit höherem Maße der Steindruck von Martha Cunz. Leiser Nebel nur im Vordergrund, daß man durch ihn hindurch die fernen Berge noch sehen kann. Der Natureindruck vereinfacht auf nicht mehr Töne als zwei. Da kann nicht jeder gleich mitgehen, viele wird das Bild zunächst befremden. Wenn keine Vorurteile mitsprechen, aber in Wahrheit nur zunächst. Bald wird, besonders, wer die Alpen näher kennt, die Größe dieses leisen Natureindrucks nachfühlen, und dann wird er dessen inne werden, wieviel die kunstvolle Vereinfachung, wieviel dieses scheinbare Mindestmaß der aufgewandten Kunstmittel dazu beitrug, eben diesen Eindruck von Größe zu übertragen. Er braucht nur an die übliche Verkaufsware von „Alpenbildern“ zu denken, diese Gipfel- und Gletscherarrangements, die in aller ihrer Deutlichkeit doch keinen Hauch von Größe haben.

Und nun drei Blätter nach Adolf Schinnerer. Das Lob dieses „neuen Mannes“ ist im zweiten Oktoberheft (XXIII, 2) schon geschrieben worden, heut gilt es im wesentlichen nur, mehr von ihm zu zeigen. Das gilt es aber auch, denn hier ist wirklich wieder mal einer, auf den das Wort zutrifft: „Seht ihr ihn nicht, so seht ihn an, bis ihr ihn seht.“ Allen Respekt vor der Arbeit um neue, im engern Sinne künstlerische, um artistische Aufgaben und freundliches Händeklatschen bereitwillig schon dem, der durch besonders feine Geschicklichkeiten der Hand unser Auge erfreut. Wenn aber das artistische Problemlösen und das feine Virtuosentum auch im Bewußtsein des Volkes zum Selbstzweck wird, wenn wir nach ihm den Wert der Kunstwerke überhaupt einschätzen, dann halten wir den, der am elegantesten reden kann, ohne weiteres auch für den, der das Beste zu sagen hat, und das ist denn doch wohl eine kleine Verwechslung. So sonderlich es klingt: diese Gefahr besteht aber. Sie ist heraufgeführt bei den einen durch die Unfähigkeit zwischen Inhalt, will sagen: Stoff, und Gehalt, will sagen: Wert der Durchgeistigung zu unterscheiden. Und bei den andern durch die Überbewertung des Artistischen, als läge bei dem der Segen allein. So sieht heute jeder auch bei Schinnerer die Naivitäten, Mängel, Ungeschicklichkeiten des Könnens, nicht aber jene Feinheiten des Gefühls, die ihn als durchaus selbständigen Erben des Geistes erkennen lassen, der in den besten älteren deutschen Künstlern, man denke nur an Schwind, Richter und Thoma, lebt.

Digitized by Google

Wir können die Blätter ganz ohne Rücksicht darauf betrachten, in welche der Zyklen sie gehören, von denen in unserm zweiten Oktoberhefte die Rede war. Das rosenbekränzte Schiff mit dem Liebespärchen auf dem lachenden See, vorn drauf der verträumte Amorbub, hinten der grämliche Tod — komm zu deinem eigenen Vorteil, geehrter Beschauer, dem Radierer entgegen und *sieh* den holden Sonnenschein auf den beiden Gesichtern, dann braucht das Ganze keinen Kommentar. Der am Schreibtisch, zu dem das Glück kommt — sagen wir: du hast Raabe oder Storm gelesen, *fühlst* du dann das Bild nicht? Schließlich der Akt der Mutter mit ihrem Kind — liebe Lex Heinze-Leute, die Nacktheit ist's wirklich nicht, was unanständig macht! Es gibt hunderttausend Akte, die raffinierter und immerhin auch tausend, die besser gezeichnet sind. Gibt es viele, welche Mutter und Kind nur beieinander aber ganz beieinander in aller Hüllen-, in aller Flitterlosigkeit, in aller schlichten Gottgeschaffenheit so einfach, so rein, so naturgewachsen *schauen* lassen? Schauen heißt ja im alten Sinne: *fühlend* sehn.

Marie Müllers Bildnis der Baronin von Ebner-Eschenbach haben wir den Kunstwartlesern im ersten Aprilheft 1907 (XX, 13) schon einmal gezeigt. Zu Ehren der greisen Dichterin geben wir es heute nochmals wieder.

Aber die Bilder von *Hermann Zerweck*, die der Text bringt, spricht ein kleiner Rundschaubeitrag. A

Infolge eines Mißverständnisses ist im vorigen Hefte statt des norwegischen „Trutzliedes" das altdeutsche Volkslied vom „feinen Reiter" als Notenbeilage gekommen. Das Lied, das aus dem 16. Jahrhundert stammt, spricht in seiner Weise für sich selbst. Zum Verständnis des Textes sei nur bemerkt, daß der feine Reiter das Mägdlein als echter Don Juan („Komm auf mein Schloß mit mir") überredet hat, ihm zu folgen. Aber das Mägdlein ist klug, kriegt es heraus, daß der Reitersmann gar kein Schloß hat und sie nötigt ihn, sie wieder freizugeben. — Dem Trutzlied fügen wir ein zweites norwegisches hinzu, eine Freiheitsballade voll markiger Kraft. Ihr Alter läßt sich allerdings nicht genau bestimmen. Jedenfalls ist sie ein Zeugnis, wie sich im Norden Nationalbewußtsein und Unabhängigkeitssinn so völlig phrasenlos, schlicht und wahr kundzugeben wissen. So lapidar wie der Text ist auch die Weise. Hart, gleich Felsen, scharf wie ein Axthieb. Und alles durchweht von jener großartigen Monotonie, die ebenso ein Abbild der erhabenen Bergnatur ist wie des unerschütterlichen Gemütszustandes ihrer Bewohner. Man vergleiche dieses Lied mit andern von politischer Erregung durchbebten Gesängen anderer Nationen, um sich seines Charakters bewußt zu werden. Wie kurz, knapp, ohne moderne „Sensation" und Hurras, mit sparsamen, aber ungemein bezeichnenden Gebärden äußert sich hier ein tiefes, glühendes, vaterländisches Empfinden. Am nächsten stehen dem Liede etwa die altniederländischen des Adrian Valerius. Aber sie haben schon einen rascheren Pulsschlag, eine nervösere Geste, ein bunteres Kolorit. A. J. Boruttau hat die Melodie mit einer von Strophe zu Strophe wechselnden und charakterisierenden Klavierbegleitung versehen. B

Digitized by Google

Zum vierundzwanzigsten Jahrgang

Für dieses Schlußwort des Jahrgangs gehört sich uns Schreibern des Kunstwarts immer wieder: Dank und Bitte. Dank dafür, daß die Freunde uns wieder ein Jahr lang treu geblieben sind, Bitte darum, daß sie uns treu bleiben und uns neue Freunde gewinnen mögen auch im kommenden, falls ihnen unsre Sache nach wie vor der Förderung wert scheint.

Aber eine neue „Farbe" hat Dank und Bitte diesmal. Die Erweiterung des Kunstwarts hat uns zu neuen Erfolgen, sogar zu ziemlich unerwarteten, geführt — war es unserm Ehrgeiz bloß darum zu tun? Nein! Unsre Zeitschrift war auch vor drei Jahren schon ein „alteingesessenes Blatt" mit „festem Leserkreis", wir hätten nur brav danach hinzuhören brauchen, was den Leuten „aus der Seele gesprochen" schien, so konnten wir in behaglichem Weiterplaudern „auf unsern Lorbeeren ausruhn" und „neuen Zuwuchses" doch ziemlich sicher sein. Nur, daß schon diese Phrasen darauf hindeuten, was solch ein „Behagen" bedeutet hätte: ein Stehenbleiben, ein Stockigwerden, sagen wir's derb süddeutsch: ein Vertrotteln unsres Blattes. Der Weg des Lebens, auf dem es einer der Führer war, zeigte: hier geht's bergauf, aber steil; wenn wir vorwärts wollten, mußten wir versuchen, bergauf zu kommen. Also versuchten wir's, in Achtung vor unsrer eigenen Arbeit, also auch in Achtung vor denen, welchen sie galt. Seitdem sind wir wieder im Steigen. Daß uns auch bei dieses Steigens Mühe die alten Freunde zur Seite blieben, dafür gehört ihnen diesmal das Besondre in unserm Dank.

Denn wir mußten ihnen bisher viel zumuten. Erstens: gelegentlich Aufsätze, die jede andre ähnliche Zeitschrift abgelehnt hätte, weil sie „langweilig" seien, die zudem „schulmeisternd" waren — keine Amüsieraufsätze nämlich, sondern solche, die ernsthaft zu denken oder ganz schlicht: zu lernen gaben. Zweitens: Aufsätze, die in viel höherm Maße als bisher die selbständige Kritik der Leser verlangten, Beiträge, über deren Inhalt wir selbst gar kein Urteil beigaben, weil sie oft uns selber gegen den Strich gingen, Meinungsäußerungen, die zeigen sollten, wie andre denken. Es war ein Aufstieg durch sich dehnende Kornfelder, deren Ähren einem mitunter über die Augen hoch standen, auch durch Kartoffel- und Krautäcker, an viel Fabrik- und Bergwerkschloten vorbei, durch Nutzforste und auch über Geröll, unter dem man die Wasserläufe mehr ahnte als sah, die weiter drunten die Mühlen drehn. Es liegt nun einmal im Wesen des Steigens, daß es mehr als das Schlendern anstrengt. Wie sonst hätten wir Überblick gewinnen können? Ich frage die vielen, die diese letzten Jahre arbeitfroh mit uns gegangen sind: bereuen sie's? Oder haben auch sie das Gefühl, das wir Schreiber haben: wir sehen nun Wege durchs Ganze gehn, naturgeschaffene und kulturgemachte, die verbinden, was uns getrennt schien. Auch was uns Heimat war: die edle Siedlung der Kunst selber, wir sehn sie nun anders, weil wir sie im Ganzen sehn.

Unsre Aufgaben im Ganzen des Lebens zu sehn, dazu sollten

Digitized by Google

alle jene Aufsätze oft nüchterner Art uns helfen, und dazu haben sie geholfen. Die Anmaßung der Pfuscherei und Halbbildung soll uns fern bleiben: wir denken nicht daran, uns selbst als Kenner, wohl gar als Autoritäten aufspielen zu wollen auf all den Gebieten, auf denen wir uns jetzt von Fachleuten dies und jenes Wichtige zeigen lassen. Immer wieder betonen wir, um was es allein sich uns handeln kann: um das Erkennen und Erfühlen von Zusammenhängen. Wenn wir's ernst damit meinten, den Ausdruck zur Erkenntnis des Seins und damit zur Kontrolle auf die Gesundheit und Kraft dieses Seins zu betrachten, so ging das eben nur aus einer weiter umfassenden Schau, als der von ehedem.

Nun dürfen wir auf leichteren Weiterweg hoffen. Die Hauptsteigung ist überwunden; wir schreiten fortan in höherer Lage, aber auf ebneren Pfaden. So können wir auch manchem wieder mehr Aufmerksamkeit, mehr Kraft zuwenden, was ein paar Jahre seitab bleiben mußte. Freude wird unsern Lesern beispielsweis die Ausbildung der Noten und der Bilder im neuen Jahrgange machen. Wenn der Kunstwart schon jetzt von allen Blättern, die so wenig kosten, als das einzige auch Steindrucke und dergleichen mitgibt, so wird er bald auch Reproduktionen in einer ganz neuen Technik bringen und zwar als erste Zeitschrift in der Welt. Dieses nicht Renommierens wegen, sondern um auch fürs Technische zu beweisen: wir rosten nicht.

Derweil bleibt auch die Kunstwart-Arbeit außerhalb des Kunstwarts weiter im Marsch. Am Ausbau der Kunstwart-Unternehmungen wird ohne Unterbrechung gearbeitet. Dem Dürerbund sind durch den Eintritt großer Verbände nun so viel Freunde unsrer Kultur angeschlossen, daß er jetzt im Namen von mehr als 300000 deutschen Kulturfreunden handelt. Es geht mit unsrer Sache vorwärts.

Ferdinand Avenarius

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MARIE MÖLLER

Marie v. Ebner-Eschenbach

Digitized by Google

Digitized by Google

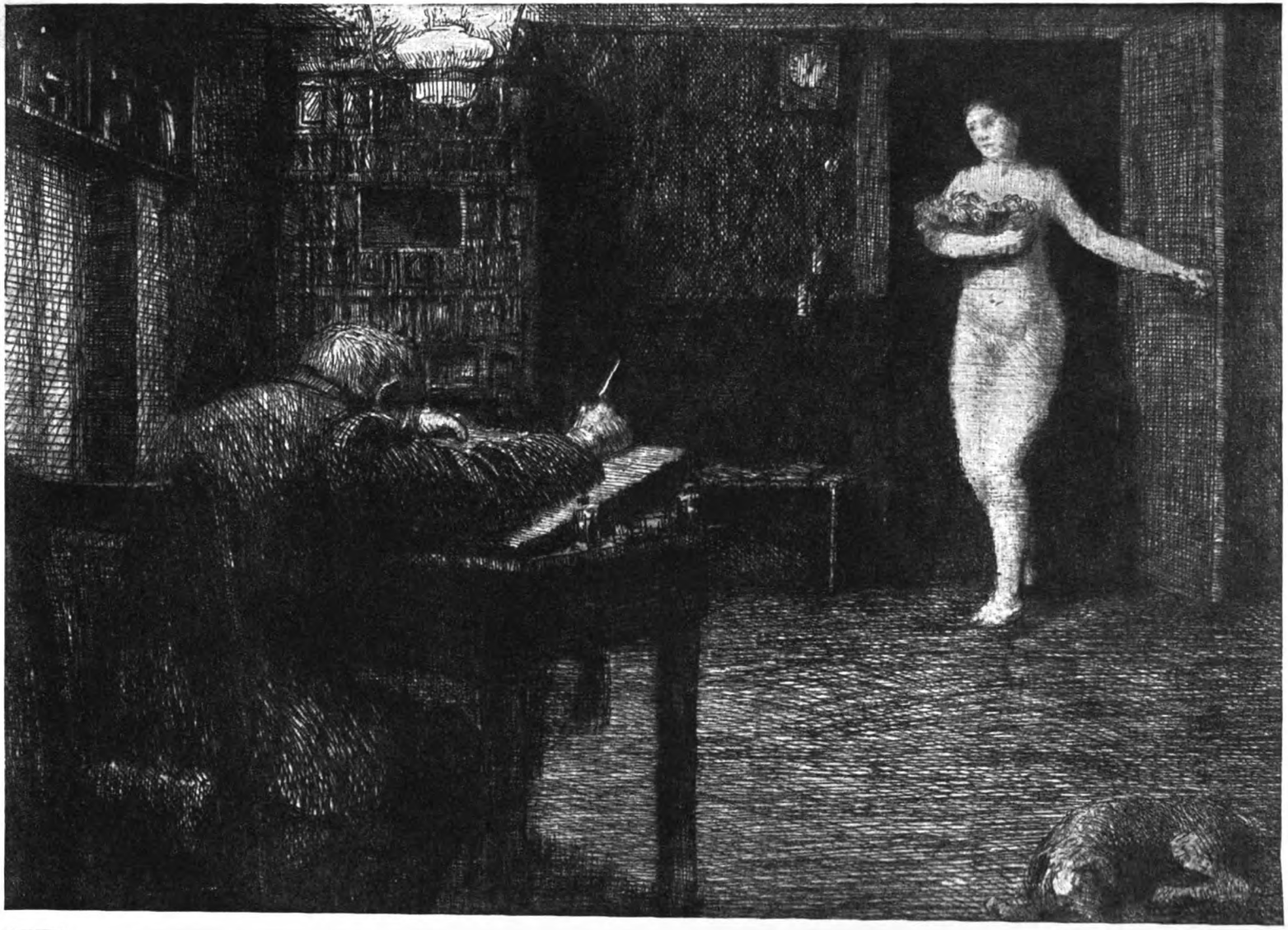
Digitized by Google

Digitized by Google

ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

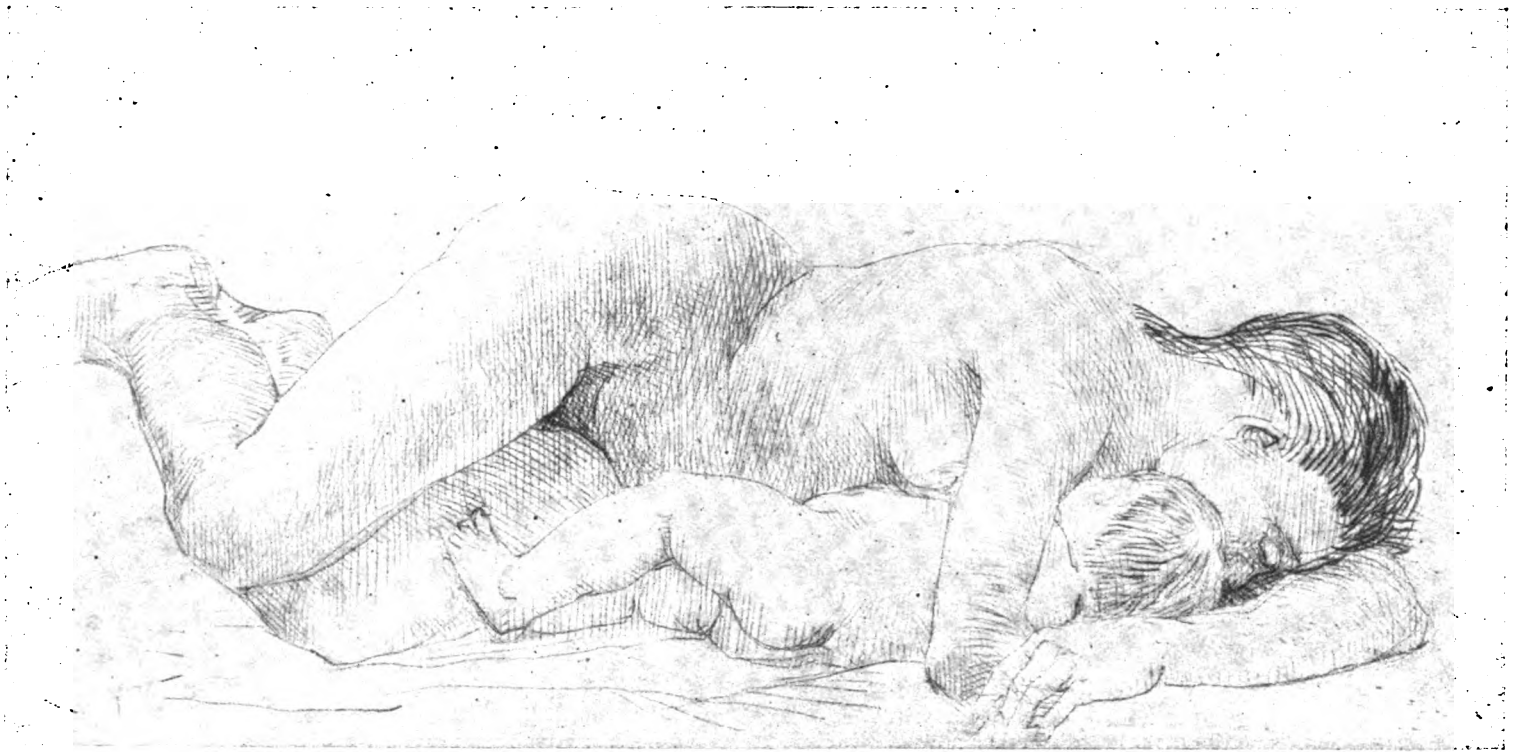
Digitized by Google



ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

Digitized by Google



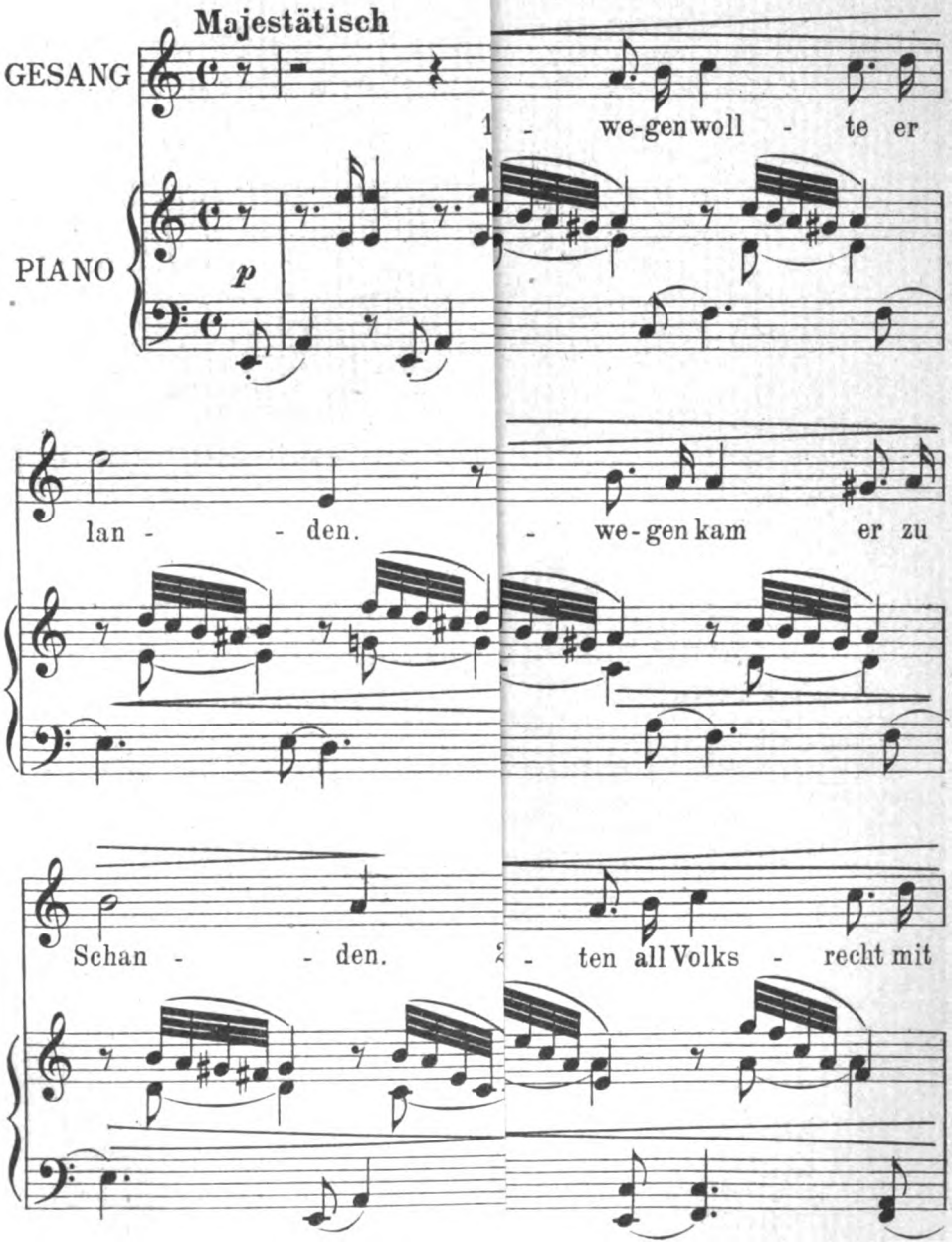
ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

Digitized by Google

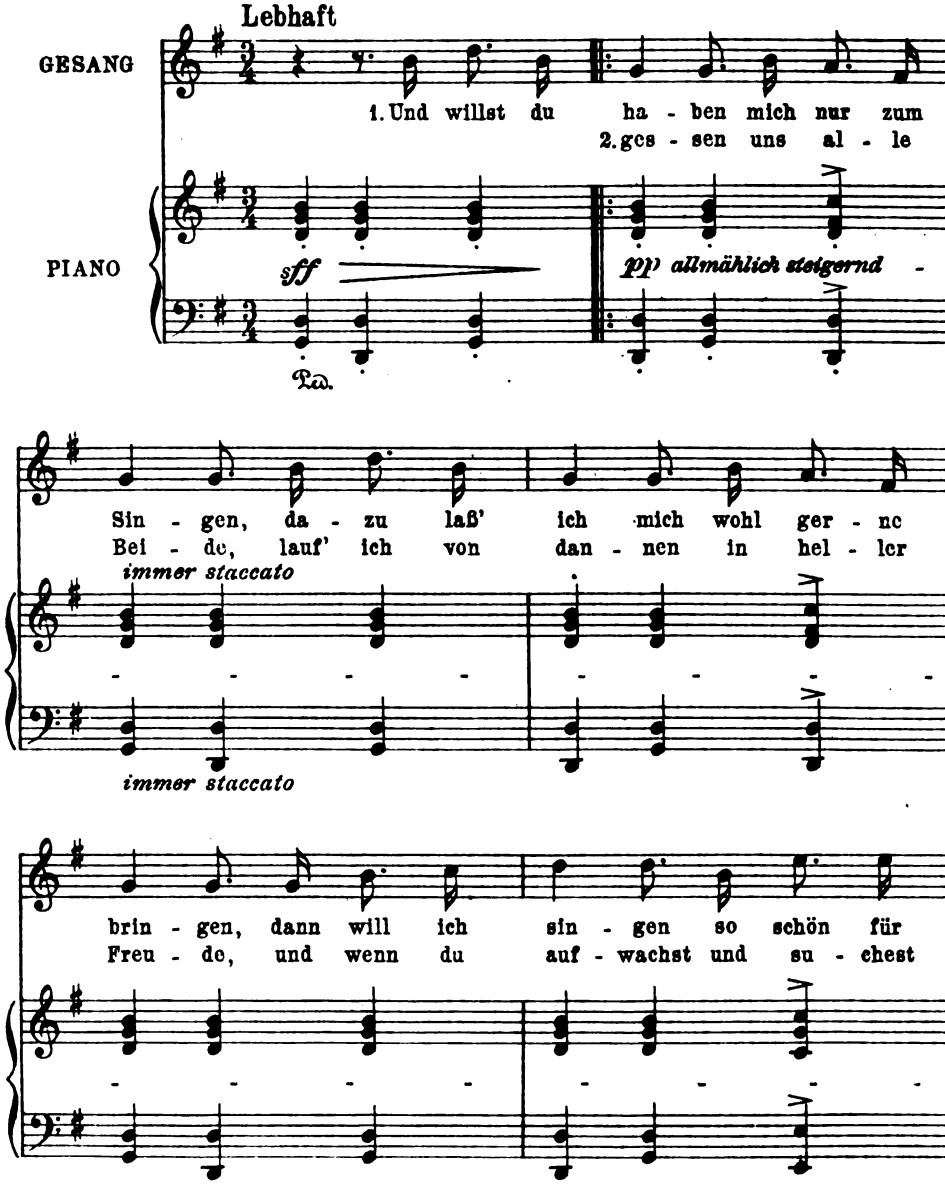
SE (Norwegische Volksballade)

Deutsch und gesetzt von
ALFR. JUL. BORUTTAU



Digitized by Google

TRUTZLIEDCHEN



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google